This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

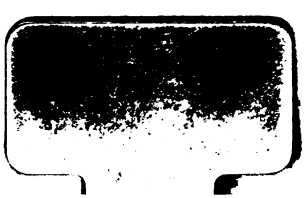
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. Per. III 5/8



Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1861.

Nürnberg.
Bauer & Raspe.
1861.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 2 JUL 1963
OXFORD
LIBRARY

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Prosaische Aufsätze.

Ueber das Beowulflied. Von Wilhelm Vollmer. 1

Ueber Shakespeare's Timon. Von Dr. Heinrich Wölffel . . . 47

Aus der alten Gesellschaft. Von Dr. Johannes Müller . . . 85

Schillers lyrische Dichtungen beleuchtet von J. L. Hoffmann . 112

Ueber Ludwig Richters Holzschnitte von Wilhelm Heinrichsen 259

Gedichte.

Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Akten von Adolf Pichler . 1

Festode zu Philipp Melanchthons 300jährigem Todestag von Dr. Heinrich Wölffel 69

Eine Nacht aus der Heimath. Von Dr. K. Ebersberger . . 73

Prosaische Aufsätze.

Ueber das Beowulflied

von

Wilhelm Vollmer.

Eines der älteſten und zugleich der herrlichſten Denkmäler deutſcher Poeſie, deutſcher Sitte und Geſinnung, deutſchen Volks- und Helbenlebens iſt uns in einem angelſächſiſchen Gedicht aufbewahrt, das zunächſt die Thaten eines geatiſchen Helden feiert, aber in ſeinem Rahmen faſt ſämmtliche Völkerſtämme, die auf der cimbriſchen Halbinſel und an der Oſt- und Nordſee wohnten, umfaßt. Während nämlich der am Meiſten verherrlichte Stamm der Geaten in den Gothen zu ſuchen iſt, welche beinahe den ganzen Süden und Weſten des heutigen Schweden inne hatten und um den Wetterſee wohnten, wovon ſie in unſerm Gedicht vorzugsweiſe die Weder-Geaten genannt werden, meldet das Lied uns auch von den nördlich von den Geaten wohnenden Schweden, von den Dänen, von den Jüten, den Wendeln (Vandalen), den Headhobarden, worunter wohl die Longobarden zu verſtehen ſind, und von den Hugen (Chaukern) und Frieſen, welche die Küſtenlande von der Elbe bis an die Maas bewohnten; und damit auch der Zuſammenhang mit dem innern Deutſchland hergeſtellt ſei, werden zweimal in unſerm Gedicht die Franken in Verbindung mit den Frieſen genannt. Wenn auch der Name der Angeln, die zwiſchen Jüten und Sachſen ihre Sitze hatten, nicht vorkommt, ſo nennt doch das Lied den Offa, einen ihrer berühmteſten Könige. Aus der Mitte dieſer nord-

deutschen Völkerstämme erfolgte bekanntlich um das Jahr 450 n. Chr. jener weltgeschichtliche Zug über's Meer, der dem durch innere Parteizwistigkeiten in sich gespaltenen und herabgekommenen Britenvolk in wenigen kräftigen Germanenschaaren neues Leben zuführen und den Grund zu der großen Zukunft jenes Landes legen sollte: der Auszug der Angeln und einer Anzahl Jüten und Sachsen nach Britannien. Aus den alten Wohnsitzen brachten die Eingewanderten ihre alten Erinnerungen, ihre Stammsagen mit den Geschlechtstafeln ihrer Könige in die neue Heimath mit, und hier erhielten sich die Götter- und Heldengeschichten, ihrem natürlichen Boden entrissen, fast gänzlich rein und unvermischt und gingen in der altvererbten Form der Ueberlieferung, als Lied, von Mund zu Mund. So ging es auch mit der sagenhaften Geschichte von Beowulf, deren Schauplatz die verlassenen Stammsitze der Eingewanderten waren und die, als sie schließlich um's 8. Jahrhundert aufgezeichnet wurde, wohl nur geringe Abänderung erfuhr, außer daß, bei dem unterdeß vollzogenen Eintritt der Angelsachsen in's Christenthum, der christliche Bearbeiter die heidnischen Götternamen und Götterbeziehungen getilgt, da und dort ein christliches Gebet eingeschoben oder eine christliche Färbung aufgetragen hat. Doch ist dadurch der Fortgang der Begebenheiten in keiner Weise gestört oder sind selbst die Spuren des Heidenthums so vermischt worden, daß sie nicht mehr unter der oberflächlichen Hülle verfolgt und entdeckt werden könnten. An Beziehungen auf die englischen Verhältnisse der Angeln und Sachsen mangelt es gänzlich, und da das Gedicht sich in mancher Hinsicht ergänzend an deutsche Geschichte und Sage anschließt, auch, wie ich später nachweisen werde, zu dem berühmten Buch des Tacitus über germanische Vorzeit die schlagendsten Belegstellen an die Hand gibt, so ist die deutsche Literaturgeschichte berechtigt,

dasselbe als ein Erzeugniß deutschen Geistes in vollem Umfang für sich in Anspruch zu nehmen.

Das Gedicht, von dem leider nur Eine, mehrfach lückenhafte Handschrift auf die Nachwelt gekommen, ist im angelsächsischen Dialekt abgefaßt, jenem Zweig des großen germanischen Sprachstammes, der, aus den Mundarten der eingewanderten deutschen Stämme hervorgegangen, die Sprache der neuen Eroberer Britanniens bildete und aus dem später, unter dem Einfluß und der Beimischung normännisch-französischer Elemente, sich die jetzige englische Sprache gestaltete. Das Lied ist ohne strophische Gliederung alliterirend oder in Stabreimen gedichtet. Während der Endreim auf dem Gleichklang der Sylben beruht, fordert der Stabreim den Gleichklang des Anlauts. Diese Form der Poesie, welche noch jetzt in kurzen, meist aus uralter Zeit sich herschreibenden Redensarten in Gebrauch ist, wie z. B. in „Land und Leute," „Haus und Hof," „Nacht und Nebel," „Wind und Wetter", u. a. m., ist die alte Form, in welcher unsere deutschen Voräktern ihre Götter- und Heldensagen einander überlieferten, und in ihr sind alle ältern, dem großen germanischen Völkerverband angehörigen Sprachdenkmale gedichtet. So ist die ältere Edda in Stabreimen abgefaßt, so ist, um die spärlichen Ueberreste, welche uns von dem reichen Liederschatz unserer Vorfahren übrig geblieben sind, namhaft zu machen, im Hildebrandslied, im Wessobrunner Gebet, in den Merseburger Zaubersprüchen, in dem unter dem Namen „muspilli" bekannten Bruchstück über das jüngste Gericht die Alliteration angewendet. Mit den sich reimenden Sätzen, für die unser durch das moderne Reimgeklingel verwöhntes Ohr freilich nicht mehr recht empfänglich ist, gingen dem Deutschen seine uralten, in denselben Alliterationen sich bewegenden Lieder von seinen Göttern und Volkshelden auf, und während auf

der einen Seite ein gottbegeisterter Altsachse seinen Landsleuten die frohe Mär' vom Heiland, vom „Friedekind Gottes", in dieser alten heidnischen Form vermittelte und ihnen gewiß recht bald lieb und werth machte, läßt sich auf der andern Seite begreifen, wie die für die Ausrottung heidnischer Erinnerungen eifernde gelehrte Geistlichkeit dem deutschen Volke mit einem andern Inhalt auch eine andre Form seiner Gesänge zu geben bemüht war. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an das von einem fränkischen Geistlichen in Endreimen abgefaßte Ludwigslied und an die von dem Weißenburger Mönch Otfried ebenfalls in Endreimen gedichtete, unter dem Namen „Kriſt" bekannte Geschichte des Lebens Jesu.

Nach dieser Einleitung will ich nun versuchen, Ihnen den Inhalt des Gedichtes, das den Gegenstand meines Vortrages bildet, in einem kurzen Ueberblick vorzuführen: ich werde mich dabei möglichst an die Ausdrucksweise des Originals anlehnen, muß aber im Hinblick auf die meinem Vortrag gezogenen Grenzen leider darauf verzichten, auch die geschichtlichen Episoden, deren Weglassung indeß den epischen Fortgang des Gedichts in nichts beeinträchtigt, mehr zu berücksichtigen, als es zu meinem Zweck, Sie auf die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten des Gedichts aufmerksam zu machen, dienlich ist.

In der Vorzeit Tagen herrschte über die Dänen ein mächtiger König, Hrodgar. Er war aus dem fürstlichen Geschlecht der Skyldinge, deren Ahnherr einst als Kind in einem mit Waffen und Schätzen wohlausgerüsteten Schiff auf geheimnißvolle Weise in's Land gekommen war und der, als er gestorben, nach eigener Anordnung wieder in ein Schiff gelegt und der Meerfluth überlassen wurde, ohne daß jemals ein Mensch erfahren hätte, wer die sonderbare Ladung in Empfang genommen. Hrodgar erscheint mit allen Herrscher-

tugenden eines germanischen Fürsten ausgestattet; gern gehorcht ihm, dem haargrauen Heerkönig, eine treue Gefolgschaft edler Männer, während weise, hocherfahrene Rathgeber ihm zur Seite stehen. Er ist der beste Weltherr, der angesehenste Hochkönig von allen, die zwischen den beiden Meeren — der Nord- und Ostsee — Ringe vertheilen. Da ihm frühe schon Kampfglück beschieden gewesen und er dadurch reich und mächtig geworden war, beschließt er, auf außerordentliche Weise den Ruf seiner Freigebigkeit, der höchsten Fürstentugend, für alle Zeiten sicher zu stellen: es kam ihm in den Sinn, erzählt das Lied, eine Trink- und Freudenhalle, einen mächtigen Methsaal, zu bauen — einen Königsbau, dessen Gleichen niemals noch vernommen worden, und darin in Lust und Freude an Alt und Jung Alles zu vertheilen, womit Gott ihn so reichlich gesegnet. Von weit her wurden Bauleute aufgeboten, diese Gabenhalle zu zimmern und zu zieren. Auf einer Anhöhe erhob sie sich, glänzend im Goldschmuck, das am Weitesten berühmte Haus unter dem Himmel, und über viele Länder leuchtete deren Lichtglanz. Heorot (Hirsch) hieß der gabenmilde Herrscher diese Halle, weil sie sich durch hohe, herrliche Zinnen (Hörner) auszeichnete. Da war nun Jubel jeglichen Tag in dem Goldsaal von Heorot: auf den Aelbänken saßen und tranken die kampfberühmten Recken, Harfen erklangen, und sagenkundige Sänger priesen die Heldenthaten des Königs und seiner Ahnen. Aber nicht allzu lange sollte dieses Freudenleben dauern. In einem benachbarten düstern Moor haust ein grimmes grauenvolles Wesen, ein riesiger Unhold, der mit dem übrigen Geschlechte der Thyrsen, Jothen und Elben von Kain entsprossen ist und den Gott unter nebelumdüsterte Klippen und in sumpfige Abgründe verstoßen hat. Der laute Jubel der Helden in Heorot bringt auch in die grauenvolle Einöde Grendel's, des Gottverhaß-

ten, und erregt dessen höllische Wuth. Mit Einbruch der Nacht macht er sich auf, bricht in die Halle ein, in der die Dänen nach dem Biergelag sich sorglos dem Schlaf überlassen hatten, raubt 30 Helden Hrodgar's vom Ruhebett, tödtet sie und eilt mit der blutigen Beute heim in seinen Bau. Mit Wehgeschrei füllt sich die Halle, mit unfrohem Herzen sitzt der König da und trauert um seine treuen Diener. Aber wieder in der nächsten Nacht naht sich der Höllenknecht, der haßvolle Heerwolf, und vollführt noch mehr des Mordübels. Da hat der Jubel ein Ende, und das Haus der Freude ist ein Trauerhaus geworden. Oft erboten sich Helden, den grausen Gast zu bestehen, aber am Morgen waren sie verschwunden, waren die Bankdielen mit Blut begossen, mit Schwertes Naß beronnen. So wüthet unaufhörlich der Unhold, der unheimliche Todesschatten: bald wagt Niemand mehr, in Heorot zu bleiben, da weit und breit in Liedern kund wird, wie der Mordgeist Grendel dessen schatzbunten Saal in schwarzen Nächten bewohnt. Zwölf Winter dauert so das Weh, dem freundlichen Hrodgar zum nagenden Herzkummer, seine weisen Berather wissen keine Hilfe, und umsonst werden den Göttern Opfer gebracht.

Da hört ein fremder, junger Held von dieser Noth. Es ist Beowulf, der Neffe und Gefolgsmann des Geatenfürsten Hygelak. Beowulf's Vater, Ecgtheow, ward einst dem Dänenkönig Hrodgar zu Dank verpflichtet, und da es eine Gelegenheit gibt, Ruhm zu erwerben, entschließt sich der junge Geatenheld, dem bedrängten König zu Hilfe zu kommen. Schon in früher Jugend ein unübertroffener Schwimmer, hatte er im Meer Kämpfe mit Ungeheuern bestanden, war nach dem König, seinem Oheim, der geehrteste unter den Geaten und weit und breit berühmt über den Mittelkreis und unter dem Lauf des

Himmels. Er läßt ein Schiff, einen raſchen Wogengänger, rüſten und fährt mit 14 auserleſenen Geaten über den Wallfiſchpfad, den brandenden Sund, zu Hrodgar. Als ſie am Ziel ihrer Fahrt angekommen, erblickt von der Höhe der Holmklippe herab der däniſche Strandwart die geatiſchen Seefahrer, befragt ſie um die Abſicht ihres Kriegszuges und geleitet ſie, nachdem er befriedigende Antwort erhalten, auf den Weg nach dem Königspalaſt. Nachdem die fremden Gäſte, welche mit Gold verzierte Eberbilder auf den Helmen tragen, Heorot's anſichtig geworden, verläßt ſie der Küſtenwächter. Ein bunt gepflaſterter Weg führt ſie zur Halle, klirrend ſchreiten ſie dahin in ihren Eiſengewändern, und als ſie den Prachtbau erreicht, lehnen ſie die Schilde an die Saalmauer und ſtellen die eſchenen Kampfgeere nach Kriegerbrauch in einen Haufen zuſammen. Da tritt ihnen ein ſtolzer Held, Wulfgar, ein Stammhäuptling der Wendelu, Hrodgar's Herold und Amtmann, entgegen und fragt ſie um Herkunft und Abſicht. Ebenſo ſtolz antwortet Beowulf, er und ſeine Mannen ſeien Hygelak's Herdgenoſſen, ſein Name ſei Beowulf, und ſein Anliegen wolle er ſelbſt dem Obherrn der Dänen, dem Helm (Schirmherrn) der Skyldinge, vorbringen. Wulfgar geht zu ſeinem Gefolgsherrn, ſtellt ſich nach höfiſcher Sitte an deſſen Achſel und trägt ihm das Geſuch Beowulf's vor. Hrodgar erinnert ſich dieſes jungen Helden, deſſen Vater er einſt Schutz gegen die Blutrache der Wylfinge verliehen und von dem geatiſche Seefahrer erzählten, daß er die Kraft von 30 Männern in ſeinem Handgriff habe. Ein freudiges Ahnen, daß der junge Beowulf ihn von der Landplage befreien, Heorot von dem Mordgeiſt ſäubern und ſo ihm, dem Dänenkönig, noch einmal in ſeinem Alter fröhliche Tage bereiten werde, bewegt mächtig das Herz des grauen Volkskönigs, und er befiehlt

Wulfgar, den Beowulf und die Schaar seiner Sippen willkommen zu heißen. Da schreiten die Geaten, nachdem sie einen Wächter bei ihren Schilden und Geeren gelassen, in Hrodgar's Gemach; ihr Führer Beowulf stellt sich vor dessen Hochsitz, begrüßt den vielgeprüften Herrscher und erzählt ihm, er habe durch Seefahrer von Grendel's Verwüstung gehört, und wie Heorot, die prächtige Gabenhalle, eitel und unnütz geworden. Da habe er, der schon in der Jugend das Geschlecht der Riesen gelichtet und Nachts in den Wogen 5 Nichse erschlagen habe, beschlossen, allein mit Grendel Ding zu hegen (in's Gericht zu gehen) und Heorot zu reinigen. Nur um Eines bitte er, daß er nämlich das grimme Unthier allein mit seiner Edelinge Schaar, die er hiehergeführt, bestehen dürfe. Und da er gehört, Grendel könne nicht durch Waffen verwundet werden, so schwöre er bei der Huld seines Lehnsherrn, daß er ihn ohne Schwert und ohne Schild, bloß mit dem Griff der Hand erwürgen wolle. „Sollte mich aber, schließt Beowulf seinen Ruhmspruch, die Norne wegraffen, so brauchst du, edler Fürst, nicht länger für meines Leibes Nahrung zu sorgen. Dann sende meinen Panzer, die beste aller Brünnen, die je eine Brust beschirmt, ein Werk des kunstreichen Schmieds Wieland und ein altes Erbstück meines Geschlechts, an meinen Oheim Hygelak." Bei dieser kühnen Rede athmet Hrodgar auf, er rühmt Beowulf's Vater und erzählt in der breiten, weitläufigen Weise des Alters von Grendel's Unthaten; hierauf bittet er den Geatenfürsten, sich zur Mahlzeit in die Halle zu setzen und dort froh mit den Helden zu zechen. Der Schaar der Geatenleute wird nun im Biersaal eine Bank geräumt, ein ritterlicher Kämpe geht mit gefülltem Aelkrug umher und schenkt den Helden klaren Süßtrank ein. Da erhebt sich wieder Jubel unter den

Dänen, und die Wedergeaten stimmen fröhlich mit ein. Nur ein übermüthiger Däne bringt für kurze Frist einen Mißton in die allgemeine Freude. Es ist Hunferd, der zu den Füßen Hrodgar's sitzt und der aus Neid und Aerger über Beowulf's Seereise und aus Eifersucht über den Ruhm, den dieser sich erwerben will, Kampfrunen gegen ihn entbindet. „Bist du der Beowulf — fragt er ihn, — der einst mit dem Brondingfürsten Breka beim Eisgang des Winters ein Wettschwimmen hielt im Sunde sieben Tage und sieben Nächte lang, bis er im Schwimmen dich besiegte? Bist du dort unterlegen, wie kannst du es jetzt mit Grendel aufnehmen?" Aber Beowulf erwidert: „Fürwahr, Freund Hunferd, viel redest du, vom Biere trunken, durcheinander. Wohl habe ich im Meerkampf mehr vollbracht, denn ein anderer Mann. Noch jung an Jahren, beschlossen wir, Breka und ich, in wogender See unser Leben zu wagen. Das entblößte Schwert in der Faust, um uns gegen die Wallfische zu wehren, ruderten wir im Sunde. Fünf Nächte schwammen wir so neben einander her, bis uns die Fluth, das wallende Gewässer und grimmkaltes Wetter in nebelhüllender Nacht von einander schied; wuthgrimmig stürmte der Nordwind uns entgegen, die Wellen waren in Aufruhr, und wüthend griffen uns die Meerfische an; da schützte mich mein Leibpanzer, die harte, goldgeflochtene Brünne. Aber ein farbiger, teufelischer Räuber zog mich mit grimmen Griffen zu Grund, doch konnt' ich mit meinem Schlachtmesser das Scheusal erreichen, und ein kräftiger Stoß rettete mich von dem mächtigen Meerthier. Und wie unablässig mich auch die erbosten Unholde der Tiefe bedrängten, ich diente ihnen nach Gebühr mit meinem theuern Schwert. Ich machte ihnen nicht die Freude, daß sie auf dem Meeresgrund schmausend meinen Leichnam umsitzen durften, sondern von meinem Mordstahl ge-

tödtet, lagen sie rottenweise am Ufer auf dem Rücken. Und als endlich das Licht von Osten kam, Gottes blinkendes Siegeszeichen, da ruhte die empörte See, und ich erblickte wieder die Holmwälle, die windumrauschten Vorgebirge. Neun Nichse hatte ich erlegt, und nie habe ich von einem härtern Nachtkampf gehört unter des Himmels Dach, noch von einem mühereicheren Mann im Meerstrom. Ich aber schwamm weiter in der See und stieg an der Küste der Finnen ans Land. Nimmer aber hat Breka oder hast Du im ernsten Kampfspiel so ruhmreiche That verübt. Das aber sage ich dir, niemals hätte Grendel so viel Gräßliches verübt und deinem Obherrn so viel Hohn zugefügt in Heorot, wenn du selbst so hochgemuthen Sinn hättest, als du prahlst. Aber Grendel hat gefunden, daß er der Dänen Schwertkampf nicht zu scheuen braucht, ungestraft nimmt er sich Nothpfänder, würgt und wüthet ohne Widerstand, und kein Däne wagt es, ihm entgegenzutreten. Nun will ich, ein Geate, meine Kraft und meinen Arm an ihm erproben!" Der übermüthige Däne ist zum Schweigen gebracht, und Hrodgar freut sich der kühnen Rede des jungen Recken. Die Luft im Saale ist wieder hergestellt, munterer schallt das Lachen der Helden, und jezt tritt auch Wealchtheow, Hrodgar's freundliche Gemahlin, im Goldschmuck herzu, grüßt, eingedenk der höfischen Sitte, die Mannen in der Halle und bietet zuerst dem Gemahl, dem lieben Landesfürsten, den Becher und lädt ihn mit liebreichen Worten zur Bierzeche. Dann geht sie umher zu Jung und Alt im Saal, bis sie auch Beowulf den Methbecher bringt, mit holder Rede ihn grüßt und Gott dankt, daß er endlich einen Helden gesandt, der ihr Trost und Rettung bringen wolle. Beowulf erwidert ihr mit männlichem Selbstgefühl, und hocherfreut über sein stolzes Wesen, kehrt die edle Volkskönigin

zurück zur Seite ihres Herrn. Von Neuem erhebt sich Jubel und Gesang, bis der Abend mahnt und der Dänenkönig sein Nachtlager suchen will. Die Mannen erheben sich, man nimmt Abschied, und feierlich übergibt Hrodgar dem fremden Gautenhelden Heorot zur Bewachung. Nun ist Beowulf mit seinen Heergesellen allein, er legt Helm, Panzer und Schwert ab. Doch bevor er sich niederlegt zur Ruhe, spricht er noch — nach uralt heidnischem Heldenbrauch — eine Ruhmrede: „In finsterer Nacht, ohne Schwert, will ich den Feind bestehen, dann mag der weise Gott, der heilige König, Dem den Schlachtsieg verleihen, der ihm der Würdigere dünkt.“ Dann legt er sein Haupt auf's Polster, und neben ihm beugen sich die schnellen Seehelden zur Saalruhe nieder.

Da kam in düsterer Nacht, dem Moor entstiegen und von Nebeln umhüllt, der scheußliche Schattengänger. Wild unter den Wolken flog er einher, nach dem gastlichen Haus, dem Goldsaal der Helden; vor der Berührung seiner Faust zerbrach die mit eisernen Riegeln verschlossene Thür, in eiligem Lauf trottete er auf der farbenbunten Flur, die von der feurigen Lohe, welche seinen Augen entströmte, erleuchtet war. Da sah er die Schaar der Sippen beisammen schlafen in der Halle, und sein Herz lachte in grimmiger Lust: vor Tagesanbruch hofft' er allen Recken das Leben zu rauben. Im ersten Anlauf griff er hastig einen schlafenden Helden, zerriß ihn rasch, zerbiß sein Gebein, trank das Blut aus den Adern, schlang mächtige Schnitte. Schon hatt' er des Leblosen Leib mit Füßen und Fäusten verschlungen. Und weiter stürmend greift er jetzt nach dem großherzigen Recken auf dem Ruhebett — doch der streckt rasch die Faust ihm entgegen und faßt ihn hart im Handgriff. Da fühlt der Unhold, daß ein Stärkerer an ihn gekommen, feige Furcht überfällt ihn, gern wär' er wieder zurück in sein

Moor, aber mit schrecklicher Gewalt hat der Geatenrecke den Riesen gepackt und stößt ihn rückwärts, daß ihm die Finger zerbrechen. Nun entspinnt sich ein entsetzlicher Faustkampf, ein wildes Ringen: der Saal erdröhnt und droht in Trümmer zu fallen, obwohl er innen und außen kunstvoll mit Eisenklammern umschmiedet ist; manche goldgeschmückte Methbank wird zertreten und alles Ael im Saal verschüttet. Grauenvolle Angst ergreift die Dänen, wie sie das Kampfgebrüll vernehmen, und wie der Gegner Gottes ein Grauslied anhebt, einen sieglosen Sang, und seine Wunden beheult. Beowulf's Gefolgschaar springt auf: mancher Edeling will seines lieben Lehnsherrn Leben schirmen und schwingt das gute altererbte Schwert, um das Scheusal entzwei zu hauen und dessen Seele zu suchen. Aber irdische Waffen können Den nicht schneiden, der einer andern Welt angehört und der Zauberrunen gegen die härtesten Heerschwerter zu singen weiß. Doch der kühne Geatenfürst hält ihn fest in schrecklicher Umspannung, nicht mehr lebendig sollte ihm der Mordgast entrinnen. Schon hat er dem Unhold an der Achsel eine klaffende Wunde beigebracht: die Sehnen springen, die Beinverschlüsse bersten. Da fühlt Grendel seines Lebens Endetag gekommen, mit gewaltigem Ruck reißt er sich los und flieht todtwund in sein Nebelmoor, in die wonneloſe Behausung. Aber den gräulichen Arm und die mörderische Faust läßt er auf der Walstatt in der Hand des Siegers, der sie als Wahrzeichen an's weite ragende Dach von Heorot heftet. Und als der Morgen erschienen, da kommen die Volksherzoge von weit und nah zur Gabenhalle, die That zu schauen und die Spuren des Unholds zu verfolgen, die er sieglos und dem Tod verfallen nach dem Nichsenmeer getragen. Da sah man das traurige, in den untersten Tiefen aufwogende Gewässer, rothgefärbt von dem Blut des Elenden, der hier

seine heidnische, freudlose Seele ausgehaucht. Nach der Königsburg zurückkehrend erproben die Recken theils ihre falben Rosse im Wettlauf, theils erheben sie Beowulf's Ruhm, und ein sangeskundiger sagenerfahrener Königsdegen gedenkt uralter Lieder von ähnlichen Hochthaten und erzählt von den Abenteuern der Wälsinge, von Sigmund's Drachenkämpfen und Heerfahrten, von denen Niemand etwas wußte, als er und Fitela, der mit ihm war. Unterdeß ist auch Hrodgar erwacht, er kommt mit königlichem Gefolg aus dem Schlafgemach: seine Gemahlin, von ihren Frauen umgeben, mit ihm, und so steigen sie die Treppe empor zur Methhalle; und wie der König nun das hohe, goldgeschmückte Haus sieht und an dessen Thor Grendel's Greifwerk, Arm und Achsel angeheftet, da dankt er laut dem Allwalter, daß das herrliche Haus von Gespenstern gesäubert ist und daß ein Gefolgsmann vollführt, was keiner der Ersten seines Landes gewagt; und zu Beowulf sagt er, er wolle ihn halten in seinem Herzen wie seinen eigenen Sohn. Hunferd, der in trunkenem Uebermuth Beowulf herausgefordert, schweigt jezt beschämt und läßt seine Prahlreden, wie er und die Heermänner die Krallen Grendel's sehen, die Handsporen des Heidenkämpen, an denen jeder Finger statt der Nägel wie von Stahl gebildet scheint. Nun wird Heorot geschmückt, und der Gastsaal wird wieder zum Wonnehaus. Golddurchwirkte Gewebe schimmern von den Wänden, die so lang verbannte Freude zieht wieder ein in der herrlichen Halle, und um den König, der dem Gelage anwohnt, um den gabenmilden Goldschatzspender, schaart sich sein Heldenvolk; selig, im Vollgefühl ihres Glücks, gehen die Recken zur Bank, und mancher Methkrug wird geleert von den hochgeherzten Helden. Aber Beowulf, der Mann des Tages, wird fürstlich geehrt. Ein

goldenes Heerzeichen, Helm und Harnisch, sowie ein Kampfschwert, ein köstliches Kleinod, wird ihm gebracht als Hrodgar's Siegesgeschenk — Gaben, wie nie kostbarere auf der Aelbank verschenkt wurden. Dann läßt der Dänenkönig acht Rosse in den Saal führen, felstwangig, auf deren einem ein schatzbunter Sattel lag, des Herrschers Heersessel, wenn er zum Kampf zog. Auch diese werden Beowulf mit dem Schenkbecher und dem üblichen Schenkspruch: „Brauche es wohl" übergeben. Deßgleichen wird allen Geaten, die mit Beowulf über die brandende Fluth gezogen waren, mit Königsgaben, mit Gold und Kleinoden, gelohnt und für den Unglücklichen, den Grendel gemordet, das Wehrgeld in Gold erlegt. Dann wird das „wonnesame Lusthholz", die Harfe, gerührt, und der Königssänger weckt die Hallfreude auf den Methbänken durch das Lied vom Kampf der Dänen wider die Friesen unter Finn und Hengest. Und wie der Sang verklungen, tritt Wealchtheow, die herrliche Volkskönigin, herzu, reicht mit huldreichem Zuspruch dem jungen Geatenhelden den Becher und schenkt ihm zwei Armringe von gewundenem Gold, zwei Heerkleider und den berühmtesten Goldschmuck, den es je auf Erden gab. „Nie, sagt das Lied, hört' ich unterm Himmel von einem wunderherrlicheren Hortkleinod, seit Heime den Brosingaschmuck vor den Nachstellungen Eormenrik's in seine blinkende Burg rettete." Dann kehrt die edle Frau zurück zu ihrem Hochsitz, das Fest nimmt seinen Fortgang, die Helden sind in Lust und trinken und ahnen nicht die Norne, die noch heute Nacht Einen aus ihrer Mitte grüßen sollte. Der Abend bricht an, Hrodgar geht zur Ruhe, in Heorot selbst aber bleibt eine große Schaar von Edelingen zurück. Die Bankbielen werden entblößt, man breitet rings Betten und Polster, und mancher

Recke beugt sich methschwer zur Ruhe, legt den lichten Schild zu Häupten und hängt über sich den Ringharnisch, den Helm und den wuchtigen Geer, und so sinken sie in Schlaf.

Aber mit Grendel war das scheußliche Geschlecht der Nacht im Sumpfe nicht ausgerottet. Schon seit Jahrhunderten lebte dem Unhold zur Seite im eisigen Nichsenmoor seine Mutter, die mit ihm Gottes Fluch getragen. Das grimmige Meerweib wollte jetzt für ihren Sohn schreckliche Blutrache üben. Sie machte sich auf nach Heorot und trat in den Saal. Die Dänen fuhren alle aus dem Schlaf empor, als das entsetzliche Weib hereinschlich, manches harte Schwert ward gezückt in der Halle, mancher breite Schildbord erhoben. Die haßvolle Seewölfin sah sich verrathen und wandte sich zur Rückkehr, aber schon hatte sie den Aeslhere, einen grauhaarigen Edeling, Hrodgar's liebsten Dienstmann, ergriffen und schleppte ihn nach ihrer Behausung. Auch das Wahrzeichen am Thor, die blutige Faust ihres Sohnes, entführte sie. So war rascher Schicksalswechsel eingetreten in Heorot und der Kummer erneuert. Beowulf, der mit seinen Tapfern diese Nacht nicht in der Halle geschlafen, wird zum Burgsaal gerufen, und in ergreifender Rede klagt ihm der greise Dänenfürst den neuen nächtlichen Graus. Jetzt erinnert sich Hrodgar auch, daß ihm Landleute schon früher erzählt, sie hätten zwei mächtige Marksgänger die Moore hüten sehen, deren einer eines Weibes Ebenbild trug, während das andere Ungethüm, das die Elendwege trat, ganz eines Mannes Wuchs hatte, nur daß er viel höher war, denn sonst irgend ein anderer Mensch. „All unser Hoffen ruht nun auf dir, spricht der greise Hrodgar zu dem Geaten, such' den andern Todgeist, wenn du's wagst; mit Kleinoden will ich den Kampf dir lohnen, mit gewonnenem Gold, wenn du wiederkehrst!“ — „Sei getrost, weiser Fürst, entweg-

net ihm der edle Held, besser ist's, den Freund zu rächen, als ihn zu betrauern. Jeden von uns erwartet das Ende dieses Weltlebens, wirke drum, wer's kann, Hochthaten vor seinem Hingang. Auf! Hirt des Reiches, hurtig laß uns fahren, daß wir die Gangspur schauen von Grendel's Mutter. Das schwör ich dir! nicht soll sie Schutz vor mir finden, weder in der Erde Busen, noch im Berggehölz, noch auf des Weltmeers Grund, wohin sie auch fliehen mag!" Drauf wird für Hrodgar der Hengst gezäumt, und die Dänen und Geaten folgen ihren Fürsten unter'm Lindenschild. Ueber steile Steingehänge, schmale Waldsteige, auf engen Einpfaden, unter abschüssige, von Nichsen bewohnte Vorgebirge führt der Weg an's düstere Moor, zu der trostlosen Behausung. Da — unter den Wolfshalden, wo in Strömen die Fluth über die nebeligen Klippen niederstürzt und unter der Erde sich birgt, wo wonneloses Waldgehölz über grauem Gestein emporstarrt und mit seinen Wurzeln ein trübes, blutiges Wasser überhelmt — da ist der schreckliche Sumpf. Von da steigt schwarzer Wogenschwall gegen die Wolken empor, wenn der Sturm Gewitter aufstört, bis die Luft sich verfinstert und der Himmel zu weinen beginnt. So unheimlich ist die Stätte, daß der Heidegänger, der hornstarke Hirsch, wenn er, von Hunden gehezt, im Gehölze Zuflucht sucht, eher sein Leben läßt, als daß er hier sich bärge. Da sehen auch die Helden in bitterm Schmerz des gemordeten Aeschere Haupt an einer Holmklippe haften. Ein dänisches Kriegshorn singt dem theuern Todten ein Sterbelied: die seltsamen Seedrachen, die Moorwürmer, die im Sumpfe sich tummeln, fliehen wuthgeschwollen, wie sie das Heerhorn gellen hören; aber einen von ihnen scheidet der Geatenfürst mit einem Pfeilschuß vom Leben und zieht ihn mit einem Eberspieß an den Strand, wo die Geermänner grausend

den wunderlichen Wogengaſt betrachten. Nun legt Beowulf ſein Kriegskleid an, die mit Eberbildern geſchmückte Heerbrünne, und Hunferd übergibt ihm Hrunting, ein altberühmtes Schwert, mit Gift war deſſen glänzende Schneide befeuchtet und in Heerſchweiß (Blut) gehärtet worden, und noch nie hatte es im Kampf dem Tapfern, der es geſchwungen, verſagt. In kurzer, tief bewegter Rede empfiehlt Beowulf die Schaar ſeiner Degen, wenn ihn ſelbſt der Tod hinraffen ſollte, dem Schutz und Schirm des edlen Tänenfürſten und ſtürzt ſich dann, ohne die Antwort abzuwarten, in die brandende Tiefe. Eines Tages Friſt braucht er, bis er die Grundfläche erreicht; die Bewohnerin dieſer Gewäſſer, die grimme Meerwölfin, merkt das Nahen eines Mannes, greift nach ihm, packt ihn in entſetzenvoller Umſpannung und ſchleppt ihn in ihr Schloß, während viel ſeltſame Seethiere mit ihren Hauzähnen erbost in ſeinen Harniſch brechen. In der Behauſung des Meerweibs, die von einem Dach überwölbt und von einem blendenden Lichtglanz erleuchtet wird, iſt er geborgen gegen die Gefahren der Fluth, und nun bringt er muthig auf die furchtbare Feindin ein. Seine gute, hochgeſchwungene Klinge ſingt ihr ums Haupt ein gierig Kampflied, doch bald erkennt er, daß ſein blinkendes Beil nicht beißen will, daß die ſcharfe Schneide, die doch zuvor manches Handgefecht beſtanden, ſo manchem Todgeweihten Helm und Heerkleid getrennt, dem Fürſten in der Gefahr treulos wird. Voll Unmuth wirft er das Schwert zu Boden, nur auf ſeiner Hände Kraftgriff vertrauend, packt er Grendel's Mutter bei der Achſel und beugt ſie zur Erde, doch hurtig vergilt ſie ihm den Handlohn, faßt ihn mit grimmen Griffen, der ſtarkmuthige Streiter ſtrauchelt im Fußkampf, ſo daß er zu Fall kommt. Alsbald ſchwingt ſich das Meerweib auf ihn und zieht ihr breites, braunſchneidiges Schwert,

um den Sohn zu rächen. Des Geaten Endetag schien gekommen. Doch Wielands Werk, das geflochtene Brustnetz, barg sein Leben und wehrte der Todeswaffe den Eingang. Es gelang Beowulf, sich emporzurichten; und da sah er unter den Waffen, welche die Wände des Meerschlosses schmückten, ein altes, sieghaftes Hünenschwert, das war der Waffen Krone, nur war es zu wuchtig, als daß ein gewöhnlicher Mensch es zu schwingen vermochte, denn es war von Riesen bereitet. Rauh und heergrimm, auf Leben und Tod faßt' er das Schwert, ingrimmig hieb er, daß es der Feindin hart zum Hals griff, ihr die Beinringe brach und sausend ihr Fleischkleid durchfuhr. Sie stürzte zu Boden. Da leuchtete es in der Höhle wie Lohe auf, ein Licht stand drinnen, das schien so heiter, wie die himmlische Leuchte. Beowulf schaute die Halle entlang und sah auf dem Ruhebett Grendel's Leichnam: dem hieb er mit scharfem Schwertesschwang das Haupt ab, damit es statt des geraubten Armes Zeugniß ablege, daß der Unhold unschädlich gemacht worden.

Die Helden aber, welche oben am Rand des Sumpfes sitzen und mit Hrodgar erwartungsvoll auf den Holm hinblicken, sehen plötzlich die Fluth sich färben und einen Blutstrom aus der Tiefe steigen; da hoffen sie nicht mehr auf des Helden Heimkehr und wähnen, daß ihn die Wölfin der Brandung erwürgt habe. Um die Non des Tages verlassen drum die Dänen die Holmklippe; aber die treuen Geaten können sich nicht trennen von dem Ort, wo sie ihren lieben Gefolgsherrn todt wissen, und starren traurig und trostlos auf das Moor hin. Unterdeß war dem Helden in der Tiefe von dem Blut der Erschlagenen das Hünenschwert in der Hand bis zum Heft geschmolzen, wie das Eis schmilzt, wenn Allvater des Frostes Bande öffnet und die Umstrickung der Meereswogen löst: so

heiß war das Blut, so giftig der Gast, der dort den Geist aufgegeben. Von allen Kleinoden des Wassersaals nahm der Wedergeatenfürst nur Grendel's Haupt und das Heft des Riesenschwerts, tauchte dann rasch empor aus der Tiefe und schwamm an's Land zu seinen hocherfreuten Heergesellen. Die lösen ihm hurtig Helm und Harnisch, aus denen Ströme blutigen Wassers rinnen, und ziehen dann heitern Herzens nach Heorot. Hier empfängt Hrodgar den theuern Helden, der ihm Grendel's Haupt, das vier Geaten mühsam an einer Stange getragen, nebst dem goldenen Griff des Hünenschwerts übergibt. Mit weiser Rede sagt Hrodgar dem Helden Dank und erhebt seinen Ruhm. Nach kurzem Festgelag geht der weißlockige alte Skylding zur Ruhe, und der Saalamtmann weist den Beowulf ins hohe goldgeschmückte Schlafgemach. Und wie der Morgen erscheint und der schwarze Rabe des Himmels Wonne verkündet, nimmt Beowulf Urlaub von Hrodgar. Noch einmal wechseln der alte graue König und der heldenherzige Geatenjüngling trauliche Abschiedsreden: Friede soll von nun an gefestigt seyn zwischen beiden Völkern, den Geaten und den Dänen, und die Fehde und Feindschaft, die sie zuvor gegen einander getragen, soll fortan für immer ruhen. Nochmal beschenkt Hrodgar die Scheidenden, dann küßt der adelgute König, der Helm der Skyldinge, den herrlichen Helden und hält ihn beim Halse; helle Thränen weint der haargraue Greis, denn er darf ja nicht hoffen, seinen jungen Freund wieder zu sehen. „Ihm war, sagt das Lied, der Mann so lieb, daß er des Herzens Wallen nicht verhalten konnte, sondern daß im Busen, mit Banden fest, geheime Sehnsucht nach dem herzlieben Mann wider's Blut ihm brannte." Dann wendet sich Beowulf und schreitet, mit Schätzen beladen, über die grasige Flur nach seinem Schiff. Dem Strandwart, der

es unterdeß behütet, schenkt er ein Schwert mit goldenem Griff und stößt dann den geringten Steven, den seestarken Nachen, wohlbeladen mit Rossen und Rüstungen, vom Lande. Das Segel, der weite Meermantel, schwillt am Mast, daß er dröhnt, mit schaumigem Hals schwimmt der Seegänger über den Sund, bis sie die Küsten des Geatenlandes erkennen, und aufwärts dringt der Kiel, das freudsame Lustholz, und liegt luftgeschaukelt am Lande, wo, nahe am Seewall, Hygelak's Burg, ein stattlicher Bau, herniederblinkt. Schnell wird Beowulf's Ankunft kund, die Saalflur der Königshalle wird rasch der ruhmbedeckten Schaar geräumt, und bei einem Freudenmahl, bei dem die Geaten-Königin selbst, die stolze Hygd, mit der Lautertrankschale umhergeht und die Leute bedient, erzählt der Gefolgsmann seinem Lehnsherrn und Oheim, wie man am dänischen Hof ihn aufgenommen und wie er dort des Mordgastes Meister geworden. Die mitgebrachten Schätze und die Hälfte des Achtgespanns, vier apfelfahle Rosse, schenkt er dem König, dem Haupt seines Geschlechts. „So ist's Recht, sagt unser Lied, so soll ein Mage handeln gegen seinen Blutsfreund und nicht Argliststetze ihm stellen und mit finsterem Frevel den Fall bereiten seinem Handgesellen." Der Königin aber gibt er das herrliche Wunderkleinod, den Halsschmuck, den Wealchtheow ihm gegeben, sowie 3 schlanke, sattelblinkende Rosse. Seinem Neffen aber legte Hygelak als Gegengabe ein prachtvolles Schwert an die Brust, gab ihm 7000 Maße Land und dazu eine Burg und einen Fürstenstuhl.

Beowulf lebte nun wieder als Dienstmann Hygelak's und stand diesem in dessen verschiedenen Heerzügen bei. Einer aber fiel unselig aus. Bei einem Einfall in's Land der Friesen und Franken ward Hygelak im Handgemenge erschlagen, alle Geaten fielen unter der verbundenen Uebermacht der Kü-

stenvölker, und nur Beowulf rettete sich durch Schwimmen in seine Heimath. Die Wittwe des Erschlagenen bot dem Heimgekehrten Krone und Fürstenstuhl an, da sie ihren noch unmündigen Sohn nicht für tüchtig genug hielt, die Herrschaft gegen die feindlichen Kriegsvölker zu behaupten. Aber in echt deutscher Treue schlug Beowulf die Krone aus, da er nicht der Herr des Sohnes seines frühern Gebieters werden wollte, sondern schützte Heardred mit seinem Rath, bis er herangewachsen war und über die Webergeaten walten konnte. Als aber bald darauf auch der junge König im Krieg gegen die Skylfinge gefallen war, bestieg Beowulf den verwaisten Gabenstuhl der Geaten. 50 Jahre lang beherrschte der hochberühmte Held sein Volk, und daß seine Regierung eine glückliche war, sagt er selbst, als er im letzten Kampf gegen eine furchtbare Landplage, dem Tode verfallen, die Summe seines thatenreichen Lebens zog Doch wir wollen dem Lauf der Geschichte nicht vorgreifen.

Ein alter Häuptling, der letzte seines Geschlechts, hatte einst in grauer Vorzeit einen unermeßlichen Goldhort angehäuft und ihn, als er sein Lebensende gekommen sah, in eine öde zerklüftete Höhle am Meeresstrand gebracht und der Erde übergeben. Hier beweinte er den Hinfall seines Geschlechts, und daß der Schatz nun so unnütz daliegen sollte, bis ihm selbst des Todes Wallen das Herz rührte. Den nun herrenlos gewordenen Hort aber fand ein altes Unthier, das brennend im Morgenzwielicht auf Raub ausfliegt, ein feuriger Drache. Der bewachte in der Erdhöhle 300 Jahre lang das Schatzhaus, bis ein armer Mann, der für einen Erschlagenen Wehrgeld bezahlen mußte, den Hort entdeckte und eine goldene Schaale entwendete. Als der Würm erwachte, merkte er voll Wuth, daß ein Mensch hier gewesen; er roch im Stein umher und sah

bald, daß ein Frecher nach den Hortkleinoden gegriffen. Erbost wartete er bis zum Abend, dann fuhr er Flammen speiend heraus. Unter seinem feurigen Athem gingen die Herrenhöfe in Brand auf, waren die Landbewohner mit Lohe umfangen, nichts Lebendes wollte der leidige Luftflieger übrig lassen. Weithin strahlte des Wurmes Wüthen durch die Nacht. Da kam an Beowulf die Kunde, daß sein eigenes Königshaus, der Gabenstuhl der Geaten, in Brand aufgegangen. Den edlen Fürsten faßte düstere Ahnung, herbe Herzenssorge. Aber um sein Land von der Plage zu befreien und für dasselbe den Schatz zu erobern, wollt' er das Abenteuer bestehen. Er ließ sich einen großen Eisenschild machen, da ein Schild aus Lindenholz gegen diesen Feind nicht geschützt hätte. Zwölf Gefährten wählte er sich aus, unter ihnen den Unseligen, der die Schale dem Drachen entwendet und so der Veranlasser der neuen Noth geworden war. Dieser führt sie an die ihm bekannte Stätte, und hier, auf einen Klippenvorsprung sich setzend, sagt der edle Fürst mit ahnungsvollem Herzen seinen Herdgenossen Lebewohl. Er heißt seine Mannen am Berge warten, da er allein den Feind bestehen wolle. Waffenlos möcht' er gern den Wurm erwürgen, wie er einst Grendel that, wüßte er nur, wie er dem Unhold beikommen könnte. Dann schreitet er trotzig unter dem Heerhelm dahin, bis er unter einem Bergwald einen Steinbogen stehen sieht und unter ihm einen heißen, von des Drachen Lohe dampfenden Strom aus dem Berg brechen. Nun entsendet der Wedergeatenfürst im Zorn Worte aus seiner Brust, seine Stimme bringt grimmvoll gellend hinein unter den grauen Stein, daß die Wuth des Schatzbewahrers erregt wird, wie er die Rede des Mannes hört. Erst fährt der Athem des Ungethüms aus dem Stein, der heiße Brodem, so daß der Hügel erdröhnt. Dann hebt Beowulf

den Schild und zieht Näglings, sein scharfes, schneidentüchtiges Schwert, der Wurm aber ringelt sich rasch zusammen. Es ist ein kurzer, furchtbarer Augenblick: jeden der Feinde überkommt Schreck vor dem andern. Plötzlich schießt der Wurm brennend heraus. Der Schild schirmt das Leben des Fürsten mit Noth wider die Lohe, dann erhebt der Geatenkönig die Hand und schlägt den Grausenvollen mit dem Schwert; doch die braune Schneide gleitet ab an der Hornhaut des Thiers, sie biß nicht so scharf, als es dem bedrängten König in der Noth des Kampfes von Nutzen gewesen wäre. Der Wurm wird wüthend über den Schlachthieb und wirft weit um sich tödtliches Feuer aus. Da vergeht dem Geatenfürsten der Siegesruhm, sein Kampfbeil versagt ihm in der Noth, wie nimmer ein gutes Eisen thun soll. Der Sohn Ecgtheow's geht dem Tode entgegen. Nur wenige Augenblicke, und wieder fahren die schrecklichen Kämpfer gegen einander, wilder schnaubt der Hüter des Schatzes, und eingehüllt in Feuersgluth wird der edle Fürst bedrängt. Seine Gefährten, die entsetzt dem schrecklichen Ringen zugesehen, umstehen ihn nicht in der Stunde der Gefahr, sie sind treulos geflohen und bergen im nahen Wald ihr Leben. Nur ein einziger, Wiglaf, ein Fürst der Scylfinge, dem Beowulf durch Bande des Bluts und der Dankbarkeit verbunden, springt seinem unterliegenden Herrn zu Hilfe und stellt sich ihm mit ermuthigenden Worten zur Seite. Da stürmt zum zweiten Male der gräuliche Wurm heran, unter seinem Gluthhauch verbrennt Wiglaf's Schild, und die Brünne schützt diesen nicht vor dem Feuer, so daß er sich hinter Beowulf's Eisenschild bergen muß. Noch einmal rafft der Geatenfürst seine Kraft zusammen, mit dem alten, graubunten Kampfbeil schlägt er mächtig auf des Unthiers Haupt, aber Näglings zerspringt an dem Schädel, den keine Eisenschneide ver-

fehren kann. Und zum dritten Mal erhebt sich der Feuerdrache und fährt auf den Helden und umfängt ihm den Hals mit bittern Bissen, daß ihn der rothe Lebenssaft in Wogen überströmt. Da stößt Wiglaf dem Wurm das bunte Schwert in die Weichen, so daß die Feuergluth zu schwinden beginnt, und Beowulf nimmt mit letzter, verzweifelnder Kraft seine Sinne zusammen und durchschneidet mit seinem ihm noch übrig gebliebenen Kampfmesser den Wurm in der Mitte. So hatten ihn die beiden Freunde gefällt, aber auch des edlen Siegers letzte Stunde ist gekommen. Die Wunden, die ihm der Drache beigebracht, beginnen zu schwären und zu schwellen, er fühlt bösen Brand in der Brust wallen, giftigen Eiter. Er setzt sich auf einen Stein an der Bergwand, Wiglaf labt den lieben Herrn mit Wasser und löst ihm den Helm. Beowulf aber, der seiner Tage Zahl zerronnen sieht, spricht zu dem edlen Gesellen: „Gern wollte ich einem Sohn meine Schlachtgewänder schenken, wäre ein Erbwart mir beschieden. 50 Winter waltete ich dieses Landes. Von den Volkskönigen allen, die um mich her ihrer Länder walteten, war auch nicht Einer, der mich aufzusuchen wagte mit Heergesellen. Ich hielt geziemend das Meine, übte nicht Arglist, noch schwur ich falsche Eide je mit Unrecht. Darum mag mich, an Todeswunden siech, jetzt der Trost erfreuen, daß der Allwaltende über die Völker mir nicht Mord der Blutsfreunde vorwerfen kann, wenn nun bald Leib und Leben sich scheiden. Du aber, lieber Wiglaf, lauf eilig unter den grauen Stein, den Goldhort zu holen, damit ich die schönen Schatzkleinode schaue und um so leichter Leute und Leben verlassen kann.“ Wiglaf holt den Schatz an's Tageslicht, an dessen wunderherrlichen Kleinoden das brechende Auge des Sterbenden sich weidet. Dann ordnet dieser die Anstalten zu seiner Bestattung an: „Laß die Gea

tenhelden sagt er, wenn mein Leichnam verbrannt ist, einen Hügel bauen an der Brandungsklippe, daß er hoch sich erhebe auf Hronesnäß (Wallfischvorgebirge), meinen Volksgenossen zum Gedächtniß, und daß ihn die Seefahrer Beowulfsberg heißen, wenn sie vorüberfahren auf dunkler Fluth." Zuletzt nimmt er den Goldring vom Hals und gibt ihn, nebst Helm und Harnisch, seinem jungen Kriegsfreund mit den Worten: „Du bist der letzte unseres Geschlechts, alle meine Verwandten hat die Norne hinweggerafft, ich muß nun ihnen nach!" Das war das jüngste Wort des greisen Königs, vom Herzen wich ihm die Seele, der Seligen Urtheil zu suchen. So lagen nun die beiden Todfeinde, des Lebens ledig, neben einander, keinem konnte der Goldschatz etwas nützen. Da kommen die zehn verzagten Treulüger, die ihren Herrn in der Noth verlassen, zitternd aus dem Wald hervor, voll Scham tragen sie ihre Schilde und treten zu Wiglaf; dieser aber straft sie mit bittern Worten und künsigt ihnen Verbannung für ihr ehrloses Benehmen an. Dann sendet er Botschaft nach dem Königshof über den traurigen Ausgang des Kampfes. Wenig erfreuliche Aussicht für die Zukunft verkündet der Bote dem Geatenvolk: „Nun werden die Franken und die Friesen und die Schweden, die Beowulf's mächtiger Arm in Achtung hielt, da sie dessen Tod vernehmen, mit Feindschaft uns heimsuchen. Nun da unseres lieben Landesfürsten Lachen ein Ende hat, sein Scherz und sein Sangesjubel, wird mancher Speer fortan morgenkalt von der Faust umfaßt werden, kein Harfenklang wird mehr die Schwertdegen wecken, sondern der gefräßige Leichenschmauser, der schwarzgefiederte Rabe, wird dem Adler erzählen, wie die Atzung ihm glückte, als er und der Wolf die Walstatt beraubten." Die ganze Gefolgsschaar der Geaten erhebt sich; traurig, unter wallenden Thränen, kommen sie zur Adlerklippe und

sehen hier ihren Fürsten entseelt im Sande liegen, neben ihm ein seltsames Wesen, den unheimlichen Wurm: 50 Fußmaße lang lag dessen Leiche da, bei ihm die Schatzkleinode, die, mit Fluch belastet, ihren Besitzer seines Eigenthums nicht froh werden ließen. Die Leiche des Drachen stürzten sie hinab in's Meer, wo die Brandung sie rasch entführte. Dann ließ Wiglaf den Schatz vollends aus der Höhle schaffen und auf Wagen laden, deßgleichen ward der Leichnam Beowulf's nach Hronesnäß getragen, wo er gewünscht hatte bestattet zu werden. Hier schichteten die Edelinge der Geaten einen mächtigen Scheiterhaufen und umhingen denselben mit Helmen, mit Heerschilden und blinkenden Brünnen, und oben auf den Holzstoß legten die trauernden Helden den lieben Landesherrn. Dann weckten sie das größte Leichenfeuer, daß der Holzrauch schwarz emporstieg vom Scheiterhaufen. Das Klagen der Helden mischte sich in das Prasseln der Flammen, bis diese das Beinhaus gebrochen hatten; dann schütteten die Geaten über dem Scheiterhaufen einen Todtenhügel auf, der war hoch und breit und den Seefahrern schon von ferneher sichtbar. Zehn Tage lang zimmerten sie an des Helden Grabmal und umgaben es rings mit einem Walle. In den Todtenhügel aber legten sie die Kleinode aus dem Schatz, Ringe und Edelsteine, so daß er nun wieder, Niemanden zum Nutzen, von der Erde befangen war. Dann umritten zwölf auserwählte Recken den Hügel, stimmten Trauerlieder an um den König, erhoben Hochgesang von dem Helden und priesen seine tapfern Thaten — „so ist's Recht, daß Männer ihren holden Herrn loben, wenn er hingeschieden ist." Also betrauerten die Geaten den Untergang ihres Fürsten; sie rühmten von ihm, er sei von allen Königen der Welt der freigebigste gewesen und der freundlichste, dem Volke der mildeste und der hochsinnigste.

Dieß iſt eine gedrängte Ueberſicht des Inhalts unſeres Gedichtes, deſſen Fülle und Farbenfriſche, deſſen lebens- und beziehungsvolle Schilderungen und deſſen markige, an das Großartige, oft Wilde ſtreifende Redeweiſe ſich freilich einer genauern Wiedergabe in unſerer heutigen Sprache entzieht, die an Bezeichnungen gleichartiger Begriffe im Vergleich zu den germaniſchen Dialekten des Mittelalters ſo arm geworden und in der ſo viele Wörter, die früher konkrete Gegenſtände bezeichneten, im Lauf der Zeit zur Benennung abſtrakter Begriffe abgeblaßt ſind. Es liegt nahe, an dieſe Schöpfung deutſchen Volksgeiſtes den Maßſtab anzulegen, den uns die Griechen, die unerreichten Muſter epiſcher Dichtkunſt, an die Hand gegeben; aber ſchon mit der Gegenüberſtellung der beiden Nationen, unter denen Dichtungen wie die homeriſchen und das Lied von den Heldenthaten Beowulf's entſtanden, iſt über den Vorzug der einen vor der andern entſchieden. Dort ein Volk, das, früh mit den Künſten des Friedens vertraut und in die Wiſſenſchaften eingeweiht, nicht mehr mit der Noth des Lebens zu kämpfen hat, dem ein fruchtbarer, ergiebiger Boden ſeine Erzeugniſſe im Ueberfluß ſpendet, das eine ewig lachende Natur umgibt und über dem ein blauer, wolkenloſer Himmel ſich wölbt — hier ein Geſchlecht, in den erſten rohen Anfängen der Bildung begriffen, das im ſteten Kampf mit den feindlichen Naturgewalten ſich befindet, gegen das andringende Meer jeden Fußbreit Landes, gegen räuberiſche Einfälle jeden Augenblick Herd und Hof zu vertheidigen bereit ſeyn muß. Schon die Art, wie beide Nationen ihre Götter ſich denken und bilden, kennzeichnet ſie, denn ſeine eigenen Anſchauungen und Begriffe, ſein eigenes Wollen und Streben trägt der Menſch in jene Weſen hinein, von denen er ſich abhängig denkt; und ſo ſehen wir denn auf der einen Seite jene ewig heitern, ewig

jungen Götter, die, nachdem das trotzige Titanengeschlecht für alle Zeiten unterworfen und gebändigt worden, im frohen Genuß leichthin lebend die Welt regieren; auf der andern Seite jene wilden, ungefügen Asengestalten, die im unaufhörlichen Ringen mit Riesen und Ungeheuern sich abmühen und auf denen das Vorgefühl von der immer näher, immer unaufhaltsamer hereinbrechenden Götterdämmerung lastet, wo Surtur mit seinen Feuerriesen die Asen und alles Erschaffene im allgemeinen Weltbrand vernichtet. War bei jenen Gebilden, in die der Grieche seine Ideale des Schönen hineintrug, die Linie scharf umgrenzt, welche dieselben nicht über das Ebenmaß des Künstlerisch-Wahren hinauswachsen ließ, so herrscht dagegen in den germanischen Götter- und Heldensagen meist das Streben vor, in's Abenteuerliche, in's Ungeheuerliche zu malen, das Schreckliche durch das Gräßliche zu überbieten und so die wohlthuenden Verhältnisse, die immer das Menschliche und das Uebermenschliche vermitteln sollen, zu zerstören. In dieser Weise bietet wohl jede Scene, die der alte Grieche in seinen Liedern vom Zorn Achill's und von der Irrfahrt des göttlichen Dulders schildert, ein in sich fertiges, immer in den Grenzen des künstlerisch Darstellbaren bleibendes Bild, bei dem der Künstler nichts zu thun hat, als mit dem Pinsel oder mit dem Meißel dem Griffel des Dichters zu folgen; dagegen ergeben sich aus den Sagen und Dichtungen des Nordlands wenig mehr als die nothdürftigsten Züge zur Schilderung der äußern Persönlichkeiten und Situationen. Um nur das Nächstliegende aufzufassen, wie plastisch lebendig, mit wie frischem, pulstrendem Leben stellt sich uns beim Lesen der Iliade das Bild des Achilles vor, während wir unter den vielen Beschreibungen, unter den vielen epischen Beiwörtern, mit welchen unser Lied den Beowulf auszeichnet, auch nicht ein einziges finden, das

sich auf seine äußere, in die sinnliche Wahrnehmung fallende Erscheinung bezieht. Mit wie wenig Strichen zeichnet uns Homer das Bild des gefräßigen Cyklopen, aber neben all den Zügen, mit welchen das böse Wesen Grendel's geschildert ist, findet sich, außer der mit Stahlnägeln versehenen Riesenfaust, auch nicht einer, wodurch dessen Gestalt sinnlich faßbar würde. Freilich trägt der Umstand, daß der Unhold und dessen Mutter selbst so nebelhaft unbestimmt gelassen sind, wie das Moor, dem sie entsteigen, nicht wenig dazu bei, das Unheimliche, Gespenstische, Grauenhafte dieser Gestalten zu erhöhen. Sieht man aber von diesen, auf die nationale Anschauungsweise begründeten allgemeinen Beziehungen ab, so finden sich im Einzelnen, sowohl wo das spezifisch Lokale hervortritt, als wo das rein Menschliche zur Geltung kommt, Partien genug, in denen sich unser Lied zu dem Besten erhebt, was der schaffende Menschengeist zu allen Zeiten und in allen Zonen hervorgebracht. Darunter gehören die schauerlich-schöne Beschreibung der Behausung Grendel's, die erhabene Schilderung des Wettschwimmens Beowulf's mit Breka, der Abschied des greisen Dänenkönigs Hrodgar von dem Geatenfürsten, die schreckliche, dramatisch spannende Scene des Kampfes mit dem Drachen, dann die rührend naive Einfachheit in der Trauerklage um den Todtenhügel des gefallenen Fürsten, mit der das Lied wie in einen elegischen Ton ausklingt. Ein lebendiges Naturgefühl, ein inniges Bewußtseyn des Zusammenhanges mit der Außenwelt durchweht die ganze Dichtung, nicht selten werden unbelebte Gegenstände als belebt gedacht und ihnen menschliches Empfinden und Wollen angedichtet. Die Stelle weit ausgesponnener Bilder und Gleichnisse vertreten kurze, einfache, oft inhaltsschwere Beiwörter; und die Häufung der Appositionen, eine den altgermanischen Dichtungen eigenthümliche, in dem Charakter der

Alliteration begründete poetische Figur, verleiht dem Gedicht oft einen eigenen Reiz. Noch ist bei diesem allgemeinen Urtheil über unser Lied zu erwähnen, daß in demselben keines jener Motive vorkommt, die in verwandten Dichtungen so häufig die Hebel menschlicher Leidenschaften und Handlungen sind: die Liebe zu den Frauen. Treue des Sohnes gegen den Vater, des Blutfreunds gegen den Blutfreund, des Gefolgsmannes gegen den Dienstherrn, Milde und Freigebigkeit des Fürsten gegen sein Volk, Ruhmliebe und Blutrache sind die einzigen Triebfedern und Leidenschaften, die unser Gedicht kennt; kein sanfter, zarter Hauch der Frauenminne bringt Versöhnung und Milde in das herbe rauhe Ringen der Helden gegeneinander und gegen die feindlichen Elementarkräfte. Doch ist das weibliche Geschlecht nicht so ganz leer ausgegangen: in Wealchtheow, der Gattin des grauhaarigen Hrobgar, die beim Gelage der zechenden Geaten und Dänen erscheint, mit freundlichem Zuspruch Beowulf grüßt und ihn später für seine Heldenthat belohnt, ist mit wenig Strichen eine deutsche „herrliche Volkskönigin" geschildert, wie sie vermittelnd, beruhigend, lohnend durch die Reihen der Zecher schreitet und mit dem Namen „Friedespfe der Völker" geehrt wird.

Was aber dieses Gedicht so unschätzbar macht, was uns draus anheimelt, wie alte, liebgewonnene, längstverklungene Töne aus den Märchentagen unserer Kindheit, das ist der Hauch deutschnationalen Geistes, der es durchathmet. Schon die äußere Form reiht unser Lied der in Deutschland um jene Zeit üblichen Volkspoesie würdig an. Nachdem schon im Eingang der alten volksmäßigen Alliteration gedacht worden, erübrigt mir noch, auf Anderes hinzuweisen, was das Beowulflied in vollständiger Uebereinstimmung mit der deutschen Volkspoesie erscheinen läßt. Die Kunde von den Göttern und den

Thaten der Helden wurde unsern Vorfahren nicht durch die Schrift, die nur den Gelehrtesten zugänglich war, sondern durch die lebendige Fortpflanzung von Mund zu Mund vermittelt. Was der Sänger vernommen, Das prägte er sich in's Herz und sang und erzählte es weiter. Noch mehrere Jahrhunderte nach der Zeit, in welcher das Beowulfslied niedergeschrieben wurde, zu jener Zeit also, wo die großen Dichter wie Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von der Aue und Andere der Volkssage, d. h. der mündlichen Ueberlieferung, stolz den Rücken kehrten und sich ausländischen, meist durch schriftliche Mittheilung erworbenen Stoffen zuwandten, ist es charakteristisch, daß sich diese höfischen Dichter auf ihre schriftliche Quelle, auf „die wälschen Bücher", beriefen, während das Volksepos, auch in seiner damals schon etwas verwilderten Gestalt, noch immer auf die unmittelbare, lebendige Ueberlieferung, auf das „Singen und Sagen" hindeutete. Um wie viel mehr mußte dieß Singen und Sagen die einzige Quelle der Poesie seyn in der Zeit, wo die alten Sagen und Geschichten noch auf den Lippen aller Volksgenossen lebten. Und wie das Lied vom Hildebrand zur Bezeichnung der unmittelbaren mündlichen Ueberlieferung mit den Worten beginnt: „Ich hörte sagen, daß Hildebrand und Hadubrand sich zum Zweikampf herausforderten", so wird das Lied vom Beowulf mit einer ähnlichen altgermanischen epischen Formel eingeleitet: „Wir erfuhren aus der Vorzeit Tagen von den Großthaten der Dänen"; und die Formel: „ich erfuhr", „ich hörte" kehrt noch oft bei Einleitung neuer Abschnitte wieder. In dem Sänger an Hrodgar's Hof, der beim Biergelage plötzlich die Stimme erhebt und zur Harfe ein Lied von den Heldenthaten Finn's singt, ist uns sicher ein solcher Verbreiter alter Volksgesänge gezeichnet, und der Name, mit welchem hier, wie in

andern angelsächsischen Dichtungen diese Sänger bezeichnet werden (scôpas, von scapan, schöpfen, schaffen, wie ποιητης von ποιειν), zeigt überdieß an, daß diese Sänger nicht bloß Verbreiter, sondern selbständige Dichter waren, die an den Fürstenhöfen sich aufhielten, um die Heldenthaten, die unter ihren Augen geschahen, sogleich zu besingen. Gewisse epische Formeln, die Kennzeichen echter Volksdichtung, kehren auch in unserm Lied regelmäßig wieder und finden sich in derselben Stellung und Bedeutung und — soweit der Dialekt keinen Unterschied begründet — mit demselben Wortlaut auch in andern germanischen Heldenliedern, ein weiteres Merkmal des äußern Zusammenhangs des Beowulfsliedes mit den verwandten deutschen Dichtungen. Abgesehen aber von dieser äußern Form enthält das Beowulflied noch eine Menge Stellen, in denen es deutlich wird, daß es auch seinem Inhalt nach zu jenen großen Sagenkreisen des germanischen Volkes gehört, die, an und für sich ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildend, sich dennoch in manchen Punkten berührten. Steht auch die Beowulfssage — die von Einigen als Umbildung einer alten Göttersage aufgefaßt wird, wobei Beowulf bald als der Gott Thor, bald als Freyr zu betrachten wäre — im Ganzen außer dem Zusammenhang mit den andern germanischen Sagenkreisen, so finden sich in den historischen und mythischen Episoden Züge genug, in welchen die großen deutschen Sagenzyklen hereinspielen. So wird der bekannte Schmied Wieland genannt, der den Brustharnisch Beowulf's verfertigte, so wird Sigmund's, des Vaters Siegfried's, und seines Neffen Fitela, den die Eddalieder Sinfiötli nennen, Erwähnung gethan, und Ersterem, nicht seinem in der deutschen Heldensage unsterblich gewordenen Sohn Siegfried, wird der bekannte Kampf mit dem Lindwurm zugeschrieben. Wir haben hier also entschieden ein Stück der fränkischen oder

Siegfriedssage vor uns. An einer andern Stelle wird des Oheims Dietrich's von Bern, des Kaisers Ermanrich (angels. Eormenric), und seines Dienstmannes Heime (angels. Hama), beide aus der Dietrichssage bekannte Gestalten, gedacht; und da diese Helden und deren Geschichten nur so nebenbei erwähnt und als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, so muß man wohl annehmen, daß diese echt deutschen Sagen auch im Norden, bei den Stammeltern der heutigen Briten, bekannt und beliebt waren — eine Annahme, die in der That durch ein anderes, höchst merkwürdiges angelsächsisches Gedicht, das sogenannte „Wandererslied", zur Gewißheit erhoben wird.

Weniger in die Augen springend, aber nicht minder überzeugend ist die Uebereinstimmung unseres Lieds in religiöser Hinsicht mit der Anschauung und der Religion unserer Vorfahren. Weniger in die Augen springend, sagte ich, weil das Lied, nach seiner Verpflanzung auf englischen Boden, den Einfluß des Christenthums erfuhr, durch den christlichen Ueberarbeiter alle offenen Beziehungen zur alten heidnischen Religion verlor und wohl auch noch fremdartige Zusätze erhielt; so ist die Abstammung Grendel's von Kain gewiß dem Gedicht in seiner ursprünglichen Form fremd. Doch war, wie schon im Eingang angedeutet worden, die Ueberarbeitung keine tief eingreifende: wenn auch die Namen der heidnischen Götter getilgt wurden, finden sich doch keine spezifisch christlichen an deren Stelle gesetzt; denn Benennungen, wie: „der allwaltende Vater", der „Fürst des Lebens", der „Berather des Himmels", der „Lenker des Kampfsiegs", „Spender der Siegesgewebe" u. s. f. können ebenso gut auch auf Odin bezogen und angewendet werden. Unmittelbare Beziehung zur deutschnordischen Götterfage findet sich an der Stelle, wo erzählt wird, wie die Dänenkönigin Wealchtheow dem Beowulf

ein köstliches Halsgeschmeide gab. „Nie, berichtet das Lied, hörte ich von einem herrlichern Hort der Helden, seit Heime die Brosinga-Mene, Schmuck und Geschmeide, zur blinkenden Burg entführte". Diese Brosinga-Mene ist, wie uns die Edda berichtet, der Halsschmuck der Göttin Freyja, und das angelsächsische Lied gibt uns also theilweise Auskunft, was aus diesem Götterkleinod geworden: es war, ganz wie der Nibelungenhort in der Siegfriedsage, Gegenstand des Streites unter den Amelungen und ist wohl das in der Dietrichssage vorkommende Harlungen-Gold. Die alte heidnische Anschauung, daß auf dem Gold ein Fluch ruhe, der Jeden, welcher sich mit ihm einläßt, in's Verderben zieht, diese alte Anschauung, die auch in's Nibelungenlied hereinspielt und den bekannten Hort für seine Besitzer zu so schrecklichem Unsegen gedeihen läßt, findet sich auch in unserem Lied angedeutet. Deßgleichen läßt sich aus einer andern Stelle unseres Gedichts unschwer nachweisen, daß der alte Häuptling, welcher als der letzte seines Stammes seinen Schatz in der Höhle am Meeresstrand vergräbt, mit dem Drachen, der ihn bewachte und der schließlich von Beowulf getödtet wird, ein und dasselbe Wesen ist, eine ebenfalls in den heidnischen Ueberlieferungen begründete Anschauung; ich erinnere nur an die Erzählung der Edda von Regin und Fafnir, welch letzterer den von Odin ihm geschenkten und mit dem Fluch des Zwergen Andvari behafteten Schatz auf der Gnitaheide in Drachengestalt bewachte. Aber gerade diese altheidnische Reminiszenz mochte den christlichen Ueberarbeiter unseres Lieds bewogen haben, an einer dritten Stelle, wo jene Umwandlung in einen Drachen wohl noch deutlicher erzählt war, den Häuptling sterben und den Schatz erst nach vielen Jahren von dem Wurm gefunden werden zu lassen, während jene Stelle, wo die Umwandlung nicht so klar hervortrat, von dem Ueberarbeiter

nicht beachtet wurde. Es ist Dieß nicht der einzige Widerspruch, der sich in Folge der Umdichtung im Lied befindet. Indem noch kurz erwähnt werden möge, daß die Eberbilder, welche die Geaten auf den Helmen tragen, auf einen Kultus des Freyr hinweisen, dem der Eber heilig ist, und daß unter den Trotz- und Ruhmreden, durch welche sich Beowulf im Gedicht mehremals zur Ausübung einer bestimmten Heldenthat anheischig macht, jene Gelübde zu verstehen sind, welche die Helden auf den Juleber ablegten (vergleiche das 1. Helgilied in der Edda; ein Umstand, den auch der Dichter der Frithjofssage benützt hat, vgl. Gesang 17), mache ich noch auf ein höchst merkwürdiges Wort aufmerksam, das unmittelbar auf eine altheidnische Vorstellung zurückweist. Es ist das bei der Erzählung von kriegerischen Begegnungen und von einem bevorstehenden Todesschicksal mit Vorliebe gebrauchte Wort „vyrd." Dieses Wort bezeichnet die in der Edda unter dem Namen Urd genannte Norne, die mit den zwei andern Schicksalsjungfrauen Werdandi und Skuld unter dem Weltbaum Yggdrasil sitzt und mit dem heiligen Wasser aus dem Urdarbrunnen dessen Wurzeln begießt. Fast in allen Stellen, wo dieses Wort in unserem Gedicht vorkommt, steht es wie ein Eigenname ohne Artikel, und es werden ihm auch ohne Weiteres die Attribute und Handlungen einer Persönlichkeit beigelegt. So heißt es z. B.: „die Waffen harren des Ausspruchs der Wyrd", „Wyrd geht immer, wie sie will", und an einer Stelle: „Schon trat Wyrd heran, die bald den greisen Helden grüßen sollte, seiner Seele Hort zu suchen und Leib und Leben zu scheiden." Hier reicht offenbar die Uebersetzung „das Schicksal" nicht aus, und man hat Handlungen eines konkreten Wesens vor sich, eines Wesens, dem es vorzugsweise zukommt, die Lebenszeit und die Geschicke der Menschen zu bestimmen, wie es ja auch

in der Edda (Wöluſpa) von den drei Nornen heißt: „Sie ſetzen Satzungen, beſtimmen das Leben den Menſchenkindern, verkünden die Schickſale.“ In einem alten angelſächſiſchen Gloſſar wird denn auch das Wort „vyrd“ mit Parze, parca, überſetzt. Aus andern angelſächſiſchen Schriftſtücken (ſo aus einem „Geſpräch zwiſchen Saturn und Salomo“) wiſſen wir, daß die Wyrd und die Frage, inwieweit das plötzlich mit Uebeln über den Menſchen hereinbrechende Schickſal mit deſſen freier Selbſtbeſtimmung vereinbarlich ſei — die alte Frage alſo von der Freiheit und dem Fatalismus — die neubekehrten angelſächſiſchen Chriſten vielfach beſchäftigte, und daß die angelſächſiſchen Kirchenväter gegen den Aberglauben von einer Wyrd, einem Geſchick, das etwas Anderes iſt, als der Wille und das Urtheil des allmächtigen Gottes, nicht genug eifern konnten. Aber ſei es, daß die Lehre von der Norne zu tief im Herzen des Volkes Wurzel gefaßt, ſei es, daß die Bezeichnung derſelben als einer Vollſtreckerin der unabwendbaren Beſchlüſſe des Schickſals dem Bewußtſeyn der damaligen Zeit abhanden gekommen war — in dem ein volles Jahrhundert nach der Abfaſſung des Beowulf in ſeiner jetzigen Geſtalt gedichteten altſächſiſchen Heliand, wo der Stoff doch ſolche Bezeichnungen von vornherein hätte ausſchließen ſollen, findet ſich der Name der Wyrd (wurd) mehrfach zur Bezeichnung eines traurigen, finſtern Geſchicks und wird ſelbſt in Bezug auf den Kreuzestod Chriſti gebraucht.

Wenn ich mich nun noch ſchließlich mit einzelnen Stellen der Dichtung näher beſchäftige, ſo geſchieht es, um meine Behauptung, daß das Beowulflied ein getreues Abbild deutſcher Sitte und Geſinnung, deutſchen Volks- und Heldenlebens ſei, ausführlicher zu erhärten. Es geſchieht Dieß an der Hand eines glaubwürdigen Gewährsmannes über germaniſche Sitten

und Zustände. Fassen wir unser Gedicht in's Auge, so drängt sich das auf Schutz von Seite der Gefolgschaft, auf Freigebigkeit und Milde von Seite des Fürsten begründete Verhältniß zwischen König und Volk zuerst unserer Betrachtung auf. Hierüber sagt Tacitus in der Germania: „Es herrscht ein Wetteifer unter den deutschen Fürsten, das zahlreichste und muthigste Gefolge zu besitzen. Dieß gibt Ansehen und Macht, stets von einer großen Schaar erlesener junger Männer umgeben zu seyn, als Schmuck im Frieden, als Schutz im Krieg." Als ein so angesehener, mächtiger Fürst wird in unserem Lied Hrodgar besungen. Er ist von einer treuen „Gefolgschaft adeliger Sippen", der Blüthe der Ritterschaft, umgeben, seine Dienstleute sind seine „Herd- und Tischgenossen", seine „Palastschaar", sein „Handgefolge"; im Kriege sind sie seine „Leibschaar", sein „Heerhaufe". Auch was Tacitus andeutet, daß im Gefolge Rangstufen je nach dem Urtheil des Fürsten vorhanden sind, findet sich in unserm Gedicht durch die Scheidung der Dienstmannschaft, deren Glieder im Allgemeinen thegnas heißen, in Aeltere und Angesehenere (rûnvitan, dugudh), die gewissermaßen des Fürsten Geheimerrath sind und sich bei Hofe neben dessen Achsel stellen (eaxlgesteallan), und in Jüngere, Unbedeutendere, in die Knappschaft (geógodh, scealcas). Und wenn der römische Geschichtsschreiber bemerkt: „daß es keine Schande sei, im Gefolge eines andern zu erscheinen", so mag als Beleg dazu in unserm Lied der Wendelnfürst Wulfgar genannt werden, der als „Herold und Amtmann" (âr and ombiht) an Hrodgar's Hofe dient. „Ein solcher Fürst, sagt Tacitus weiter, wird durch Geschenke geehrt, und schon der Ruf seines Namens beseitigt den Krieg." War es, um wieder aus unserem Gedicht eine Erläuterung zu geben, nicht der Name Beowulf's, der als Fürst der Geaten 50 Jahre lang so gefürchtet und

geachtet war, „daß keiner der umsitzenden Könige es wagte, ihn mit Heergesellen heimzusuchen"? Für den Schutz im Krieg und für erprobte Tapferkeit verleihen die Fürsten ihren Dienern Lebensunterhalt und Geschenke. „Das Gefolge verlangt von seines Herrn Milde — sagt der römische Geschichtschreiber im 14. Kapitel der Germania — bald das Roß, auf dem er kämpft, bald jenen blutigen, sieghaften Speer, die Framea; denn die Speisung und die einfachen, jedoch reichlichen Schmäuse gelten nur als Sold." Während hier Roß und Kriegsspeer nur beispielsweise herausgehoben sind, macht Tacitus am Schluß des nächsten Kapitels noch mehr solche fürstliche Geschenke namhaft; es sind: „schöne Rosse, prächtige Waffen, Pferdeschmuck und Halsketten" (electi equi, magna arma, phalerae torquesque). Alle diese Fürstengaben kommen auch in unserem Lied vor: Hrodgar schenkt dem Beowulf nach dessen Sieg über Grendel acht herrliche Rosse, auf deren einem ein prächtiger Sattel liegt, deßgleichen Helm und Harnisch und ein treffliches Schwert. Auch Beowulf's Gefährten werden beschenkt, und damit auch die letzte der von dem Römer aufgezählten Königsgaben nicht fehle, überreicht Hrodgar's Gemahlin dem Geatenhelden außer zwei Hüllkleidern und Armringen auch die mehrerwähnte hochgepriesene Halsspange. Diese Ringe, die um Arm und Hals gelegt werden, sind überhaupt der älteste und begehrteste Goldschmuck des deutschen Mannes, den er als Lohn für seine Treue und Preis für seine Tapferkeit von seinem Herrn und König erhält. Sie heißen in unserm Lied bald mit einem allgemeinen Ausdruck „gewundenes Gold", vunden gold, bald werden sie genauer bezeichnet als beágas, Bougen, Spangen, Ringe (im Nibelungenlied ouc), und wiederum gibt hier das kleine Bruchstück altdeutscher Heldensage, das Hildebrandslied, Zeugniß für das stammverwandte Lied von

Beowulf. „Er (Hildebrand), heißt es dort, streifte sich vom Arm gewundene Ringe (wuntane bouga), die ihm der König, der Beherrscher der Hunnen gegeben.“ Deßgleichen bringen in dem altsächsischen Heliand die drei Weisen aus Osten dem neugeborenen Christuskind nach altdeutscher Königssitte „gewundenes Gold“ (wundan gold). Und wegen dieses Verhältnisses des Dienstherrn zu seiner Heermannschaft als eines Schenkers und Schätzeaustheilers wird der Begriff eines Königs in unserem Lied sowohl wie in verwandten Gedichten geradezu durch die Worte „Schatzspender, Ringhortverwalter, Wonnegeber“ und viele andere ausgedrückt, sowie auch der Königsthron „Gabenstuhl“ (gif-stól) und der Königspalast „Gabenhalle“ (gif-heal) genannt werden. Auch in dieser Beziehung ist in unserm Lied Hrodgar als das Muster eines Fürsten dargestellt, hat er ja Heorot eigens zu dem Zweck erbaut, ein Wonnehaus zu haben, drin er an all seine Mannen, alle Gaben, die ihm Gott geschenkt, vertheilen könne. Dagegen wird in unserem Gedicht das Bild eines Fürsten, der geizig ist, der „gramherzig giert, in Großmuth nicht mehr Spangen spendet,“ mit den düstersten Farben gemalt. Dem Verhältniß des Fürsten zu seiner Gefolgsschaft als eines milden freigebigen Herrschers steht das Verhältniß der Dienstmannen zu ihrem Schutzherrn gegenüber, das sich auf Dank, Dienstergebenheit und Treue bis in den Tod gründet. „In der Schlacht — bemerkt Tacitus — gilt es als Unehre für das Gefolge, seinem Fürsten an Muth nachzustehen, aber gar den Fürsten überlebend aus der Schlacht heimzukehren, macht ehrlos und beschimpft für das ganze Leben. Ihn zu vertheidigen, ihn zu schützen, die eigenen Heldenthaten seinem Ruhm beizuzählen, ist ein Hauptstheil ihrer Dienstpflicht.“ Welch' schöne Bestätigung erhalten diese Worte des römischen Historikers durch unser Gedicht, wo

mentlich durch jene Stelle, wo, beim Kampf Beowulf's mit dem Drachen, die zehn Gefährten, die er sich ausgewählt, entsetzt über die Feuersgluth, die der Wurm um sich speit, fliehen und im Walde Schutz suchen. Nur ein Einziger, Wiglaf, ein Blutsfreund Beowulf's, ist seiner Pflicht eingedenk, ihn jammert, daß sein Herr ohne Hilfe sei, und er mahnt die Zagen mit eindringlicher Rede: „Ich denke, sagt er, im Gemüth der Zeit, wo wir Meth empfingen von unserem Herrn und ihm im Biersaal, als er uns Ringe gab, verhießen, wir wollten ihm die Gaben vergelten, wenn er in Noth käme. Nun ist der Tag gekommen, daß unser Gefolgsherr der Hilfe kühner Kriegsmänner bedarf; wohlan, helfen wir unserm Heerfürsten. Eine Schande wär's, wenn wir unsere Schilde nach Hause trügen, ehe wir den haßvollen Feind hier zu Fall bringen und dem Fürsten das Leben schirmen. Das wäre gegen den alten Brauch, daß er allein unter den Geatenhelden Leid erfahren und im Streite fallen soll." Und als die „zaghaften Treulügner" die flehentliche Mahnung des treuen Dienstmannes überhören und ihren Herrn in feiger Furcht umkommen lassen, hält Wiglaf, der ihm mit Todesverachtung zur Seite gestanden, eine Strafrede an sie, deren Worte wie Dolche schneiden und in welcher der am Ende verkündete Urtheilspruch gewiß die übliche Bestrafung solcher Feiglinge enthält. „Wahrlich — so redet er die Zagen an — an euch hat unser Herr, als er euch auf der Aelbank Kleinode und Helme und Brünnen schenkte, seine Gaben arg verschleudert! Nun soll euch fortan Schatzgabe und Schwertspende gebrechen, alle Erbsitzwonne soll hinfort eurem Geschlechte fehlen, alle Liebe versagt seyn. Des Landbesitzes verlustig muß Jeder aus eurer Sippschaft wandern, wenn die Leute von fern und nah eure Flucht erfahren, eure treulose That. Besser ist der Tod, als ein Leben voll Schmach!"

Daß aber die deutsche Treue die Regel ist, und daß diese Regel sogar durch die Ausnahme, welche die Treulosigkeit der zehn Geaten-Dienstmänner in unserm Gedicht macht, nur bestätigt wird, dafür bietet uns wieder das altsächsische Epos einen Beleg, das, indem es den Personen der heiligen Geschichte deutsche Gesinnung und deutsche Anschauung unterlegte, die Kunde vom Heiland den kriegerischen Sachsen mundgerecht und volksthümlich machen wollte. Die einfachen Worte des Thomas im Johannesevangelium, als Christus seinen Jüngern ankündigt, er wolle nach Jerusalem gehen, um dort zu leiden und zu sterben, die Worte: „Laßt uns mit ihm gehen, damit wir mit ihm sterben!" werden im altsächsischen Gedicht in folgender Weise erweitert: „Wir wollen unserem Herrn seinen Willen nicht wehren, nicht tadeln seine That, sondern treu bei ihm ausharren, dulden mit unserem Dienstherrn; denn Das ist des Heer-Gefolgsmannes Preis, daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe und sterbe, ihm zu Ehren. Thun wir alle so, folgen wir ihm auf seiner Fahrt, lassen wir unser Leben dagegen nichts gelten; nur wenn wir im Männervolk sterben mit unserm König, bleibt uns Ehre nachher und gute Nachrede bei den Volksgenossen!" Auch der Hieb, den Petrus gegen Malchus im Oelgarten führt und der zur förmlichen Beschreibung eines deutschen Zweikampfes Anlaß gibt, bietet dem altsächsischen Sänger Gelegenheit, von der Treue des Dienstmannes gegen seinen Schutzherrn zu sprechen, sowie die Verleugnung des Petrus und der Abfall des Judas benützt wird, in ähnlicher Weise, wie es im Beowulflied geschieht, die Treulosigkeit und Verzagtheit als eine gemeinschädliche Schmach zu brandmarken. So geben uns also alle diese Schriftdenkmäler einstimmig Zeugniß von der sprichwörtlich gewordenen Treue deutscher Helden, von jener Treue gegen den Dienstherrn, die sich im Nibelungen-

lied bei Hagen zur verbrecherischen Bluthat verirrt und in dem edlen Markgrafen Rüdiger zum erschütterndsten tragischen Konflikt sich gipfelt.

Ebenso lebendig wie das Pflichtgefühl der Treue und Dankbarkeit gegen den Schutzherrn war nach Tacitus bei unsern deutschen Vorfahren das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Anhänglichkeit in den verwandtschaftlichen Beziehungen, das sich selbst bis in die Schlachtordnung im Krieg erstreckte. „Kein blindes Ungefähr, sagt der römische Geschichtsschreiber, keine zufällige Zusammenrottung bildet ein Geschwader oder einen Keil, sondern Familie und Verwandtschaft." Für die innige Verbindung der Stammesgenossenschaft unter sich, sowie für die Zusammengehörigkeit der Blutsfreunde und Verwandten, für welche Verhältnisse die germanischen Idiome besonders reich an Bezeichnungen sind, findet sich fast auf jeder Seite unseres Liedes ein vollgiltiges Zeugniß; und von dem alten Erbübel der Deutschen, daß die Bande der engern Stammesgenossenschaft weitaus stärker sind als das Gefühl, einem einzigen großen Gesammtverband anzugehören, der alle Stämme in sich schließt, von diesem unserem nationalen Unglück zeugen in unserem Lied namentlich auch die geschichtlichen Episoden, welche die vom Vater und Oheim auf den Sohn und Neffen vererbten Fehden zwischen den einzelnen Familien und Stämmen schildern: jene innern Kriege der deutschen Nachbarstämme unter- und gegeneinander, welche dem Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit den bekannten Fluch abpreßten: „O möchten diese Völker, wenn auch nicht Liebe zu uns fassen, doch wenigstens ihren Haß gegen sich selbst bewahren und fortsetzen; denn jetzt, wo Rom's Weltherrschaft ihrem Ende naht, kann das Schicksal uns kein größeres Glück mehr verleihen, als die Zwietracht unserer Feinde!" Die Innigkeit des Familiengefühls, der enge

Anschluß der Stammesgenossen war so sehr im Charakter der Nation, die Vereinsamung und Isolirung dagegen so schimpflich und verächtlich, daß unser Lied zur Bezeichnung eines Fürsten, der Anfangs hochberühmt war, dann geizig und verhärteten Gemüths wurde, sagt: „Er wanderte einsam, fern vom Jubel der Helden", und daß der elende, von Gott verstoßene, aller menschlichen Freuden und Wonnen entbehrende Grendel „der Eingänger" (ângengea), der einsame Wandler, genannt wird. Auch der neidvolle Drache, der einsam Jahrhunderte lang über dem vergrabenen Hort brütet, zeigt an, daß das böse Prinzip und dessen Träger als der Wohlthat der Gemeinschaft und Gesellschaft verlustig gedacht werden, während die sittliche Kraft in der Familie und Stammesgenossenschaft ihre Wurzel hat. Zur fernern Erhärtung des Gesagten brauche ich Sie gewiß nur an den Friesenkönig Radbod zu erinnern, der nach der Sage den Fuß, den er schon in das Wasser gesetzt, in dem er getauft werden sollte, wieder zurückzog, weil er von dem Missionär gehört, daß alle seine Verwandten in der Hölle seyn würden, und er lieber mit diesen brennen, als ohne sie einsam des Himmels Seligkeit genießen wollte. War so die Einsamkeit und Abgeschlossenheit dem alten Deutschen ein keineswegs erwünschter Zustand, so war ihm dagegen das gemeinsame Zusammenleben mit seinen Genossen ein Bedürfniß, das im Krieg durch den Kampf an der Seite seiner Familien- und Stammes-Brüder, im Frieden durch die gemeinschaftlichen Freuden des Mahles und der Zechgelage seine Befriedigung fand. „Der Geselligkeit und Gastfreundschaft — sagt unser mehrerwähnter Gewährsmann — huldigt kein Volk in unbeschränkterem Maß. Im Zusammenleben herrscht zwischen Wirth und Gast Herzlichkeit. Tag und Nacht fortzuzechen bringt keine Schande. In der Trunkenheit gibts häufig Streit,

der selten mit Scheltworten, öfter mit Mord und Blutvergießen endet. Als Getränk dient ein Korn- oder Gerstensaft, dem man durch allerlei Mittel einige Aehnlichkeit mit dem Wein gibt." Ist nicht auch hiefür, von dem Getränk, von den langdauernden Gelagen in Heorot, von dem herzlichen Verhältniß zwischen Hrodgar und seinen geatischen Gästen, bis zu dem Streit, der beim Gelage zwischen Beowulf und Hunferd entsteht und der, charakteristisch genug, von einem trunkenen dänischen Prahlhans ausgeht, die volle Bestätigung in unserm Lied zu finden? Der Prachtbau Heorot und die mehrfach beschriebenen in ihm vor sich gehenden Bierzechen bieten ein vollständiges, echtes Bild eines alten deutschen Mahles, wie es auch ganz mit den nämlichen Zügen im Heliand, bei Gelegenheit der Erzählung von der Hochzeit zu Cana und von dem Festmahl des Herodes, geschildert wird. „Schenken und Schaffwärter gehen hin und wieder, mit Schalen, Bechern und Aelkrügen, in denen sie lautern Wein tragen, die Menge ist im Gastsaal versammelt und sitzt auf den Bänken, die Gastmahlsfreude beginnt, die Helden trinken in der Halle und sind voll Lust." Dieser Zustand der Zechfröhlichkeit, in welchem bei Meth und Wein erzählt, gescherzt und gesungen wird, wird sowohl im Beowulflied als im altsächsischen Heliand mit dem Namen „Traum" (angs. dreám, altf. drôm) bezeichnet. Und ein solcher Genuß war diese traumselige Stimmung des Gelages dem wein- und sangesfrohen deutschen Helden, daß er jenen Namen auf das ganze fröhliche Menschendaseyn, auf die ganze Wonne des irdischen Lebens unter und mit den Volksgenossen übertrug: „der Leute Traum verlassen" ist gleichbedeutend mit „sterben". Auch das Leben im Jenseits, das ja nach der heidnisch-germanischen Vorstellung nur eine Fortsetzung jenes traumseligen irdischen Daseyns in erhöhtem Maßstab war, wo die

Einherier, die gefallenen deutschen Recken, alle Morgen aus Walhall ausziehen und streiten und zum Mittagsmahl heimreiten in Odin's Saal, um mit den Asen Ael zu trinken — auch das Leben im Jenseits wird in unserem Gedicht mit dem Namen für den entzückten Seelenzustand beim Festgelage bezeichnet, mit dem Worte „Traum". Und so wenig mochte unsern neubekehrten Vorfahren diese Vorstellung anstößig seyn, daß sie sie dann auch ohne Bedenken auf die himmlischen Freuden anwandten, die das Christenthum seinen siegreichen Bekennern verheißt; so steht im Heliand „herrlicher Traum" und „Traum Gottes" gleichbedeutend mit „ewiges Leben."

Es wird nicht nöthig seyn, noch besonders darauf aufmerksam zu machen, wie sehr das kriegerische Leben unserer Vorfahren in dem Beowulflied hervortritt, das ganze Gedicht athmet ja diesen kriegerischen Geist; die Sprache ist unerschöpflich in Bezeichnungen der Kriegshelden, des Kriegsspiels und der Waffen. Nur Das möge hier noch eine Erwähnung finden, daß namentlich das Schwert, neben dem Speer die Hauptwaffe der deutschen Helden, eine hervorragende Bedeutung hat. Schon sein häufigster Name „eald lâf", altes Erbstück, zeigt, daß es wie ein heiliges Familiengut vom Vater auf den Sohn vererbte; es wird als eine Persönlichkeit betrachtet und ihm menschliches Empfinden und Wollen zugeschrieben, und als solche führt es auch einen Eigennamen — wie Siegfried's Schwert Balmung, so heißt Beowulf's Handwaffe Nägling. Auch von der Bekanntschaft der alten Deutschen mit dem Seewesen zeugt unser Lied in höchst anziehender Weise; eine Menge ausdrucksvoller, lebendiger und kühner Bilder und epischer Beiwörter, die sich auf das Meer, auf die Schiffe und die Seefahrt beziehen, bezeichnet die innige Vertrautheit der nördlichen Germanenstämme mit dem Meer und der Schifffahrt, und es

muthet uns eigenthümlich an, in diesen alten Sprachdenkmälern, wozu auch in dieser Hinsicht wieder die Evangeliengeschichte des alten Sachsen zu zählen ist, redende Zeugen dafür zu haben, daß unsere Nation einst mächtig zu See war, daß sie in kühnen Seewikingerzügen alle Nachbarvölker bedrohte und daß auf diese Weise von der cimbrischen Halbinsel aus Britanien durch deutsche Stämme erobert wurde.

Auch was Tacitus sonst noch von Einzelheiten deutscher Sitte erwähnt, so die Blutrache, die Umwandlung derselben in eine Wehrgeldbuße, die Leichenverbrennung und die Errichtung von Todtenhügeln zum Gedächtniß gefallener Helden und vieles Andere mehr, kann durch Zeugnisse aus unserem Gedicht bekräftigt werden. Das Angeführte möge genügen, Ihnen gezeigt zu haben, daß dieses Lied wie sonst kein anderes unter der Hülle eines dem großen germanischen Sprachgebiet angehörigen Dialektes ein leuchtendes Denkmal deutscher Lebensanschauung und Lebensführung ist.

Ueber Shakespeare's Timon

von

Dr. Heinrich Wölfel.

Es ist ein überaus düsteres Gemälde das Shakespeare in seinem Timon von Athen vor uns aufrollt; düster in Ton und Farbe, düsterer und herber noch durch seinen Inhalt. Fast die äußerste Grenze tragischer Rührung überschreitend, — jene Linie, die der versöhnende Bote ewiger Gerechtigkeit mit dem Friedensevangelium einer besseren Zukunft hütet; — erst unheimlich drohend, dann rasch wie in wachsendem Sturme zum Rande des Abgrunds drängend reißt uns dieses Drama hinab in die schauerliche Tiefe jenes bewußten Wahnsinns, der an Gott und Menschheit verzweifelnd den Kelch der bittersten Weltverachtung, des ingrimmigsten, unversöhnlichsten Menschenhasses bis zur tödtlichen Neige leert. Nur herzlose Selbstverstockung, nur feige Wahrheitsflucht und nackter Egoismus gemeiner Weltläufigkeit könnte sich des Mitgefühls und wirklichen Mit-Leidens entschlagen, worein wir durch das ergreifende Geschick und das tiefe, innerliche Seelenleiden des tragischen Helden unentrinnbar verflochten werden. Denn was er leidet das ist nicht ein Unrecht, das den Einzigen traf, oder einen Einzelnen trifft; er leidet als Mensch durch den Menschen; Timon, der Repräsentant alles dessen, was Glaube und Liebe und Hingebung und Hoffnung heißt, ist krank ob der Falschheit der Welt. So ist sein Leid nur der Spiegel eines allgemeinen Siechthums, der die unzähligen oft in der Stille getragenen und begrabenen Erfahrungen getäuschten Vertrauens, verrathener Liebe, betroge-

ner Freundschaft wie in einem Brennpunkte sammelt und mit verzehrender Glut in unsre Seele zurückwirft. Jeder, der nicht ganz oberflächlich dahin zu leben gewohnt ist, hat Aehnliches wie Timon erfahren und empfunden, hat selbst auch die unheimlichen Regungen jenes Menschenhasses gekostet, der, wenn nicht freundlichere Erfahrungen dazwischen kämen, in Wahnsinn und Verzweiflung enden müßte. Denn nichts ist dem Menschen unantastbarer, als das Heiligthum seiner Gefühle, als das Pfand seines Vertrauens. In jenen Augenblicken daher, wo wir uns hierin von der höhnenden Larve des Egoismus gekränkt, getäuscht, verrathen sehen, da erhebt sich in unserm Herzen ein Sturm des Schmerzes und der zornigen Entrüstung, die nicht blos unserm persönlichen Interesse, vielmehr der Entartung menschlicher Natur überhaupt gilt, und eben deßhalb nur zerstörender auf unser Gemüth zurückwirkt. Das ist jene verdüsterte Seelenstimmung, in welcher Hamlet mit einem „Pfui, pfui darüber!" die Welt für einen Garten voll Unkraut erklärt, der auf in Samen schießt; — jene Nacht der Verzweiflung, in welcher Timon mit unerbittlich grimmiger Logik ausruft: „wer darf sagen, ein Schmeichler ist dieser Mensch; wenn's Einer ist, so sind es Alle." Da kann dann das Leben nur noch als lästige Bürde empfunden werden, der Tod nur als willkommene Erlösung erscheinen. Shakespeare muß tief aus diesem mörderischen Kelch allgemeiner herber Lebenserfahrung getrunken haben, daß er uns ein so schauerliches Bild des unversöhnlichsten Menschenhasses mit so lebendigen, wahrheitsgetreuen Farben ausmalen kann, wie wir es in seinem Timon vor uns haben.

Gleichwol halte ich es für sehr gewagt, ja geradezu für ungerechtfertigt, nach dem Vorgang von Ulrici und Gervinus mit neueren Erklärern die Entstehung unseres Dramas auf

die Annahme allgemeiner Lebensverbitterung zu gründen, welche die letzten Jahre des Dichters begleitet und verdüstert habe. Zwar fällt allerdings unser Drama in diese letzte Zeit von Shakespeare's dichterischer Thätigkeit, da es, wahrscheinlich 1610 geschrieben, ganz nahe an Sturm und Wintermärchen liegt, mit welchen der Dichter im folgenden Jahre von der Bühne und der Kunst Abschied nimmt. Und zu läugnen ist nicht, daß auch in diesen beiden Stücken eine ernste, fast schwermüthige Lebensanschauung sich bemerklich macht. Allein einerseits liegt doch auch ein gleiches Düster über Hamlet und Othello ausgebreitet; Tragödien, welche der Dichter 1600 und 1602, also in seinem 36. und 38. Lebensjahre, und zwar neben seinen glücklichsten und heitersten Lustspielen geschrieben hat. Andrerseits finden wir selbst im Sturm und Wintermärchen noch eine Reihe von Scenen, in denen überboten zu sein scheint, was der Dichter je an Zartheit und Lieblichkeit wie an frischem Humor aufgewendet, und die daher nur in der unbefangensten Seelenstimmung und heitersten Laune entstanden sein können. Bricht doch sogar in unserm Stücke sein unbändiger Humor in einer Weise durch, daß man eine ganze Reihe von Scenen wegen ihres genreartigen Characters geradezu für einen Fehler erklären zu müssen glaubte. Gerathener wird es also in jedem Falle sein, die düstere Färbung eines Dramas aus dem behandelten Stoffe zu erklären, als sofort den gewagten Rückschluß auf eine zeitweilige oder andauernde Verstimmung des Dichters zu machen.

Nur die Wahl des Stoffes selbst scheint einigermaßen zu einem solchen Schluß zu berechtigen, da leicht denkbar ist, daß sie mit momentanen Stimmungen, persönlichen Erfahrungen und besonderen oder allgemeinen Verhältnissen, die den Dichter näher berührten, im Zusammenhang standen. In der That

haben auch Ulrici und Gervinus ihren eignen Satz vorsichtig in diesem Sinne wieder eingeschränkt. Aber auch hier wird man wieder behutsam sein müßen, um nicht auf eine falsche Fährte zu gerathen, und nicht Unterstellungen Raum zu geben, welche der poetischen Conception eines Kunstwerks zu ferne liegen, oder schon darum unkräftig sind, weil sie zu viel beweisen. Denn wenn allerdings einleuchtend ist, daß der Ernst der Mannesjahre zur Tragödie hindrängte, und daß die dritte dichterische Periode Shakespeare's vorwiegend von Dramen dieser ernsteren Gattung erfüllt ist, so scheint doch zu weit hergeholt, als Erklärung dieses Uebergangs des Dichters von dem Lustspiel zum Trauerspiel den (schon 1595 erfolgten) Tod seines Sohnes, oder des Grafen Essex Empörung und Hinrichtung und die Einkerkerung seines Freundes Southampton geltend zu machen. Und daß sich gar der Einfluß des herantretenden Alters mit seinem berechtigten Strengmaße und seiner unberechtigten Schwarzsichtigkeit hiebei aufgedrungen habe, möchte wol zu viel von einem Dichter gesagt sein, der wie bemerkt in Mitte der dreißiger Jahre stand, als er seinen Hamlet und Othello schrieb, und der schon im 48. Lebensjahre den Zauberstab der Dichtung niederlegte. Nach meiner Meinung sind daher andere Gesichtspunkte auch für die Wahl des Stoffes aufzusuchen, und zwar solche, welche dem Dichter im Verhältniß zu seiner Aufgabe, bei dem Streben nach Vollendung und Abrundung seiner Kunstleistungen, nahe liegen und Genüge thun mochten. Zwar verkenne ich nicht, daß offenbar auch äußere Verhältnisse für die Wahl mancher Stoffe Anlaß boten. So habe ich selbst den Sommernachtstraum als Gelegenheitsgedicht, den Sturm und das Wintermärchen als Abschiedsdramen aufgefaßt und darauf ihre Erklärung basirt. Allein auch diese drei Stücke bilden doch ihrem Inhalt nach

wieder eine wunderbar zusammenstimmende Trilogie, indem sie das gleiche Thema, den ewig höchsten Preis des Lebens, Liebeszauber und Poesie, in dreifacher Variation vorführen.

Nun, dieses nemliche trilogische Princip, der große, eines solchen Genius durchaus würdige Gedanke, die weltbewegenden sittlichen Lebensmächte mit seiner Kunst zu umspannen, scheint mir namentlich auch bei den Tragödien Shakespeare's und der Wahl ihrer Stoffe maßgebend geworden zu sein. Denn sehen wir näher zu, so fassen sich jene sittlich wirksamen Ideen, welche alles Leben tragen und bewegen, aufs Allgemeinste in den drei Begriffen zusammen: Menschenwürde, Liebe, Vaterland. Neun große Tragödien hat Shakespeare geschrieben; drei gehören der hervorragenden Stellung und Bestimmung des Menschen: Hamlet, Lear und Timon; — drei der Liebe: Romeo und Julia, Othello, Antonius und Kleopatra; — drei dem Vaterland: Cäsar, Macbeth, Coriolan. In dieser dreifachen trilogischen Reihe erschöpft der Dichter die großen tragischen Stoffe des Lebens unter den höchsten, stets eine ganze Welt überschauenden und beherrschenden Gesichtspunkten. Hamlet gilt der sittlichen Würde, Lear der natürlichen Größe, Timon der geselligen Bestimmung des Menschen; — oder man kann auch sagen: Hamlet ist die Tragödie des Gewissens, Lear des Willens, Timon der Herzensgüte des Menschen. In Romeo und Julia sehen wir die Liebe durch das eigene leidenschaftliche Uebermaß ihres Wesens, in Othello durch den Mangel an natürlicher und moralischer Wahlverwandtschaft, in Antonius und Kleopatra durch innere sittliche Haltlosigkeit ihr Verhängniß erfüllen. Cäsar ist die Tragödie der politischen Freiheit; Macbeth die der gesetzlichen Ordnung; Coriolan endlich die der Bürgertugend, welche Anspruch und Rache dem höheren Princip der Vaterlandsliebe zum Opfer bringt.

Entschuldigen Sie diese, wie es scheinen mag, unnöthige Abschweifung von dem Hauptgegenstande, den ich Ihnen heute vorführen will. Sie ist in der That nur eine scheinbare, und ihr Resultat für unsern Zweck keineswegs ganz unerheblich. Denn wenn wir mit unsrer trilogischen Eintheilung der neun Tragödien wirklich den Sinn des Dichters getroffen haben, so bietet sie uns eine eben so sichere als erwünschte Handhabe des Verständnisses, indem sie uns gerade den Hauptgesichtspunkt erschließt, von welchem aus jedes einzelne Stück betrachtet und beurtheilt sein will. Wenigstens geschah es in diesem Sinne, daß ich Sie mit dieser Classificirung behelligte, indem es mir darauf ankam, Shakespeare's Timon seine gebührende Stelle neben den beiden größten dieser Dramen, neben Hamlet und Lear anzuweisen.

Lassen Sie uns nun zusehen, wiefern Timon im Kampfe mit der Welt und dem Leben durch Größe der Seele, durch die Wucht seines Geschickes, durch die allgemeine Bedeutsamkeit seines Characters sich als würdigen Genossen jener beiden Heroen der Menschheit erweist.

Noch ehe er auftritt, lernen wir ihn schon von der edelsten und liebenswürdigsten Seite kennen. Dichter und Maler sind die ersten, die in seinem Vorsaal erscheinen; die Künste also stehen, wenn nicht in seinem Dienst, doch in seiner Gunst. Die Künste aber erheitern und verschönen nicht nur das gesellige Leben der Menschen; ihre Pflege und Förderung weckt auch ein günstiges Vorurtheil für ihren Beschützer. Wir sind genöthigt, dieses günstige Vorurtheil der Geistes- und Herzensbildung Timons sofort zu gute kommen zu lassen, dem, wie wir sogleich weiter aus dem Eintritt des Kaufmanns und Juweliers und mehrerer Andern schließen dürfen, Fortuna auch

die Mittel gewährt hat, seiner Neigung für ein edles durch Kunst und Geselligkeit verschöntes Menschendasein freien Lauf zu lassen. Aber auch die Senatoren kommen, ihm in den inneren Gemächern ihre Huldigung darzubringen; Timon ist also auch ein angesehener Mann im Staate, um den er sich, wie wir später erfahren, durch tapfere Thaten große Verdienste erworben hat. Freilich, ob alle diese mit ihrer Lebensanschauung und der Regelung ihres geselligen Verhaltens auf gleich humanen, wirklich menschenwürdigen Grundsätzen ruhen, wie der edelgesinnte, unermüdlich gütige, von ganz Athen verehrte Timon, als dessen Bewunderer und Freunde sie erscheinen, das wird schon jetzt mehr als zweifelhaft. Denn der Juwelier verräth seinen Eigennutz, der Maler seine Eitelkeit, der Dichter seine innere Gemeinheit und Falschheit; alle drei aber werfen die Angel nach der allbekannten Liberalität des reichen Mannes. Es wird uns bange für Timon in dieser Umgebung; wir fürchten sehr, daß es ihm, falls Fortuna ihre Hand von ihm abzöge, nur zu leicht ergehen würde, wie es ihm der Dichter mit tückischer Gemeinheit vormalt in einem Gedicht, das er zum „Preise des Edlen" verfaßt haben will.

Ich stelle dar (sagt er zum Maler) auf lieblich grünem Hügel
Fortuna thronend: an dem Fuß des Berges
Gedrängte Reih'n von jedem Stand und Wesen,
Die auf der Wölbung dieser Sphäre streben
Ihr Glück zu steigern: Unter allen diesen,
Die auf die Königin den Blick geheftet,
Stell ich den Einen dar in Timons Bildung,
Den zu sich winkt Fortunas offne Hand; —
Die volle Gunst verkehrt in Sclaven völlig,
Die eben Mitbewerber waren. —
Von dem Moment
Folgen sie seinem Schreiten; Vorplatz und Hof
Mit Dienst belagernd,
Vergötternd Flüstern gießend in sein Ohr,

Selbst seinen Bügel heil'gend, trinken sie
Die freie Luft durch ihn.
Wenn nun Fortun' in Laun' und Wankelmuth
Herabstößt ihren Günstling — all sein Troß,
Der hinter ihm den Berg hinauf sich mühte
Auf Knie'n und Händen selbst, läßt hin ihn stürzen,
Nicht einer, der ihm folgt in seinem Fall.

Und dieses „wohlgelungne Reimgemälde" soll Timon schauen, lesen und belohnen; — soll es lesen, damit er erkenne „daß geringe Augen den Fuß schon höher als das Haupt gesehn." So giebt sich unwürdiger Neid und „boshaft Zicken" mit vergiftetem Pfeil unter dem Deckmantel freundschaftlicher Warnung kund. Aber die Bosheit hat sich verrechnet; Timon liest kein Gedicht, das ihm zu Ehren verfaßt ist; er von allen Menschen ist der Schmeichelei am unzugänglichsten. Sein Wohlwollen und seine unerschöpfliche Herzensgüte, die immer nur spenden, nicht empfangen will, läßt ihn in allen dargebrachten Huldigungen einzig und allein den guten Willen freundlicher Gesinnung erblicken, der zur Gegengabe verpflichtet. Schmeichelei findet nur da ihren wohlbereiteten Boden, wo aus der Wurzel des Egoismus erwachsen, das Unkraut der Selbstgefälligkeit wuchert; an Timons Herzen, das so lautere verschwenderische Hingebung ist, geht sie nothwendig spurlos vorüber. So legt er denn später wirklich das überreichte Gedicht mit kurzem Danke aber freundlicher Zusage einer Gegengabe bei Seite. Auch das Bild des Malers nimmt er, wiewol unter gastfreier Einladung der beiden zur Tafel, doch mit einem Wohlgefallen auf, das, weit entfernt, geschmeichelter Eitelkeit zu entstammen, uns vielmehr den Ernst der Lebensanschauung aufdeckt, der im tiefsten Grunde der Seele Timons verborgen liegt.

Erfreulich (sagt er) ist ein Bild.
Das Bildwerk ist beinah der wahre Mensch;
Denn seit Ehrlosigkeit mit Menschheit schachert,

Ist er nur Außenseite: diese Färbung
Ist, was sie vorgiebt. Mir gefällt dieß Werk.

Welch ein Unterbau für Timons nachmaligen Menschenhaß, dieses ernste Wort, das eben so schwer und bedeutsam als geistreich und witzig ist, und uns keinen Augenblick im Zweifel läßt, daß Timon über dem Lächelblick Fortunas doch niemals die tieferen sittlichen Grundlagen geselligen Glückes übersehen hat. Wehe, wenn ihm die Stützen der Wahrheit und lauteren Treue wanken sollten, auf deren Voraussetzung sein Denken und Fühlen, sein Glaube an die Menschheit, sein Leben ruht!

Doch nicht zuerst sollten wir an ihm solchen Ernst der Reflexion und Weltbetrachtung gewahren; noch lebt ja sein Glaube an die Menschheit und an die Möglichkeit menschenwürdigen Daseins, der ihn zu unermüdlichem Wohlthun spornt. Sein erstes Auftreten bietet uns das Bild des edelsten, uneigennützigsten Menschenfreundes; ja so voll Liebe ist er, er kann kein Wort sprechen, das nicht sofort eine That der Selbstaufopferung und innig theilnehmender Hingebung wäre. Sein erstes Wort befreit den Freund Ventidius aus dem Schuldgefängniß, indem er fünf Talente (eine Summe von etwa 12,000 fl.) für ihn zahlt; sein zweites ermöglicht die ersehnte Heirath seines Dieners mit einer Athenienſischen Jungfrau, indem er demselben die gleiche Mitgift zusichert, welche der geizige Vater des Mädchens seiner, nur um ihres Reichthums willen verweigerten, Tochter aussetzt. Gleichwol ist sein Wohlthun weit entfernt von gedankenloser Verschwendung. Erst erkundigt er sich, ob beide wirklich einander lieben; erst hält er sich vor, daß der Jüngling gut erzogen ist und ihm lange dient, ehe er den Entschluß faßt:

Sein Glück zu bau'n, thu ich ein Uebriges,
Denn das ist Menschenpflicht.

Auch die Hülfe, die er dem Freunde gewährt, rechtfertigt er vor sich selbst: „weiß ich doch, sagt er, sein edler Sinn ist solcher Hülfe werth.“ Kämen also Timons Wohlthaten dennoch an Unwürdige, so wäre es wenigstens nicht seine Schuld; so müßte er der Betrogene sein, betrogen durch unglaubliche Verstellungskunst jener Ehrlosigkeit, die so trefflich mit Menschheit zu schachern weiß, daß sie, obwol bloß Außenseite, dennoch als Leben und Wahrheit, nicht als Bild und Blendwerk erscheint. Aber wie seine Milde nicht unterschiedslos im Geben verfährt, so sind auch die Beweggründe seines Wohlthuns nicht selbstgefällige Eitelkeit, nicht Ruhm- und Ehrsucht, nicht gottloser Kitzel, die Gottheit zu spielen. Vielmehr ist es die ernst erkannte Menschenpflicht der Humanität und brüderlichen Treue im Umgang und geselligen Verkehr, die der Leitstern seiner Herzensgüte wird; — Timon ist das Bild der aufrichtigsten, lautersten, vertrauensvollsten Menschenliebe, die, mit Reichthum gesegnet, zwar zu geizen versteht gegen den Juwelier, aber keinen Augenblick zögert die Hand zu öffnen, wo es gilt, Gutes zu thun.

Welch ein Contrast, wenn nun diesem Bilde gegenüber Apemantus auftritt, der eitle, herzlose, Wurzeln essende und Wasser trinkende Philosoph, der mit seiner Armuth Prahlerei treibt, ein affectirtes Zerrbild allgemeinen Menschenhasses, der doch die Gesellschaft so wenig entbehren kann, daß er sie eifrig aufsucht und suchen muß, um seiner eitlen Selbstgefälligkeit im Schelten auf Andere froh zu werden. Es ist fast ein Gegensatz, wie zwischen Ariel und Caliban im Sturm, zwischen Perditas reizender Anmuth und dem Rüpeltanz der Saalthiere im Wintermärchen. So maß- und schonungslos im Schimpfen, so grundlos gemein in Wort und Vorsatz und Gebaren tritt Apemantus auf, daß er selbst der Secte der Kyniker, der er

angehören will, noch Schande zu machen scheint, und der Maler ihn mit vollem Recht wegen seiner Unsauberkeit nicht blos einen hündischen Philosophen, sondern geradezu einen Hund nennen kann. Denn ohne alles sittliche oder philosophische Princip, wie er ist, dient ihm seine selbstgewählte Lebensweise nur dazu, um seinen „grimmigen Witz" glänzen zu lassen und sich an der Menschheit für seine nothgedrungene Armuth zu rächen. Juwelier, Maler, Dichter, Kaufmann — alles, was ihm in den Weg kommt, ist ein Schuft; Timon selbst wird nicht verschont, er muß als Liebhaber der Schmeichelei seine Geißel fühlen. Und doch weiß der Dichter aus dieser Karrikatur eines Menschen jenes unheimliche gespenstige Vorbild wahren Menschenhasses zu schaffen, das den Teufel an die Wand malt und Timons tragisches Ende ahnen läßt. Nur verfangen die Sprüche der Wahrheit über die Unehrlichkeit, Unaufrichtigkeit, Falschheit und Habsucht der Menschen jetzt noch nicht in dem arglosen Herzen Timons, eben weil sie aus des Apemantus Munde kommen. Denn der eben so klare als milde Sinn Timons durchschaut gar wohl, daß all diese Aeußerungen einem von Ehrsucht und Eitelkeit verblendeten Gemüth entspringen; und je mehr er selbst sich bewußt ist, den auch ihm gewordenen Tadel nicht zu verdienen, um so nothwendiger erscheinen ihm die Auslassungen des Apemantus überhaupt nur als ungegründete Anklagen giftiger Schmähsucht.

So wenig nun dieser „Widerspruch der Menschheit" dem menschenfreundlichen Timon ein Wohlgefallen abgewinnen kann, so heißt er ihn doch bei seinem Mahle willkommen, das er jetzt eben mit Lord Alcibiades und anderen eintretenden Freunden in anspruchloser Befriedigung seines geselligen Bedürfnisses halten will. Denn Timon wählt und mißt seine Gäste nicht nach ihrem Benehmen und Verdienst gegen ihn, sondern einzig

nach dem tief in seine Seele gegrabenen Gebot allgemeiner Menschenliebe. So stört ihn auch das offenbare Mißwollen des Apemantus nicht; er ist ein Athener, und darum schon ihm willkommen als Mitbürger, als Sohn des gleichen Vaterlandes. Denn um das hier sogleich zu bemerken, das Vaterland nimmt nicht den geringsten Platz in Timons Liebe ein; es vertritt ihm die Stelle der Geliebten. Diese heimlich genährte ideale Liebe hält auch dann noch vor, als später sein Haß gegen die verderbte Generation ihm den Fluch über die Stadt wie über die ganze Menschheit auspreßt. Wahrhaft zu verwundern aber ist hiebei die Erfindsamkeit des Dichters, der mit dieser Berufung auf die Gemeinsamkeit wenigstens des Vaterlandes die Duldung zu motiviren weiß, welche dieser rauhe ewig ergrimmte Widerspruch der Menschheit bei dem Festmahle findet, das den Character liebenswürdigster Humanität an sich trägt. Freilich muß er, um die Gesellschaft nicht zu stören, für die er so gar nicht paßt, an einem abgesonderten Tische essen.

Höchst characteristisch ist das Gratias, welches der Dichter bei dieser Gelegenheit den Apemantus sprechen läßt:

> Ihr Götter, nicht um Geld bitt' ich;
> Für Niemand bet' ich, als für mich;
> Gebt, daß ich nie so thöricht sei,
> Zu trau'n der Menschen Schwur und Treu,
> Noch der Dirne, wenn sie weint,
> Und dem Hund, der schlafend scheint;
> Noch dem Schließer im Gefängniß,
> Noch dem Freunde im Bedrängniß;
> Amen. So greife zu:
> Der Reiche sündigt, Wurzeln speise du.

„Und wohl bekomm' es deinem guten Herzen, Apemantus." — Welch ein Gemisch von hämischem Neide, trotziger Gemeinheit, frivoler Herzlosigkeit und eitler Selbstbespiegelung! Kann es

eine ärgere Parodie der Gebetsstimmung und des Gebetes selbst, kann es einen Egoismus des bürgerlichen und moralischen Bettelstolzes geben, der noch frecher und härter gesotten wäre? Wie unendlich zu ihrem Vortheile unterscheidet sich davon die gleich darauf folgende Rührung Timons, die in Thränen sich erweicht bei dem Gedanken an die des Menschen einzig würdige Bestimmung zur Freundschaft, zur Liebe, zum Vertrauen, zur Brüderlichkeit! Einer der Gäste, ohne Namen zwar, aber mit dem Titel des 1. Lords ausgezeichnet, hatte den Wunsch geäußert, daß der edle Lord Timon einst ihrer Liebe bedürfen möchte, damit sie einigermaßen ihren Eifer zeigen könnten. Darauf erwiedert Timon: „O zweifelt nicht, meine theuern Freunde, die Götter selbst haben gewiß dafür gesorgt, daß ihr mir noch dereinst sehr nützlich werden könnt: wie wäret ihr auch sonst meine Freunde? Ich habe mir selbst mehr von Euch gesagt, als ihr mit Bescheidenheit zu Euerm Besten sagen könnt, und das steht fest bei mir. O ihr Götter, denk ich, was bedürften wir irgend der Freunde, wenn wir ihrer niemals bedürften? Wahrlich, ich habe oft gewünscht ärmer zu seyn, um Euch näher zu stehen. Wir sind dazu geboren, wohlthätig zu sein: und was können wir wohl mit besserm Anspruch unser eigen nennen, als den Reichthum unsrer Freunde? O welch ein tröstlicher Gedanke ist es, daß so Viele, Brüdern gleich, einer über des Andern Vermögen gebieten kann! O Freude, die schon stirbt, ehe sie geboren wird! Meine Augen können die Thränen nicht zurückhalten."

So schön und erhebend diese Worte sind, so schauerlich sind sie doch zugleich. Timon hat selbst sein Schicksal heraufbeschworen, er wünscht ärmer zu sein. Wir ahnen, er wird es werden, und wir besorgen, er möchte allerdings schon jetzt Ursache haben, die gehoffte noch ungeborne Freude unter

Thränen zu begraben. Nicht die zwischen die Feststimmung hineingrollenden Bemerkungen des Apemantus, nicht die Sorglosigkeit, mit welcher Timon an seine Freunde beim Scheiden Juwelen, Pferde, Gold verschenkt, selbst nicht die bei Seite gesprochenen Klagen des redlichen Hausverwalters, daß bereits alles verschuldet und verpfändet ist, machen einen so tragischen Eindruck, als diese aus der Tiefe eines sorglos unbefangenen Herzens aufsteigenden unheildeutenden Worte, als diese unwillkührlich hervorbrechenden Thränen. Es hilft uns nicht, daß nun Cupido mit einem Amazonenschwarm zur Erhöhung der Lust einen Maskentanz aufführt; wir können den empfangenen Eindruck voll düsterer Ahnung nicht mehr los werden, und diese Festmasken erscheinen uns fast nur noch als Symbol, daß auch die Freundschaft seiner Gäste — auf die Probe gestellt — sich als Maske erweisen werde. Freilich wird eben, da die Gäste aufbrechen wollen, ein Besuch von Senatoren angekündigt, und Lord Lucius „sendet aus freier Liebe als Geschenk ihm vier milchweiße Rosse, aufgeschirrt mit Silber," und Lord Lucullus zwei Koppel Windhunde mit einer Einladung zur Jagd auf morgen. So sollte man ja denken, es könne dem von den höchsten Staatswürdenträgern Geehrten, von reichen Freunden so zuvorkommend Beschenkten nun und nimmer fehlen: — wenn wir nur nicht wüßten, daß, wer zu Timon kommt, würdigen Empfanges gewiß sein kann und daß

> Wer ihn beschenkt,
> Wird siebenfach belohnt: und keine Gabe,
> Die nicht Vergeltung ihrem Geber bringt,
> Weit über alles Maaß.

So bleibt dennoch die trübe Sorge in unsrer Seele haften, daß der Umsturz seines Glückes nahe, daß Timon ärmer *werden wird*, an Geld und Gut nicht blos, sondern auch an Freunden; — ärmer noch, als er sich gewünscht.

In der That bringt uns schon die Eingangsscene des nächsten Actes den Anfang vom Ende; und ein Senator ist der Würdige, der den Anstoß dazu gibt. Er ist Timons Gläubiger und hat herausgebracht, daß dieser auch dem Geldleiher Isidor und dem Wucherer Varro schuldet. Da wird dem Edlen Angst um sein Geld und er sendet sofort als Fangkralle seinen Diener Caphis, um die Schuld augenblicklich, und wär's mit Unverschämtheit, einzutreiben.

Seine Frist ist um, (sagt er)
Und mein Credit, da er nicht Stundung hielt,
Ist schon beschmitzt: ich lieb' ihn und verehr' ihn;
Doch bricht mein Hals, den Finger ihm zu heilen.

Natürlich, sehr natürlich: wo Credit und Verschreibung und Verfallzeit in Frage kommt, da muß Verehrung und Liebe weichen; in Geldgeschäften gilt kein Spaß; also fort mit dem Plunder, den das Herz geltend machen will. — Aber auch die beiden andern, der Wechsler Isidor und der Scharrer Varro, fühlen zarten Abscheu vor dem Halsbrechen, oder doch vor einem möglichen unbegehrten Aderlaß, und haben ebenfalls ihre Diener geschickt, ihr klingendes Herzblut zu retten. Im Hause Timons, wo eben der treue Hausverwalter sich vorgenommen hat, seinen Herrn einmal auch wider seinen Willen aufzuklären über den Stand seines Vermögens; — in der Vorhalle warten die Sclaven auf ihn, wie eine lauernde Meute. Timon kehrt von der Jagd zurück; noch in Gedanken mit ihren Freuden beschäftigt, tritt er sorglos ein — da hält ihm dieser Bursche Caphis die Schuldverschreibung vor. „Schuld?" sagt er, „woher bist du?" Der Mensch muß kein Athener sein, sonst müßte er wissen, daß Timons Reichthum unermeßlich ist, und dann — daß man in Athen wenigstens nicht daran denkt, den Timon zu mahnen. „Schuld!" was soll das Wort für ihn bedeuten, der stets so freundlich zu geben gewohnt ist; — ist

doch Geben ein so wohlthuendes Gefühl! — er versteht das Wort nicht. Indeß der unverschämte Mahner, bei aller glimpflichen und milden Behandlung, die ihm Timon zuwendet, läßt sich nicht abweisen, nicht einmal auf morgen vertrösten, und nun umdrängen ihn auch die andern — da muß er wohl an die Wahrheit des Wortes glauben. Es ist der erste Schimpf, der ihm widerfährt und zwar in Gegenwart des Alcibiades und anderer Freunde; er fühlt es tief, daß seine Ehre in Nachtheil gekommen ist, und macht seinen Hausverwalter dafür verantwortlich. Er soll ihm erklären, Rechenschaft geben; nichts Geringeres als eine solche Erfahrung konnte endlich den Sorglosen zur Besinnung bringen. Der treue Flavius aber verschiebt aus Liebe zu seinem Herrn die Sache bis nach der Tafel, und die Sclaven lassen sich die gute Bewirthung gerne gefallen.

Je mehr Timon auf edle Geselligkeit hält, je mehr er in ihr die Bestimmung des Menschen und die Blüte des Daseins erblickt, desto tiefer mußte ihn die Kränkung seiner Ehre verletzen. Daher richtet er, der sonst so Milde, ernste strafende Worte an seinen Hausverwalter:

Du machst mich staunen; (spricht er) — Warum früher nicht
Hast du mir mein Vermögen klar berechnet,
Daß ich vermocht den Haushalt einzurichten,
Wie's mir vergönnt?

Und als der treue Diener sich mit vergeblich gemachten Versuchen entschuldigt, muß er noch härtere Worte des Vorwurfs hören. Der Ernst dieser Worte beweist entschieden, daß Timon, wie er selbst sagt, kein lasterhafter, grundsatzloser, leichtfertiger Verschwender war; unweise, doch nicht unedel gab er weg. Schon hat er sich auch wieder männlich gefaßt und sinnt auf Mittel seine Gläubiger zu befriedigen. Den Vortrag und die Rechtfertigung seines Verwalters kann er kaum gehört haben; wie

könnte er ihm sonst noch auftragen, all sein Land zu verkaufen, da ihm dieser doch so eben gesagt hat, daß sein ganzes Vermögen nicht hinreicht, nur die Hälfte seiner Schulden zu tilgen. Man sieht, er kann sich von dem Wahn nicht losmachen, eine unerschöpfliche Quelle des Gebens zu besitzen, weil seine Neigung zu geben, weil seine Güte unerschöpflich ist. Erst die Entgegnung des Dieners:

> O theurer Herr, die Welt ist nur ein Wort;
> Und wär sie ein'x, wie schnell wär' sie dahin,
> Wenn sie Ein Laut verschenkte!

erst das trifft ihn; er ist sich bewußt, daß es wahr ist. Jetzt erst wird er doch einen Augenblick bedenklich, er sieht sich nun wirklich in die Lage versetzt, die er sich noch gestern beim Festmahle gewünscht hat. Und da nun Flavius in Trauer um das gestürzte Glück seines Herrn auf seinen Kummer und seine Thränen hinweist, die er oft in der Einsamkeit vergossen, während die fremden Diener und jene Sommerfliegen von Freunden schwelgten, — da ist Timon gerührt und von der Treue seines Dieners überzeugt. Aber eben damit ist sein Glaube an die Menschheit auch in seinen Freunden neu geweckt, so daß er nichts von ihrem Abfall hören will, und sofort seine Diener an Lucius und Lucullus und Sempronius abschickt mit dem Auftrag:

> er sei stolz,
> Daß die Gelegenheit sich fand, um Darlehn
> An Geld sie anzusprechen.

Sie müssen sie ja kennen, diese Diener; wie oft hat Flaminius ihnen die Fackel vorgetragen, Servilius bei Tische sie bedient, ein Anderer Anderes ihnen geleistet. Auch an die Senatoren will er schicken; als Flavius ihn belehrt, daß er schon vergeblich diesen Schritt gethan, kann er's erst nicht glauben. Dann, wie er die leeren Ausflüchte hört — ein Fluch —

schon ist der spätere Sturm mit seinem grollenden Donner im Anzug. Doch noch kämpft er mit Gewalt dagegen, entschuldigt die alten Leute mit kälterem Blut, und tröstet sich mit seinen jüngeren, warm fühlenden Freunden, die ihm so sehr verpflichtet und zugleich so reich sind. Noch läßt er auch nicht von seiner Art; die fünf Talente von Ventidius, durch welche er ihn jüngst aus dem Kerker befreite, läßt er holen, um sie den harrenden, drängenden Burschen zu schenken. Er will, sieht man, gerade von Ventidius nur den Beweis für die Berechtigung seines Glaubens, weil er ihn da am sichersten zu finden hofft. Der Stachel des Zweifels sitzt also doch schon in seinem Herzen.

Der dritte Act, welcher den völligen Umschlag der Natur Timons bringen soll, mußte diesen Zweifel zur Gewißheit reifen. Allein diesen Uebergang, der rein psychologischer Art ist und sich im Nu vollzieht, erspart sich und uns der Dichter; theils, weil er kaum darstellbar wäre, oder doch den Timon in zu niedriger Situation zeigen müßte, wie sie nur Dienern geziemt. Dies also der wohlerwogene Grund für die vielfach getadelten genremäßigen Scenen, in welchen Timons Diener die abschlägigen Antworten der falschen Freunde holen. Man wird bei näherer Betrachtung nicht umhin können, zu gestehen, daß gerade diese drei Scenen von höchst tragischer Wirkung sein müssen, wenn sie nur richtig dargestellt werden. Denn fürs Erste ist eine gewisse Steigerung der freundschaftlichen Niederträchtigkeit nicht zu verkennen. Lucullus, diese leere Glückshülse, die immer nur empfangen will, hat, wie er sagt, bei Timon nur gegessen, um ihn zur Sparsamkeit zu ermahnen, und will dann den Diener bestehen. „Hier hast du drei Goldstücke für dich, guter Junge, drück ein Auge zu und sage, du habest mich nicht getroffen.“ Der Süßling und Schönred-

ner Lucius verschwört sich zum gottvergessnen Thier, daß er gerade jetzt von Geld sich entblößen mußte. „Servilius, ich rufe die Götter zu Zeugen, ich bin nicht im Stande es zu thun; um so mehr Vieh, sage ich noch einmal! — Ich wollte so eben selbst Timon ansprechen, das können diese Herrn bezeugen.“ Und doch ist die doppelte Berufung falsch; also Heuchelei und schamlose Lüge, Meineid und Begehr falschen Zeugnisses auf offener Strasse. Aber das Aergste kommt noch. Sempronius, der ewige Bückling, kann nicht begreifen, daß Timon zuletzt sich an ihn wendet; das zeige wenig Lieb und Urtheil; darüber ist er verletzt, gekränkt — und

Wer meine Ehre kränkt, sieht nie mein Geld. —

Das hat noch gefehlt, die Niederträchtigkeit so zu umkleiden mit dem Heiligenschein sittlicher Entrüstung! Dieß ist an sich so schauerlich unmenschlich und satanisch, daß es des Widerhalls in des Dieners Worten:

Ganz unvergleichlich! — Euer Gnaden ist ein recht frommer Bösewicht —

gar nicht bedurfte, um den Hörer in Abscheu zu versetzen und Timons späteres Gebaren nur zu sehr gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Gleichwol ist es offenbar des Dichters entschiedene Absicht, eben durch den sittlichen Ernst der Diener, wie der beiden Fremden jenes komische Element zu paralysiren, welches innerer Seelengemeinheit immer anhaftet, sobald sie in die Verlegenheit kommt, sich selbst überbieten und ihre Blöße öffentlich zeigen zu müssen. Nimmt man nun den Gegensatz des edlen, gläubig vertrauenden, rückhaltlos sich hingebenden Timon hinzu, und vergegenwärtigt sich, wie man nicht anders kann, welchen Eindruck diese gott- und gewissenlose Falschheit auf ihn machen müßte, wenn er diese Rede mit anhörte, so wird man den getadelten Scenen die höchste tragische Wirksamkeit nicht länger absprechen können.

Timon selbst aber soll uns, wie gesagt, in so erniedrigender Situation nicht erscheinen; Sclaven mögen sie aushalten und unbetheiligte Fremde, — und diese ertragen's kaum. Timon zeigt sich uns erst wieder, nachdem er eine der abschlägigen Antworten empfangen, nun aber auch gleich begreiflicherweise in voller unbändiger Wuth. Flaminius und Servilius sind durch die Vorhalle gegangen, vorüber an Varro's und fünf oder sechs andern Dienern von Timons Gläubigern, die in ungeduldig unverschämter Weise den Timon herausverlangen. Sein treuer Flaminius aber, in wohlmeinender Absicht und ohne seinem Herrn von der Anwesenheit dieser Peiniger etwas zu sagen, will ihn auf seinem Zimmer zurückhalten. Aber Widerstand, Eingriff in seine Freiheit, kann in diesem Augenblick seine Wuth nur steigern, die ihn physisch zu ersticken droht in dem Moment, wo alles Vertrauen und alle Liebe seiner Seele in Gefahr ist zu erwürgen an der Stickluft der Falschheit und Undankbarkeit. So stürmt er hervor, gewaltsam, athemlos; — hinaus ins Freie will er, um Luft zu schöpfen, aufzuathmen — und stürzt in das Garn der frechen, nach Geld wie nach Beut lechzenden Rotte. Alsbald umdrängen sie ihn, schließen ihn ein, halten ihm ihre Schuldverschreibungen vors Gesicht, einer nach dem andern, miteinander, ungestüm, ohne Weichen, ohne Erbarmen. Da reißt auch der letzte schwache Faden, an den sich sein Vertrauen, das Leben seiner Seele noch geklammert hielt, und die Verzweiflung, an der Menschheit ist es, welche in entsetzlichem Aufschrei sein voriges Ich in Tod und Vernichtung begräbt:

So haut mich nieder, spaltet mich zum Gürtel!
Zertheilt mein Herz.
Nehmt denn mein Blut.
Reißt mich in Stück' und tödtet euch die Götter!

Damit durchbricht er die Meute. Als die Diener fort sind, kommt er zurück.

Es nahmen Luft und Athem mir die Sclaven.
Gläubiger! — Teufel!

Und jetzt — plötzliche Windstille, Ruhe, Fassung! Ein Gedanke, ein furchtbar lächelnder blitzt aus seinem starrenden Auge, zuckt über seine verstörte Miene.

„Und könnt's nicht so geschehn?"
„So soll es seyn: — Mein Hausverwalter!"
Hier, Herr!
„So schnell?"

Schon reut es ihn wieder, einen Augenblick. Timons Herz geht schwer daran, den Haß zu besiegeln; ist's geschehen, so ists unwiderruflich, und er fühlt, es ist sein eigner Tod, wie Haß der Tod der Menschlichkeit ist. — Doch soll es sein; — ist doch sein Glaube todt, muß todt sein! — wer kann daran was ändern? Also

Geh, lade mir die Freunde wieder,
Lucius, Lucullus und Sempronius, Alle;
Ich will die Schurken noch einmal bewirthen.

Der treue Diener ist verwundert, bekümmert; er hält den Sinn seines Herrn für tief zerstört. Und wahrlich er ist es auch; nur ist die Zerstörung nicht irre schwankender Wahnwitz, sondern tödtlicher Scharfsinn, selbstmörderischer Vollwitz der Verzweiflung und des Hasses. Flavius wagt eine Einwendung; er weiß nicht was sein Herr meint. Er soll es nicht wissen.

Still, lade Alle, befehl' ich:
Daß noch einmal herein die Schelmzucht breche,
Mein Koch und ich besorgen schon die Zeche.

Er bereitet ein Mahl mit verdeckten Schüsseln. Sie kommen Alle, die Geladenen, die falschen, lächelnden, etwas verlegenen Freunde; doch kommen sie in Timons Prunksaal; keine Ehre, kein Schamgefühl hält sie zurück — es giebt ja zu schmausen, herrlich, königlich ohne Zweifel; wenigstens für jetzt — vielleicht war's nur eine Prüfung, der reiche Mann hat doch

noch Geld; — und wenn's nicht dauert, nun dann — kann man sich ja wieder zurückziehen. So rechnen sie unter erneuten Schmeicheleien und nichtssagenden Entschuldigungen; so schickt sich Ehrlosigkeit wieder einmal an, mit Menschheit zu schachern. Doch Geduld, noch weiß man nicht, was diesmal der Schacher einträgt, — wer diesmal beim Handel gewinnt. Vielleicht sollte sich eben jetzt ihre Gemeinheit, wie ihre leckere Neugier bitter verrechnet haben. Nicht allzu lange spannt der menschenfreundliche Wirth die Ungeduld ihres Gaumens auf die Folter der Erwartung. „Setzt euch, setzt euch!"

Und nun spricht er ein Tischgebet, von welchem jedes Wort ein tödtlicher Dolchstoß für sie sein müßte, wenn diese Maulfreund' Rotte ein Herz in der Brust trüge. Seine Hände zu den Göttern erhebend, spricht er mit dem schauerlichen Ernste verzweifelter Resignation:

„O ihr großen Wohlthäter! sprengt auf unsre Gesellschaft Dankbarkeit herab. Theilt uns von euern Gaben mit, und erwerbt euch Preis: aber behaltet zurück, für künftige Gabe, damit eure Gottheiten nicht verachtet werden. Verleiht einem Jeden genug, damit keiner vom andern zu leihen braucht: denn, zwänge die Noth eure Gottheit, von den Menschen zu borgen, so würden die Menschen die Götter verlassen. — Was diese meine gegenwärtigen Freunde betrifft, — da sie mir nichts sind, so segnet sie in nichts, und so sind sie mir zu Nichts willkommen."

„Deckt auf. Nun leckt, ihr Hunde!"

Wie? sie wollen nicht? darum nicht, weil es bloßes warmes Wasser ist? Aber sie müssen.

„Dampf und lauwarm Wasser
Ist eure Tugend. Dieß ist Timons Letztes;
Der euch bis jetzt mit Schmeicheleien schminkte,

Wäscht so sie ab, euch eigne Bosheit rauchend
In's Antlitz sprüh'nd." —

Und damit gießt er ihnen Wasser ins Gesicht und gibt ihnen den Segen mit auf den Weg:

Lebt lang und gräuelvoll,
Stets lächelnde, abscheuliche Schmarutzer,
Höfliche Mörder, sanfte Wölfe, freundliche Bären,
Ihr Narr'n des Glücks, Tischfreunde, Tagesfliegen,
Scharrfüß'ge Sclaven, Wolken, Wetterhähne!
Von Mensch und Vieh die unzählbare Krankheit
Sie überschupp' euch ganz!

Und nicht genug, auch mit Hohn verfolgt er sie noch, indem er den Forteilenden die Schüsseln nachwirft, aus denen sie so oft sich gütlich gethan.

„Was, gehst du fort?
Nimm dein' Arznei erst mit, — auch du, und du.
Bleibt, ich will Geld euch leih'n; von euch nicht borgen. —
Wie, all in Lauf? — Kein Mahl sei mehr genommen,
An dem ein Schurke nicht als Gast willkommen!
Verbrenne Haus; versink Athen! verhaßt nun seid
Dem Timon Mensch und alle Menschlichkeit!

Er hatte Recht; es war sein Letztes, was er weggab. Was übrig ist von Timon, ist nicht mehr Timon, ja nicht einmal sein Schatten. Es ist sein Gespenst, eine grinsende Larve, deren einzige Aehnlichkeit darin besteht, daß sie Zug für Zug das gerade Gegentheil von Timon ist. Hohn, Verzweiflung, Haß, Rache, Fluch in Timons Seele, die lauteres Vertrauen, ungemeßne Hingebung, lautere, segnende, wohlthuende Liebe war! Wie alle Harmonie des Menschenantlitzes im Conversspiegel sich zerstreut, daß das Lächeln der Milde zur tückischen Frazze, der seelenvolle Blick zum glotzäugigen Ungeheuer wird, und dennoch dies gespenstige Widerspiel im Ganzen ein Gleichbild der Wahrheit bleibt, so ist in Timons Seele alle Harmonie zersprengt durch den Blick in den Rundspiegel der Falschheit und der Undankbarkeit. Und gleichwol ist er noch er

selbst; er hat weder die Klarheit des Urtheils, noch das Bewußtsein um seine gegenwärtige und frühere Lage, noch endlich jene Energie der Besonnenheit eingebüßt, welche die Vorbedingung freier Willensentschließung und sittlich-vernünftigen Handelns ist. Nicht in Wahnsinn wollte ihn der Dichter enden lassen, sondern in unzugänglicher unheilbarer Selbstqual der Verzweiflung, die freilich nahe genug an Wahnsinn gränzt. Timon ist außer sich gebracht; ohne Fassung des Gemüths kennt er sich, kennt er die Welt nicht mehr, obwol er sehr gut bei Sinnen ist. Nicht das Princip seines Lebens ist ihm abhanden, das er vielmehr jetzt erst recht und in schneidendster Schärfe geltend macht; wohl aber ist es der Halt seines Lebens, was er verloren, jenes Gleichgewicht aller Seelenkräfte, dessen schönste Blüte die Humanität ist. Er ist krank, sagt er selbst, von der Falschheit der Welt, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn diese Krankheit tödtlich ist. Denn ohne Profanation sei es gesagt: der Mensch lebt nicht vom Brod allein; er lebt vom Glauben, von der Liebe, der Hoffnung. Nehmt ihm diese drei, und ihr raubt seiner Seele Licht und Odem und Spannkraft des Lebens; die Welt ist ihm eine öde Wüsteneі, das Dasein eine Last, alles Leben ein Fluch, und nur Grab und Vernichtung willkommen. Dieß ist die Tiefe des Abgrunds, in welchen Timon stürzte, als er zu der längst erkannten allgemeinen Sittenverderbniß auch noch die Erfahrung machen mußte, daß Dankbarkeit ein Hirngespinnst, und Freundschaft eine Maske sei. Er, dem aller Menschenwerth und alle Würde menschlichen Daseins auf diesen Grundlagen edler Geselligkeit und brüderlicher Gemeinschaft ruhte, er mußte nothwendig eine völlige Katastrophe seines ganzen Wesens erfahren, als ihm diese Stützen, darauf er sein Leben gebaut, nun plötzlich entzogen wurden. Selbst die Hoffnung mußte für ihn

mit dem Glauben und der Liebe dahinsinken; er konnte sich an dem Trost einer besseren Zukunft nicht aufrichten, da er überhaupt nie an die Zukunft gedacht, da er sie stets in die nun gescheiterte, zertrümmerte Gegenwart verlegt hatte. —

Ich habe vorhin angedeutet, daß Timon durch Einen furchtbaren Umschlag sich in sein eigenes Gegenbild verwandelte, ohne darum doch von sich zu kommen und in Wahnsinn zu verfallen. Dieß ist das einzig Mögliche und Entsprechende; das Einzige, was bei dem Character Timons psychologisch gerechtfertigt ist. Wenigstens läßt Shakespeare den Wahnsinn immer nur da eintreten, wo eignes Schuldbewußtsein im Spiel ist. So stürzt auch Hamlet nicht in wirklichen Wahnsinn; wohl aber Lear und Ophelia. Wenn nun aber schon der Gedanke einer solchen gegenbildlichen Darstellung als eine dichterische Conception von staunenswerther Größe betrachtet werden muß, so darf ich im Verfolge unsrer Auseinandersetzung um so weniger unterlassen, die wundervolle Kunst dramatischer Symbolik hervorzuheben, mit welcher Shakespeare jenen großen Gedanken in Fleisch und Blut zu kleiden wußte.

Timon, der liebenswürdige gesellige Menschenfreund ist todt für die Welt, wie die Welt für ihn. Herbe Ungeselligkeit und menschenfeindliches Wesen ist an die Stelle der milden opferfreudigen Liebe getreten, mit welcher sein Herz Vaterland, Mitbürger, Freunde und selbst den unfreundlichen Apemantus umschloß. Daher flieht er zum Wald, in öde menschenleere Gegend, die ihm jetzt die Welt bedeutet. Weiß er doch, daß Menschheit nirgend wirklich existirt, daß nur reißende Wölfe, buntgefleckte, lauernde Tiger, mißgestaltete Bären diese mörderische Welt erfüllen. — Allein diese Flucht wird ihm nicht leicht; ihm, der, ein Vorbild aller Bürgertugend und Menschlichkeit, nicht mit einer wohlfeilen Phrase, sondern mit

thatsächlicher Hingebung Gut und Blut für diese Stadt eingesetzt, zum Schirme des Vaterlands, — in ungemessnem Wohlthun! Es ist die Wehmuth der Verzweiflung, die ihn auf einen Augenblick überkommt, als er vor den Thoren angelangt ist, um der so sehr geliebten Vaterstadt auf immer den Rücken zu kehren. Nicht im Grimm, sondern im tiefsten Schmerze gänzlicher Vereinsamung wendet er den Blick:

„Laß mich noch einmal auf dich schaun, du Mauer,
Die diese Wölf' umschließt!"

so ruft der Scheidende — weiche Rührung sein erstes, wilder Grimm in plötzlichem Umschlag sein letztes Wort! Vernichtend flammt sein Zorn, von der Erinnerung heraufbeschworen; ein Gleichbild des gewaltigen königlichen Lear auf einsamer Haide schleudert er den zerschmetternden Fluch auf die Mauer der Stadt und alles, was in ihr lebt!

„Tauch in die Erde,
Schütz nicht Athen! Frau'n, werdet zügellos!
Trotzt euern Aeltern, Kinder! Sclaven, Narren,
Reißt von dem Sitz die würd'gen Senatoren,
Und haltet Rath statt ihrer! — Bankrutierer,
Halt fest, gieb nichts zurück! Heraus das Messer
Für deines Gläub'gers Hals! — Sohn, sechzehn alt,
Die Krücke reiß dem lahmen Vater weg,
Und schlag ihm aus das Hirn! Furcht, Frömmigkeit,
Scheu vor den Göttern, Friede, Recht und Wahrheit,
Zucht, Häuslichkeit, Nachtruh und Nachbartreue,
Belehrung, Sitte, Religion, Gewerbe,
Achtung, Gebrauch, Gesetz und Recht der Stände,
Stürzt euch vernichtend in eu'r Gegentheil,
Bis nur Vernichtung lebt! — Pest, Menschenwürger,
Häuf' deine mächt'gen gifterfüllten Fieber
All auf Athen, zum Falle reif! —
Timon geht nun zum Wald, das wild'ste Thier
Zeigt Lieb ihm mehr, als je die Menschen hier.
Auf ganz Athen, hört, Götter, insgesammt,
Auf Stadt und auf das Land die Blitze flammt!
Daß Timons Haß mit den Jahren wachs', ersuch ich,
Und alle Menschen, niedrig, hoch, *verfluch* ich. Amen.

Ein entsetzlicher Fluch, der alles moralische und physische Verderben auf die Stadt herabruft, die ihn geboren, weil sie ihm verwehrt hat, Mensch unter Menschen zu sein. — Es ist die völlige Verkehrung seines Denkens und Fühlens, die Verkehrung seines Lebensgrundsatzes, was uns der Dichter an Timon zunächst vor Augen stellen will. Bald sollen wir sehen, daß sich auf solcher Basis auch nothwendig die ganze Lebensweise Timons bis ins Kleinste und Einzelnste hinein in ihr Gegenbild verkehren mußte.

Im ersten Acte zum Eingang des Stücks sahen wir Timons Vorsaal belagert von seinen Verehrern; jetzt finden wir ihn selbst in einsamer Wildniß mit Reflexionen beschäftigt über die Macht und Veränderlichkeit des Glücks, über seine Gunst und ihr Gefolge, die Schmeichelei. Damals fand er dafür bei seinem Drange zur Wohlthätigkeit keine Zeit; der Dichter mußte solche Betrachtungen für ihn anstellen. Dort lud er seine Gäste zur Tafel und meinte sich an lauterer Freundschaft zu erquicken; jetzt gräbt er nach Wurzeln in der Erde und in grauser Ironie giebt sie ihm gleißendes Gold, womit er seine Schmeichler abermals um sich versammeln könnte. Früher warf er es mit vollen Händen aus, um Gutes zu thun; jetzt vergräbt er das verdammte Metall vorsichtig zu künftigem Gebrauch, um es seine verderbliche Bahn laufen zu lassen. Wir sahen, wie Alcibiades, freudig bewillkommt, zum Mahle erschien; auch jetzt ist Alcibiades der erste Besuch, den Timon in seiner Einsamkeit empfängt, aber mit dem Gruße:

> Mög doch dein Herz verfaulen,
> Weil du mir wieder Menschenantlitz zeigst.

Damals tadelte er den Krieger, daß er zerstreut, daß sein Herz lieber bei einem Frühstück von Feinden, als bei einem Mit-

tageſſen von Freunden ſei; hier dagegen ſpornt er ihn zum Zug gegen Athen:

„Die Götter mögen All durch dich hinwürgen;
Und dich nachher, wenn Du ſie all erwürgt.“

Weshalb mich, Timon?

Weil, die Schurken tödtend,
„Du wardſt erwählt, mein Vaterland zu tilgen.“

Und nun gibt er ihm Gold und den Rath mit auf den Weg, wie Planeten-Peſt zu ſein, und Keinen zu verſchonen, weder Greis noch Matrone, noch Jungfrau, noch Säugling, ja ſelbſt den Prieſter nicht in heil'gen Kleidern. — Dort, ſahen wir, hat er ſelbſt ſein Feſt verherrlicht durch ein Maskenſpiel Cupidos und durch den Tanz ſchöner aber zweideutiger Damen, die er in ſeinem milden, menſchenfreundlichen Urtheil von der beſten Seite nahm. Jetzt erſcheinen mit Alcibiades Phrynia und Timandra, und Timon kann nicht herbe Schmähworte genug finden, um ihren Stand und ihr verderbliches Gewerbe ihnen mit dem ärgſten Schimpf ins Geſicht zu ſchleudern. Dennoch gibt er auch ihnen Gold, unter der Bedingung, Verderben unter der Menſchheit zu ſäen, während er früher durch die Kunſt und Schminke ſolcher Dirnen ſeinen Freunden Vergnügen zu bereiten ſuchte. So hat ſein ſittliches Gefühl und die Strenge ſeines Urtheils ſich verſchärft in dem Maße, als ſeine milde Nachſicht im Haß erſtorben iſt. — Apemantus war der zweite namhafte Character beim Feſtmahle Timons außer Alcibiades. Aber wie er dort von Timon willkommen geheißen war, ſo wird jetzt ſein Erſcheinen und ſeine Anweſenheit von Timon verflucht. Apemantus hat damals auf die Berechtigung ſeiner menſchenfeindlichen Lebensweiſe gepocht, jetzt kommt er, um im eitlen Widerſpruch mit ſich ſelbſt dem Timon die Berechtigung der ſeinigen zu beſtreiten, weil er ſie nur aus Noth,

nicht aus Grundsatz angenommen. Als ob ein Mensch zum Menschenhaß kommen dürfte, außer wenn er dazu gezwungen keinen andern Ausweg mehr findet! Apemantus kommt, hierin sich gleich, in der ausgesprochenen Absicht, um Timon mit Vorwürfen zu quälen, nur daß es dieser nicht mehr gleichgültig hinnimmt, sondern ihm sagt, daß dieß stets eines Narren oder Schuften Amt sei. Was Timon früher dem Narren zu gut gehalten, das muß der Schuft ihm nun entgelten; indem er sich's nicht verdrießen läßt, dem Dünkelhaften sein wahres Conterfei vorzuhalten und ihn mit den Schlußworten zu demüthigen:

„Wärst du der Menschheit Wegwurf nicht geboren,
Du würd'st ein Schurke und ein Schmeichler sein."

Die Frage: „bist du stolz?" hat früher Timon an Apemantus gerichtet; jetzt mit denselben Worten richtet sie Apemantus an Timon, — und die Antwort lautet beidemale gleich „ja, daß ich du nicht bin." Der Philosoph hatte Timons Mahl verschmäht, und mit großem Schaugepränge sein frugales Wurzelessen und Wassertrinken bemerklich gemacht, nun will er Timons Mahl verbessern. Im Uebrigen verläuft diese Begegnung in einem philosophisch-witzigen Wortgefecht, nur daß jetzt der grimmige Witz auf Seiten Timons ist. Beim Abschied vom Festgelage hätte Timon dem Apemantus gerne eine Wohlthat erzeigt, jetzt treibt er ihn mit Schmähworten und Steinwürfen fort. So geschieht ihm, was er damals gewünscht, als er kam, um aus der Thüre geworfen zu werden; und Timon seinerseits zeigt nun ein so ungeselliges Benehmen, daß er des Einzigen Gegenwart nicht erträgt, während er es früher dem Apemantus zum herbsten Vorwurf machte, daß er auf Geselligkeit nur schmähte. — Die edelste Freigebigkeit Timons beschloß das Festmahl durch Geschenke an seine Freunde. Aber-

mals ist er in Besitz von Schätzen, und der Ruf davon hat sich verbreitet. Aber jetzt kommen Diebe um ihn derselben zu berauben. Seine damaligen freien Liebesgaben, seine rührenden Worte voll Hingebung und Vertrauen waren nicht im Stande gewesen, einen herzgewinnenden Eindruck auf die fein geschliffenen Lords zu machen; — jetzt wirkt seine Standrede, die er den Dieben wegen ihrer Habsucht hält, und mehr noch die Verzweiflung an aller Ehrlichkeit,' wie sie sich in der drastischen Ermunterung zu ihrem schändlichen Gewerbe ausspricht, so ergreifend, daß die beschenkten, verhärteten Schufte sofort beschließen ehrliche Leute zu werden. Hier erzielt also der Haß, was dort die Liebe nicht vermocht. — Auch die Treue seines Hausverwalters Flavius lernten wir zuerst beim Gastmahle kennen. Sie ist sich gleich geblieben; aber wie er dort, als sein Herr noch im Glücke war, in einem Anfalle von Verzweiflung seinen Dienst quittiren wollte, um nicht länger Mitschuldiger der Verschwendung zu sein, so sucht er jetzt, da er seinen Herrn in verzweiflungsvollem Mangel weiß, diesen mit der Bitte auf, ihn als Verwalter anzunehmen. Denn wie er damals unwillig und gezwungen seines Herrn Juwelenkästchen herbeiholt, damit sein reicher Inhalt verschleudert werde, so bringt er jetzt die kärgliche Summe seiner Ersparnisse freiwillig dar, um sie zum Unterhalt seines liebsten Herrn zu verwenden. Dies ist ein so rührendes Gegenbild zur Falschheit der Welt, daß selbst eines Timon Verzweiflung für einen Augenblick daran zu Schanden wird:

Halt' ich 'nen Diener (ruft er aus) so gerecht, so treu,
Und nun so trostreich? Ha! das bringt zum Rasen
Mein wild Gemüth. Laß mich dein Antlitz sehn, —
Gewiß, vom Weib ist dieser Mann geboren. —
Verzeiht den raschen, allgemeinen Fluch,
Ihr ewig mäß'gen Götter! Ich bekenn' es,

Ein Mensch ist redlich — hört mich recht — nur Einer;
Nicht mehr, versteht, — und der ist Hausverwalter. —

Jetzt zum erstenmal kommt auch seine Freigebigkeit an den rechten Mann; denn lassen von seiner Art kann Timon auch im Elend nicht, wie wir schon sahen.

„Nun sieh, so ist's,(sagt er zum Abschied) du einzig Redlicher,
Hier, nimm: — aus meinem Elend senden dir
Die Götter diesen Schatz. Sei reich und glücklich:
Doch nur mit dem Beding: Zieh fern von Menschen.

Wäre Timon nicht eben so unmäßig im Hasse, wie er es früher in der Liebe war, hätte er je den Mittelweg der Menschheit gekannt, nicht nur die beiden äußersten Enden, so mußte jetzt sein Geschick sich wenden; denn er mußte jetzt den Schluß machen, „ist Einer redlich, so können mehrere es sein," wie er früher den allzu raschen Ausspruch that, „ist Einer Schmeichler, so sind es Alle." So aber besiegelt das Unmaß seines Menschenhasses, trotz besserer Erkenntniß, jetzt sein Ende, wie das Unmaß der Menschenliebe ihn ins Elend gestürzt. Freilich wäre dann eben Timon nicht mehr Timon, wenn er Maß zu halten verstanden hätte. Othello, Hamlet, Lear und Romeo — sie alle stürzen durch Versündigung gegen den Grundsatz des Maßhaltens, wie sie eben dadurch, daß sie das Maß überschreiten, erst zu tragischen Helden werden. Erhaben und mäßig zugleich sind nur die ew'gen Götter.

Die absichtliche, durchgängige, Zug für Zug wiederholende Gegenbildlichkeit in der dramatischen Darstellung von Timons Character und Geschick ist nach den vorgeführten Parallelen, wie mich dünkt, so augenfällig, daß sie, einmal wahrgenommen, gar nicht mehr übersehen werden kann. Ja damit das Drama, wie das Leben Timons gemäß der Katastrophe und ihrer Bedeutung durch symbolische Verkehrung ins Gegentheil sich völlig zum Anfang zurückwende, müssen auch noch Dichter und Maler

einerseits, wie die Senatoren andrerseits vor Timon erscheinen, um ihren Fluch sich zu holen. Sie waren die ersten, die sich mit schmeichlerischer Huldigung zu seinem Herzen drängten, sie sind die letzten, die aus seinem Herzen ausgestoßen werden. Jetzt erst, nachdem er mit ihnen auch die Liebe zur Kunst wie zum Vaterland, diese idealen Grundlagen seines Innenlebens, mit einer letzten gewaltsamen Anstrengung seines trotzerfüllten Hasses abgeworfen, nachdem er durch seinen auf *sie* gelegten Fluch sich unwiderruflich auch von seinem eigensten Selbst noch losgesagt hat: jetzt erst *kann*, jetzt aber auch *muß* Timon sterben, da er alle Kraft und Nahrung des Lebens, weil auch die letzte Wurzel der Liebe mit seinem Hasse verzehrt hat. Der Repräsentant der Humanität ist in dem Augenblicke aus der Liste der Lebendigen gestrichen, wo er nicht blos die wirkliche Welt verneint, sondern auch die höchsten idealen Interessen und *Ziele* geselligen Zusammenlebens, und mit ihnen die *Möglichkeit* menschenwürdigen Daseins aus seinem Herzen gerissen, auf sie verzichtet hat. — Und so gräbt sich denn jetzt, nach Shakespeares wunderbarer Symbolik, Timon auch selbst sein Grab und hinterläßt seine eigene Grabschrift, keinen Dienst mehr erwartend von den Menschen, auch den letzten nicht. Nur ein Timon *kann* Timons Grabschrift schreiben; ein Zug den man mit besserer Würdigung nicht für einen Makel des Stücks hätte erklären sollen. Auf gleicher Symbolik aber ruhen auch ganze Scenen, so wie manches Einzelne, was auf den ersten Blick unverständlich bleibt, bei einer gelungenen Aufführung des Dramas aber seine entschiedene Wirkung gewiß nicht verfehlen würde. So erscheint Apemantus, der philosophirende Widerspruch der Menschheit, gerade in dem Augenblicke, begleitet von dem Narren einer Metze, in Timons Haus, wo dieser, bedrängt von den Dienern seiner Gläubiger, zum Nar-

ren der Meye Fortuna wird. Und der Page jener Meye muß kommen, nur um die Adressen lesen zu lassen, an welche die Einladung seiner treulosen Gebieterin gerichtet ist, — die Adresse Timons und des Alcibiades! Denn auch dieser ist eben im Begriff, vom Glücke genarrt, in die Verbannung zu wandern. Eben so ist die lateinische Benamung, wie die Namenlosigkeit so vieler Personen auf tiefsinnige symbolische Conception zurückzuführen, und man hat sehr mit Unrecht daran solchen Anstoß genommen, daß man gerade deßhalb das Drama für ein theilweise nur oberflächlich skizzirtes erklärte. Indeß können wir hierauf nicht näher eingehen.

Nothwendiger ist, uns noch über einen andern Punkt ins Klare zu setzen, damit wir dem Ganzen sein volles Recht können angedeihen lassen. Nach Shakespeare'scher Weise ist nemlich mit der Haupthandlung unseres Stücks eine zweite verbunden, die das Geschick des Alcibiades zum Gegenstande hat; und läugnen läßt sich nicht, daß diese Verbindung eine lockere ist. Aber sie durfte doch auch keine engere sein, wenn sie nicht, mit größerem Gewichte auftretend, den eigentlichen Helden des Dramas aus der Mitte verdrängen sollte. Gleichwol ist sie keine leere überflüssige Episode; vielmehr ist sie zur Ergänzung von Timons Wesen und Geschick, ja zur vollständigen Veranschaulichung der Grundidee selbst, worauf das Ganze ruht, eine ebenso wesentliche und nothwendige Parallele, wie die Geschichte Glosters und Edgars im Lear, wie die des Fortinbras im Hamlet.

Der Dichter wollte in Timon den Repräsentanten aller Menschlichkeit aufstellen, sein tragisches Geschick sollte dem Vertreter menschenwürdigen Daseins gelten. Nun umschließt aber dieser Begriff ein Gedoppeltes, was wohl zugleich in dem nämlichen Character vorhanden sein, aber nicht zugleich auch zur Dar-

stellung gebracht werden kann: das öffentliche Leben und das Privatleben. Der Dichter kann Timon nicht in demselben Augenblicke als Vaterlandsfreund zeigen, wo er ihn als liebenswürdigen Gesellschafter, als Freund unter Freunden vorführt. Diese nothwendige Ergänzung von Timons eigenem Selbst ist daher dem Alcibiades übertragen; er ist der Doppelgänger Timons als öffentlicher Character, wie Gloster Lears Schicksalsgenosse, Fortinbras Hamlets anderseitiges Spiegelbild ist. Ja unser Drama ist in seiner Anlage noch um so größer und vollendeter, da es die beiden dort auseinanderliegenden Functionen in Einer Person vereinigt, und dem Alcibiades als der ergänzenden Characterhälfte auch das gleiche Schicksal zufallen und doch zum entgegengesetzten Erfolge werden läßt. Nur darum weil Alcibiades diese Bedeutung hat, ist er der Erste in Freud und Leid, der bei Timon erscheint, als sollten sie wie unzertrennliche Genossen betrachtet werden, die doch verschiedene Wege gehen. Nur darum muß Alcibiades zu derselben Stunde verbannt werden, wo Timon genöthigt wird, zum Wald zu entfliehen. Aber der öffentliche Character, der thatkräftige Vaterlandsfreund schlägt die Beleidigung des Undanks nieder, die dem gefühlvollen Herzen des Privatmanns den Tod bringt. So wird denn Timon, ohne seine tragische Rolle einzubüßen, in Alcibiades sein eigner Versöhner. Denn obgleich er seinen Baum anbietet, daß alle Athener sich dran hängen mögen, doch, sagt er — und dies ist fast sein letztes Wort an die um seine Rückkehr bittenden Senatoren —

> Doch lieb ich noch mein Vaterland, und nicht
> Erfreut der allgemeine Schiffbruch mich.

Diese seine Vaterlandsliebe macht das Strafgericht, welches Alcibiades über die treulose undankbare Stadt verhängt, zur sühnenden Genugthuung für Timon selbst, zur rächenden Wie-

derherstellung seiner Ehre, seines Namens, seiner früheren Geltung. In der That faßte auch Alcibiades selbst seinen Zug gegen Athen in diesem Sinne auf, denn wir erfahren, daß er einen Boten zu Timons Höhle schickte,

Der bracht' ihm Briefe, die ihn dringend baten,
Mit ihm den Krieg auf diese Stadt zu führen,
Da seinethalb zum Theil er ihn begann.

Und in diesem Sinne bietet er auch Verzeihung und Gerechtigkeit der reuigen Stadt an, in der die schuldigen Frevler, die sich an Timon und damit an der Menschheit versündigt, zum Theil schon durch das Schicksalswalten ewiger Gerechtigkeit hinweggerafft sind:

„Thut auf das unbewehrte Thor,"

herrscht er den Senatoren zu, die jetzt an die Milde seines Herzens appelliren, —

steigt nieder!
Die, welche Timons Feind' und meine sind,
Und die ihr selbst zur Strafe ziehen sollt,
Die einzig fallen.

Wie sinnig ist es, daß eben jetzt der Soldat erscheint, der Timons Grab gesehen und den Abdruck seines Leichensteines, Timons eigenhändige, ihm unleserliche Grabschrift bringt in dem Augenblicke, wo Gerechtigkeit und Erbarmen, Strenge und Milde in schönem Gleichmaß vereint im Begriffe sind, durch den Act der Sühne ein neues Leben aus der Asche der Buße zu erwecken. So schwebt ja sicherlich auch Timons Geist jetzt über der reuigen Stadt und feiert die Versöhnung mit. Und dieß bestätigt denn auch des Alcibiades Wort, dem eben darum die Grabschrift zur Entzifferung überbracht wird, weil er allein, als Timons andere Hälfte, einen Timon würdigen und verstehen konnte. Zwar die Schrift selbst enthält nichts oder doch nur eine schwache Andeutung von der Möglichkeit einer Versöhnung. Sie lautet:

„Hier liegt der traurige Leib, dem der traurige Geist entschwebt;
Forscht meinen Namen nicht; Fluch allem, was da lebt!
Hier lieg ich, Timon: da ich lebt', haßt' ich was Leben hegt:
Geh, fluch von Herzen, aber mach, daß fort dein Fuß dich trägt."

Wahrlich, jedem andern der Lebendigen, als einem Timon hätte der Griffel entsinken müssen, ehe er eine solche Grabschrift niederschrieb, ehe er, den Fluch auf die ganze Menschheit schleudernd, Haß und Ungeselligkeit als Losung für alle Zukunft in herzlosen aber dauernden Stein gegraben hätte. Ja unverständlich selbst müßte uns andern fühlenden Menschen diese Schrift erscheinen, wenn nicht Alcibiades sie erklärte mit den Worten:

Wohl drückt dies aus, was du zuletzt gefühlt;
Hast unser menschlich Leid du auch verachtet,
Die Thränenflut, die Tropfen, welche karg
Die Rührung fallen läßt; doch lehrte dich
Dein reicher Witz Neptunus selbst zu zwingen,
Daß er nun ewig weint gesühnte Fehler
Auf deinem nackten Grab.

Denn Timon hatte mit Vorbedacht sein ew'ges Haus gebaut auf dem bespülten Strand der salz'gen Flut. Neptunus aber ist neben Athene der Schutz- und Schirmgott Athens, der nun im Namen seiner Stadt mit täglicher, göttlicher Thränenflut das übermenschliche Leid sühnt, das Timon erduldet hat im Namen und als Repräsentant ewig gültiger Menschenbestimmung. So hat ja Timons Witz die Sühne selbst gesucht, und so ist sicher, daß er jetzt versöhnt ist, wo sein geliebtes Vaterland zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit zurückkehrt, und dieses Richtmaß seines Lebens zu neuer Geltung erhebt. Denn Timon haßte nicht die Menschennatur, sondern nur die wirkliche Menschheit wegen ihres Abfalls von der Natur.

Wie der Dichter daher in Edgar das bessere Selbst Lear's in die neue Zukunft hinübergerettet hat, wie Horatio im Leben zurückbleiben muß, um Hamlets Sache zu erklären, um seinen verwundeten Namen zu retten, so ist auch Timons aufopfernde

Liebe in Flavius, Timons Milde und Gerechtigkeit in Alcibiades hinübergerettet in die bessere Nachwelt. Damit löst sich der Haß in erneute Liebe, aus dem Tode sprießt Leben und die Menschlichkeit triumphirt über ihrem eigenen Grabe.

Sollen wir uns nun bei so versöhnender Lösung des düsteren Ganzen einen Augenblick darum kümmern, daß wir den Namen jenes Atheners nicht erfahren, durch dessen Vertheidigung vor den Senatoren Alcibiades sich die Verbannung zugezogen? Soll es uns nicht genügen, daß er ein Mensch war, und, wenn er gefehlt, doch nur menschlich gefehlt hatte, während seine Richter in ihrer Herzensverhärtung ein unmenschlich hartes Urtheil über ihn fällen? In der That, ich glaube so wenig hiebei an eine Nachlässigkeit von Seiten Shakespeare's, daß ich, wie in der Namenlosigkeit der Gäste Timons darin nur jene Absichtlichkeit der Symbolik wieder finde, die, dem Grundgedanken des Stückes gemäß, die Menschheit in den Einzelnen, nicht aber deren zufällige unwesentliche Bedeutung bezeichnen wollte, die in den Namen wie in den beschränkten persönlichen Verhältnissen liegt.

Doch wie dem auch sei, so wollen wir uns den versöhnenden Eindruck nicht verkümmern lassen, welchen nach der Absicht des Dichters der Schluß des Stückes machen soll, und um so weniger, je mehr wir eines solchen Eindrucks bedürfen nach den furchtbaren Scenen maßloser Verzweiflung, die vom tödtlichsten Hasse trunken Alles mit Fluch und Verwünschung von sich stieß. Freilich dürfen wir dabei, wenn uns dieser Eindruck gewahrt bleiben soll, nicht an den historischen Alcibiades denken. Nur der symbolische, wie ihn der Dichter gewollt und dargestellt, dieses ergänzende Bruderbild Timons, hat das Recht, das Schwert der Vergeltung zu führen und mit der Wage ewiger Gerechtigkeit das Unrecht auszugleichen. In ihm aber

auch kommt in Wahrheit, nicht die individuelle Lebensanschauung des Athenienſiſchen Feldherrn, ſondern Timon ſelbſt, der Vertreter edler Menſchlichkeit, zum Sieg. Denn des Alcibiades ſchließliches Auftreten, in dem nachgewieſenen ideellen Zuſammenhang mit Timon, dient nur zum Beweiſe, daß die göttlichen Geſetze ſocialer Menſchenbeſtimmung nicht minder unverletzlich ſind, als die ſittlichen und natürlichen Grundlagen menſchlichen Lebens. So haben wir denn Recht gethan, Timon mit Hamlet und Lear zuſammenzuſtellen; er ſelbſt hat ſeinen Leichenſtein zum Orakel für die atheniſche Menſchheit beſtimmt.

Die Wallfahrt zu ſeinem Grabe, meint der Dichter, kann nur erſprießlich ſein. Im Andenken an ſein Vorbild wie an ſein trauriges Geſchick möge ſich die Menſchheit ihrer irdiſchen Aufgabe bewußt bleiben und ſich ermuntert fühlen zu brüderlichem Zuſammenſein, zu Liebe und Vertrauen, zur Gerechtigkeit und Milde, um ſich mehr und mehr zum Ziele menſchenwürdigen Daſeins emporzuringen.

Ich ſchließe meinen Vortrag mit dem Wunſche, daß es dieſen Bemerkungen gelungen ſein möge, auch bei dem vorliegenden vielfach verkannten Drama unſre unverkürzte Bewunderung dem Dichter zu ſichern, der uns über die Grabhügel eines Hamlet Lear und Timon hinweg, hinüberzuführen verſteht in die troſtreiche Gewißheit unwandelbarer Geltung des Ewigen im Vergänglichen, in das erhebende Bewußtſein unvertilgbarer göttlicher Signatur unſres Geſchlechts.

Aus der alten Gesellschaft.

Von

Dr. J. H. Müller.

Die Geschichte des geselligen Anstandes und der sogenannten feinen Sitte wäre für den Kulturhistoriker ein interessantes Thema. Es mangelt hiefür auch keineswegs an Material; sowohl bildliches, wie schriftliches ist sehr ausgiebig. Was wir im Folgenden geben, bezieht sich jedoch nur in ganz beschränkter Weise darauf; ebenso wie es sehr unzulässig wäre, die moderne Feinsitte nur nach den Büchern eines Alberti und anderer Seinesgleichen geschichtlich darzustellen, so können wir unsere Mittheilungen, die vorzugsweise einzelne Belege aus Complementirbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts sind, nur theilweise als treue Sittenspiegel betrachten. Insoweit übertreffen sie freilich an Zuverlässigkeit die neuern Complementirbücher, als gegenwärtig das gesellige Leben weniger conventionell ist, und der Anstand in seiner Bewegung einen ungleich freiern Spielraum zu individueller Bethätigung hat als vordem, wo die Form desselben in langen Zeiträumen sich durchaus uniform und typisch ausprägte. Die Regeln des Anstandes konnte man damals fast wie die zehn Gebote ganz bestimmt in einzelne Anweisungen und Sätze zusammenfassen, während heutzutage, wo die Natur sich ursprünglicher äußern darf, der wahre Anstand als das Ergebniß der Bildung, d. h.

der unverkümmerten Entfaltung der Geistes- und Herzensanlage, in mehr natürlicher Weise von selbst hervortritt.

I.

Es giebt gewisse Regeln des Anstandes, die sich überall und zu jeder Zeit von selbst ergeben, die darum auch nicht in ein Complementirbuch gehören; wenn aber diese Regeln dennoch dem Publikum ausdrücklich und zu wiederholten Malen gepredigt werden, so haben wir schon in diesem Umstande einen Maßstab für die Bildung dieses Publikums. Wenn diesem gepredigt wird, wie es sein soll, so setzt dies voraus, daß es im Allgemeinen noch nicht so ist. Unter diesem Gesichtspunkte haben die alten Vorschriften über Anstand und Höflichkeit, so Bekanntes und Banales sie für unser heutiges gebildetes Publikum enthalten, so wenig Neues sie für die jetzigen Begriffe bieten, kulturgeschichtlich einen nicht gering anzuschlagenden Werth. Erhöht wird dieser Werth noch dadurch, daß sie denn doch in einzelnen Punkten deutlich eine Veränderung auch im Begriff des Anstandes andeuten.

Schon des Erasmus von Rotterdam berühmtes güldenes Büchlein von Höflichkeit der Sitten der Jugend*) bemerkt freilich, was seiner selbsteigenen Natur wegen höflich und zierlich sei, werde auch bei Allen für höflich und zierlich gehalten — setzt aber doch gleich hinzu, allein es gezieme sich dabei, mitunter auch das: Ländlich, sittlich zu beherzigen und sich in eines jeden Landes besondere Sitte zu schicken. Er anerkennt also neben dem Allgemeinanständigen noch das Conventionelle der besondern Sitte. Was Erasmus in seinem Büchlein über den Anstand vorträgt, bezieht sich nur auf das

*) Libel aureus de civilitate morum puerilium. Uebersetzt: Leipzig 1702.

Erstere, nämlich auf den Anstand im Allgemeinen, und wie er sein Thema behandelt, davon folgende Proben. Er spricht nämlich von den Gebärden. Die Haare, sagt er, mit oft geschütteltem Haupte aus den Augen treiben, paßt nur für muthwillige Hengste. Das lange Haar von der Stirn mit der Hand aufwärts streichen, sieht nicht fein, mit der rechten Hand sie scheiteln, ist höflicher. Den Hals beugen und die Schultern einziehen, zeigt Faulheit an; den Leib rückwärts beugen, bedeutet Hoffart; fein aufrecht sitzen, steht wohl. Beide Arme hinterwärts auf den Rücken schlagen, sieht zugleich faul und diebisch aus. Es ist auch nicht viel höflicher, daß man steht oder sitzt und hat die eine Hand in die Seite gestemmt, was freilich Manche für elegant und kriegerisch halten. Aber es ist nicht gleich anständig, was den Narren ansteht, sondern was mit der Natur und Vernunft übereinstimmt. Mit gereckten Knieen sitzen, oder mit gekrümmten und über einander geschrenkten Schienbeinen, schickt sich für Großsprecher. Wenn einer sitzt, soll er beide Kniee, und wenn er steht, die Füße zusammen halten oder nur mäßig von einander ziehen. Bei den Italienern setzt man Ehrenhalber einen Fuß auf den andern und steht somit eigentlich fast nur auf *einem* Beine, gleichwie die Störche; ob sich dies für *Knaben* schickt, muß dahin gestellt bleiben. Der Gang soll nicht schlendernd, aber auch nicht stürmisch sein; denn das eine bezeichnet den Weichling, das andere den Unsinnigen. Ebenso soll er nicht wackelnd sein. Sitzend mit den Füßen spielen schickt sich nur für Narren, gleichwie auch mit den Händen gaukeln das Anzeichen eines Schwachkopfes ist.

Wenn Erasmus in diesen und ähnlichen Vorschriften, wovon wir die auf die Tischzucht bezüglichen unten ausführlicher be-

rücksichtigen werden, freilich weniger Zeit, Ort, Gelegenheit und den besonderen Stand eines jeden ins Auge nimmt, sondern in besondern Regeln Haltung und Anstand überhaupt, aber in festen, überall zu beobachtenden Gesetzen lehrt, so fassen die Complementirbücher des 17. Jahrhunderts ihren Gegenstand in anderer Weise auf. Zugleich geben sie weniger concrete Regeln über ein bestimmtes Verhalten oder Rathschläge für bestimmte Fälle, als sie sich in allgemeinen Vorschriften ergehen und sogar Religion und Philosophie, freilich auf eine sehr unverdauliche Weise, mit den Complementen zu einem ethischen Gemenge zusammenkneten. Das Complementirbuch, das im J. 1646 bei dem Universitätsbuchdrucker Petrus Lucius in Rinteln herausgekommen ist, geht denn richtig von der Logica Platonica aus oder von der rechten „Vernunft-Kunst, welche bei jetzigen Läuften gar wenig Gelehrten bekannt und leider ein seltsamer Gast ist, da doch durch dieselbe unser Verstand mit gewissen Grundfesten, Demonstrationibus oder Beweisthumen informirt und vergewissert wird, daß wir dadurch erst zu rechten Menschen werden." — — „Wie denn sothane Klug-Kunst (heißt es weiter) ihren Richtschnur aus des Apollo Haaren in den Herzen der klugen Philosophen ohne Irrthum zusammenwirket, dadurch bei klugem Wandel unter Leuten herfürblickt, wie ein gülden Zweig und glänzender Diamant im Golde, und zierhöflich zu Jedermanns Anmuthigkeit alles ausführt, sonderlich in Ethika, in der Sitte- oder Tugend-Kunst, welche durch ehrbare Höflichkeit die Menschen sich zu Freunden machen kann, wenn es mit guter Manier und rechter Art geschieht. Dies nennt man bei diesen Zeiten complementiren, hat den Namen von compliren, completiren oder erfüllen, ergänzen, und es heißt Complementum oder complementiren:

höfliche, zierliche Gebärden, Reden und Thaten bei Leuten führen, mit geschickten Sachen angefüllt sich und andern damit nützen und belustigen."

Der wahren Höflichkeit, die überall, besonders auch im Scherz das rechte Maß einzuhalten weiß, setzt unser Complementirbuch zwei Extreme entgegen. Das eine Extrem besteht in dem Exceß, in dem Allzuviel: es ist das Laster Scurrilitas, Possenreißerei genannt, da mancher Possenreißer, Banteur, grobe Zoten und Narrenvertheidigung herfürbringt, meinend, wenn er mit der Sauglocken waidlich läuten, mit schimpflichen und stichligen Reden männiglich ohne Scheu ärgern und angreifen kann, so sei er ein tapferer Politikus und Hofmann. Das andere Extrem heißt Insulsitas, unbescheidene Grobheit, Rusticismus, ungesalzene Flegelspossen, da etliche nur bäurische, grobe, schändliche Aufschneidereien zu Tage bringen, ohne Rücksicht auf andere ehrliche Leute, vielleicht nur einem oder anderem ihres Gleichen zu gefallen. Sie sind so ungesalzen, daß sie nichts denn grobe Mores sehen lassen, sitzen wie Hölzer bei den Leuten, wissen zu rechter Zeit weder zu reden noch zu schweigen, meinen es sei genug, wenn man nur das Beste aus der Schüssel ertappe, alles was vorkommt aussaufe und anderer ehrlicher Leute im Unbesten gedenke, d. h. sie mit loser Zunge durchziehe.

Die feine Sitte, sagt unser Complementirbuch, hält Maß, und wie sie sich in den einzelnen Fällen thatsächlich zu zeigen hat, das weist es nun im Einzelnen nach, indem es 1) von Hof Complementen, 2) von Votir-Complementen, 3) von Gesellschafts-Complementen, 4) von Hochzeits-Complementen, 5) von Jungfern-Complementen, 6) von Tanz-Complementen, und 7) von Hausführungs-Complementen ausführlicher handelt. Indem hierdurch die Sphäre, worin wir uns bewegen

in charakteristischer Weise gekennzeichnet wird, ist es gewiß weder überflüssig noch unangenehm, wenn wir uns diese verschiedenen Complementir-Arten ein wenig näher ansehen.

Die Hof-Complemente betreffen den, der zu Hofe geht. Mit dem Hofe hängt das Höfliche so recht zusammen. Am Hofe ist wirklich nichts Angenehmeres als höfliches Complementiren und Gespräch, absonderlich wenn es mit lieblichen anmuthigen Gebärden, Reverenzen, Baselmanus (basiis manuum, baisemains, Handküssen) zugeht. Zumal steht das Hofcomplementiren den Gelehrten wohl an. Wenn einer noch so gelehrt wäre und hätte dabei keine höflichen Sitten, so wäre und bliebe er doch ein Corydon, ein grober Gesell, Kornhammer und anderthalb Hölzlein, es geschähe ihm nicht unbillig wie jenen von der Jungfer, welche etliche grobe Pedanten mit Händen und Armen überm Tische liegen sah und bemerkte: die Drescher haben sich müde gearbeitet, sie legen die Flegel auf den Tisch. — Die besten Regeln über das Hofleben hat aber dennoch ein Gelehrter, der bereits erwähnte Erasmus von Rotterdam gegeben; kein Wunder: er hatte sich ja selbst viele Jahre am Hofe bewegt. Neben Vorsicht, Gefälligkeit, Berücksichtigung jedweden Standes und Titels empfiehlt er besonders Kühnheit. Scham und Stirn muß man daheim lassen, kühn und frisch losgehen: jedoch soll man auch riechen nach der Hofluft; woher dieselbe am meisten weht, dahin hat man sich zu wenden, damit man immer Gnadenluft behalte. Auch muß man den gemeinen Hofnarren beipflichten und dieselben propter Jovem in Acht nehmen, loben, rühmen, auch zuweilen mit Geschenken erweichen. Den Hofklatsch soll man mitmachen, loben, schmeicheln, spötteln je nach Zeit und Gelegenheit; um etwas zu fischen, den rechten Augenblick abwarten; dem Fürsten muß man sich durch Rede und Dienst angenehm machen, jedoch nicht

zu häufig sich zu ihm drängen; denn allzuviel ist ungesund, heißt es auch hier: große Herrn können eines bald überdrüssig werden. Doch genug von den Hof-Complementen, sie interessiren uns wenig, noch weniger die Votir-Complemente, die sich darauf beziehen, wie man in einem Amte über beliebige, dasselbe betreffende Gegenstände seine Stimme abzugeben habe.

Die Gesellschafts-Complemente gehören näher in unsern Kreis. Bei Gesellschaften muß man sich zuvörderst in die Gelegenheit der anwesenden Personen schicken, selbe nach Standesgebühr anreden; auch einem jeglichen insonderheit nach seinen Meriten, Tugend, Stand und Geschicklichkeit begegnen. Daß man nämlich vorerst erfreulich vernehme ihren glücklichen Zustand und Gesundheit, daß der liebe Gott sie hätte wollen mit Liebe wieder zusammenkommen lassen: bittend nicht übel aufzunehmen, daß man sich solcher Kühnheit gebrauche, ihre Gesellschaft mit seiner Präsenz gleich zu perturbiren, doch gelebte man der tröstlichen Zuversicht, die anwesenden Herrn als rechtschaffene Leute würden solches im Besten vermerken; er für seine Wenigkeit erbiete sich zu allen möglichen Diensten — und wie ein jeder seinen Eintritt zu guter Gesellschaft anstellen kann und will, nur daß er nicht wie ein Bauer sich präsentire und mit der Thür, alle Höflichkeit beiseit gesetzt, ins Gelag falle.

Im Aufbrechen kann das Valet-Complement auf dreierlei gerichtet werden, nämlich auf Bedankung, Bitte und Gegenerbietung. Bedankung für geleistete erfreuliche Conversation, daß man ihn derselben gewürdigt hätte, man verspüre daraus gute beharrliche Affection und Vertraulichkeit. Bitte, man wolle seine schlechte Präsenz und Discurs nicht übel aufnehmen, sondern alles im Besten vermerken, man wolle bei gepflogener Freundschaft allezeit verharren und günstig verbleiben. Gegenerbietung, man erbiete sich hinwieder mit gebührlicher Obser-

vanz zu allen beliebigen Dienſten, welche man, mit Empfehlung in göttliche getreue Obacht zu allem glücklichen Wohlergehen, ſtets zu erweiſen wolle gefliſſen ſein und verbleiben. Dies kann nun nach Gelegenheit der Perſonen, Orts, Zeit und anderer Umſtände der Gebühr variirt werden, daß man es nur nicht mache wie jener, der — als er um Pfingſten von fremden Orten nach Hauſe kam — mit Wünſchen eines glückſeligen freudenreichen neuen Jahrs ſeine Anfangsrede machte. Oder wie ein anderer, der einen hungrigen Magen bei ſich hatte und um ſeinen Appetit zu ſtillen, die Eſſenden alſo anredete: Gott geſegne euch die Speiſe! Eſſe ich nun mit, dann iſt's eine gute Weiſe — und darüber freilich auch eingeladen ward. Eine ſolche Art zu grüßen pflegt Pflughans zu gebrauchen, iſt aber bei groben Geſellen ſehr gemein. Das Complement ſoll kurz (fein nervose) und artig ſein, kein langer vergeblicher Sermon, womit man ſich und andere guten Leute zum Verdruß aufhält. Rühmlicher ſteht's, bei redlichen Leuten ein aufrichtiges Gemüth mit kurzen Worten leuchten zu laſſen, als mit angeſtrichenen Schmeichelungen ein falſches Weltherz, wie leider in dieſer Grundſuppe der Welt mehr denn allzuüblich, verbergen und dadurch nur ſeinen Nebenchriſten imponiren oder eins auf die Naſe binden. Ein ehrliches aufrichtiges Complement ſoll aus aufrichtigem Herzen herrühren, Herz und Mund ſollen eines dem andern die Hand bieten und Correſpondenz halten. Es können auch ferner während der Converſation gute und unſchuldige Scherzreden vorgebracht und geduldet werden. Denn

Kurzweil ohn Schaden,
Frühſtück im Magen,
Pelz in Wintertagen,
Iſt alles wohl zu tragen.

Bei ſolchen Scherzreden ſoll man aber auch nicht ſticheln und unhöflich ſein, ſondern fein beſcheiden, vernünftig und wohl-

bedacht, sonst wird man mit gleicher Münze heimgeschickt, wie jüngst ein vornehmer Arzt, der aus Antrieb eines hämischen Gesellen mit einem gewesenen unschuldigen Professor, welcher der Gewohnheit nach mit seinem Schullatein wie ein Kettenhund waidlich um sich warf, zu disputiren dringend aufgefordert wurde. Dieser erfahrne Mann machte sich anfangs gar schlecht, gab aber aus seinem hohen Verstande unterdeß tapfere Fundamentalprincipia und kramte tief aus dem Grunde platonische Philosophie aus, welche der schulstümpersche Medicaster niemals gehört, auch nicht verstehen noch begreifen konnte. Es mußte deshalb der gute Nasutulus sich seiner Ignoranz schämen und vor des Herrn Professors großem Schulsack zu Kreuze kriechen. Gut biß sich auch jener Officier heraus, der aus Frankreich wieder nach Hause reiste. Damit er nun desto sicherer hindurch passiren möchte, hatte er sich mit schlechten Lumpenkleidern angethan, in dieselben aber gute französische Kronen und Ducaten vernäht. Wie er nun in die Herberge kommt und der Wirth diese Gelegenheit abgemerkt, läßt er ihn mit andern vornehmen Kaufleuten zu Tisch sitzen. Denselben mißfällt es, daß ein solcher Kerl bei ihnen sitzen soll, können es aber nicht hindern. Deshalb ziehen sie ihn in vielen Dingen höhnisch auf. Unter anderm: als eine Suppe aufgetragen wird, langt ein jeglicher seinen Löffel herfür mit dieser Rede: Ein Schelm sei, welcher von dieser Suppe nicht mitißt. Der gute Kerl merkt leichtlich, daß es ihm gilt, schneidet deshalb eine Rinde vom Brode, um damit statt des Löffels zu essen. Als aber das geschehen, frißt er seinen Löffel auf, mit angehängter Schmachrede: Ein Schelm, der seinen Löffel nicht auffrißt! Da waren die Kaufleute bezahlt. Bald wurden etliche gebratene Kramtsvögel aufgetragen und ein Kapaun. Was geschieht? Die Kaufleute nehmen ein jeglicher einen Vogel,

sprechend: Ein Mann, ein Vogel. Der Soldat, als er nichts bekommt, spricht: Ich sehe wohl, hier geht's so zu, daß ein jeglicher einen Vogel bekommt, derohalben muß ich diesen Vogel nehmen — und frißt den Kapaunen säuberlich auf. —

Auf Hochzeitsversammlungen geschehen gemeiniglich Danksagungen und Gegenantworten. Beide müssen in bedächtlicher Form und unärgerlicher Art angebracht werden. Jene müssen dahin gerichtet sein, daß der Anbringer anzeige, wie er von den Nuptiatoren oder Hochzeitern, als dem Herrn Bräutigam und seiner geliebten Gespons, und beiderseits Freundschaft sei aufgefordert, den anwesenden Herrn und eingeladenen Gästen sammt und sonders dienst- und ehrenfreundlich zu danken, daß sie auf ihre vorhergehende Einladung sich haben abmüßigen und mit ihrer ansehnlichen Präsenz den Kirchgang zieren helfen, Gott den Allmächtigen als Stifter des heil. Ehestandes um eine glückliche Ehe anrufen und vorbitten, Braut und Bräutigam mit reichen milden Gaben ansehen und verehren wollen. Selbe verspüren daraus ihre sonderbare Affection, welche sie auf begebende Occasion hinwieder zu ersehen geneigt und schuldig wären. Sie hätten hierbei, nach gebührlicher dienstlicher Bedankung, ehrenfreundlich zu bitten, die anwesenden Herrn wollen mit den aufgetragenen Tractamenten, so bei jetzigen betrübten Zeiten herbeigebracht werden können, großgünstig vorlieb nehmen, auch dienstehrenfreundlich gebeten sein, was etwa am Essen verabsäumt, solches mit dem Trunk und fröhlicher Correspondenz zu ergänzen. Die Gegenantwort muß fein förmlich auf die vorher angebrachten Punkte gerichtet, jedoch ohne Weitläufigkeit, je kürzer desto besser sein.

Wenn man bei vornehmen Frauen und Jungfrauen zu discurriren und conversiren hat, muß man sich wohl vorsehen, daß keine unbesonnene Reden und Sachen eingeführt werden

denn diese Personen geben genau Achtung auf Reden und Kleidung. Deshalb kann man leicht anlaufen, wie jener junge Gesell anlief; als er sobald nicht wußte, was er mit der Jungfer reden sollte, fragte er sie, was die Jungfer Neues vom Kriege gehört hätte, worüber er schlecht abgewiesen und von den andern Anwesenden höhnisch gekitzelt wurde. Diesem war jener nicht ungleich, welcher die Jungfer fragte, ob ihr Vater jüngst viele Hasen gefangen. Da jener Lauteniſt zu Hofe auch mit einer Jungfer höfliche Reden führen wollte, sprach er zu ihr: Sehet Jungfer, das Bläschen auf dem Finger habe ich vom Lautenschlagen gekriegt.

Zuweilen begiebt sich bei solchen Gesellschaften, daß einem oder dem andern das Tranchiren und Vorschneiden aufgetragen wird; dabei muß einer kein Mopsus sein, sondern frisch, mit gutem Bedacht, ohne Wankel- oder Kleinmüthigkeit darin verfahren, jedoch es wohl gelernt haben. Darüber aber ausführlicher weiter unten. Hierbei sind auch die Leberreime nicht ungebräuchlich. Auch das werden wir später noch erwähnen. Es können ferner auch zierliche, höfliche Fragen angestellt werden, nebst richtiger bescheidentlicher Antwort: als wenn gefragt würde, was für Leute den Cupido oder das Söhnlein der Venus erlöst hätten, als es unter die Mörder gerathen, welche es an einen Baum gebunden. Antwort: Das haben gethan die holdseligen Frauen und Jungfrauen, deren mitleidiges Herz gegen Venus Kinder überaus groß ist und die ihnen allewege äußerstem Vermögen nach zu Hülfe kommen. Daher sind Cupido und Venus den Jungfern hinwiederum so günstig worden, daß, wenn sie nur ihr jungfräuliches Freiergebet Abends und Morgens fleißig repetiren, sie ihnen zu helfen pflegen zu edlen Junggesellen. So ist es geschehen bei der Königin Dido und dem Aeneas, davon kein Virgilius so schön und mit Lust

zu lesen ist. Die Königin wußte freilich dazumal noch nichts von diesem Jungferngebete, das gegenwärtig so im Gange ist:

Ach du lieber sanct Florian,
Bescheer mir einen frischen Mann.
O lieber Herr sanct Veit,
Bescheer mir ein, denn es ist Zeit.
O lieber sanct Wolfgang,
Bescheer mir ein und mach nicht lang.
O lieber und heiliger Herr Peter,
Bescheer mir ein, denn ich schrei Zeter.
O lieber sanct Sebastian,
Bescheer mir ein, denn ich muß ihn han —

und wie der Rippelreim weiter geht. —

Wenn die Tänze angestellt werden, muß man auch des Complementirens nicht vergessen und zwar anfangs in Anführung einer Entschuldigung der gefaßten Kühnheit, so eine zarte vornehme Dame aufzufordern, welche so hohe zierliche Qualitäten hätte, daß er bei weitem nicht würdig wäre, fast mit derselben zu conversiren, viel weniger zu tanzen. Jedoch, weil bei hohen Gaben auch die Gabe der Demuth und Bescheidenheit bei solchen Jungfern vorhanden wäre, hätte er die Zuversicht gefaßt, sie werde seine Wenigkeit nicht verachten. Und gibt alsdann ein Wort das andere, wie denn das Frauenzimmer sich auch in sothane Sachen artig zu schicken und zu verantworten weiß, weil man oftmals Jungfern findet, welche geschwinder und verschlagener sind und weniger Anleitung zu geschwinder Rede bedürfen als manche Mannsperson.

Absonderlich muß man sich wohl vorsehen, daß man in der Tanzconversation nichts Verletzendes gegen das Frauenzimmer sage, wie etliche das weibliche Geschlecht aufziehen, als wären sie nicht vollkommene Menschen ꝛc. O nein, man muß vielmehr von den Frauen ihren Tugenden, herrlicher Abkunft und andern Sachen complementiren, wie nemlich unsere erste

Mutter Eva das Leben bedeute, ja das Weib zuletzt von Gott als das vornehmste Complementum im Paradiese erschaffen sei, da doch Adam außerhalb desselben, unterm Vieh, auf dem Felde, aus Erden sei gemacht, das Weib aber aus der Ribben als ein schönes Bild. Man muß ferner complementiren, wie das Weib so häuslich sei, alles im Hause ordne, regiere, erhalte. Was hat die Königin aus Saba, die Nicaula, dem weisesten König Salomon für kluge Räthsel aufgegeben! Wer kann die Abigail, die Bathseba, Judith genugsam rühmen! Was hat man in der Geschichte für treffliche Thaten der Weiber und wer kann sie in der Kürze erzählen! Wie viele Gelehrtinnen und Dichterinnen hat es gegeben! So muß man complementiren und so etwas hört das Frauenzimmer gern.

Es ist auch keine schlechte Höflichkeit, wenn redliche Junggesellen die Damen und Jungfrauen in Ehren nach Hause begleiten und geschieht solches nicht ohne Ursache, damit die Damen, so von Natur furchtsam sind, ohne Comitat und Begleitung nicht erschreckt oder sonst ungebührlich von leichtfertigem Gesindlein angefallen werden. Es ist auch den Eltern und Anverwandten sowohl als der Jungfrau selbst ein besonderer Ehrendienst, gereicht auch oft zu guter Beförderung, denn Freundlichkeit macht Freunde, Liebe macht Gegenliebe. Schon hieraus geht hervor, worauf dieses Complementiren gerichtet sein muß: nämlich auf die Eltern oder Anverwandten und auf die Jungfrau selbst. Gegen die Eltern entschuldigt man sich und bittet dienstfreundlichst, sie wollen es im Besten vermerken, daß man die ehr- und tugendsame, ihre herzliebste Tochter in Ehren hat begleiten wollen und sollen: weil man mit derselben (z. B. bei einem gehaltenen hochzeitlichen Ehrentag) in ehrliche Kundschaft und Conversation gerathen, hätte man ihr tugendsames Herz, sonderbare bescheidene Mienen und Quali-

täten sattsam gespüret, welches ihm nicht unbillig Anlaß und Ursache gegeben, dieselbe zu comitiren. Gleichsam wie der weise Mann Plato von den Philosophen redet, bei denen junge Leute nur sitzend geschickter und klüger würden, so habe auch er auf gleiche Weise von einer sothanen hochbegabten, tugendhaften Dame gute Mores und Tugenden lernen mögen. Auf ähnliche Weise verabschiedet man sich von der Jungfrau.

So viel, schließen wir, für dies Mal von den Complementen; das Weitere giebt die Praxis an die Hand, sagt unser Büchlein.

II.

Das Gefühl für Anstand war bei unsern Alten kräftig genug entwickelt; wenn sich dies bei ihnen jedoch häufig auf eine von der heutigen verschiedene Weise äußerte, so liegt dies eben in den abweichenden socialen Verhältnissen begründet. Die Bildung ist zum Theil eine andere. Das Verhältniß der Geschlechter und der Stände zu einander hat sich verändert. Die heutigen Anschauungen gehen weiter, als die damaligen. Nicht allein das Familienleben ist zum Theil wesentlich anders geworden, auch das strenge Verhältniß in der ganzen socialen Gliederung ist gelockert; das Individuum hat neben seiner Stellung als Theil eines Ganzen auch seine selbständige und selbstbestimmende Bedeutung. Gegenüber den Ansprüchen, welche das einzelne Individuum als Glied eines dazu berechtigten Ganzen vermöge des Geschlechtes und des Standes erheben darf, erheben sich mit gleicher Berechtigung die Ansprüche, die sich auf rein persönliche, von Geschlecht und Stand selbst völlig unabhängige Verhältnisse, auf persönlichen Werth und neuerrungenes Verdienst begründen. Mit einem Worte, die Gegenwart geht der Stufe entgegen, wo der Mensch nur um seiner

selbst willen in der socialen Welt Geltung gewinnt. Die Vergangenheit lebte in einer strengeren Anschauung. Aber auch da, wo sich die Gegenwart nähe mit ihr berührt, ist wenigstens die Form minder herbe.

Seht, wo der Sohn für den Vater geht,
Und der Laie ohne den Priester zum Altar steht,
Und der Knecht sich über den Herrn setzt,
Und der Bauer für den Edelmann das Wildpret hetzt,
Und die Henne kräht für den Hahn,
Und die Frau redet für den Mann,
Da soll man den Sohn strafen auf der Matten,
Und soll dem Laien scheeren eine Narrenplatten,
Und soll den Knecht hinter die Thüre stellen,
Und soll dem Bauern eine Kuh darnieder fällen,
Und soll die Henne an einen Spieß wohl jagen,
Und soll die Frau mit einem Eichenbengel schlagen,
So hat man ihnen allen ihren rechten Lohn gegeben,
Denn Gott hasset ein unordentlichs Leben.

Dieser Anschauung nun liegt viel Wahres zum Grunde — aber auf welche grobe Weise offenbart sie sich! Dasselbe gilt von der alten Anstandslehre. Scheint es doch, als ob sie nicht schon einigermaßen civilisirte, sondern ganz rohe Menschen abzuhobeln unternähme, die so eben aus Germaniens Eichelmastung entlassen, mit ihren Gliedmassen und ihren Bedürfnissen sich eben nicht viel besser als ein Vieh zu bewegen verständen. Dies bezieht sich besonders auf die alte Tischzucht; worüber uns nicht wenige Handbücher, wenn man so sagen darf, erhalten sind. Sie begegnen uns schon im 15. Jahrhundert (wie in einer Handschrift des Klosters Bursfelde), sind aber besonders aus dem 16. Jahrhundert sehr häufig. Ihr Inhalt ist, mit einigen Variationen, immer derselbe. Mitunter wählen sie die Form der Satire oder empfehlen ironisch das Gegentheil des Anständigen. Dahin gehört besonders das Schriftchen:

Grobianus Tischzucht bin ich genannt,
Den Brüdern im Säuorden wohl bekannt (1528).

Hier wird scherzweise eine Brüderschaft vom Säuorden erdichtet, welcher Grobianus der Abt, Säuhardus der Subprior und Hans Seltenwan der Gastmeister vorstehen, und welcher als Doctores, die in neun Jahren nicht nüchtern geworden sind, Doctor Volman, Weingötz, Speihardus, Rübenstil, Ezelbertus, Rührkübel und Götzunlust, Wisselseltennüchtern, Antonius trinkt gern, Hansspeiviel als Mitglieder angehören. Der Inhalt ist ziemlich unsauber. Auch der reimfertige Hans Sachs hat eine Tischzucht verfaßt; sie enthält wenig Charakteristisches, wenn man davon absehen will, daß sie nicht für feinere Kreise, sondern nur für Spießbürger bestimmt war. Im Wesentlichen stimmt sie mit dem bereits erwähnten güldenen Büchlein des Erasmus zusammen, und da wir einmal dieses schon als Führer in die Gesellschaft des 16. Jahrhunderts gewählt haben, so wollen wir uns demselben auch für das Folgende überlassen.

Erasmus verlangt, bei Gastereien soll man fröhlich sein, ohne Frevel und Muthwillen, das sei ein Hauptgesetz. Mit saubern Fingern und Nägeln soll man erscheinen. Man soll den Platz einnehmen, der einem angewiesen wird, ist es die Oberstelle, so soll man freilich fein züchtig sich sträuben, allein auf Anbringen nachgeben, damit man nicht statt eines Höflichen für einen Halsstarrigen angesehen werde. Was dann über das Tischgebet, die körperliche Haltung beim Essen und dergleichen bemerkt wird, übergehen wir. So dir das Handtuch (die Serviette) gereicht wird, heißt es weiter, sollst du es entweder auf die linke Schulter oder auf den linken Arm schlagen. Der Becher oder die Kanne und das Messer, zuvor wohl gereinigt, sollen zur rechten, das Brod aber zur linken Hand liegen. Das Brod in der einen Hand halten und mit den vordersten

Fingern brechen, laß etlichen Hofleuten ihre Luft sein; schneide du es aber fein zierlich mit dem Messer und reiß nicht allenthalben die Rinden davon ab oder beschneide es nicht auf allen Seiten: solches steht den Zärtlingen zu. Das Gastmahl alsbald mit dem Gesöffe anfangen, schickt sich für Vollsäufer, so da trinken, nicht daß ihnen dürstet, sondern daß sie es also gewohnt sind. Andere unterm Trinken mit scheelen Augen ansehen, steht unfreundlich; gleichwie auch nach dem Exempel der Störche den Hals hinterwärts über den Rücken beugen, damit ja nicht etwas unten im Becher hängen bleibt, wenig höflich ist. Von der Schüssel nimm, was vor dir liegt, dies ist auch aus dem Poeten Homerus zu lernen, bei welchem dies Verslein oft gefunden wird:

Diese waren so grobe Gesellen,
Daß sie mit den Händen erst zufällen
Beim Tisch in die Speis und Schüssel,
Solchen soll man büssen den Rüssel.

Die gebissene Speise oder Knochen, so man einmal beiseite gelegt, wieder hervorsuchen, ist eine große Schande. Mit den Zähnen die Knochen benagen, steht hündisch. Mit dreien Fingern ins Salzfaß greifen, wird nach gemeinem Scherz der Bauern Wappen genannt. Mit dem Messer soll man des Salzes nehmen, so viel als man bedarf. Den Teller oder die Schüssel, woran Zucker oder sonst was Süßes kleben geblieben, mit der Zunge lecken, ist der Katzen Art. Etliche stecken das Maul so voll, daß ihnen die Backen auf beiden Seiten wie Blasbälge dick aufschwellen; andere reißen im Essen den Mund von einander — beides ist nicht schön. Bei der Zeche gehört Fröhlichkeit und es steht sehr übel, dasjenige, wie Horaz sagt, unter den blauen Himmel bringen, d. h. nachplaudern, was jemanden über Tisch unbedachtsam entfallen ist. Was allda geschieht oder geredet wird, soll man dem Wein

oder Trunke zuschreiben, damit du nicht das Wort hörst: ich hasse den, der sich erinnert dessen, was sich beim Zechen zugetragen (*μισῶ μνάμονα συμπόταν*).

Die Anstandslehre bezüglich des Essens faßt die Bursfelder Handschrift kurz in folgende Sätze zusammen:

1) Wenn du zu einer Herrentafel kommst, so sollen vor allem deine Hände rein, die Nägel rein abgeschnitten sein; du sollst dies aber nicht thun vor den Leuten, sondern wenn du allein bist.

2) Wenn du trinkst, so hebe den Becher mit beiden Händen von der Tafel und stelle ihn wieder so hin; du sollst nicht trinken mit einer Hand, wie ein Fuhrmann, wenn er den Wagen schmiert; du sollst ferner nicht trinken, während dein Nachbar trinkt; du sollst nicht in den Becher husten, nicht trinken, so lange du Speise im Munde hast, wie ein Rind; nicht mit Geräusch trinken wie ein Ochse; nicht gurgeln wie ein Pferd; nicht die Nase in den Becher hängen wie ein Schwein; du sollst die Nase und den Mund abwischen, wenn du getrunken hast.

3) Wenn du an eines Herrn Tafel bist, so merke auf, wenn er trinkt, dann darfst du nichts essen.

4) Was vor dir liegt in der Schüssel, das sollst du nehmen und nicht das, was vor deinem Kumpan liegt.

5) Du sollst den Knochen nicht abnagen, wie ein Hund, und das Mark nicht aussaugen.

6) Einen Apfel iß nicht allein, sondern schneide ihn in der Mitte von einander; die eine Hälfte theile dann und gib jedem deiner Nachbarn ein Stück.

7) Willst du eine Birne schälen, so mußt du am Stiel anfangen, beim Apfel beginne an der Blume.

8) Die Butter streiche nie mit dem Daumen auf dein Brod.

9) Die Suppe trink nicht vom Teller, sondern iß sie mit dem Löffel, und nicht laut wie ein Kalb schlürft, sondern leise wie eine Jungfrau. —

Was die Unterhaltung während des Essens betrifft, so bewegte sie sich natürlich ganz in denselben Formen, die der Anstand für die Gesellschaft überhaupt vorschrieb. Im Ganzen waren diese Formen unter dem Einfluß der eingedrungenen spanischen Etikette in den höhern und zum Theil selbst in den mittlern Kreisen ziemlich steif, bis späterhin, aber nicht auf lange Zeit, das französische Element wieder einige Beweglichkeit hineinbrachte. Das Gespräch hielt sich in strengen Grenzen, schloß dabei jedoch das Equivoque nicht aus. Auch der Scherz zeigte wenig Anmuth, entfaltete sich gemeiniglich in zierlichen Redensarten, ohne recht gesalzen zu sein. Interessant sind in dieser Beziehung die sogenannten Leberreime des 17. Jahrhunderts, von denen wir beispielswegen einige ernsthafte und einige scherzende mittheilen wollen. Veranlassung zu solchen Spielereien gab bekanntlich vorzüglich die Leber des Hechts, aber auch die von andern Thieren, besonders vom Geflügel, mußte den Schmausenden den Anreiz geben. Also:

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Aal:
Mirtillo spricht: die Lieb ist härter als der Stahl:
Nun bricht das liebe Geld ja Liebe, Stahl und Eisen,
So darf man ja das Geld wohl für das Stärkste preisen.

* * *

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Blei:
Es schreit die ganze Welt, daß über Geld nichts sei.
Man halt' es mir zu gut, daß ich nicht einig bin:
Das Glück gibt Geld und Gold, der Himmel reifen Sinn.

* * *

Die Leber ist vom Huhn und nicht von einer Gemsen:
Die Bienen stechen sehr, viel sehrer noch die Bremsen:
Die Schlangen sticht noch mehr — der falschen Zunge Gift,
Wie tief doch solches dringt, weiß der nur, den es trifft.

* * *

Wider die Junggesellen.

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Katzen:
Man weiß es wohl von euch, ihr könnet lieblich schwatzen,
Wenn meinen so gemein bei euch wie sagen wär,
So fändet ihr bei uns auch etwas Glaubens mehr.

* * *

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Lerchen:
Ich lieb' und weiß wohl wen, ich lieb' ein kleines Herrchen,
Das lacht mir freundlich zu, ich wiegt es gestern ein,
Und bleibt mir seine Gunst, so solls kein anderer sein.

* * *

Sowie man noch heute Confekt, das einer bestimmten Person zugedacht ist, gern mit beziehungsreichen Devisen versieht, so herrschte diese Sitte auch bereits dazumal, nur lassen die Anspielungen alles hinter sich zurück, was heute bis zur äußersten Grenze des Anstandes nur immer gewagt werden darf. Folgende Reimereien sind freilich sehr unschuldiger Art:

Esel (für einen Faulen):

Wie sehr veracht' ich bin, so bild' ich mir doch ein,
Es müsse mein Geschlecht nicht das geringste sein.

Oder:

Wiesel (für eine kleine böse Frau):

Ich bin sonst fromm genug, man habe keinen Zweifel:
Doch, so man mich erzürnt, so bin ich wie der Teufel.

Wie weit aber die Freiheit ging, findet man z. B. in der Zugabe zu Jungfer Euphrosynens von Sittenbach züchtigen Tisch- und Leberreimen (1654). Ein anderes Buch fast gleichen Alters: „Das Zeitkürtzende Lust- und Spiel-Hauß" liefert in dieser Richtung noch ärgere Belege.

III.

„Nachdem aber unsere Voreltern vermittelst göttlicher Gnaden zu Zeiten Kaiser Karls des Großen zu dem christlichen Glauben, freien Künsten und Wissenschaften gelangt, haben sie

nicht allein aller andern Völker Sprachen mit großem Fleiß nach und nach erlernet, sondern auch derselben wohlständige Sitten angenommen, daß sie auch in diesem Stücke, wie in Tapferkeit und allen Heldentugenden, keinem Volke unter der Sonne den Vortritt lassen wollen.

Unter solcher, allen Verständigen wohlgefälligen Höflichkeit ist, wie gesagt, nicht die geringste, welche bei Essen und Trinken gebräuchlich und bei allen sittigen Völkern beobachtet, bei den Barbaren hingegen, die wie unvernünftige Thiere sich zu ersättigen auf der Erde liegen, vernachlässigt wird. An dem türkischen, persischen und moskowitischen Hof ist das Tafeldecken und Zerlegen unbewußt, weil selbe Herrn mehr auf Sau- als auf Schaueſſen halten. In Italia aber, der Erfinderin alles Wohlstandes, in Frankreich, der Pflegerin aller Höflichkeit, und in England, der Handhaberin guter Sitten, ist besagte Kunst vom Tafeldecken und zierlichen Speiszerschneiden sowohl Manns- als Weibspersonen nicht unbekannt."

Indem diese Stelle aus der Vorrede eines alten Tranchirbuches auf die hohe Bedeutung der genannten zwei Künste aufmerksam macht, können wir um so weniger ihre nähere Berücksichtigung umgehen, als freilich auch in Deutschland bei festlichem Essen großes Gewicht darauf gelegt wurde.

Die Fatscheinlein, Hand- oder Tellertücher, heißt es, können mit Fug Fat- odr Faltscheinlein genannt werden, weil sie nachfolgender Gestalt die Falten scheinen machen, wie auf königlichen und fürstlichen Tafeln mit Verwunderung anzuschauen. Es sind aber derselben zweierlei, die ersten gebraucht man, Hand und Mund damit zu reinigen, die andern aber nur zur Verzierung der Tafel und diese werden auf mancherlei Art zusammengelegt. Die einfachste Art ist, wenn das Tellertuch nur in verschiedenen Falten gebrochen wird; von hieraus schreitet

die Kunst zu immer künstlichern Figuren, wozu die Tücher oft eigens zugeschnitten, mit Nadel und Faden, mit Stäben und Wachs bereitet werden müssen. Dahin gehört das Blatt, der Windwedel, der Pfauenschweif, die Welle, die Bastei, die Vestung, das Schiff mit und ohne Segel; schwieriger noch sind die verschiedenen Thiere nachzumachen, die Vierfüßer und Vögel, wozu man oft nicht nur mehrere Tücher, sondern auch Farbe, Perlen u. s. w. verwenden muß. Diese Weise die Tellertücher zu falten, geziemt sich darum auch nur für große Gastereien und für Fürstentafeln und gehört mehr zu dem sogenannten Schaucssen, welches man auf dem Teller wieder hinausgiebt oder mit dem Schaugericht wieder abzutragen pflegt. Mitunter stellt sich eine ganze Jagd dar, ein theurer Luxus! Die schönsten Bilder werden für die vornehmsten Herrn, die geringern nach und nach zu Ende der Tafel gespart. —

Die Kunst des Vorschneidens leitet unser Buch mit folgenden sehr höflichen Versen ein.

An Herrn Grobian von Säuhausen.

Dich schau ich an, Herr Grobian, und deine Bauernsitten,
Der du wohl nie mit Kunst und Müh die Speise hast zerschnitten.
Von dir ist weit all' Höflichkeit, soll man dich nicht beschämen?
Du schöner Knab', schneid' Nägel ab mit ihren Schmutzgebrämen.
Eil', eil' von hier, wasch' vor der Thür die Händ ohn' Widersprechen.
Du schneidest baß das nasse Gras und gabelst mit dem Rechen.
Man kann von dir des Adels Zier niemals mit Recht erheischen,
Denn dein Gericht zerlegst du nicht, du kannst es nur zerfleischen;
Im fetten Speck und Kuttelfleck kannst du die G'lenke finden.
Im langen Mist dein Arbeit ist, such' dorten Zimmetrinden.
Darum schweig' still, der Klappermühl des Pöbels ist zu lachen:
Er richt't geschwind gleich wie der Blind', und kann nichts besser machen.

Das Zerschneiden besteht in geschwinder und zierlicher Treffung der Gelenke an jedem Geflügel oder einem vierfüßigen Thiere, welche nicht zierlicher und reinlicher zergliedert werden mögen als auf dazu gehöriger Gabel in der freien Luft.

Ich sage reinlicher, indem man mit keiner Hand die Speise berühren darf, sondern alles mit dem Eisen höflich verrichten kann. Ob nun wohl solche Kunst allen Mannspersonen und sonderlich den Hofleuten wohl ansteht und fast nöthig ist, so hat doch solche noch mehr Art, wenn sie von dem holdseligen Frauenzimmer geübt wird. Jener Poet lobt darum seine Flavia, daß sie ihn durch das holdselige Vorschneiden zur Liebe bewegt, in folgenden classischen Reimen:

— — — der Alabasterstein
Kann nicht so kreideweiß gleich ihrem Arme sein,
Dem sie mit zarter Hand die Aermel aufgestreift,
Und weil vor ihrem Ort die Messer sich gehäuft,
Setzt sie das Haselhuhn für sich und spießt es an,
Weist, wie sie nach der Kunst so wohl zerschneiden kann.
Die Finger spitzte sie, ließ sich nicht lang erbitten,
In einem Augenblick hat sie das Herz zerschnitten,
Und legte davon vor mit so beliebter Art,
Daß in derselben Stund mein Herz verwundet ward.
Die Lieb', die heiße Lieb' durchpfeilte meine Glieder,
Durchschnitte mir das Herz und ich kann nichts darwider.
Ach Jungfrau lehrt mich doch: ist nicht dort in der Mitt',
Wie man zu reden pflegt, der beste Pfaffenschnitt
Und der Zerleger Lohn? — — —

Der Pfaffenschnitt, um dies gleich beiläufig zu bemerken, heißt nach dem Frauenzimmer-Lexicon an dem gebratenen Geflügel dasjenige Schnittlein Fell und Fett, so zwischen den Flügeln und den Keulen aus der Seite geschnitten wird. Den Namen hat es durch die Vorliebe der geistlichen Herrn erhalten, die eben wissen, was das Leckerste am Vogel ist.

Obwohl also die Kunst des Tranchirens eine sehr nützliche und empfehlende ist, so kann sie doch nicht jeder sich leicht aneignen. Sie erfordert, daß der angehende Scholar eine von Natur thätige und hurtige Person, nämlich wohl proportionirten Leibes, guter, gerader, langer Arme, leichter und nicht schwerer Hände sei; auch daß er beide Arme zu gebührender

Zeit zierlich zu heben und zu legen wisse, ingleichen, daß er zu den Bewegungen im Schneiden nur der zwei vordersten Gelenke an den Händen, da die Pulse schlagen, gebrauche und unterdeß die Arme mit ihren Elbogen ruhen lasse. An fürstlichen Höfen ist das Amt des Vorschneiders nicht das geringste, sondern wird unter die vornehmsten gerechnet, weshalb Anstand und Uebung besonders hier nothwendig sind. Der Scholar sorge, einmal daß er die gehörigen Instrumente, nämlich 5 Paar Messer und Gabeln habe, wovon das längste nach jetzigem Maße 10½ Zoll, das kürzeste 5 Zoll desgl. haben muß; dann daß er die Schule durchmache. Es ist nemlich der Meister im Vorschneiden einhellige Meinung, daß man die angehenden Schüler vor allen Dingen an das Holzschneiden leiten und sie im Geringsten nichts im Fleisch versuchen lassen soll, es wäre dann, daß sie im Holze, beides was das Schneiden sowohl als die andern gebräuchlichen Ceremonien des Leibes anbelangt, alles perfect und gerecht machen können. Somit soll auch der Schüler, der sich aus den Handbüchern unterrichten will, sich jedenfalls die Holzmodelle anfertigen lassen, genau so wie sie in den Büchern abgebildet sind. Solcher Modelle sind neun; einige kann man stückweis zerlegen, wie das Spanferkel, den Nierenbraten und den Hasen, die andern aber sind in einem Stücke nachgebildet, wie der Kapaun, Hecht, Kalbskopf, ebenso der Krebs, die Schöpsenkeule und das Rebhuhn. An jedem Modell muß sich der Schüler mindestens acht Tage üben, bis er sämmtliche Handgriffe vollkommen inne hat. Diese Uebung wird folgendermaßen vorgenommen. Wenn du die Modelle vom Drechsler bekommen und deren eins, daran im Vorschneiden den Anfang zu machen, vor dir auf dem Tische liegen hast, so sollst du dir auch die fünf Paar Messer und Gabeln, zuvor wohl gesäubert und mit ein wenig Baumöl an

einem guten Wetzstein gestrichen, auf einen blanken Teller das größte Paar in der Mitte, die andern wie Orgelpfeifen um dasselbe herum, zu deiner rechten Hand stellen lassen. Dann so gehe mit schönem geradem Leibe und freundlichem Angesicht zu dem Tisch hinzu, küsse die Hände, mache eine Reverenz und tritt ungefähr eine Viertelelle weit hinter die Tafel, zieh oder hebe dann das vorgelegte hölzerne Stück in einer Schüssel und stell es mit dem Leibe recht, je nachdem du jedes Stück an die Gabel spießen oder imbrochiren sollst. Nach diesem nimm die zu dem vorgenommenen Stück proportionirten Messer und Gabel, fasse das Paar mit deiner vollen rechten Hand, laß sich hierbei die zwei Fäuste mit geschlossenen Fingern begegnen, alsbald führe in einem Tempo die rechte Hand wiederum zur rechten, die linke zur linken Seite, darauf mach noch ein Tempo mit der rechten Hand, die linke aber laß ruhen; alsdann laß die linke Hand der rechten ein wenig begegnen, wirf die Gabel mit Bescheidenheit in die Linke und behalt das Messer in der Rechten. Mach wiederum eine Ceremonie in Gestalt eines Kreuzes mit Messer und Gabel, also daß die linke Hand fast auf der rechten zu ruhen kommt, fahre alsdann ein wenig mit den Armen wiederum von einander und schreite zu dem Imbrochiren und stoß die Gabel in den Braten.

Ich meine, schon diese Vorbereitung ist langweilig und weitläufig genug; sie zeigt, mit welcher Umständlichkeit und genau bestimmten Weise alle Ceremonien des Vorschneidens festgesetzt waren. So ist auch das Zerlegen bis ins Einzelnste, sowohl in der Reihenfolge der abzutrennenden Stücke wie in der praktischen Anatomie, weitläufig angegeben. Das Vorlegen ist einfacher und natürlicher. Des Vorschneiders Herr bekommt die besten Bissen und darnach die Gäste je nach Rang und Stand. Ein Stück wenigstens soll der Vorschneider beim Vor-

legen in der Schüssel behalten. Auch soll er sich zu der Essenszeit in der Küche einfinden und erfragen, was und wie gespeist werden wird, damit er die Austheilung auf der Tafel zweckmäßig anordnen kann, und ob eine Speise hart oder weich gesotten, ob Ofen wie in der Gans, Holz wie in dem Spanferkel, Draht oder Faden wie in den Fischen mit aufgetragen werde, um sich beim Vorschneiden darnach zu richten. Er mag sich auch erkundigen, wie alt das Wildpret und wohin es geschossen, damit er sich ja nicht zu etwas unterstehe, was er nicht mit Lob ausführen könnte. Zu seinem Amte gehört ferner auch das Vorlegen des Confectes und Obstes, und besonders das letztere kann ihm Anlaß geben durch eine zierliche Behandlung der Schalen demselben ein lustiges Aussehen zu geben: er kann aus dem Obste Vögel, Fische, Krebse, Schildkröten, Salamander und andere Thiere schnitzen zum hohen Ergötzen der Tafelnden. —

Und wie war es schließlich mit dem Trinken? Es sind die Deutschen, sagt ein altes Tranchirbuch zur Vertheidigung, sehr verschrien und vor andern Völkern berüchtigt, daß sie große Fresser und Vollsäufer, welches Laster, wie sie wähnen, ihre Tugend beschäme und ihr Lob merklich vernachtheilige. Wann man aber diese Auflage genauer betrachtet, findet sich solche bei vielen falsch, bei vielen verantwortlich. Falsch ist sie, indem nicht alle und jede Deutschen der Trunkenheit ergeben sind, sondern nur etliche gemeine Leute, welchen doch der Wein oder das Bier nicht schadet, wie den Völkern in warmen Ländern, die andern und abscheulichern Lastern unterworfen sind, daher der Poet in der Deutschen Namen dem Italiener recht geantwortet hat:

Uns plagt der dürre Durst, euch plagt der Liebesgötz:
Der Durst hat kein Verbot, wie Venus ein Gesetz.

Der allmächtige und grundgütige Gott hat den kalten Ländern vielerlei Rauchwaaren und Futterwerk zugetheilt, den warmen Ländern allerhand kühlende Früchte, als da sind Granatäpfel, Citronen und Pomeranzen; uns Deutschen aber hat er den köstlichen Rheinwein lassen wachsen und daneben das schöne Eichenholz, denselben zur Erwärmung unserer kalten Mägen aufzuhalten. Wann nun hierbei Mißbrauch unterlauft, so ist das menschlich. Es kommt den schwachen Italienern und den traurigen Spaniolen (denn die Franzosen und Engländer trinken mit) wunderlich vor, daß ein Deutscher 3 oder 4 Maß Wein zu sich nimmt und doch bei gutem Verstande bleibt, dahingegen ihrer einer von einem Gläschen trunken wird. Wenn man in den Geschichten nachsuchet, findet man, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Trunkenheit und Völlerei im Schwang gangen, ja daß die Völker, welche am meisten zu trinken pflegen, das Hauptreich oder die Monarchie gehabt. Die Chaldäer, Perser und Griechen sind nach und nach große Säufer gewesen; die Römer haben keine Gelegenheit, Gastereien zu halten unterlassen und sowohl bei Geburt ihrer Kinder, derselben Verheirathung und Beförderung zu ehrlichen Staatsdiensten, als bei Sieges- und Todtenmahlzeiten sich lastig gemacht, ja nicht allein sich, sondern auch die Knechte und das Vieh zu trinken genöthigt — also, fügen wir in diesem Sinne unseres Tranchirbuches hinzu, da Trinken und viel Trinken das offenbare Zeichen eines großen Volkes ist, so möge die angeerbte Tugend immerhin fortblühen und die ideale Einheit Deutschlands darin sich wiederspiegeln.

Schillers lyrische Dichtungen

beleuchtet von

J. L. Hoffmann.

I.

Als Schiller zu Anfang des Jahres 1789 sich mit besserer Anordnung seines Gedichtes „die Künstler" beschäftigte und gegen Körner über verlorenen Zeitaufwand Klage führte, sprach ihm dieser Muth ein mit der Bemerkung, daß er im lyrischen Fache unter den jetzt lebenden Dichtern der einzige sei; im dramatischen habe er an Göthe einen gefährlichen Nebenbuhler; im lyrischen aber könne dieser sich weder im Schwung und Reichthum der Ideen noch in der Versification mit ihm messen. Diesem Urtheil über die dramatische Befähigung beider Dichter, welches Körner allerdings unter dem noch frischen Eindruck von „Iphigenie" und „Egmont" niedergeschrieben, Schiller aber erst zehn Jahre später durch den „Wallenstein" widerlegt hat, setzt letzterer nicht ohne Schroffheit die Erklärung entgegen, er sehe das lyrische Fach eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz an; es sei das kleinlichste und auch undankbarste unter allen; worauf Körner, seine Ansicht zu vertheidigen, die Erwiederung bringt: „Vom lyrischen Fache scheinst du nicht gerecht zu urtheilen oder ihm zu enge Grenzen zu setzen. Ich rechne alle die Mittelgattungen dazu, durch welche es in das Lehrgedicht übergeht!" Offenbar hatte er

eben diese Mittelgattungen bei der Abschätzung von Schillers lyrischem Talent im Auge; denn durch die Freude an den „Künstlern," deren erste Bearbeitung er im Manuscripte gelesen, war sein Lobspruch hervorgerufen. „Die Künstler", meinte damals Körner, könnten auch als Gedicht Schillers Meisterstück werden.

Nicht mit Unrecht, wenn er lediglich rückwärts schaute. Denn nach den Jugendgedichten der „Anthologie" hatte sein Freund bis dahin kein bedeutenderes lyrisches Produkt hervorgebracht außer dem „Lied an die Freude,", der „Freigeisterei der Leidenschaft", der „Resignation", endlich den „Göttern Griechenlands"; letztere drei aber waren mehr oder weniger Tendenzgedichte, die zwar viel Aufsehen machten, jedoch keine recht künstlerische Stimmung weckten. Da nun die Gedichte der Horen und des Musenalmanachs, in denen sich Tiefe und Reichthum der Gedanken mit Durchsichtigkeit und Kraft des Ausdrucks bis zu einer von niemand sonst erreichten Vollkommenheit verbanden, erst spätern Jahren ihr Dasein verdanken, worauf baute denn der sonst umsichtige und feine Recensent sein mehr als anerkennendes Urtheil? Worauf anders, neben den wenigen Stücken der jüngern Vergangenheit, als eben auf Schillers Jugendarbeiten?

Man hat diese Gedichte viel geschulmeistert bis in die neueste Zeit herein; niemand aber hat sie strenger verurtheilt, als Schiller selbst, der sie „wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus" schalt. Allerdings konnten dem stolzen Freier um den Besitz der idealischen Schönheit die Kraftproben seiner poetischen Tölpeljahre wenig mehr zusagen; so beschnitt und änderte er beim Sammeln seiner Gedichte nachsichtslos und schloß sogar Stücke aus, die der Freund der Literaturgeschichte als merkwürdige Zeugnisse von des Dichters allmählicher Ge-

stesentwicklung in Hoffmeisters oder Boas' Nachträgen mit tiefem Interesse liest und von Viehoff sich gern mit den andern erläutern läßt. In einer kritischen Ausgabe von Schillers Werken sollten alle seine Gedichte aufgenommen werden, deren man irgend habhaft werden kann, ohne Rücksicht auf des Dichters eigenes Urtheil, welcher ungerecht gegen sich selbst, mitunter Werke verdammte, woran er beim Schaffen seine ganze Kraft gesetzt. Welche Mühe er auf die „Künstler" gewandt, wie er gestrichen und eingesetzt, umgeschmolzen und gereinigt hat, sehen wir aus dem Briefwechsel mit Körner; vier Jahre darauf befriedigt das Gedicht weder den Dichter mehr noch den Freund, und im Jahre 1800 verstieß Schiller sein ehemaliges Lieblingskind, das er wirklich mit seinem Herzblute genährt hatte, gar aus seiner Gedichtsammlung, weil er diese „von gewissen abstracten Ideen möglichst zu befreien suchte". Auch das „Lied an die Freude" zog er damals zurück; denn es sei nach seinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft, und ob es sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfehle, dennoch ein schlechtes Gedicht; weil es aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegengekommen, so habe es die Ehre erhalten gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Schon die Beliebtheit dieses Gedichtes, dessen erhabene Worte aus allen „sinnig oder phantastisch aufgeregten Mitternachtsgesellschaften" wiederhallten, hätte des Dichters Vorurtheil dagegen mäßigen sollen, noch mehr aber seine gestrengen Beurtheiler bis herab auf Julian Schmidt, die durch Bekämpfung dieses Riesen den Ritterschlag zu verdienen hofften. Weist ihr immerhin an dem Liede ein Durcheinander von Bildern oder von Gedanken nach; der Wanderer weilt dennoch gerade am Häuschen zu Gohlis mit besonderer Rührung, weil er dort auf eingelassener Tafel die Worte liest, daß hier Schiller sein Lied an

die Freude gedichtet; und fast auf dem Programm jeder Schillerfeier bildete dieses Lied eine Nummer. Dem Dichter wie den Beurtheilern zum Trotze mag das Publikum den schönen Götterfunken, obschon er zugleich eine Tochter aus Elysium und eine Himmlische ist, aus andern starkgefühlten Gründen nicht verglimmen lassen.

Auch die gestrichenen Verse müssen wir in Schutz nehmen und statt der veränderten Ausdrücke mit Viehoff die alten wieder hervorholen, wenn wir den Dichter nicht in seiner Vollendung, sondern in seiner Entwicklung betrachten wollen. So werde ich denn auch in diesen Vorträgen auf die alten Lesarten zurückgehen, so sinnig sie oft Schiller selbst später verbessert hat. Denn allerdings machte der rastlos Vorschreitende, der jederzeit aus vollem Bewußtsein schrieb, fast lauter glückliche Correcturen, bald dem Gedanken, bald dem Reime nachhelfend, bald einen verstiegenen, bald einen provinziellen Ausdruck vertauschend, bald das unschön Uebertriebene oder Burschikose mäßigend und auf mögliche Einfalt zurückführend. Dennoch aber bestehen wir hier auf der ersten Gestalt der Gedichte, weil es uns wichtig ist, den Werdenden zu belauschen, und berücksichtigen auch diejenigen, welche der Dichter später verworfen, um so lieber, weil sich darunter kaum ein werthloses findet.

Im „deutschen Museum" (1859. S. 778) wurde jüngst ein Gedicht Schillers aus seinem 14. Jahre mitgetheilt, in Hexametern mit andern daktylischen Maßen vermischt. Es trägt die Ueberschrift: „An die Sonne" und ist gewissermaßen ein Motto für den größten Theil seiner lyrischen Jugenddichtungen. Ein Adler, schwebt er aufwärts von der Erde, ein Fremdling in Tiefen und Flächen, stürzt er sich nur von Zeit zu Zeit hernieder wie zum Raube. Ein sinniges Hangen an den kleinen Freuden des Lebens, ein Auskosten des Augenblicks, ein

idyllisches Genießen des glücklichen Tages, ein kindliches Weilen in den Mutterarmen der Natur paßte nicht zu dem Sturmesdrange dieses Geistes, der ganz auf die großen Verhältnisse der Tragödie angelegt war. In der Summe seiner Jugendpoesien sind außer der Ballade „Hectors Abschied" nur zwei Lieder von einfach lyrischem Tone, gleichsam zum Beweise hingestellt von Schillers Befähigung auch für den gewöhnlichen Kreis, in welchem sich lyrische Dichter zu bewegen pflegen, nemlich erstens das Lied „Meine Blumen," das jeder sinnreich tändelnde Liebhaber gemacht haben könnte: „Schöne Frühlingskinder, ihr Blumen auf der Flur, trauert; denn so reich euch Flora geschmückt hat, doch hat sie euch das höchste Glück versagt, die liebende Seele; aber freuet euch wieder; denn Leben, Sprache, Seelen, Herzen erhaltet ihr durch Lauras Berührung, die euch in einen Kranz geschlungen thränend ihrem Dichter schickt." Schmuckloser noch, ein verstecktes duftiges Veilchen, birgt sich in der prunkenden Menge das Liedchen „An den Frühling." Willkommen schöner Jüngling u. s. w.; wer den Verfasser nicht wüßte, würde auf Hölty rathen.

Unfähigkeit war es also nicht, was ihn von behaglicher Lyrik entfernt hielt; auch nicht Unbekanntschaft damit, denn seit mehr als dreißig Jahren sang es von einem Ende Deutschlands zum andern von Lieb' und Weine; nein, es war Mangel an Neigung; den feurigen Jüngling hatten bei Zeiten andere Muster gefesselt. Klopstocks mächtiger Geist hatte ihn vom Boden emporgerissen, Schubart, der begabte Nachahmer jenes hohen Odenschwunges, ihn zum Wetteifer angespornt; dazwischen findet Wielands Sinnlichkeit die Beistimmung des Mediciners, während die idealistische Auffassung des Alterthums, die er aus seinem Plutarch gesogen, die Schwärmerei für eine bessere Vergangenheit und die Verachtung des wirklichen Lebens nährt.

Die Entwicklung des jugendlichen Geistes hat ferner bei allen reichen Naturen einen Hang zur Schwermuth im Gefolge. Der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Entstehenden wirkt, wenn er zum erstenmal auftritt, auf die Seele dessen, der ihn hegt, um so erschütternder, je mehr die Sinne zum Genusse drängen; ein maßloses Schmerzgefühl wechselt mit den Entzückungen des Augenblicks. Fällt nun überdies das Auge des jungen Beschauers auf eine recht unvollkommene Gegenwart, — sei es, daß seine Einbildung ihre Gebrechen zum Unerträglichen steigert, oder daß die Wirklichkeit in der That auch dem Nüchternen beklagenswerth ist — so verbindet sich mit der Wehmuth über die Nichtigkeit alles Irdischen noch ein grimmiger Haß gegen diejenigen, die im Uebermuthe den Staubgeborenen ihr kurzes Vergnügen vergällen, und Schadenfreude über den sichern Untergang der Bedränger jauchzt in bacchantischer Lust empor. So sehr das Wort „Weltschmerz" in Mißcredit ist, so läßt sich doch die Gewalt dieses Gefühls über jugendliche Seelen deshalb nicht wegspotten; in Schillers Jugendjahren zumal war es übermächtig, und „Werthers Leiden" in frischer Erinnerung nicht allein der Köpfe, sondern auch der arg zerrissenen Herzen. Ein Jahr nach Erscheinen dieses Buches, welches die warme Jugend küßte und das kalte Alter verwünschte, bringt aus der Karlsakademie der erste Nothschrei des 16jährigen Schiller in einer „Schilderung des menschlichen Lebens," welche nicht minder die Pistole als letztes Rettungsmittel aus dem großen weiten Narrenhause, das man menschliches Leben heißt, in Aussicht stellt und mit der verzweifelten Frage schließt:

Lohnt es sich um dieses Plunders willen
Wohl der Müh' aus Mutterleib zu geh'n?

Der Fortgang an Alter und Wissen bringt in die Lebensver-

achtung des Jünglings keinen Wechsel. Sechs Jahre später redet er den Schatten Rousseaus also an:

Geh', erzähl' dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuse,
Dieses Lebens Jahrmarktsbudelei!

und wird nicht müde in Häufung von Beiwörtern, den abgeschiedenen jungen Weckherlin glücklich zu preisen, daß sein Auge sich der ungestümen Glückeswelle, dem possenhaften Lottospiel, dem faulen fleißigen Gewimmel, der arbeitsvollen Ruh, ja dem teufelvollen Himmel auf ewig zugeschlossen habe. Wir sind keineswegs berechtigt jene Worte, die er das Jahr zuvor bei einer ähnlichen Gelegenheit an den Vater des frühverstorbenen Hoven richtete, für leere Redensarten zu halten. „Ich bin noch nicht 21 Jahre alt, schreibt er, aber ich darf es Ihnen frei sagen: die Welt hat keinen Reiz für mich mehr. Mit jedem Schritte, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein."

Man setze dergleichen Ausbrüche von Melancholie nicht auf Rechnung der Karlsakademie, in welcher sich ja die Zöglinge freier bewegten, als in hundert ähnlichen Anstalten. Massenerziehung ist ohne Zwang nicht denkbar; aber das väterliche Verhältniß des Herzogs und seiner liebenswürdigen Franziska zu den Zöglingen, die der geistreiche Weltmann zu Mustermenschen heranzubilden beabsichtigte, wirkte auf diese mehr anregend als niederdrückend, jedenfalls aber belebender als die Erziehung in Klosterschulen. Und doch ist an Lessing, dem Schüler der Meißner Fürstenschule, in seiner Jugend keine Spur ähnlichen Mißmuthes wahrzunehmen. Aus diesem redet fast altklug der helle Verstand, in Schiller wallt ungestüm das unklare Herz. Die Erziehungsanstalt hat seine Stimmung unmöglich geboren;

das beweisen die entgegengesetzten Richtungen seiner Freunde; nicht einmal gezeitigt; denn er ehrte deren Beschützer, er liebte einzelne Lehrer und schloß sich an theure Freunde mit Zärtlichkeit. Ich weiß zwar von den Lobeserhebungen in den beiden Gedichten, welche er am Namensfeste der Frau Reichsgräfin von Hohenheim im Namen der „Eleven," wie der „Demoiselles" aussprechen mußte, die gebührenden Procente abzuziehen; will auch nicht glauben, daß das Wort so ernst gemeint war:

Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher Er?

aber die genaue Kenntniß, welche wir jetzt von der Lehr- und Lebenseinrichtung in jener wirklich trefflichen Anstalt besitzen, überzeugt uns zur Genüge, daß ein strebsamer und ehrgeiziger Jüngling wie Schiller, der sich vom Herzoge geschätzt und von einem muntern Freundeskreise bewundert sah, durch den Aufenthalt in jener Akademie unmöglich bis zur Weltverachtung verstimmt werden konnte. Höchstens mochte ihn das letzte Jahr unfreiwilligen Aufenthaltes auf kürzere Zeit mißmuthig machen. Nein, seine düstern Gedichte entquollen sammt den „Räubern" der innersten Seele des jungen Poeten, die den Segen der Dichterkraft mit deren Fluche vereint in sich trug: eine Phantasie, welche vom Einzelnen zügellos ins Allgemeine schweifte, und zwar den Augenblick verklärte, indem sie ihn zu den Sternen hob, aber auch die stille Zufriedenheit an bange, wilde Träume dahingab. Wenn Karoline v. Wolzogen noch an dem Gereiften die Beobachtung machte, „daß die Flucht des Daseins und die Hinfälligkeit alles Irdischen stets vor seinen Augen schwebte und seinem Gefühl der Freude einen hohen Ernst sehr nahe legte", wie mußte die Vergänglichkeit grinsend aus hohlem Schädel den Jüngling anstieren, dem Jugendlust den Werth der Minute verdoppelte!

Und die kurze Spanne Zeit füllen die Tyrannen der Menschheit mit Qualen aus. Da schreitet ein „Eroberer" her, und die Sterbenden röcheln unterm Blutgang des Siegs; ein Elysium blüht ihm in dem Gedanken der Schrecken einer zitternden Welt zu sein; dort tauschen Erdengötter schwere Panzer mit den weichen Rosenarmen ihrer Phrynen und tändeln in ihrem Spleen mit Donnerkeilen, rasseln hoch daher als Gottes Riesenpuppen, gleich dem Gaukler im Opernhaus und bezahlen im Alter den Bankerott der Jugend mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend, die Hanswurst erfand, bis am Ende der unverschämte Tod garstig spaßt mit welken Majestäten und weder Siegespauken noch bellende Doggen sie aus ihrem tausendpfündigen Schlummer schütteln. Hier steht Dummheit, Vorurtheil und Eigennutz im siegreichen Kampf gegen den Weisen, der aus Christen Menschen wirbt, und verderbengeifernde Imane verziehen Religion, die Himmelstochter, zur Erinnys. Gauner schielen durch Apostelmasken, die Metze Gerechtigkeit spielt mit Menschen wie mit Würfeln, und indeß das Verbrechen sich bläht, späht zugleich die gaukelnde Fortuna nach ihren Buhlen. Die Weisheit allerdings ist zu stolz, um mit der leichtfertigen Göttin in Freundschaft zu treten, und derselbe Dichter, der als Mann sich leichthin tröstet, über des Himmels Harmonien die Theilung der Welt versäumt zu haben, hat sich schon siebenzehnjährig ein Ziel erkoren, ganz verschieden von dem, wonach Könige streben: „Theil' Welten unter sie, nur Vater mir Gesänge!" Steht er doch wiederum in einem höhern Amt, ein strafender Rachegeist für die leidende Menschheit: Zittert, ruft er den schlimmen Monarchen am Schlusse seiner zornigen Strafpredigt zu, zittert vor des Liedes Sprache! Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache Fürstenherzen kalt.

Ein starker, männlicher, sittlicher Geist durchweht mit edlem Unwillen über den Pomp erhabener Ruchlosigkeit die Jugendpoesie Schillers; aus ihm redet die Schule Rousseaus und der andern Stürmer, die den Königen unsanft den Purpur abzog, bevor ihn zu Paris das Volk durch die Straßen schleifte. In ihm pochte wie in seinem Moor das Kind des himmlischen Genius, ein glühendes, thatenlechzendes Herz; kühn schreitet er am Rande der Gefahr im Angesichte des Aspergs, wenig eingedenk der innern Stimme der Klugheit, die ihm das Wort eingab:

Jünglinge, Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
Lernt behutsamer spielen!

Zwar überliefert er Moor, den majestätischen Sünder, der Wiege des offenen Himmels; aber er spricht auch die Ueberzeugung aus, daß einst unter ihm die Schande zerstieben und die Bewunderung ihn erreichen werde, wenn die Beistimmung der Welt seine Grundsätze billigen, wenn sie einhellig bekennen wird, daß die Verworfenheit der Zeit die männliche Tugend in Laster verkehrte. Eine revolutionäre Denkart durchdringt frühzeitig Schillers Wesen; ihr entkeimte Karl Moor, Luise Millerin und Don Carlos, in welchen reine Natur an faulen Formen scheitert. Das Leben der Großen war zum Scandal geworden; gute Menschen seufzten, starke grollten, und ein muthiger Dichterjüngling stellte es an den Pranger. Lassen wir uns doch durch Schillers Entschuldigung nicht verführen, als habe er es in seinen Räubern unternommen, Menschen zu schildern, bevor er welche gekannt habe! Hat er denn nicht auch Meeresstrudel und Schweizerberge treu gezeichnet, ohne sie gesehen zu haben? Er liebt die Maske schalkhafter Ironie als Recensent der eigenen Werke. Kaum nach Erscheinen der Anthologie zeiht

er seine Lieder der Ueberspannung und räth den jungen Dichtern ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand zu nehmen. Freilich fällt er dann zum Schluß in den geraden Ernst, wenn er sagt: „Der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Ich bin ein Mann; das könnt ihr schon
An meiner Leier riechen;
Sie donnert wie im Sturm davon;
Sonst würde sie ja kriechen.

heißt es in dem Gedichte „Castraten und Männer."

Schiller konnte in seiner Akademie beim Zusammenleben mit so vielen Jünglingen aus aller Herren Ländern mehr Weltkenntniß gewinnen, als irgend ein Muttersohn im Aeltern-haus; dazu mußte der Sinn für Gesetz, Ordnung und Staat dem Bürger seines kleinen Schülerstaates weit eher aufgehen, als dem wildläufigen Studenten. Auch war die Karlsschule keineswegs so hermetisch verschlossen, daß nicht der Luftzug von außen sich verspüren ließ, zumal für einen so feinen Beobachter, dessen gesammte geistige Fühlfäden nach dem Menschenleben tasteten. In spätern Jahren bannte ihn seine Kränklichkeit viele Monate lang in die engen vier Wände; und doch verlor er nie den Zusammenhang mit der Zeitströmung. Nein, sagen wir es geradezu heraus: die Welt war nicht besser, als der junge Dichter sie schilderte; sonst hätte sie keine so gräßliche Revolution geboren. Und hatte sich auch in nächster Nähe Dionysius zum Schulmeisterlein umgewandelt, so wucherten doch die bösen Erinnerungen noch frisch in jedes Schwaben Gedächtniß; auch lag die Gewaltthätigkeit noch vor aller Augen: dort schmachtete ohne Urtheil und Recht Schubart im Kerker; hier wandelte am Arme des Fürsten die Ehefrau Leutrums. Mit einem Worte: die Donnerkeile Schillers sind ein gerechtes

Strafgericht der verhöhnten Sittlichkeit und Natur über ihre Beleidiger und ein wahrer Ausdruck des öffentlichen Unwillens, den eben nur ein kecker Jüngling, durchdrungen von der heiligen Aufgabe seines Dichterberufes, mit diesen mächtigen Worten zu äußern wagte.

Aber jenseits des Menschenlebens und seiner Peiniger zieht eine große heilige Weltordnung ihre stillen Kreise. Da hinauf schweift das Ahnen, darin schwelgt das Entzücken eines vollen trunkenen Herzens. Den Blick aufs Allgemeine gerichtet, kommt der junge Schiller nur äußerst selten zu behaglicher Darstellung dessen, was ihm zunächst lag. Kaum hat das Auge die sinkende Sonne begleitet, die die Geschäftigkeit zur Ruhe ruft, so fliegen die Phantasien zu Planeten und Kometen, zu Sonnen, die sich um Axen drehn und an der Erd' vorüberwehn. Unter allen Gedichten dieser Periode ist ein einziges rein gemüthliches Lied welches, persönlicher Stimmung entquollen, von gesättigtem Behagen überströmt: „Die Winternacht". Der neue Regimentsdoctor sitzt in seinem Stübchen, sieht die liebe Herrgottssonne gehen, den Mond gegenüber treten; das Weibchen, das im Schlafgemach nickt, hat er sich freilich dazu phantasirt; aber die Brüderchen aus den Bubentagen, die vielleicht jetzt um einen deutschen Krug herum sitzen, die vom Schaukelgaul bis zum Doctorhute jetzt im Zeitbuch stöbern und bei der Knasterwolke und dem goldnen Traubenschaum die Schweißtropfen im Gymnasium zählen, treten ihm aus der Erinnerung an Ludwigsburg vor die Seele; wie manchen Fluch trotz Minellis Noten Terenz erpreßt, und wie in Gedanken an das grimme Landexamen des Buben Herz geklopft;

Nun liegt dies all im Nebel hinterm Rücken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich schweigt der weiseren Perücken,
Was einst der kleine Fritz gethan. —

Man ist — Potz gar — zum Doctor ausgesprochen,
Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane Seifenblasen sind.

Ich denke bei dieser Aeußerung an die Hoffnung auf eine besonders gute Anstellung, die der Herzog versprochen hatte. Nun war der Regimentsmedicus ohne Porte d'épée mit 18 fl. monatlicher Gage eine bittere Enttäuschung. Aber er läßt sich das nicht anfechten; er trug schon damals dem Schicksal gegenüber männlich das Haupt;

Hauch immer zu — und laß die Blasen springen!
Bleibt nur dieß Herz noch ganz,
Und bleibt mir nur, errungen mit Gesängen,
Zum Lohn ein deutscher Lorbeerkranz.

Dieses Lied athmet eine ruhige Stimmung, wie sie nur selten über ihn kam; man sollte kaum den Dichter der Räuber vermuthen. Doch hat es noch ein Gegenstück in der Ballade „Graf Eberhard der Greiner", welche ungefähr die nemliche Färbung trägt, scherzhaft, volksmäßig, an Bürgers Weise gemahnend. In der Schilderung seiner Winternacht findet sich auch eine Anspielung auf eine Gewisse, die sich als Frau nun spreizt. Ob das etwa eine Person mit jener Minna ist, an welche er als aufgegebener Liebhaber strafende Verse richtet? Oder sollten beide Personen rein erdichtet sein, wie sich aus seiner männlichen Periode manche Liebesgedichte mit frei erfundenen Verhältnissen finden? Wer mag das Dunkel mit der schwachen Lampe der Vermuthungen beleuchten, wo nicht einmal die über Laura angestellten Forschungen völlige Gewißheit geben?

Die Lauraoden sind unter allen Jugendgedichten Schillers am berühmtesten. Außer den fünf Gedichten die in den Ausgaben mit Lauras Namen bezeichnet sind, gehörte auch „Vor-

wurf an Laura," der „Triumph der Liebe," das Lied „An die Parzen" und „Meine Blumen" demselben Kreise an; dagegen muß die „Freigeisterei der Leidenschaft" (jetzt „der Kampf") trotz des Dichters beigefügter Anmerkung: „Als Laura vermählt war 1782," sammt der „Resignation" davon getrennt werden. Diese beiden später entstandenen leidenschaftlichen Gedichte verschleiern unter dem bereits allbekannten Namen ein anderes Verhältniß, auf das ich später zu sprechen komme. Wie nach Werthers Lotte erkundigte sich natürlich die Neugier nach Schillers Laura. Göthe hat Lotten den Brautring besorgt und Pathenstelle bei ihrem ersten Knaben übernommen; Schillern hatten in Bauerbach die Wolzogen, Mutter und Tochter, seine Laura ziemlich bald in Schatten gestellt, also daß ihn die eigene Schwester ans Schreiben mahnte. Die Frau Vischer sei doch ein gutes Weib, und wenn sie auch sonst ihre Fehler haben möge, so habe sie ihm doch viele Freundschaft bewiesen. Indeß schreibt er noch am 1. Nov. an Frau v. Wolzogen, daß er der Vischerin durch einen Landsmann ein Marktpräsent nebst einer Silhouette geschickt habe. Nachhaltig wirken die ersten Liebschaften feuriger Dichter selten. Um so schwieriger bleibt die Untersuchung, wie viele von den glühenden Küssen, die auf dem Papiere stehen, auf Frauenlippen gebrannt haben mögen.

Aus Göthes Gedichten spricht ein seelenvollerer Liebhaber, der sich in das Wesen seines Mädchens hineinlebt und vergnüglich den kleinen Tändeleien des Herzens sich hingibt; Schiller dagegen, stürmisch und sinnlich in rasende Glut ergossen, verräth für die Eigenthümlichkeit der Geliebten wenig Sinn und Verständniß und spielt mitten im Genuß phantastisch mit entlegenen Gedanken. Der Hauptgrund dafür liegt allerdings in seinem excentrischen Geiste; aber sicherlich erklärt

sich ein gutes Theil dieser seltsamen Wahrnehmung auch aus dem muthmaßlichen Charakter der Frau, auf welche die Umstände seine Neigung geworfen hatten. Keine Rosenknospe wie Friderike von Sesenheim bezaubert hier mit dem Wonnedust einer noch halb kindlichen Seele, die sich zum erstenmal der Liebe erschließt. Kein muthwillig neckisches Mädchen setzt ihre harmlosen Spiele, im Freudenrausche zum Scherz aufgelegt, mit dem Geliebten fort. Laura war eine Wittwe, seine Hausfrau, stand im 30. Lebensjahr, wo der frische Duft der Seele lange verflogen ist. Frau Hauptmann Vischer mochte das stürmische Herz des eben erst (15. Dez. 1780) dem Schulzwang entronnenen 21 jährigen Jünglings um so eher in Liebe entflammen, weil sie als eine Natur von stark sinnlicher Begehrlichkeit sich auf die Künste der Koketterie verstand. Vier Jahre später ließ sie sich von einem adelichen Juristen entführen, dem sie an Alter um 15 Jahre voraus war. Diese letztere Thatsache widerlegt am sprechendsten Petersens Verunglimpfung, als sei sie ein wie an Geist, so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie gewesen, wogegen sie Scharffenstein ein gutes Weib nennt, das ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Conz spricht ebenfalls von einer jungen, geistvollen Offizierswittwe; Caroline v. Wolzogen, die aus Schillers Berichten schöpfte, sagt, sie sei mehr geistreich als schön gewesen. Pikante Frauen von überlegenem Alter, die den Mangel an Jugendreiz durch Kunst zu verbergen wissen, sind für geniale junge Männer am gefährlichsten. Indeß die jugendliche Schönheit theils Schüchternheit, theils siegbewußter Stolz umschirmt, stellen jene nicht selten Schlingen und Netze aus, kommen dem blöden Jüngling mit Freundlichkeit entgegen, gehen auch ein in dessen Lieblingsgedanken

und Neigungen, ohne sie eben selbst zu empfinden. Es gehört für eine Frau nicht besonders viel Phantasie und Gefühl dazu, einen schwärmenden Liebhaber über Sterne zu begleiten; im Gegentheil sind phantastische Gespräche, die sich im Ungemessenen ergehen, gewöhnlichen Naturen, wenn sie nur einige Bildung besitzen, gerade ziemlich geläufig. Wer einen Widerspruch zwischen den Lauraliedern und der Person der Frau Vischer sieht, ist ein schlechter Kenner der Frauen. Ich könnte sie malen, die sinnlich-sentimentale Frau Melina, die ihrem jungen Dichter zu Gefallen sich zum Seraph hinaufschraubt und seine Sprache redet, ohne gerade deren tiefsten Sinn zu verstehen; eigentlich sind ihr seine Küsse am interessantesten; aber weil er es so haben will, so läßt sie sichs gern gefallen, in seinen Augen die Hälfte eines platonischen Gottes zu sein.

Ich stelle mich also in Auffassung von Schillers Laura auf die Seite Palleskes, nach welchem diesen glühenden Gesängen ein wirkliches Verhältniß sowol Inhalt als Farbe gab. Die rasende, fast krankhafte Sinnlichkeit, in den Ausgaben der Gedichte vielfach gemildert, borgt ihre Färbung von keinem Phantome. Taß „Mund an Mund gewurzelt brennt, Wollustfunken aus den Augen regnen, und Seelen wie entbunden sich begegnen in des Athems Flammenwind;" oder „Ewig starr an deinem Mund zu hangen, wer enträthselt dieses Wuthverlangen?" oder „Flohn wir nicht, als wären wir verwandter, freudig, wie zur Heimath ein Verbannter, brennend aneinander?" und vieles dergleichen verräth zu deutlich das wahre Liebesverhältniß *). Dabei gilt freilich von dieser sinnlichen Dichterliebe wiederum Leonorens Ausspruch, wenn sie von Tasso sagt:

*) Johannes Scherr in dem Werke: „Schiller und seine Zeit" findet wieder in den Lauraoden nur Produkte der Erwartung

Aus allen Sphären trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder, den wir führen.

Ja buchstäblich aus allen Sphären. Denn mag auch sein stürmischer Trieb im Genusse schwelgen, so erhebt sich Geist und Phantasie weit über verliebtes Schäkern und verehrt in dem „Wirbel, der an Körper Körper mächtig reißt," und in dem „Zauber, der zum Geist monarchisch zieht den Geist," die Anziehungskraft der Welt, welcher der gemeinsame Wesenlenker Geisterreich und Körperweltgewühle gleichmäßig unterworfen hat. Die Betrachtung der einen allgemeinen Sympathie, die durch die Schöpfung geht — bald nennt er sie Freundschaft, bald Liebe, später nach der Stimmung, die sie hervorruft, Freude — bewahrt den hochgestimmten Sänger vor dem Versinken ins Materielle und erobert seinen Liebesliedern zarte wie schwärmerische Herzen. Wenn der allmächtige Trieb, vor welchem selbst die Weisheit zurücktritt, eine allgemeine, ja die höchste Weltkraft ist, der schon nach den kindlich religiösen Vorstellungen der Alten Olymp und Acheron huldigten und nach den reifen Beobachtungen der Neuen alle Wesen unterthan sind, so erhält auch meine individuelle Liebe als ein Theil des großen Ganzen eine höhere Weihe; denn sie ist ein Ton aus der

eines Jünglings, dessen glühende Einbildungskraft nicht nur die unbekannte Geliebte vor Augen, sondern auch sich selber schon in ihren Armen sieht (S. 177). Was den Ausschlag (außer dem Beweise von Boas) gebe, sei, daß die Frau Vischer häufig in Schillers älterliches Haus auf der Solitude kam und mit der Familie auch nach des Dichters Entfernung aus Stuttgart in freundschaftlichem Verkehr blieb. „Nimmermehr würde der sittenstrenge Herr Johann Caspar eine Person, die zu seinem Sohn in zweideutigen Beziehungen stand, über seine Schwelle gelassen haben." Allein 1) Mußte denn der Vater alles wissen? 2) Ist denn sinnliche Liebe auch innerhalb gewisser Schranken eine zweideutige Beziehung? 3) Spricht nicht Schillers erregbares Herz und das nachherige Abenteuer der Vischer für die Angabe Scharffensteins?

allgemeinen Harmonie, die durch die Schöpfung dringt. So wird sie selbst fromm und göttlich, nicht im Geiste des weltverachtenden Mönchthums, welches die Sinne zu Dienern der Hölle herabwürdigt, sondern des lebensfrischen Glaubens der Neuzeit, welcher am Studium der Griechen entzündet, durch Philosophie gereift, von Naturbetrachtung gestärkt, das Diesseits und Jenseits unzertrennlich verbindet und die Erde verklärt, indem sie dieselbe zu einem Stück Himmel macht. Eine sonnige Frühlingslandschaft lag das All vor dem feurigen Aug und glühenden Herzen des Jünglings, welcher „den genauen „Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen" in der Absicht nachwies, Protest einzulegen gegen die fratzenhafte Verzerrung des Menschenthums, die uns zu adeln glaubt, indem sie die Quelle höchster irdischer Freuden trübt. Sein Widerspruch gegen die gewaltsame Trennung von Seele und Leib, zwar noch heutzutage eine Ketzerei bei frommen Naturforschern, hat sich in der Nation immer mehr Geltung verschafft, nicht eben zum Schaden des Gemüthes; denn er unterscheidet sich von dem gemeinen Materialismus, indem er das Bewußtsein unseres Zusammenhanges mit einer höhern Weltordnung aufrecht hält. Der Mensch erhebt sich hoch über das Thier, wenn er trotz seiner Verwandtschaft mit diesem den Schöpfer ahnt, und adelt die Triebe, wenn er in ihnen ein göttliches Gesetz verehrt, gegeben alle Wesen der unendlichen Schöpfung zu beglücken.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich.
Liebe macht den Himmel
Himmlischer, die Erde
Zu dem Himmelreich,

klingt es wieder in der schönen Hymne, die der Liebe Triumph

verkündet und wol nur deshalb von Julian Schmidt ein grenzenlos verfehltes Gedicht genannt wird, weil es diesem geistreichen Schriftsteller besondere Freude macht, sich dem öffentlichen Urtheil zu widersetzen. Seiner Behauptung nach sollen eigentlich nur die Citate aus der griechischen Mythologie bei diesem Gedichte merkwürdig sein. Die Citate! als läsen wir eine philologische Abhandlung, als wären dem Dichter die Götter, mit deren Anschauen die Jugend aufwächst, wesenlose Schatten! zumal da er in eine Zeit fällt, wo sich die Phantasie der Poeten mehr als in unsern Tagen in den Gedankenkreisen der Alten bewegte. Wer sich nicht mit dem Gefühl in die religiöse Anschauung der Griechen versenken kann, der schlage nur gleich Schillers Gedichte zu; denn er wird in den empfindungsreichsten Stücken vielfach solchen „Citaten" begegnen. Die Himmelstochter sanft und mild, die der blauen Fluth entquillt, Götter und Menschen, ein vorher freudloses Geschlecht, zu beseligen, lebte der Phantasie des Dichters, der nachher über das Verschwinden der schönen Wesen aus dem Fabelland rührende Klagen ausströmt. Die Liebesgöttin entstieg dem Meere. Nun mag Deukalion seine Felsen umarmen; denn ein jugendlicher Maienschwung durchwebt Luft, Himmel, Meer und Erde, des holden Tages Auge lacht in düstre Wälder, Kronion steigt liebend nieder zu den Erdentöchtern, ja selbst der schwarze König des Orcus blickt freundlich, wenn ihm Ceres Tochter lacht, und die Qualen der Unterwelt verstummen vor des Thraciers zärtlichen Liedern. Götter sind durch die Liebe selig, und Menschen sind ihnen gleich; denn durch die ewige Natur weht ihr goldner Flügel; Liebe rauscht der Silberbach, Seele haucht sie in das Ach klagereicher Nachtigallen, und ein unnachahmliches Gefühl dringt aus dem Wonnespiel der Saiten, wenn sie Laura hallen. Ja Liebe allein leitet die Geister zu dem

Vater der Natur; sie nur zeigt Elysium durch des Grabes Ritze und lockt den Wunsch hervor nach Unsterblichkeit.

Dieser Hymnus, so tief in der Anlage als weich in der Form, enthält das Glaubensbekenntniß des jungen philosophischen Liebhabers wie des freidenkenden Physiologen, der die Sätze des Katechismus hinter sich geworfen hat. Schillers Aelternhaus bekannte und ehrte ein lebendiges Christenthum in der Form der Kirchlichkeit. Die sanfte Mutter wie der rüstige Vater, dessen herzliche Gebete nun vor aller Augen liegen, pflegten in bürgerlicher Einfalt den Glauben, den sie als Kinder des tüchtigen Schwabenstammes überkommen hatten, und trugen ihr bescheiden Loos mit rührender Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Aber in des Sohnes titanenhaftem Geist siegte frühzeitig der moderne Unglaube; mit herbem Schmerz rückte nachher der bekümmerte Alte dem Flüchtling seinen Mangel an Christenthum vor und sah in dessen trauriger Lage ein väterliches Strafgericht Gottes, der ihn zur Demuth bekehren wolle. Die wenigen Stellen, in welchen der junge Schiller, wie z. B. in der Leichenphantasie, der Elegie auf den Tod eines Jünglings, Rousseau, der Todesfeier am Grabe Riegers, von Wiedersehen, Engeln, Seraphinen und Harfentönen singt, geben die christlichen Vorstellungen theils mit Zweifeln theils mit astronomischen Träumen vermischt, wie sie der Kampf der Wissenschaft mit dem Dogma schon bei Klopstock zu Tage förderte. Aber das volle liebende Herz, von Kind auf im Vaterhause genährt, brachte der Menschheit, der Natur und dem Schöpfer so nachhaltige Wärme entgegen, daß die schwarzen Gedanken Franz Moors, mit denen sich der junge Schiller sicherlich in düstern Stunden selbst herumschlug, vor dem lichten Liebesevangelium seines Gemüthes sich als wildes Schlangengezücht in Nacht verkrochen, und der durch eigenes

Nachdenken gewonnene Glaube an die Sympathie, die zu den Sternen leitet und die Menschen verbindet, ihm fürs Leben so segensreich wurde als nur immer die Lehre des Christenthums, welcher jener naturalistische Glaube in den innersten Tiefen anverwandt ist.

Ein Jüngling mit flammendem Herzen macht zwischen Liebe und Freundschaft keinen Unterschied; Schiller liebte seine Freunde mit demselben Feuer, das aus den Lauraliedern sprüht, und die ewigen Verse, mit denen Julius seinem Raphael an die Brust sinkt, sprechen eine Empfindung aus, wie sie gottlob unter deutschen Jünglingen nicht leicht ersterben wird:

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

Es ist der starke Geselligkeitstrieb, der sich in der Jugend zur glückseligen Schwärmerei steigert, wenn das einsame Herz ein zweites harmonisch schlagendes gefunden hat; das Gefühl verträgt die Einsamkeit nicht, es will sich anschließen, aussprechen, ausjubeln in Verbindung mit Gleichempfindenden, geistig Anverwandten:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsgesteine
Und umarmend küßt' ich sie.

Es ist eben der Ueberschuß des Lebens, der nicht rastet, die Vollkraft von Gedanken und Empfindungen, die sich elektrisch am Freund oder der Geliebten entladen will. Das Lied „An die Freundschaft" könnte eben so gut an Laura gerichtet sein; denn was er dieser zu sagen hat, sind eben auch wieder die überquellenden Strömungen einer in Hingabe an das Universum trunkenen Seele. Die „Phantasie an Laura" feiert

das Gesetz der Sympathie von den schwebenden Planeten bis zum Sonnenstäubchen, ohne welche das All donnernd auseinander springt und die Geister in den Tod der Körper erstarren; in den „Seligen Augenblicken" wähnt er über diese Welt zu flüchten, wenn sein Bild in ihrer sanften Augen himmelblauem Spiegel schwimmt, ja selbst ihr Clavierspiel versetzt ihn in höhere Sphären und gibt ihm Gewißheit vom Dasein eines Gottes. Im „Geheimniß der Reminiscenz" träumt er sich in den platonischen Mythus hinein, daß sie beide ehedem eines gewesen, ein glücklicher Gott, ein schaffend Leben, das frei die Welt durchwob, und als dessen schöne Trümmer sie nun ein unersättliches Drängen nach Rückkehr des verlorenen Wesens empfinden.

Es liegt in dieser Ode, wenn auch versteckt in die Sage, ein tiefes Schmerzgefühl; denn der Wunsch das dauernde Götterglück zu erreichen bleibt eitles Unterfangen; der Apfel an dem Wunderbaum labt nur mit einem Göttertraume. Aber dieser Traum wiegt doch hinwiederum alle Güter der Erde auf, die ehedem dem Dichter begehrenswerth dünkten. Weggehaucht sind ihm die aufgewälzten Berge zu des Ruhmes Sonnenhöhe und die stolzen Pyramiden seiner Plane mit leichten Zephyrtritten in den Staub getrippelt; sonst flog er Adlerpfade zur Gottheit und lächelte Fortunens Gauckelrade: jetzt empfängt er sclavisch Tod und Leben von einem Augenspiel; sonst ertönte ihm hell das Evoe der Zecher: jetzt haben ihn die Jünglinge verloren; selbst Apoll und die Musen fliehen ihn, und der Thatendrang bei dem Namen des Vaterlandes ist ermattet. Aber trotz alledem lenkt er wieder ein:

Nein, nichts hab' ich verloren!
Stern und Lorbeer neid' ich nicht den Thoren,
Leichen ihren Marmor nie —

Alles hat die Liebe mir errungen:
Ueber Menschen hätt' ich mich geschwungen,
Itzo lieb' ich sie.

Schiller hat diesem Gedichte, das den andern Lauraliedern in nichts nachsteht, später die Aufnahme versagt, vermuthlich weil ihm die Ruhmesgöttin, der er hier in einer Aufwallung von Leidenschaft den Dienst abgeschworen, längst wieder angebetete Freundin war, so daß er sich nicht ferner entschließen konnte ein ihm fremd gewordenes Gefühl zu verewigen, zumal es ihn auch in den Tagen des Jugendrausches nicht wirklich beherrscht hatte. War doch der schwärmerische Verehrer Lauras zu gleicher Zeit in seine Räuber versenkt und schlürfte bald aus des Ruhmes Schale durch deren Erfolg mit gierigen Zügen. Der stolze Wunsch, daß dereinst an seinem Monumente Kronos Sense niederfallen möchte, verließ ihn auch in den Tagen, wo er das Gegentheil wähnte, keinen Augenblick; der Lorbeer in den Locken reizte den stürmisch Vorwärtsstrebenden, der selbst die Liebeslieder nur zu Gefäßen hochaufliegender Gedanken machte und sogar in den Prachtausdrücken des eben angeführten Gedichtes bewies, daß er keineswegs der girrende Schäfer geworden war, für den er sich ausgab. Schiller hat sich mehr als jeder unserer Dichter allezeit selbst beherrscht und den Ehrenpreis des Genius nirgends leichtfertig dahingegeben. Davor bewahrte ihn erstens sein männlicher Character, zweitens seine sittliche Gediegenheit, drittens aber auch schon die vorhin erwähnte düstere Grundstimmung seiner Natur, welche mitten hinein in den Freudentempel der Liebe und durch dessen blumengeschmückte Hallen unter Jubelhymnen klagende Accorde schickte.

Keines der Lauralieder quoll tiefer aus Schillers Brust hervor als die „Melancholie"; deshalb wol ließ er es in den

Ausgaben völlig unverändert; es blieb ihm heilig, weil es sein innerstes Selbst ausgesprochen hatte. Ein seltsames Thema für einen Liebhaber an die Geliebte: Laura, in deinen Blicken brennt Sonnenaufgangsglut; purpurisches Blut springt in deinen Wangen; deine spiegelklare Seele wandelt in Mai den trüben Herbst um dich; du lächelst über die Harmonie deiner Reize, und ich weine über sie. Die ganze Erde ist ein Moderhaus; die Räder an Planetenuhren laufen ab; der Sonnen Pracht verlischt; auch deine Wangenröthe ist doch nur des Todes schönerer Thron; hinter dieser blumigen Tapete spannt schon der Verderber den Bogen. Weh! ich sehe deine Rosen entblättert liegen, deinen süßen Mund erstorben, deiner Wangen wallendes Rund von rauhen Winterstürmen gepflügt, vom Nebel düsterer Jahre der Jugend Silberquelle getrübt:

Dann wird Laura, Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig sein.

(Für diese Phantasie hat Julian Schmidt den Ausdruck gefunden, er habe seine Laura in ein Scheusal umgewandelt.) Und dein Dichter, fährt er fort, der stark wie eine Eiche in Jugendkraft steht, dessen Gedanken kühn durchs Weltall steuern — schwillt dir die stolze Brust beim Gedanken an deinen Geliebten? O lern' es, vergiftet ist der Kelch, woraus mir Gottheit duftet.

Unglückselig, unglückselig, die es wagen
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen! . . .
Der lohe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur von Lebenslampenschimmer.

Laß noch zween kurze Lenze fliegen, und dies Moderhaus
Wiegt sich schwankend über mir zum Sturze,
Und im eignen Strahle lösch' ich aus. —

Weinst du Laura? wünschest du mir das Strafloos des Alters?

Daß ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
Die des Jünglings Adlergang gesehn?
Daß des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,

Daß die Augen meines Geists verblinden,
Daß ich fluche meinen schönsten Sünden? — O nein:
Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Lösch, o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Fackel weinend aus!
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das Haus.

Dieses Gedicht macht auf mich, so oft ich es lese, immer den gleich erschütternden Eindruck, einmal weil es die ganze Tiefe des Lebensschmerzes enthüllt; dann aber auch weil es des Dichters tragischen Ausgang *), obendrein noch in der Form des Wunsches, voraus verkündet. Von Jugend an trägt Schiller die Ahnung frühzeitigen Todes im Busen; so kargt er denn mit der Minute, um sie zu würdigen Schöpfungen auszubeuten, trotz dem Bewußtsein, daß gerade die kühnste Harmonie das Saitenspiel zu Trümmer wirft. Ja bei der schönsten Scene, als er mitten unter Napoleons Tyrannei mit dem Vorbilde des Schweizervolkes die Deutschen zum Kampf um die Freiheit gerufen, rauschte der Vorhang nieder, und in schmerzliche Wehmuth aufgelöst saß schweigend und betäubt die Nation, welche die Tragödie „Schillers Leben" betitelt mit steigender Bewunderung angeschaut hatte. Die Alten nannten die Dichter auch Seher, und warum sollte dem Genie nicht ein tieferer Blick in das eigene Leben vergönnt sein? Das Gedicht „An die Morgensonne," später „Der Flüchtling", läßt sich gleichfalls vorausdeutend auf Schillers Flucht von Stuttgart beziehen; wol mag er sich beim Schaffen desselben bereits in der Rolle des Flüchtlings gesehen haben, der nicht weiß, wohin er sich wenden solle am elenden Stabe, um den Frieden zu finden.

Durch alle die bisher behandelten Liebesgedichte, die man

*) Schon seiner Schwester Christophine kam diese Beziehung nach seinem Tod in den Sinn. (Schillers Beziehungen S. 313.)

eher Lehrgedichte zu nennen geneigt ist, geht ein ernstes, hohes Pathos; schwerlich hat je ein Jüngling erhabener von Liebe gesungen; aber seine Leier ist in der nemlichen Zeit auch für ganz entgegengesetzte Weisen gestimmt, die er späterhin mit sittlich strengem Kunsturtheile verworfen hat. Wie Göthe zur Erholung vom schmachtenden Werther seine tollen Farcen schrieb, so ergeht sich Schiller, der Idealist, nebenbei burschikos in lüsternen Betrachtungen; dort waltet Klopstock, so weit ihn der schwärmerische Naturphilosoph brauchen kann, hier Wieland, den er in einem Epigramme küssen möchte, weil er für Menschen geschrieben, und Bürger, der populäre Liederdichter, der mitunter zum trivialen Leiermann herunterſinkt.

Von den hieher gehörigen Gedichten steht das einzige „An einen Moralisten" in unsern heutigen Ausgaben, gemildert und von zwölf Versen auf sechs zusammengeschnitten; ein zweites „Castraten und Männer" hatte der Dichter selbst noch in der Ausgabe von 1800 unter dem Titel „Männerwürde" mit Veränderungen und Kürzungen beibehalten, Körner aber aus der Sammlung nachher gleichfalls weggelassen, vermuthlich weil es unreifen Lesern ein Aergerniß gibt. Wenn man mit Schillers Dichtungen pädagogische Zwecke verfolgt, wer will dieser Maxime widersprechen? zur Kenntniß des jungen Dichters aber sind die cynischen Gedichte so nothwendig als die erhabenen; denn sie geben die Kehrseite; der Mediciner sperrt den hochfliegenden Adler ein und läßt dem thierischen Gefährten des gottgeborenen Geistes auf Augenblicke den Zügel. Andern Dichtern, Göthe mit eingeschlossen, sieht man das Satyrgesicht nach; nur Schiller hat uns verwöhnt, gegen ihn eine seltsame Prüderie zu üben. Das Aergste in dem Gedicht an einen Moralisten ist die Schilderung, wo er den betagten Renegaten der lächelnden Dione daran erinnert, wie er in der Jugend der badenden

Schönen nach ins Wasser gesprungen sei mit Rock und Kamisol und Strumpf; was hat das zu bedeuten gegen Wielandische Lüsternheit? In „Castraten und Männer," wo der Mahnruf des Mediciners mit rücksichtsloser Derbheit erschallt, finden sich allerdings Strophen, die ich dieser Versammlung nicht vorführen dürfte; aber gleich unpassend wäre hier eine physiologische Vorlesung über Geschlechtsverhältnisse. Würdiger hat Bürger ein ähnliches Thema behandelt. Nur ein paar Verse des Schiller'schen Liedes will ich anführen, weil die zwei letzten Zeilen daraus wie ein Sprichwort in vieler Munde sind. Von den Nachkommen der stolzen Römer sagt hier der Dichter, nicht eben im Tone der Lauralieder, daß sie

Dem lieben Herrgott sündiglich
Sein Konterfei verhunzet,
Und in die Menschheit schweiniglich
Von diesem Nu gegrunzet,

Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben.

Wie Wein von einem Chemicus
Durch die Retort getrieben, —
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

In innerem Zusammenhang mit diesem Gedicht steht ein anderes, „Der Venuswagen," welches marktschreierisch alle Schandthaten der feilen Cypria ausposaunt und die Delinquentin, nachdem sie unter Geiselhieben ihre Verbrechen theils geleugnet theils bekannt hat, vom Venusrichter gebrandmarkt durch die Welt treiben läßt. Ein langes Register von 43 vierzeiligen Strophen voll bitterer Satire; Fürsten und Richter, Jünglinge und Greise, fromme Heuchler und spröde Damen sind Sclaven der Dirne vom ersten Sündenfall an bis auf den heutigen Tag. Aber der strenge Venusrichter, wo wohnt er? Auf einem einsamen Eiland im atlantischen Meere, wohin noch kein Europäersegel brauste; Vorgebirg des Wunsches nennen es die Dichter, und die Gedanken, die es erreichen, das verlorene

Paradies. Als vom ersten Weibe der erste Mann sich betrügen ließ, riß ein Wasserstoß die Insel von vier Welten los; das heißt mit andern Worten: seit die Menschen in sinnliche Lust versanken, ist das Paradies auf Erden verloren; daß sie aber jemals den niedern Trieb wirklich verdammen werden, bleibt leider ein frommer Dichterwunsch.

„Die Rache der Musen," eine unschöne Allegorie, welche die Entstehnng von Stäudlins Almanach beschreibt, will ich übergehen, und diejenigen, welche sie kennen, nur an die größere Freiheit erinnern, mit der man damals Wendungen und Ausdrücke gebrauchen durfte, vor welchen unser zarteres Gefühl schamroth zurückbebt. Was wird uns, anderer Schriftsteller zu geschweigen, in den „Räubern" oder in „Kabale und Liebe" geboten! — Soll ich bei Besprechung von Schillers komischen Gedichten vollends bis zum „Bauernständchen" hinabsteigen? Hier liegt zwar nichts Unschickliches vor, es müßte sich denn jemand, unkundig der Bauernsprache, an dem Anfang stoßen:

Mensch, ich bitte guck heraus!

wol aber eine Alltäglichkeit, wie wir sie von einem so sublimen Dichter gar nicht vermuthen sollten. Es ist eben ein harmloser Humor, wie wir ihm auch in einigen spätern Stükken begegnen. Ich gedenke z. B. der 1783 verfaßten poetischen Erzählung: „Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Judäa unternehmen wollte, aber unverrichteter Ding wieder einstellen mußte. Aus einer alten Chronika gezogen und in schnakische Reimlein gebracht von Simon Krebsauge, Baccalaur." Als Schiller in Bauerbach wohnte, erkrankte der junge Herzog von Meiningen; Coburg traf in Hoffnung auf seinen Tod bereits militairische Anstalten zur Besetzung des

Landes, und siehe der Herzog wurde wieder gesund. Schiller (D. Ritter, wie er sich damals nannte) besang das Ereigniß in bänkelsängerischen Versen. König Josaphat von Juda, heißt es, ein wackerer Fürst, hatte im Chaldäerland eben ein Weibchen mitgenommen, so schön — ich möchte sie den Augenblick küssen; da befiel ihn vor der Hochzeit ein Fieber. Wenn die Seele von uns gewöhnlichen Menschen weiter reist, darum kümmert sich kein Mensch; aber

Ein Schnuppen, den ein Großer klagt,
Wird in der Welt herumgesagt.

So posaunt denn Frau Fama durch ganz Asia, wie Josaphat todtkrank sei. Sein Vetter Sanherib von Assur spitzt die Ohren nach dem fetten Fang und denkt stracks zu Hebrons Thoren hereinzuziehen. Der faule Troß der Junggesellen wird alarmirt, neugegossene Bomben freuen sich auf den nächsten Schuß, die Thorwache erhält gemessene Befehle, daß undurchsucht, unangebrummt keine Seele entwische, die angeworbenen Rekruten wie Sand am Meer ordnen sich blau, roth und weiß zum Heere. Fürst Sanherib erzählt seine Siege schon den Damen; die Krüge fliegen aufs Wohl des neuen Landes von Tisch zu Tische. Doch während der Vetter schon auf deinem Thron Davids Harfe spielte,

Liegst du, o Fürst, beweint vom Land,
Noch unversehrt in Gottes Hand.

Gott sendet nun Raphael hernieder und läßt seinen treuen Knecht retten. Eben führt Sanherib seine Dame im Schlitten heim, als er aus einem Briefe von Judäa Josaphats Genesung erfährt.

Der Krieg ist aus — Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich.

ruft er fluchend der Geliebten zu. — Ich erinnere ferner an das „Allerunterthänigste Promemoria an die Konsistorialrath

Körner'sche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz" von 1786, an das Gedichtchen „Zum Geburtstag der Frau Kirchenräthin Griesbach" von 1796," an die bekannte Epistel „Die berühmte Frau" und die Erzählungen „Die Theilung der Erde" und „Pegasus im Joche". Wenn auch Schiller über seine ernstern Bestrebungen häufiger davon Gebrauch zu machen versäumte, so ist doch ein ziemliches Talent für das leicht Humoristische an ihm unverkennbar; ein größeres freilich für das streng Satirische, wie sich schon an manchen der vorhin erwähnten Jugendgedichte wahrnehmen läßt. Doch ich darf der ganzen Gattung, an welche auch die oben erörterte „Winternacht" und „Eberhard der Greiner" streift, keinen breitern Raum gönnen; sie ist nur eine heitere Episode, eine kleine Abschweifung von Schillers wahrem Elemente, dem tragischem Ernste.

Wem die Nichtigkeit des Irdischen den Stachel in den warmen Busen gedrückt hat, wem die Vergänglichkeit des Schönen so schauerlich wie in der „Melancholie an Laura" entgegenblickt, ein solcher Dichter ist wie geschaffen zum Elegiker. Trauergedichte gelingen Schiller weit besser als Hochzeitlieder. Das Hochzeitgedicht an die Pflegetochter der Frau von Wolzogen ist, einzelne herzliche Stellen ausgenommen, doch im Ganzen etwas altklug und langweilig lehrhaft; ein junger Mann von 23 Jahren predigt einem Mädchen an ihrem Hochzeittag in 25 sechszeiligen Strophen „ernste Weisheit" vor; aber in der „Leichenphantasie" und in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" braust und schäumt der volle Strom eines mit der Welt zerfallenen Herzens; da läßt er alle Register seiner gewaltigen Orgel los, den Freunden ein schauerliches Requiem zu spielen; da setzt er auf seine Nachtgemälde die grellsten Lichter auf, die die Gesichter verzerren

Stärke seines

dagegen sagt: „In

der Leichenphantasie ist Schiller so ganz er selbst, daß man dreist behaupten kann: diesen Gesang hätte weder Göthe noch Klopstock noch Bürger machen können. Eine erbärmliche Krittelei mag sich an einzelne Bilder heften; aber selbst das ungeheure Wort: Seine Silberhaare bäumen sich ist eines Michel Angelo würdig." Wer weiß, ob der Spender einer seltsamen Festgabe komisch angeregt worden wäre, hätte nicht vorher der anhängliche Biograph das Wort „erbärmliche Krittelei" gesprochen. — Höher stellt Schmidt nun die zweite Elegie; aber auch sie verlasse den individuellen Fall und gehe ins Allgemeine. Als ob es nicht individuell genug wäre, durch 6 Verse den Jammer zu verfolgen, welchen der Tod eines hoffnungsvollen Jünglings Vater, Mutter und Freunden verursacht. Es war ein Jüngling, die Wonne seiner Mutter, muthig, kraftgerüstet, des Lebens Bild; er hatte auf eben dieser Leichenflur, nur zu sicher vor dem nahen Ziele, den Freunden ewige Treue geschworen; er hatte

> Kräfte, für die Ewigkeit geschaffen,
> Gaben, für die Menschheit ausgesät.

Und wie süß war ihm die Welt, wie bezaubernd winkte ihm die Zukunft! schon dem Tode verfallen floh er ängstlich vor dem Grabgedanken. Ich sollte meinen, nachdem der Dichter so viel des Besondern beigebracht, hatte er die Berechtigung, wenn er weiter schildern wollte, welchen Freuden er entrissen, welchen Qualen er enthoben, welchen Hoffnungen er entgegengereift sei, die einzelnen Züge zu dem allen aus dem allgemein menschlichen Leben und den gangbaren religiösen Ansichten herzuholen.

Dieses grämliche Mäkeln, welches der geistreiche Literarhistoriker sich leider angewöhnt hat, macht einen um so unangenehmern Eindruck, weil es der rechten Begründung entbehrt.

„Bedeutend schwächer, sagt er weiter, sind die andern Klagelieder, z. B. „Die Kindesmörderin," gegen welche die viel getadelte „Pfarrerstochter von Taubenhain" fast zart zu nennen ist." Außer der Kindsmörderin und den genannten beiden existirt nur noch ein einziges Klagelied: „Todesfeier am Grabe Philipp Friedrichs von Rieger," welches keineswegs schwächer, aber nur minder wirksam auf den Leser ist, der den Hingang eines Achtzigjährigen leichter hinnimmt, als den schweren Abschied eines Jünglings. Zudem ist die Persönlichkeit Riegers uns nicht eben angenehm. Wir vergessen dem alten Pietisten nicht, daß er einst dem Herzog Vollführer seiner gewaltthätigen Gelüste, war und haben wenig Wohlgefallen an dem tugendstolzen Christen, der sich von seinen Gefangenen bewundern ließ. Jedenfalls aber imponirte doch der alte Soldat dem jüngern Geschlechte, und wir können nicht behaupten, daß Schillers Gedicht in dem Sinne des Verfassers unwahr ist; zumal er in dessen Verhältniß zum Herzog gerade die unabhängige Gesinnung des Generals betont, daß ihm höher als das Lächeln seines Fürsten der stand, der ewig ist, daß er seinen Stolz darein setzte für die Unschuld am Throne zu beten; indem er hervorhebt, daß Rang und Macht abfallen am Tage des Gerichts wie Blätter im Gewitter und der Pomp nichts ist; indem er dem Tod Worte in den Mund legt wie diese:

Wird man dort nach Riegers Range fragen?
Folgt ihm wohl Karls Gnade bis dahin? —

Doch ich komme zurück auf die Kindsmörderin, welcher Schmidt Unzartheit nachsagt. Ich will mich nicht in breite Polemik verlieren, streue aber hin und wieder kleine Proben neusten Urtheils über Schiller'sche Gedichte ein, damit Sie nicht glauben, ich hätte mir mit meinen Vorträgen eine unnütze Arbeit gemacht. Für mich hat die Rede der Kindsmörderin etwas

durchaus Rührendes, Ergreifendes: ein blühendes Weib, dem ihre Schönheit zum Fallstrick geworden, enthüllt unter wechselnden Gemüthsbewegungen von Eifersucht und Haß, Reue und Liebe den Schwestern zur Warnung, indem sie vom Leben den furchtbaren Abschied nimmt, die innern Gefühle ihrer Verführung zu der grausen That, zu deren Sühne ihr Haupt fällt. Vom falschen Mann bethört und dann verlassen, waren ihr des Kindes Züge ein Bild des Verräthers, sein Dasein ein beständiger Vorwurf und eine quälende Erinnerung an den geliebten Schelm, der vielleicht schon andere Kinder herzt; endlich umstrickt sie die Hyder der Verzweiflung, und der Mord war vollendet. Bald zu Verwünschungen aufgeregt gegen den Urheber ihres Unglücks, bald zur Verzeihung erweicht im Angesichte des Todes, schließt sie mit dem ergreifenden Verse:

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch ich sie.
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker, kannst du keine Lilje knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Die Stimmung der armen Sünderin ist dramatisch wahr und edel gezeichnet; ihr Character weit aus dem Rohen und Gemeinen herausgehoben; ihr Fall wie ihr Verbrechen nur leicht angedeutet; ich blicke allenthalben vergeblich nach einer Spur von Unzartheit umher; dagegen tadle ich mit Viehoff den Widerspruch in der Ortsbestimmung. Erst ermahnt die Kindesmörderin zum Richtplatz aufzubrechen: so glaubt man, sie spreche das Folgende auf ihrem Todesgang; im fünften Vers aber ist sie bereits an der Richtstätte angekommen; denn es heißt:

Wenn verspritzt auf diesem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Damit stimmen auch die Schlußworte an den Henker; sie spricht also vom Blutgerüst herab; allein unmittelbar vorher verbrennt sie Josephs Briefe, die ihr weder im Gefängniß noch auf dem Schaffot zu Handen sein konnten. Hier liegt offenbar ein Fehler des Dichters vor.

Es ist das ein leichtes Versehen; der junge Dichter hat über der Rhetorik die plastische Zeichnung vergessen, wie in einigen seiner kleinen Studien: in „Gruppe aus dem Tartarus," „Elysium", „die Pest," wo die Häufung schauriger oder lieblicher Worte die Anschaulichkeit nicht ersetzen kann; dagegen dienen einige andere Gedichte aus derselben Zeit zum erfreulichen Beweise, wie auch der junge Schiller bereits die Mittel zu gebrauchen wußte, welche der Phantasie ohne ängstlich genaue Beschreibung ein Bild geben. In der „Hymne an den Unendlichen" trägt ihn ein Zackenfels hoch in der Lüfte Meer, in der Wiege des Sturmes. Wolken thürmen sich unter ihm; schwindelnd gaukelt der Blick umher, und der Gedanke an den Unendlichen tritt ihm nahe. Der Unendlichkeit Riesentochter Natur borgt dem Endlichen ihren schauernden Pomp, ein Spiegel Jehovahs zu sein. Und nun nach einer Pause, die dem Gedanken an Gott Raum läßt, orgelt und dröhnt den Fels herunter der Gewittersturm; brüllend spricht der Orcan Zebaoths Namen aus und: Kreaturen, erkennt ihr mich? schreibt der Griffel des Blitzes. — Ich gebe ein zweites Beispiel. Ungemein schwierig ist die Aufgabe mit wenigen Zügen „die Größe der Welt" zu veranschaulichen. Wie genial hat er sie gelöst! Mit des Windes Flug fliegt er durch die schwebende Welt in der Absicht, da erst anzuhalten, wo kein Hauch mehr weht und der Markstein der Schöpfung steht. Schon ist er angekommen an Sternen, die sich erst bilden, um ihren tausendjährigen Lauf zu gehen; schon ist er an ihnen vorübergeschwebt zu sternenleeren

Räumen; aufgemuntert durch den scheinbaren Erfolg beschleunigt er den Flug und nimmt die Schnelligkeit des Lichtes an; neblicht trüber Himmel und neue Weltsysteme. Aber wie soll er nun Stillstand finden, da ja die Größe der Welt unermeßlich ist? Ein Pilger eilt auf ihn zu, der von der entgegengesetzten Seite denselben Versuch zu machen im Begriff ist. Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit! ruft der Pilger; „Steh! du segelst umsonst, Pilger; auch hinter mir!“ erwiedert der Dichter. So kommt durch Halbirung der Linie der abenteuerliche Flug zur Ruhe, und die Eitelkeit des Unterfangens wird dramatisch entschieden. Die in der Unendlichkeit des Raumes taumelnde Phantasie heftet sich an das Zusammentreffen der beiden verwegenen Entdeckungsreisenden, und der Dichter hat einen festen Punkt in sein Gedicht gebracht, das ohne diesen endlos im Nebel schweifte. — Ein wahres Muster andeutender Beschreibung, das die Einbildungskraft befriedigt, indem es sie anregt, ist „Die Schlacht,“ in der Anthologie überschrieben: „In einer Bataille von einem Offizier.“ Dichterische Schilderung großer Begebenheiten im Raume ist unmöglich, weil das gesprochene Wort ein weites Nebeneinander zu enthüllen nicht im Stande ist. Schiller verzichtet auf die räumliche Ausdehnung und beschäftigt die Phantasie durch Vorüberführen der Zeitmomente. Erst zieht das Freundesheer durch die grüne Ebene; nachdem es durch das starre Commando zum Stehen gebracht ist, kommt der Feind mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel herab vom Gebirge. Viel Unruhe hat den Erklärern der die Front niederjagende Major gemacht, auf dessen Halt! die Regimenter stehen. Als hätte Schiller, ein Offizierssohn, in einer militärisch organisirten Anstalt erzogen, ihre Belehrung bedurft, daß ein Major nicht Regimenter commandire. Der Major reitet natürlich nur die Front seines Bataillons

hinunter; daß an andern Bataillonen wieder andere Majors vorüberſprengen, und das Armeecommando vom General ausgeht, braucht er nicht zu ſagen; er ſieht auf ſeinem Standpunkt in dem Augenblick nur den einen Major und hört nur deſſen Stimme; denn er ſteht nahe an der Linie; ſonſt könnte er die niederwärts kriechenden Blicke, das pochende Männerherz, die hohlen Todtengeſichter nicht gewahren. Nun beginnt die Schlacht, erſt aus der Ferne: Wetterleuchten, brüllender Donner der Kanonen, wolkiger Pulverdampf; dann umarmen ſich die Heere in der Nähe: Peletonfeuer, ſtreifende Kartätſchen, Lücken der vordern Reihe, alsbald ausgefüllt von den eintretenden Hintermännern; nun zur individuellen Belebung eine Epiſode zweier Abſchied nehmenden Freunde: der Sterbende trägt dem Cameraden einen Gruß an ſein Lottchen auf, dieſer aber ſtürzt ſich im Schmerz über den Verluſt des Freundes hinein, wo die Kanone ſich heiſer ſpeit. Die hin- und herſchwankende Schlacht wird endlich durch einen Dragonerangriff entſchieden. Die Glieder der Feinde ſtürzen ſich in die Flucht, und in das „Victoria" der Sieger miſcht ſich nur ein trübes Lebewohl an die Gebliebenen, gemildert durch die Hoffnung auf das Wiederſehen in einer andern Welt.

Die ungewöhnliche Wirkung dieſes berühmten Gedichtes beruht auf ſeiner dramatiſchen Anlage, welche ſymboliſch das Einzelne vorführt, daran das Ganze zu vergegenwärtigen, auf ſeiner gedrängten Schilderung, die immer weniger beſchreibt, als errathen läßt, endlich auf dem Versmaß, das ſich mit dem Gedankengang verändert; neben dem „Monument Moors des Räubers" das einzige Gedicht Schillers in freien Rhythmen; denn er liebte ſonſt die geſchloſſene Gliederung der Strophen und den Wohlklang des Reims; und wenn er ſich auch ſpäter den roheſten Empiriker im Versbau nennt, der „außer Moritz

kleiner Schrift über Prosodie auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen gelesen habe", so führte ihm der sichere Tact, der eben immer dem Genie inne wohnt, von selbst das richtige Metrum zu. Die „Schlacht" aber macht uns in ihrer freien Bewegung den Eindruck einer großartigen Phantasie, welche irgend ein berühmter Componist vorträgt. Schiller verschmäht auch in gereimten Gedichten nicht ganz den Wechsel, um das Metrum dem Sinn anzupassen, z. B. wenn er Lauras Clavierspiel malt:

Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton;
Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde,
Schwerer nun und melancholisch düster,
Wie durch todtes Wüsten Schauernachtgeflüster ꝛc.

oder in der „Leichenphantasie," wo bei Schilderung der Jugendlust die schweren Trochäen in leichtfüßige Daktylen umspringen: Mild, wie umweht von Elysiums Lüften ꝛc. Nicht minder sorgfältig achtet er schon in seinen Jugendgedichten auf Wohlklang der Worte, entsprechende Malerei durch Vocale und Consonanten, Alliteration und was dergleichen Handwerksvortheile des Poeten sind. Nur im Reim ist er nach unserm heutigen Begriffen sehr nachlässig, was aber zum großen Theil von der unreinen schwäbischen Aussprache herrührte. Ueberdies war man im vorigen Jahrhundert in diesem Punkte bei weitem nicht so pedantisch wie heutzutage, wo man Form ohne Inhalt bewundern gelernt hat. Späterhin verbesserte er selbst manche derartige Verstöße; aber auch in der Zeit seiner größten Reife rechtfertigen unsere sogenannten Klassiker noch ziemlich ungenau. Wir sehen den großen Ideen, den schönen Gedanken, den originellen Bildern, kurz der ganzen sonstigen Gediegenheit die

Landes, und siehe der Herzog wurde wieder gesund. Schiller (D. Ritter, wie er sich damals nannte) besang das Ereigniß in bänkelsängerischen Versen. König Josaphat von Juda, heißt es, ein wackerer Fürst, hatte im Chaldäerland eben ein Weibchen mitgenommen, so schön — ich möchte sie den Augenblick küssen; da befiel ihn vor der Hochzeit ein Fieber. Wenn die Seele von uns gewöhnlichen Menschen weiter reist, darum kümmert sich kein Mensch; aber

Ein Schnuppen, den ein Großer klagt,
Wird in der Welt herumgesagt.

So posaunt denn Frau Fama durch ganz Asia, wie Josaphat todtkrank sei. Sein Vetter Sanherib von Assur spitzt die Ohren nach dem fetten Fang und denkt stracks zu Hebrons Thoren hereinzuziehen. Der faule Troß der Junggesellen wird alarmirt, neugegossene Bomben freuen sich auf den nächsten Schuß, die Thorwache erhält gemessene Befehle, daß undurchsucht, unangebrummt keine Seele entwische, die angeworbenen Rekruten wie Sand am Meer ordnen sich blau, roth und weiß zum Heere. Fürst Sanherib erzählt seine Siege schon den Damen; die Krüge fliegen aufs Wohl des neuen Landes von Tisch zu Tische. Doch während der Vetter schon auf deinem Thron Davids Harfe spielte,

Liegst du, o Fürst, beweint vom Land,
Noch unversehrt in Gottes Hand.

Gott sendet nun Raphael hernieder und läßt seinen treuen Knecht retten. Eben führt Sanherib seine Dame im Schlitten heim, als er aus einem Briefe von Judäa Josaphats Genesung erfährt.

Der Krieg ist aus — Pest über dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich.

ruft er fluchend der Geliebten zu. — Ich erinnere ferner an das „Allerunterthänigste Promemoria an die Konsistorialrath

Körner'sche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz" von 1786, an das Gedichtchen „Zum Geburtstag der Frau Kirchenräthin Griesbach" von 1796," an die bekannte Epistel „Die berühmte Frau" und die Erzählungen „Die Theilung der Erde" und „Pegasus im Joche". Wenn auch Schiller über seine ernstern Bestrebungen häufiger davon Gebrauch zu machen versäumte, so ist doch ein ziemliches Talent für das leicht Humoristische an ihm unverkennbar; ein größeres freilich für das streng Satirische, wie sich schon an manchen der vorhin erwähnten Jugendgedichte wahrnehmen läßt. Doch ich darf der ganzen Gattung, an welche auch die oben erörterte „Winternacht" und „Eberhard der Greiner" streift, keinen breitern Raum gönnen; sie ist nur eine heitere Episode, eine kleine Abschweifung von Schillers wahrem Elemente, dem tragischem Ernste.

Wem die Nichtigkeit des Irdischen den Stachel in den warmen Busen gedrückt hat, wem die Vergänglichkeit des Schönen so schauerlich wie in der „Melancholie an Laura" entgegenblickt, ein solcher Dichter ist wie geschaffen zum Elegiker. Trauergedichte gelingen Schiller weit besser als Hochzeitlieder. Das Hochzeitgedicht an die Pflegetochter der Frau von Wolzogen ist, einzelne herzliche Stellen ausgenommen, doch im Ganzen etwas altklug und langweilig lehrhaft; ein junger Mann von 23 Jahren predigt einem Mädchen an ihrem Hochzeittag in 25 sechszeiligen Strophen „ernste Weisheit" vor; aber in der „Leichenphantasie" und in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" braust und schäumt der volle Strom eines mit der Welt zerfallenen Herzens; da läßt er alle Register seiner gewaltigen Orgel los, den Freunden ein schauerliches Requiem zu spielen; da setzt er auf seine Nachtgemälde die grellsten Lichter auf, die die Gesichter verzerren

Der Gegensatz der hüpfenden Jugend, welche dahin starb, und des schleichenden Alters, welches dem stummgetragenen Sarge nachschwankt, der beglückenden Liebe von Vater und Sohn und der haarsträubenden Verzweiflung des nun vereinsamten Greises, der gleisnerischen Hoffnungen und des düstern Grabgewölbes, dargestellt in einer Sprache, die alle Kunstgriffe von Klang und Bild für ihren Effect zu Hülfe nimmt; die skizzirte Beschreibung der Leichenfeier vom schweigsamen Trauerzug bis zum Schollern über dem Sarg, welche die Betrachtungen als Rahmen einschließt, — kurz alle Mittel der Poetik und Rhetorik werden aufgeboten für diese „Leichenphantasie." Ruhiger bewegt sich in langen 12zeiligen Strophen die „Elegie auf den Tod eines Jünglings"; aber die langen Verse gaben ihm Gelegenheit den schneidenden Gegensatz von Tod und Leben nach seinen doppelten Seiten hin noch breiter auszumalen. Er heißt das Gedicht in seiner schonungslosen Art ein kleines hundsvöttisches Ding, das ihn in der Gegend herum berüchtigter gemacht habe, als 20 Jahre Praxis; aber es sei ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte; vermuthlich daß eifernden Pharisäern die fromme Mordsucht, die durch Apostelmasken schielenden Gauner, die Metze Gerechtigkeit ein Aergerniß gaben. Julian Schmidt nennt die Leichenphantasie nur Virtuosenarbeit; auf ihn macht die hüpfende Schilderung des jungen Mannes, der Klagen im Golde der Reben ertränkt und Schmerzen im wirbelnden Tanze verhüpft, im Contrast zu dem heulenden Ach des Vaters, dessen Silberhaare sich bäumen, einen fast komischen Eindruck. Virtuosenarbeit! wo Schiller von dem Tode des Freundes bis ins Mark erschüttert war. Komischen Eindruck! wo ein gewaltiger Dichtergeist mit der Sprache rang, um die volle Stärke seines Gefühls im Gedichte zu malen! Palleske dagegen sagt: „In

der Leichenphantasie ist Schiller so ganz er selbst, daß man dreist behaupten kann: diesen Gesang hätte weder Göthe noch Klopstock noch Bürger machen können. Eine erbärmliche Krittelei mag sich an einzelne Bilder heften; aber selbst das ungeheure Wort: Seine Silberhaare bäumen sich ist eines Michel Angelo würdig." Wer weiß, ob der Spender einer seltsamen Festgabe komisch angeregt worden wäre, hätte nicht vorher der anhängliche Biograph das Wort „erbärmliche Krittelei" gesprochen. — Höher stellt Schmidt nun die zweite Elegie; aber auch sie verlasse den individuellen Fall und gehe ins Allgemeine. Als ob es nicht individuell genug wäre, durch 6 Verse den Jammer zu verfolgen, welchen der Tod eines hoffnungsvollen Jünglings Vater, Mutter und Freunden verursacht. Es war ein Jüngling, die Wonne seiner Mutter, muthig, kraftgerüstet, des Lebens Bild; er hatte auf eben dieser Leichenflur, nur zu sicher vor dem nahen Ziele, den Freunden ewige Treue geschworen; er hatte

Kräfte, für die Ewigkeit geschaffen,
Gaben, für die Menschheit ausgesät.

Und wie süß war ihm die Welt, wie bezaubernd winkte ihm die Zukunft! schon dem Tode verfallen floh er ängstlich vor dem Grabgedanken. Ich sollte meinen, nachdem der Dichter so viel des Besondern beigebracht, hatte er die Berechtigung, wenn er weiter schildern wollte, welchen Freuden er entrissen, welchen Qualen er enthoben, welchen Hoffnungen er entgegengereift sei, die einzelnen Züge zu dem allen aus dem allgemein menschlichen Leben und den gangbaren religiösen Ansichten herzuholen.

Dieses grämliche Mäkeln, welches der geistreiche Literarhistoriker sich leider angewöhnt hat, macht einen um so unangenehmern Eindruck, weil es der rechten Begründung entbehrt.

„Bedeutend schwächer, sagt er weiter, sind die andern Klagelieder, z. B. „Die Kindesmörderin," gegen welche die viel getadelte „Pfarrerstochter von Taubenhain" fast zart zu nennen ist." Außer der Kindsmörderin und den genannten beiden existirt nur noch ein einziges Klagelied: „Todesfeier am Grabe Philipp Friedrichs von Rieger," welches keineswegs schwächer, aber nur minder wirksam auf den Leser ist, der den Hingang eines Achtzigjährigen leichter hinnimmt, als den schweren Abschied eines Jünglings. Zudem ist die Persönlichkeit Riegers uns nicht eben angenehm. Wir vergessen dem alten Pietisten nicht, daß er einst dem Herzog Vollführer seiner gewaltthätigen Gelüste, war und haben wenig Wohlgefallen an dem tugendstolzen Christen, der sich von seinen Gefangenen bewundern ließ. Jedenfalls aber imponirte doch der alte Soldat dem jüngern Geschlechte, und wir können nicht behaupten, daß Schillers Gedicht in dem Sinne des Verfassers unwahr ist; zumal er in dessen Verhältniß zum Herzog gerade die unabhängige Gesinnung des Generals betont, daß ihm höher als das Lächeln seines Fürsten der stand, der ewig ist, daß er seinen Stolz darein setzte für die Unschuld am Throne zu beten; indem er hervorhebt, daß Rang und Macht abfallen am Tage des Gerichts wie Blätter im Gewitter und der Pomp nichts ist; indem er dem Tod Worte in den Mund legt wie diese:

Wird man dort nach Riegers Range fragen?
Folgt ihm wohl Karls Gnade bis dahin? —

Doch ich komme zurück auf die Kindsmörderin, welcher Schmidt Unzartheit nachsagt. Ich will mich nicht in breite Polemik verlieren, streue aber hin und wieder kleine Proben neusten Urtheils über Schiller'sche Gedichte ein, damit Sie nicht glauben, ich hätte mir mit meinen Vorträgen eine unnütze Arbeit gemacht. Für mich hat die Rede der Kindsmörderin etwas

durchaus Rührendes, Ergreifendes: ein blühendes Weib, dem ihre Schönheit zum Fallstrick geworden, enthüllt unter wechselnden Gemüthsbewegungen von Eifersucht und Haß, Reue und Liebe den Schwestern zur Warnung, indem sie vom Leben den furchtbaren Abschied nimmt, die innern Gefühle ihrer Verführung zu der grausen That, zu deren Sühne ihr Haupt fällt. Vom falschen Mann bethört und dann verlassen, waren ihr des Kindes Züge ein Bild des Verräthers, sein Dasein ein beständiger Vorwurf und eine quälende Erinnerung an den geliebten Schelm, der vielleicht schon andere Kinder herzt; endlich umstrickt sie die Hyder der Verzweiflung, und der Mord war vollendet. Bald zu Verwünschungen aufgeregt gegen den Urheber ihres Unglücks, bald zur Verzeihung erweicht im Angesichte des Todes, schließt sie mit dem ergreifenden Verse:

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch ich sie.
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker, kannst du keine Lilie knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

Die Stimmung der armen Sünderin ist dramatisch wahr und edel gezeichnet; ihr Character weit aus dem Rohen und Gemeinen herausgehoben; ihr Fall wie ihr Verbrechen nur leicht angedeutet; ich blicke allenthalben vergeblich nach einer Spur von Unzartheit umher; dagegen tadle ich mit Viehoff den Widerspruch in der Ortsbestimmung. Erst ermahnt die Kindesmörderin zum Richtplatz aufzubrechen: so glaubt man, sie spreche das Folgende auf ihrem Todesgang; im fünften Vers aber ist sie bereits an der Richtstätte angekommen; denn es heißt:

Wenn verspritzt auf diesem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Damit stimmen auch die Schlußworte an den Henker; sie spricht also vom Blutgerüst herab; allein unmittelbar vorher verbrennt sie Josephs Briefe, die ihr weder im Gefängniß noch auf dem Schaffot zu Handen sein konnten. Hier liegt offenbar ein Fehler des Dichters vor.

Es ist das ein leichtes Versehen; der junge Dichter hat über der Rhetorik die plastische Zeichnung vergessen, wie in einigen seiner kleinen Studien: in „Gruppe aus dem Tartarus," „Elysium", „die Pest," wo die Häufung schauriger oder lieblicher Worte die Anschaulichkeit nicht ersetzen kann; dagegen dienen einige andere Gedichte aus derselben Zeit zum erfreulichen Beweise, wie auch der junge Schiller bereits die Mittel zu gebrauchen wußte, welche der Phantasie ohne ängstlich genaue Beschreibung ein Bild geben. In der „Hymne an den Unendlichen" trägt ihn ein Zackenfels hoch in der Lüfte Meer, in der Wiege des Sturmes. Wolken thürmen sich unter ihm; schwindelnd gaukelt der Blick umher, und der Gedanke an den Unendlichen tritt ihm nahe. Der Unendlichkeit Riesentochter Natur borgt dem Endlichen ihren schauernden Pomp, ein Spiegel Jehovahs zu sein. Und nun nach einer Pause, die dem Gedanken an Gott Raum läßt, orgelt und dröhnt den Fels herunter der Gewittersturm; brüllend spricht der Orcan Zebaoths Namen aus und: Kreaturen, erkennt ihr mich? schreibt der Griffel des Blitzes. — Ich gebe ein zweites Beispiel. Ungemein schwierig ist die Aufgabe mit wenigen Zügen „die Größe der Welt" zu veranschaulichen. Wie genial hat er sie gelöst! Mit des Windes Flug fliegt er durch die schwebende Welt in der Absicht, da erst anzuhalten, wo kein Hauch mehr weht und der Markstein der Schöpfung steht. Schon ist er angekommen an Sternen, die sich erst bilden, um ihren tausendjährigen Lauf zu gehen; schon ist er an ihnen vorübergeschwebt zu sternenleeren

Räumen; aufgemuntert durch den ſcheinbaren Erfolg beſchleunigt er den Flug und nimmt die Schnelligkeit des Lichtes an; neblicht trüber Himmel und neue Weltſyſteme. Aber wie ſoll er nun Stillſtand finden, da ja die Größe der Welt unermeßlich iſt? Ein Pilger eilt auf ihn zu, der von der entgegengeſetzten Seite denſelben Verſuch zu machen im Begriff iſt. Steh! du ſegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit! ruft der Pilger; „Steh! du ſegelſt umſonſt, Pilger; auch hinter mir!“ erwiedert der Dichter. So kommt durch Halbirung der Linie der abenteuerliche Flug zur Ruhe, und die Eitelkeit des Unterfangens wird dramatiſch entſchieden. Die in der Unendlichkeit des Raumes taumelnde Phantaſie heftet ſich an das Zuſammentreffen der beiden verwegenen Entdeckungsreiſenden, und der Dichter hat einen feſten Punkt in ſein Gedicht gebracht, das ohne dieſen endlos im Nebel ſchweifte. — Ein wahres Muſter andeutender Beſchreibung, das die Einbildungskraft befriedigt, indem es ſie anregt, iſt „Die Schlacht,“ in der Anthologie überſchrieben: „In einer Bataille von einem Offizier.“ Dichteriſche Schilderung großer Begebenheiten im Raume iſt unmöglich, weil das geſprochene Wort ein weites Nebeneinander zu enthüllen nicht im Stande iſt. Schiller verzichtet auf die räumliche Ausdehnung und beſchäftigt die Phantaſie durch Vorüberführen der Zeitmomente. Erſt zieht das Freundesheer durch die grüne Ebene; nachdem es durch das ſtarre Commando zum Stehen gebracht iſt, kommt der Feind mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel herab vom Gebirge. Viel Unruhe hat den Erklärern der die Front niederjagende Major gemacht, auf deſſen Halt! die Regimenter ſtehen. Als hätte Schiller, ein Offiziersſohn, in einer militäriſch organiſirten Anſtalt erzogen, ihre Belehrung bedurft, daß ein Major nicht Regimenter commandire. Der Major reitet natürlich nur die Front ſeines Bataillons

hinunter; daß an andern Bataillonen wieder andere Majors vorüberſprengen, und das Armeecommando vom General ausgeht, braucht er nicht zu ſagen; er ſieht auf ſeinem Standpunkt in dem Augenblick nur den einen Major und hört nur deſſen Stimme; denn er ſteht nahe an der Linie; ſonſt könnte er die niederwärts kriechenden Blicke, das pochende Männerherz, die hohlen Todtengeſichter nicht gewahren. Nun beginnt die Schlacht, erſt aus der Ferne: Wetterleuchten, brüllender Donner der Kanonen, molkiger Pulverdampf; dann umarmen ſich die Heere in der Nähe: Pelotonfeuer, ſtreifende Kartätſchen, Lücken der vordern Reihe, alsbald ausgefüllt von den eintretenden Hintermännern; nun zur individuellen Belebung eine Epiſode zweier Abſchied nehmenden Freunde: der Sterbende trägt dem Cameraden einen Gruß an ſein Lottchen auf, dieſer aber ſtürzt ſich im Schmerz über den Verluſt des Freundes hinein, wo die Kanone ſich heiſer ſpeit. Die hin- und herſchwankende Schlacht wird endlich durch einen Dragonerangriff entſchieden. Die Glieder der Feinde ſtürzen ſich in die Flucht, und in das „Victoria" der Sieger miſcht ſich nur ein trübes Lebewohl an die Gebliebenen, gemildert durch die Hoffnung auf das Wiederſehen in einer andern Welt.

Die ungewöhnliche Wirkung dieſes berühmten Gedichtes beruht auf ſeiner dramatiſchen Anlage, welche ſymboliſch das Einzelne vorführt, daran das Ganze zu vergegenwärtigen, auf ſeiner gedrängten Schilderung, die immer weniger beſchreibt als errathen läßt, endlich auf dem Versmaß, das ſich mit dem Gedankengang verändert; neben dem „Monument Moors des Räubers" das einzige Gedicht Schillers in freien Rhythmen; denn er liebte ſonſt die geſchloſſene Gliederung der Strophen und den Wohlklang des Reims; und wenn er ſich auch ſpäter den roheſten Empiriker im Versbau nennt, der „außer Moritz

Reiner Schrift über Prosodie auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen gelesen habe", so führte ihm der sichere Tact, der eben immer dem Genie inne wohnt, von selbst das richtige Metrum zu. Die „Schlacht" aber macht uns in ihrer freien Bewegung den Eindruck einer großartigen Phantasie, welche irgend ein berühmter Componist vorträgt. Schiller verschmäht auch in gereimten Gedichten nicht ganz den Wechsel, um das Metrum dem Sinn anzupassen, z. B. wenn er Lauras Clavierspiel malt:

Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton;
Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde,
Schwerer nun und melancholisch bäser,
Wie durch todter Wüsten Schauernachtgeflüster ꝛc.

oder in der „Leichenphantasie," wo bei Schilderung der Jugendlust die schweren Trochäen in leichtfüßige Dactylen umspringen: Mild, wie umweht von Elysiums Lüften ꝛc. Nicht minder sorgfältig achtet er schon in seinen Jugendgedichten auf Wohlklang der Worte, entsprechende Malerei durch Vocale und Consonanten, Alliteration und was dergleichen Handwerksvortheile des Poeten sind. Nur im Reim ist er nach unsern heutigen Begriffen sehr nachläßig, was aber zum großen Theil von der unreinen schwäbischen Aussprache herrührte. Ueberdies war man im vorigen Jahrhundert in diesem Punkte der weitem nicht so pedantisch wie heutzutage, wo man Form ohne Inhalt bewundern gelernt hat. Späterhin verbesserte er selbst manche derartige Verstöße; aber auch in der Zeit seiner größten Reife rechnete unsere sogenannten Klassiker noch ziemlich ungenau. Wir sehen den großen Ideen, den schönen Gedanken, den originellen Bildern, kurz der ganzen sonstigen Gediegenheit die

kleinen Fehler nach. So auch die Verstöße gegen die Prosodie, für welche nach vergeblichen Versuchen Klopstocks erst Voß Gesetzgeber wurde. Göthe wie Schiller, lediglich auf ihr Gefühl angewiesen, verhielten sich zur Regel wie unsichere Dilettanten. Aber gleichwol — schon im Mittelalter haben wir die Erfahrung gemacht, daß die Poesie selbst mit der Formvollendung im umgekehrten Verhältnisse steht.

Ein weiterer Tadel, welcher Schillers Jugendgedichte trifft, ist Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks, Hin- und Herschwanken der Bilder, allzukühner Satzbau. Diese Vorwürfe einem jungen Dichter entgegengehalten, streifen nahe an ein Lob an. Bekanntermaßen verheißt bereits dem Sechzehnjährigen Haug in seinem schwäbischen Magazin, als er daselbst sein Gedicht „Der Abend" veröffentlichte, ein os magna sonaturum, einen erhabenen Dichtermund; das Jahr darauf deutet er bei Gelegenheit des „Eroberers" auf den Einfluß Klopstocks und verheißt ihm, wenn die Feile dazu komme, seinen Platz neben ... hier macht er einen Gedankenstrich, weil er sich des Herzogs wegen nicht getraute den Namen Schubart auszusprechen. Und wie nahm der gefesselte Mann auf dem Asperg, der ihn eben vor kurzem ans Herz gedrückt hatte, Schillers Gedichte in der Anthologie entgegen? „Ich schlang deinen Gesang, sagt er in der begeisterten Ode an Schiller, wie der Langdurstende mit wollüstig geschlossenem Auge schlürft aus des Baches Frische. Deiner Lieder Feuerstrom stürzte tönend nieder vor mir, und ich horchte seinem Wogensturze; hoch empor stieg meine Seele mit dem Funkengestäube seiner Flut." Ja so ist es; ein schäumender Bergstrom, durch Regengüsse über sein Ufer getrieben, stürzt er maßlos dahin, wie Horaz vom unnachahmlichen Pindar rühmt; wer will die übermächtige Flut in Dämme schließen und den gährenden Feuergeist auf Flaschen ziehen? Mag auch

Petersens Nachricht, er habe seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier gebracht, so übertrieben sein, wie seine unvortheilhafte Beschreibung der Frau Vischer, so schlägt uns doch in diesen Jugendliedern ein Feuer lichterloh entgegen, vor welchem der kunstrichternde Verstand wie Faust vor der Flamme des Erdgeistes zusammenstürzt. Julian Schmidt freilich findet die Gedichte der Anthologie, als Kunstwerke betrachtet, schlecht, sehr schlecht; „selbst die besten, sagt er, können sich nicht mit Stolbergs, Höltys u. s. w. messen. Zunächst fällt die krankhafte, ja pestilenzialische Atmosphäre auf ... Ueberall ein Jagen nach sinnlichen, fast durchweg häßlichen Bildern [z. B. im Triumph der Liebe?], ein wildes Durcheinanderwogen der Gedanken und Empfindungen, die nicht aus dem Herzen hervorquellen, sondern durch künstliches Feuer in Gährung gebracht sind [wäre zu beweisen], ein fieberhafter Drang gerade dasjenige auszumalen, was das Schönheitsgefühl dem Blicke zu entziehen strebt [z. B. die Harmonie der Liebe, die Größe der Welt?]. Noch auffallender ist die unvollkommene Herrschaft über den Ausdruck [und nachher erkennt er ihm die Gabe mächtiger Worte zu, mehr als irgend einem andern deutschen Dichter, und die Gabe eine unbestimmte allgemeine Vorstellung durch die Macht der Phantasie in lebendige Gegenwart umzusetzen]. Fast überall, fährt er fort, wo der Dichter sich bemüht den Gedanken sinnlich vors Auge zu stellen, verfällt er in Schwulst [Schwulst wurde von jeher erhabenen Dichtern vorgeworfen]. Seine Sinnlichkeit wird durch Grübelei, sein Gedanke durch medicinische Vorstellungen verwirrt. Die Gedichte sind sehr schlecht; aber — sie zeigen überall die Spuren eines genialen Menschen.“ Ich kann nur mit dem Jäger sprechen:

Herr Pfaff! uns Soldaten mag Er schimpfen;
Den Feldherrn soll Er uns nicht verunglimpfen.

Schillers Jugendlyrik sprudelt in einem Ueberfluß von Bildern, die man hie und da als bombastisch verwerfen muß, wie wenn er z. B. von der aufgehenden Sonne sagt:

Siegern gleich, die, wach von Donnerlanzen,
In des Ruhmes Eisenfluren tanzen,
Losgerissen von der Phrynen Brust,
Wallet aus Aurorens Rosenbette
Gottes Sonne über Fürstenstädte,
Lacht die junge Welt in Lust.

oder als gekünstelt tadeln kann, wie wenn er die Verfolger Rousseaus nennt

Brücken vom Instinkte zum Gedanken,
Angeflicket an der Menschheit Schranken,
Wo schon gröbre Lüfte wehn.

Mitunter malt er auch Unschönes mit Vorliebe, wie Rubens die Qualen der Hölle; z. B. wenn er singt:

Mag die hunderttachige Hyäne
Eigennutz die gelben Zackenzähne
Hungerglühend in die Armuth haun.

Zuweilen macht er ungeheuerliche Vergleiche, z. B. von Lauras Clavierspiel:

Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm, die Sonnen
Funkelnd fahren aus der Finsternuß,
Strömt der goldne Saitenguß.

Aber was sind dergleichen Uebergriffe des Genies gegen seine Erhabenheit und Größe? er mag nun aufsteigen wie ein Adler zur Sonne und sein Auge am Unendlichen weiden, oder Blitze schleudern wie Jupiter, wenn Laster ihre Drachenhäupter heben.

Man hat ihm in seinen Jugendgedichten, aber auch in etwas spätern noch, die Unart vorgerückt von einem Bild in das andere zu fallen. Z. B. singt Amalia:

Schön wie Engel, voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er; und nachher;

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!
Wie zwo Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Auf die schwankenden Bilder im Lied an die Freude habe ich vorhin schon hingedeutet; es sei auch fern von mir dieses Herumspringen bewundern zu wollen. Aber die eine Bemerkung muß ich mir doch erlauben: die Alten waren mit nichten in unserem Sinne correct; in den Chorgesängen der Tragiker stürzen gar häufig Bilder in einander über und vermischen sich zum sinnlich Unfaßbaren. Indem sie so ein klares Bild eines Gedankens unmöglich machen, steigern sie die Stimmung des Lesers durch die Menge von Vorstellungen, welche rasch nacheinander in die Seele strömen, wie die Töne verschiedener zusammenklingender Instrumente. Doch dem sei, wie ihm wolle; für einen jungen Dichter ist Correctheit ein Armuthszeugniß; heutzutage lobt man immer gleich die schöne Form, so zu sagen den Einband, als wäre nicht die Hauptsache der Inhalt. Im Frühling sind die Gärtchen unserer Hofdichter weit schöner als Schillers Urwald. Aber wenn dann die Sommersonne die paar Blumen versengt und die wohlgeschnittenen Rasenplätzchen verbraunt hat, ists aus mit der künstlichen Schönheit; im Wald dagegen sproßt und keimt es fort von urkräftigem Leben. — Derselbe Preis und Tadel gilt für den Satzbau. Auch hier ist der junge Schiller keck und herrisch, unbekümmert, ob er beim ersten Lesen verstanden wird; er durchbricht die hergebrachte Wortstellung, auf seine Dichterfreiheit pochend gegenüber den Ansprüchen der Grammatiker, schöpferisch und gesetzgebend, ein Poet von Gottes Gnaden.

Noch einmal das Gesagte zusammenzufassen: man messe jeden nach seinem Maße; ist Schiller, wie anerkannt, der Dichter der hohen Tragödie, so war auch seine Laute für diese

gestimmt. Seine Lyrik trägt in der Jugend, wo die Natur noch dem eigenen Drange folgt, fast durchweg die Eigenschaften, welche dem großen Dramatiker zu Statten kommen. Wenige Lieder bewegen sich gemüthlich auf betretenem Fahrweg; die meisten schweifen excentrisch, sei es von Zorn erpreßt, sei es von Begeisterung ausgeströmt, ihre regellos wilden Bahnen, alle in ihrer Art bewundernswürdig, kühn in Gedanken, prächtig im Ausdruck, voll männlicher Gesinnung, voll schwärmerischen Gefühles, manche auch verwegenen Humors und so rücksichtslos cynisch als die andern erhaben. Wer da sehen will, von wie entgegengesetzten Punkten die zwei Männer ausgingen, welche 12 Jahre später zusammentrafen, um die Reise gemeinsam fortzusetzen, der vergleiche Göthes Jugendlyrik mit der schiller'schen. Dort Stimmung des Augenblicks, Hingabe ans Individuelle, süßes Spiel, Naturlaute, kleine Melodien bezaubernd in ihrer Einfalt; hier schrankenloses Vergessen des Besondern, Philosophie, Weltgeschichte, Gewitterbrausen, wilde Symphonie gewaltig und verworren. Lyrik im strengen Sinne ist dem jungen Schiller geradezu abzusprechen, es müßte denn das bekannte Räuberlied diese Behauptung entkräften. Aber bei alledem bilden seine Jugendgedichte einen köstlichen Schatz in unserer Literatur, den kein zweiter Poet mit ähnlichen Prachtstücken vermehren konnte, einen Schatz in seiner Art so werthvoll als die Lieder Göthes, weil sie von hohen Kraftgedanken getränkt sind, wie sie nur ihm zu Gebote standen, und mit einer Donnerstimme die Herzen erschüttern, in welcher der Naturgeist so vernehmlich, wenn auch minder anmuthreich, redet, als mit den Stimmen der Waldvögel.

II.

Die „Anthologie auf das Jahr 1782," mit welcher der

junge Schiller Stäudlins „Schwäbische Blumenlese“ zu zermalmen gedachte, vereinigte faſt alle ſeine Erſtlinge auf dem Felde der Lyrik; denn es fehlte bei Herausgabe der in keckem Jugendmuth unternommenen Sammlung dergeſtalt an Mitarbeitern, daß er den eigenen Vorrath ſo ziemlich aufzehrte und, um die geringe Anzahl ſeiner Streiter zu verbergen, die eigenen Produkte unter mancherlei Chiffern gab. Daß die Anthologie, obwol von demſelben kühnen Geiſte durchdrungen, weniger Glück machte als die Räuber, liegt theils an der Dichtungsart, theils an den Bedingungen, unter denen ſie ins Leben trat. Die erſte Ausgabe der Räuber wie die Anthologie erſchien im Selbſtverlag, das ungünſtigſte Verhältniß für die Verbreitung eines literariſchen Werkes, zumal von einem jungen Verfaſſer; auch die Räuber fanden in der erſten Ausgabe nur wenige Käufer; erſt als der Lärm vom Erfolge der Aufführung durch Deutſchland drang, fand die zweite bedeutenden Abſatz, die der Buchhändler Schwan in Verlag genommen. Lyriſche Gedichte aber, denen ein Drama von der Kraft der Räuber vorausgegangen, thun ſchon an ſich nicht die bedeutende Wirkung. So erlebte die Anthologie außer der neuen Titelausgabe von 1798 erſt im Jahre 1850 eine neue Auflage, mehr im Dienſte der Literaturgeſchichte als des äſthetiſchen Bedürfniſſes. — Schiller ſelbſt, dem wie jedem Künſtler die Anerkennung Lebensluft war, wurde durch den geringen Beifall von der Lyrik mehr abgeſchreckt als gewonnen. So gewaltig er auf andern Gebieten mit jedem Jahre weiter ſchritt, ſo vereinzelt ziehen ſich zwiſchen Drama, Hiſtorie, Philoſophie ſeine kleinern Gedichte hin, bis zu dem Zeitpunkt, wo ihn die Verbindung mit dem lyriſchen Genie unter den deutſchen Dichtern, mit Göthe, zum Wettkampf ermunterte und die Herausgabe der „Horen“ und noch mehr des „Muſenalmanachs“ ihm die

Verbindlichkeit auferlegte die weniger beachtete Gattung fleißiger anzubauen.

Was liegt für Schiller an Schicksal, Geistesentwicklung und Thätigkeit zwischen 1782 und 1795! Flucht, Hoffnung, Täuschung, Noth, Leidenschaft, Freundschaft, Liebe, Heirath, Krankheit, Vaterschaft; Mannheim, Frankfurt, Oggersheim, Bauerbach, abermals Mannheim, Leipzig, Gohlis, Dresden, Weimar, Volkstädt und Rudolstadt, Jena, Heilbronn und Ludwigsburg; angestellter Theaterdichter, Journalist, Titularrath, Dramatiker auf eigene Faust, Geschicht- und Romanschreiber, Professor der Historie und Aesthetik, nothgedrungenes Aufgeben des Berufs. Welcher Wechsel von Ort, Stand und Lage! Und welch ein Menschenverkehr! Gar nicht zu reden von weitern Kreisen, die das Herz nur oberflächlich berühren und von Schiller eher gemieden als aufgesucht wurden; und doch befanden sich auch unter diesen interessante Menschen: ein Iffland, ein Karl August, eine Amalie, ein Wieland, ein Herder, der Schriftsteller, Künstler, Geschäftsleute zweiter Ordnung zu geschweigen. Aber die Menschen, die seinem Gemüth nahe traten, die durch wesentliche Dienste ihm ihre Hochachtung und durch aufopfernde Liebe ihre schwärmerische Anhänglichkeit zu erkennen gaben, welche großdenkende Seelen, welche ganz die gewöhnlichen Lebenswege überflutende Beweise von der Macht des Dichtergeistes!

Man ist gewohnt beim Ueberblick der Jahre, in welchen Schillers Fahrzeug auf hoher See steuerlos dahintrieb, mit dem Blicke des Mitleids Zeit und Schicksal anzuklagen, ja wol die deutsche Nation selbst dafür verantwortlich zu machen, daß sie einen ihrer größten Söhne so unsanft gebettet habe. Aber man bedenke doch: er war es ja selbst, der ein zweiter Hutten, der eigenen Kraft vertrauend, die Brücke abgebrochen, die auf

die Heerstraße führte. Wenn ein vermögensloser bürgerlicher Jüngling von noch nicht 23 Jahren auf einen einzigen Wurf sein Glück setzt und hinausstürmt in die Welt, mit der unerträglichsten Kunst, der Kunst des Wortes, seinen Erwerb zu suchen, ist er nicht vielmehr bei all seinem persönlichen Werthe noch glücklich zu preisen, wenn es ihm gelingt, trotz aller Ungunst der Verhältnisse bereits mit 29 Jahren eine geachtete bürgerliche Stellung zu finden und mit 30 Jahren das Weib seines Herzens, noch dazu aus hohem Stande, heimzuführen? Und wenn in diesem regellosen Lebensgange Schillers einen einzigen Mann, den kleinlichen, zur Unzeit sorgen Dalberg, der verdiente Tadel der Nachwelt trifft, daß er, was an ihm lag, den Genius verkümmern ließ, den er doch erkennen mußte; so umgaben hinwiederum in seinem Drange den Hilflosen ungewöhnlich edle Menschen und retteten ihn aus den Wogen, ehe er unterſank. Da opfert ein Mußer sein Reisegeld und entzieht sich selbst die Mittel zu seiner Weiterbildung; dort setzt eine Wittwe die Gunst des Herzogs, des Protektors ihrer Söhne, aufs Spiel, den Flüchtling zu bergen; da leiht ein wenig bemittelter Bürgersmann die gar nicht unbedeutende Summe, mit dem Bürgen des Dichters Ehre zu retten; dort bietet ein unbekannter Verehrer von mäßigem Vermögen aus weiter Ferne sich an, mit dem Fremdling die ganze Existenz zu theilen und enthebt ihn den zeitlichen Sorgen, um ihn dem Berufe fürs Ewige zu retten. Hell im ureigenen Strahlenglanze leuchten in Schillers dunkle Pfade herein die Namen Streicher, Wolzogen, Körner und auch der deine, du schlichter Baumeister Hölzel, der du mit echter Biederkeit die Hand ausstrecktest, als die Noth am größten war. Ueber Kaltsinn der Menschen konnte Schiller sich nicht beklagen; der tiefe Jammer in seinem Leben ist allein

seine Kränklichkeit; schon damals, als während des zweiten Aufenthaltes in Mannheim das hartnäckige kalte Fieber dem verwüsteten Kopfe die Lösung übernommener Verbindlichkeit unmöglich machte, vor allem aber von 1791 an, wo in Erfurt 11 Monate nach seiner Vermählung die Brustkrankheit seinen innersten Kern zerfraß, daß fortan die übrigen 14 Jahre ein Riesenkampf des Geistes mit der gebrechlichen Hülle waren. Und auch da linderten wieder Menschen nach Vermögen durch Theilnahme und Hilfe die Ungunst des Schicksals. Wer weiß nicht, um nur eines anzuführen, von dem Geschenk des Prinzen von Augustenburg, großmüthig und zart geboten, „der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten?“ Mit 32 Jahren von einem unbekannten Fürsten aus entlegenen Gauen als Lehrer der Menschheit begrüßt! zu einer Zeit, wo die klassische Periode des Dichters noch kaum begonnen hatte! Ja Schiller fand Anerkennung und Bewunderung früh wie wenige. Mit welchem Feuer hing die studirende Jugend in Jena an ihrem neuen Professor, von der berühmten ersten Vorlesung an, wo Griesbachs großer Hörsaal die Menge nicht faßte, bis zum Privatissimum über Aesthetik, wo der gebrochene Mann nur wenigen philosophischen Köpfen seine tiefsten Gedanken über das Schöne entwickeln konnte!

Und zu dem Glanze des Ruhmes und zu der milden Wärme der Freundschaft schoß ihre belebenden, mitunter auch versengenden Strahlen die Liebe in das leichtentzündliche junge Dichterherz. Emporgetragen auf den Flügeln der Phantasie, die jeweilige Erscheinung verklärend und das flüchtige Bild mit dem Ewigen verknüpfend, Denker zugleich und Schwärmer, brachte er den Frauen eine glühende Seele entgegen. Und ob auch in den Jahren der Dürftigkeit oberflächliche Schönheiten wie jene Schauspielerin Katharina Baumann in Mann-

heim oder in Dresden die kokette Henriette Elisabeth v. Arnim mit seinen Huldigungen spielten, ob auch die jugendliche Lotte v. Wolzogen und die schöne Margaretha Schwan seine Liebesblicke nur mit Freundschaft erwiederten, so theilte dagegen eine der reichsten und tiefsten Frauenseelen, die leidenschaftliche und in einem langen freudlosen Leben so unglückliche Charlotte von Kalb seine ganze überschwengliche Liebe. Es waren Tage stürmischer Lust und ernsten Kampfes, erst in Mannheim, dann in Weimar. Zweiundzwanzigjährig, nur zwei Jahre jünger als Schiller, vermählt und Mutter, ohne den Gatten zu lieben, den Verhältnissen geopfert, empfand Charlotte zum erstenmal die volle Glut der Liebe, da ihr Schiller als Freund entgegentrat, sie ein weiblicher Genius seinem männlichen ebenbürtig, ein Geist so rastlos als der seinige, gleich fähig der höchsten Empfindungen wie der tiefsten Gedanken. Schien es nicht ein Raub des Schicksals, ein Spott auf die Vorsehung, daß sie gewaltsam in fremde Bahnen geworfen war? Es war die erste bedeutende Frau, die für Schiller in Liebe aufwallte; wie sollte sie nicht seine Pulse in Sturm jagen, daß er in der Leidenschaft die Schranken verwünschte, die ihn von seinem Glücke trennten? Und gleichwol hätte sie ihm kein Glück gegeben, weil sie selbst „nicht das Talent hatte glücklich zu sein." Auch Schiller hatte es nicht; er war es sich gar wol bewußt; weil er „nirgends die Zukunft über der Gegenwart vergessen konnte." Darum suchte er, von philosophischer Hypochondrie gehetzt in seiner Einsamkeit, eher nach wohlthätiger Häuslichkeit, als er sich für ein Mädchen entschieden hatte. „Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, schreibt er an Körner, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen ... Alle Wesen,

an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe." Als er (7. Jan. 1788) diese Worte schrieb, hatte kurz vorher der schöne Stern seines künftigen Lebens zum zweitenmal flüchtig durchs trübe Gewölke geleuchtet. Bald darauf spann die Liebe ihre Goldfäden erst in Weimar, dann in jenem glücklichen Sommer zu Rudolstadt zum unauflöslichen Gewebe herüber und hinüber. In den feinsten Formen erzogen, im Zeichnen geübt, in leichten Versen nicht ungewandt, mit der französischen und englischen Sprache vertraut, für tiefere Lectüre empfänglich*), die Freuden der Gesellschaft eher meidend als suchend, dazu von graziösem und interessantem Aeußern, anspruchslos und bescheiden, ihre Wünsche mehr auf innern Werth als auf glänzenden Schimmer richtend, brachte die einundzwanzigjährige Charlotte von Lengefeld dem lebhaften Schiller Munterkeit**) gepaart mit Ernst, ruhigen Verstand verbunden mit Gemüthstiefe zu (sie hieß zu Hause scherzweise die Weisheit). Seitdem wir den

*) Es wird nicht ohne Interesse sein, eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten Schriften zu lesen, welche in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte als Lectüre der letztern vorkommen: Büffon, Gibbon, Homer, Plutarch, Reisebeschreibungen, Shaftesbury, Aeneide, Taſſos Leben, Schriften Friedrichs des Großen, Aeschylus, Sophocles, Diderot, Hemsterhuis, Müllers Schweizergeschichte, Popes Versuch über den Menschen, Briefe von Mirabeau, Memoiren von Joinville, Tom Jones, Voyages du jeune Anacharsis. Aus Ossian übersetzt sie mit Vorliebe ins Deutsche.

**) Julian Schmidt sagt S. 161: „Sie hatte kurz vorher zu einem Engländer ein Verhältniß gehabt, das auseinanderging und in ihrer Seele eine sanfte Melancholie zurückließ." Scherr erzählt (S. 295): „Im Spätherbst und Winter 1787 war ihre Seele wund. Sie hatte ihr erstes jungfräuliches Gefühl einem trefflichen und liebenswürdigen jungen Manne zugewandt, wel-

Briefwechsel der Liebenden und die nachherigen Briefe der Gattin und Wittwe kennen, ist uns über Schillers Frau, deren natürliche Einfachheit hinter dem blendenden Geist ihrer Schwester und der brillanten Erscheinung anderer großen Frauen jener Tage so lange unbillig im Schatten stand, ein ganz neues Licht aufgegangen. Hier erfreute nicht bloß, wie man lange annahm, ein stilles, sinniges, bildsames, für die Freuden der Liebe geschaffenes Wesen mit heiterer Anmuth; nein es überrascht uns ein reicher, der Schwester wie der Kalb völlig ebenbürtiger Geist, ausgestattet mit feinem Geschmack, mit viel-

---

cher diese Neigung leidenschaftlich erwiederte. Aber die Ungunst der äußern Verhältnisse hatte eine Verbindung der Liebenden verhindert und den Geliebten in Militärdiensten über das Meer hinweggeführt. Die schmerzlichen Nachklänge dieses Lebewohls auf immer zu lindern, wurde eine zeitweilige Ortsveränderung für Lotte passend erachtet, und so kam sie zu Anfang Februar 1788 nach Weimar" u. s. w. — Anders erscheint die Sache nach den Briefen zwischen Schiller und Lotte. Schiller schreibt (S. 438): „Ich hielt Dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte Dich gebunden und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht mehr ganz zu verlöschen sein." Darauf erwiedert sie (5. Nov. 1789. S. 460) „Nein, mein Lieber, ich hatte keine frühere Neigung, die mich so fesselte, daß der Eindruck, den Du auf mich machtest, hätte schwächer sein können. Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war eine wärmere Freundschaft, die mich vielleicht zu Einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich nun belebt. Einmal glaubte ich in der Schweiz zu lieben; aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfniß, mein Herz anzuschließen, das Sehnen nach Liebe, das mir so von Siegwart u. a. m. geblieben war, machten mich empfänglicher Eindrücke anzunehmen. Aber es war nicht das Streben meiner Seele, was ich jetzt habe, dieses mächtige Gefühl, nur für Dich, für Dein Glück zu leben; ja ich könnte mein eigenes aufopfern, nur um Dich glücklich zu wissen" u. s. w. Im Sommer 1784 kehrte sie schon von der Schweiz zurück. Also waren bis zu ihrem Besuch in Weimar 3½ Jahre verflossen, Zeit genug, um die Melancholie zu verwischen.

seitigen Kenntnissen, mit der ganzen Bildung der Zeit, geläutert und verschönert durch ernsten, siegreichen Kampf gegen alles kokette Scheinwesen und deshalb um so liebenswürdiger für den Kenner. Da wundern wir uns nicht weiter über Schillers Aeußerung, wie er noch im Jahre 1798 an Körner schreibt: „Ich muß gestehen, daß Ihr, Humboldts, Göthe und meine Frau die einzigen Menschen sind, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können.“ Wem die geringe Individualisirung der Frauen in seinen Dramen den Zweifel beibringen sollte, als habe er das Geschlecht zu wenig gekannt, den müßte die Wahl dieser Gattin schnell eines Bessern belehren, die dem Glücklichen eine Theilnehmerin seiner schönsten Geistes- und Herzensfreuden und nachher dem Leidenden durch so viele Jahre der Pein ein lindender, stärkender Engel war.

Doch wozu verliere ich mich so weit in die vielbetretenen Wege von Schillers Lebensgang, während ich nur von seiner Lyrik zu sprechen mir vorgesetzt habe? Lediglich um Ihnen die eigenthümliche Thatsache desto auffallender erscheinen zu lassen, daß uns diese zweite Epoche, die bewegteste seines Lebens, der Gedichte so außerordentlich wenige bietet. Da sprudelt kein Entzücken, da klagt kein Leid, da drängt sich überhaupt so gar nichts Persönliches hervor, mit Ausnahme zweier Hochzeitgedichte, das erste an die Pflegetochter der Wolzogen, das zweite an Körner; ferner zweier Stammbuchblätter, das eine an die vorhin erwähnte Arnim, das andere an seine nachherige Braut, jenes ziemlich unbedeutend, dieses im Lehrton gehalten, wie er denn für Gelegenheitsgedichte nicht eben die rechte Leichtigkeit besaß. Auch die Hochzeitgedichte sind ihm trotz einzelnen herzlichen Stellen zu gedehnt gerathen.

Nur zwei Gedichte sind es, in denen er ganz seiner sen-

stigen Art zuwider, die den eigenen Antheil am Inhalt wie die Stimmung des Augenblicks zu verbergen liebte, dem persönlichen Gefühl einen stürmischen Ausdruck gab, die „Freigeisterei der Leidenschaft“ und die „Resignation.“ Ganz offenbar verdankt das erstere, welches in den Ausgaben von 22 Strophen auf 6 zusammengeschmolzen ist, der ersten mächtigen Liebe zur Kalb seine Entstehung und ist etwa im Spätherbst 1784 zu Mannheim gedichtet, vielleicht damals, als das erste Du im Feuer der Rede über seine Lippen geflossen war. Es war nicht allein die Sehnsucht nach andern Verhältnissen und die Hoffnung in Norddeutschland sein Glück zu machen, was den neuen Titularrath antrieb der Einladung unbekannter Personen nach Leipzig zu folgen, für deren freundliches Geschenk er 6 Monate den Dank versäumt; nein gewiß jagte ihn auch die innere Mahnung „den Riesenkampf der Pflicht“ zu entfliehen. Der sittliche Mensch in ihm lehnte sich auf gegen die Schmeichelstimme der Begierde und siegte durch Entsagung, wie sein Carlos, mit dem er damals schon lebhaft beschäftigt war. Aber in jener leidenschaftlichen Stunde, welche fünf Jahre nachher die immer noch liebende Frau in der Verbitterung von ihrer Seite eine Tollheit, einen ungeschickten Traum nannte, in jener Stunde, wo ihm das Glück, mit dem er kaum in Gedanken gespielt, auf einmal vom Himmel fiel, wo auf ihren Lippen sein erster Kuß brannte, wie es im Gedichte heißt, wo schnell das dünne Siegel abfloß von übereilten Schwüren, die sie dem aufgedrungenen Gatten gethan, da mochte den beiden wol in der Verwirrung eine Treue, gegen welche laut die Natur zeugte, wie Sünde erscheinen. Die ganze Sophisterei, womit später die Kämpfer für Emancipation der Triebe gefochten haben, liegt in den furchtbaren Strophen, die Schiller nachher allesammt gestrichen hat.

O zittre nicht — heißt es u. a. — du hast als Sünderin geschmeckt,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht!
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Er ladet deren Gatten zum Kampf auf die Vernichtung vor; er nennt den Gott des Menschenwahnes einen Nero, der sich durch Qualen belohnen lasse; er fordert auf, einem solchen Gott, den man durch blutendes Entsagen bestehe, die Tempel zu verschließen.

Doch bei alledem, Schiller entsagte; die bürgerliche Sitte, die anerzogene Tugend behauptete das Feld; aber in den trübseligen Tagen, wo er dem Götterkind, der Wahrheit, seine Laura (d. i. die Kalb) gegeben hatte, mag der Schmerzensschrei der „Resignation" sich ihm entrungen haben. Ziemlich frivol äußert sich Julian Schmidt auch über dieses hochberühmte Gedicht. „Es soll keineswegs, sagt er, eine Empfehlung der Resignation sein, sondern eine Verspottung derselben, und der Dichter fordert jeden Verständigen auf, hier zuzugreifen, weil die Aussicht auf das Jenseits eine sehr ungewisse sei." Wie paßt dieser Ton des Erklärers zu dem qualvollen Ernste des Dichters, in dessen Versen auch kein Funke von Spott zu finden ist, sondern lediglich die niederschlagende Ueberzeugung von verlorenem Lebenszweck, indem er zwar dem Genuß entsagt hat, gleich denen, die an eine jenseitige Vergeltung glauben, aber dabei von der Ansicht durchdrungen ist, daß alle Thaten der Menschen sich nur in der Zeit richten, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei! Schiller war im Ganzen damals noch, im Geiste des Jahrhunderts, über Ziel und Aufgabe des Menschenlebens in der Glückseligkeitslehre befangen, hatte aber schon in sofern mit ihr gebrochen, als er die zu ihrem Bestehen nothwendige Ausgleichung und Vergeltung nach dem Tode verneinte. Was blieb ihm also im augenblicklichen Trübsinn übrig als

Worte der Klage? Ich gestehe, bei den düstern Versen dieses Gedichtes bebt in mir immer von neuem das Herz, nicht weil die Anweisung auf ein anderes Leben als Ersatz für den unverdrossenen Freiheitsbrief zum Glücke uneingelöst bleibt, sondern weil bei der am Schlusse dargebotenen Wahl die Ergreifung des einen Gutes nicht in freie Willkühr gestellt, die des andern unter der Würde des sittlichen Menschen und bei alledem, wofern wir anders zum Glücke geboren, jenes Dilemma unentrinnbar ist.

Es läge etwas Gefährliches für die menschliche Gesellschaft in der Mahnung: „Genieße wer nicht glauben kann!“ wenn nicht Schillers ganze Lebensführung, die uns mehr zur Nachahmung, als sein in Melancholie gegerbter Rath zur Befolgung reizt, dem Sinn dieses Wortes widerspräche. Statt zu genießen hat er gearbeitet über Kraft und Vermögen, bis sein gebrechlicher Leib unter der Tyrannei des Gedankens zusammensank. Indem er also seinem eigenen Satze durch die That widersprach, gab er wirklich jenen ersten Grundsatz auf, der vor Kant alle Moralsysteme beherrschte, als läge des Lebens Zweck in der eigenen Glückseligkeit. Gerade dadurch wirken seine Dichtungen so veredelnd, daß über Carlos, dem Begehrlichen, ein Posa steht, welcher an die Stelle des Genießens das Handeln setzt.

Recht im Gegensatz zur „Resignation“ steht das Lied „An die Freude“, ein hellstrahlendes Denkmal von des Dichters aufblühendem Lebensglück, zwar noch auf der Grundlage des Eudämonismus errichtet, aber mit der funkelnden Aufschrift der Menschen- und Gottesliebe. Mannheim mit seinen Aufregungen lag hinter ihm; mit dem knospenden Frühling des Jahres 1785 (17. Apr.) war er in eine neue Welt versetzt; den Freund, der sich geprüft bis zum Tod erweisen sollte, war gefunden und wurde mit einem Feuer umarmt, wie es nur an der Ahnung

eines Sehers von dem Segen dieser Verbindung sich entzünden konnte. Ich möchte jedem Kritiker rathen, bevor er es wagt, altklug an dem Liede zu mäkeln, das schon Hunderttausende immer von neuem begeistert hat, doch den Brief an Körner vom 3. Juli zu lesen, damit er die Stimmung gewinnt, in welcher dieses einzige Gedicht würdig genossen wird. „O mein Freund! ruft Schiller aus, nur unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich sollst Du eben so wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen, als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem andern Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen". Und nun erzählt er weiter, wie er mit Huber und Göschen auf der Heimfahrt von Kahnsdorf, wo er Körner zum erstenmal persönlich kennen gelernt, nach solchen Gesprächen ein Glas auf dessen Gesundheit getrunken, wie sie stillschweigend sich angesehen in feierlicher Andacht, wie jeder Thränen in den Augen hatte, die er zu ersticken zwang, wie er sich die Einsetzung des Abendmals dachte: „Dieses thut, so oft ihrs trinket zu meinem Gedächtniß." Er stand im 26. Lebensjahr; die Gluth des Jünglings lodert noch hell auf und das Herz pocht freudig im Kraftgefühl. Nachholen will er die Vergangenheit und den Wettlauf von vorn anfangen; mit den Freunden verbunden nicht stille halten, bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. Die Hymne an die Freude ist ein Herzenserguß der edelsten Schwärmerei und wird in Weihestunden von hochgestimmten Menschen allezeit nachempfunden. Julian Schmidt freilich meint, es sei seines guten Rhythmus wegen populärer geworden als irgend ein anderes jener Producte, im Uebrigen stelle es sich an Wunderlichkeit ganz

neben die Lauracden, und ein solches Durcheinander von Vorstellungen finde sich kaum in irgend einem andern Gedichte. Wir singen das Lied bereits 75 Jahre lang; und diese Gunst hätte der Rhythmus uns abgenöthigt? diese acht kurzen trochäischen Verse, zur Strophe verbunden, mit dem vierzeilichen eben so einfachen Chorgesang? Ist denn mit der Ehrfurcht vor dem Genius zugleich so sehr alles Vertrauen in das richtige Gefühl einer ganzen Nation abhanden gekommen? — Zum erstenmal seit einigen Monaten fühlt sich der Dichter, dem der kurze Lenz bisher nur Thränen gab, wahrhaft glücklich; da umschlingt er im Geiste die Millionen seiner Mitbrüder und schickt einen dankenden Blick zum guten Vater überm Sternenzelt. Was macht ihn so fröhlich, so dankbar? Daß ihm der große Wurf gelungen eines Freundes Freund zu sein. Auch der Freund soll seinen Jubel einmischen; denn er hat eben das holde Weib errungen, die er seit Jahren heimzuführen sich sehnte. Ist auch mancher nicht so glücklich diese höchsten Lebensgüter zu erreichen: auch er kann sich freuen, wenn ihm nur irgend ein Herz schlägt; nur der Unglückliche, von aller Sympathie Verlassene mag sich weinend aus unsrem Bunde stehlen. Da empfahlen sie die Lesart: der stehle weinend sich in unsern Bund. Gleich als könnte dieser völlig Vereinsamte die Empfindung glücklicher Menschen theilen, die ihm doch nur Quelle erhöhten Schmerzes würde. — Aber die Sympathie leitet auch empor zur Ahnung des Unbekannten über den Sternen, der alle empfindenden Wesen, Wurm, Mensch und Cherub, zur Freude geschaffen hat; ja auch die scheinbar unbeseelten; die Pflanze entwickelt sich freudig zur Blume, der Aether ballt sich freudig zur Sonne, der Stern durchwallt freudig seine Bahn. Und dem Menschen — ist ihm die Freude nicht beigegeben bei seinen würdigsten Bestrebungen? dem Forscher auf dem Wege zur

Wahrheit, dem Dulder auf dem steilen Pfade zur Tugend, dem Gläubigen im Ringen nach dem Himmel? Im Augenblicke solches Hochgefühls wird uns der Glaube an eine einstige Ausgleichung irdischer Leiden zur Gewißheit. — Und wir selbst ahnen auch hier schon gerne die Gottheit nach: lindern den Gram der Armuth, vergessen Groll und Rache, vernichten das Schuldbuch, fühlen uns ausgesöhnt mit der ganzen Welt. — Und weil denn der Wein vor allem zur Freude stimmt, so laßt uns dessen ein Glas in frommer Libation dem Spender der Freude ausgießen, dem guten Geist überm Sternenzelt, und dabei Treue allen den Tugenden geloben, denen der Edle willig nachkommt! Und breite sich dieses unser Glück aus über alle, auch über die Sterbenden und Gestorbenen! Auch die Todten sollen leben und die Hölle verschwinde! und uns selbst, Brüder, wenn wir scheiden, möge dieser unser Wunsch zu Gute kommen! — Diese in einer begeisterten Gesellschaft jugendlicher Schwärmer so natürlichen Gedanken, ausgedrückt in den kräftigsten Worten, haben dem ernsten Hymnus an die Freude die Herzen erobert. Wer den Versuch macht Wunderlichkeiten, Verkehrtheiten und andere schülerhafte Eigenschaften darin aufzuzeigen, der weist die Poesie in ungebührliche Schranken prosaischer Folgerichtigkeit und ist entweder zu grämlich oder zu kalt verständig, um sich in die sittlich schöne Exaltation versetzen zu können, der das Gedicht seinen Ursprung verdankt. *)

*) Unter den mancherlei Nergeleien an dieser Hymne erwähne ich noch die Bemerkung Jean Pauls, er lasse den Vater *überm* Sternenzelte thronen, der im nächsten Chorgesang *auf* den Sternen thront. Allein es heißt nicht so, sondern *zu* den Sternen . . . wo; also thront er nicht nothwendig *auf* den Sternen, sondern kann es eben so gut *darüber*. Es liegt eben die alte Vorstellung von einer Himmelsdecke zu Grunde; *über* ihr ist der Himmel, *an* ihr die Sterne. — In eben

Fast 3 Jahre, der ganze Aufenthalt in Dresden und ein Jahr in Weimar, liegen zwischen dem Lied an die Freude und den „Göttern Griechenlands," durch dramatische und historische Arbeit ausgefüllt, für die Lyrik aber unfruchtbar; und selbst die Götter Griechenlands, die vielverschrieenen, befehdeten, entstanden auf rein äußern Anlaß. „Wieland, schreibt er an Körner, rechnete auf mich bei dem neuen Mercurstücke; da machte ich in der Angst — ein Gedicht". Wer weiß, ob nicht die von Göthe getadelte Länge mit auf gleiche Rechnung zu schreiben ist? Wieland wollte Seiten gefüllt haben. So wenig nun diese schöne Elegie mit Schillers damaliger Hauptbeschäftigung zusammenhängt, so innig ist ihr Inhalt mit seiner Lebensanschauung verwachsen. Zweierlei widerte ihn an, als Dichter wie als Menschen: die todte Natur und der theologische Gott. Wäre er zugleich Naturforscher gewesen wie Göthe, so hätte er sich jene durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen belebt und neben der Gesetzmäßigkeit an ihrem innern Geist erfreut; wäre er Theosoph gewesen wie Spinoza, so hätte er die Trennung

---

dem Vers findet Götzinger den Menschen bei der Vertheilung der freudebringenden Gaben mit Küssen, Reben und Freundschaft etwas dürftig bedacht; Viehoff billigt diese Bemerkung und findet es auffallend, daß Schiller hier keiner andern erfreulichen Himmelsgabe z. B. der Kunst Erwähnung thue; allein es ist hier zunächst nur von den Freudenquellen die Rede, die die Natur einem jeden Wesen erschließt; so heißt es: die Natur gab uns, d. h. dem hier versammelten Freundeskreise, Küsse und Reben und einen Freund, der im Tode die Prüfung besteht — Körner. Nicht die Freude gibt das alles, wie Julian Schmidt meint. Uns kann auch nicht auf die Menschen überhaupt gehen, die den treuen Freund nicht immer haben. Aus dieser Auffassung ergibt sich von selbst, daß die Erwähnung anderer Himmelsgaben hier unstatthaft wäre; von höhern Freuden der Menschheit spricht er V. 5.: Aus der Wahrheit Feuerspiegel ꝛc.

von Gott und Natur überwunden und das scholastische Conglomerat von Verstandesbegriffen ruhig bei Seite gelassen. Nun aber traten ihm beide Anschauungen in ihrer unvermittelten Starrheit entgegen, ein Feuerball, der sich seelenlos dreht, eine entgötterte Natur, die knechtisch dem Gesetz der Schwere dient und sich heut ihr Grab wühlt, um sich morgen wieder neu zu entbinden, mit einem Gotte, der nirgends aufzufinden ist, weder im Ideenlande noch in der Sinnenwelt; traurige Stille, einförmiger Kreislauf einer Welt, die nirgend eines Schöpfers bedarf — so die Theorie der Philosophen; daneben aber steht finster der „heilige Barbar" der orthodoxen Theologie, der nach der Geister schrecklichen Gesetzen Wesen richtet, die ein Weib gebar; wir kennen den Abscheu, den der Sänger der Liebe und der Freude, der Protestant für die Rechte der Natur vor den Anforderungen trüber Asceſe hatte. Wie lebensvoll und human erscheinen diesen gegenüber die Vorstellungen der Griechen, wo menschenähnliche Götter, schöngestalt und heiter, tausendfach Flur und Hain belebten, sich zu Menschen liebend und hilfreich gesellten, der Lebenden heitere Verehrung annahmen, die Sterbenden noch mit lichten Bildern erquickten und die Abgeschiedenen ihren alten Freuden wiedergaben; während der freundlose Eine, den diese Götterwelt durch ihren Untergang bereicherte, im Leben nur mit Entsagen gefeiert sein will, und nachdem das gräßliche Gerippe vor das Bett des Sterbenden getreten, mit furchtbarem Gerichte droht, und für das Glück dieser Welt fremde nie verstandene Entzücken bietet, die uns aus einer zweiten anschauern. Die Olympier waren den Menschen erreichbar; der Bildner konnte meist dem Gotte gleichen, den sein Marmor pries; aber neben diesem Gott ist der höchste Geist unter den Sterblichen nur der edelste der Würmer. Darum waren die Menschen göttlicher, als die Götter

noch menschlicher waren. O so gib mir, schließt er in der ersten Ausgabe, du Gott, dessen Strahlen mich darniederschlagen, Flügel, dir nachzuringen, Wagen dich zu wägen (d. h. Erkenntniß, dich zu begreifen), oder nimm die ernste strenge Göttin, die Wahrheit, mit ihrem blendenden Spiegel hinweg; spare sie auf für die andere Welt und sende hiernieder ihre sanfte Schwester, die Kunst! Denn an der Hand dieser kann und darf er sich zu der alten schönen und farbenreichen Welt zurückwenden, sie durchwandeln und in edler Nachbildung erneuern.

Angefeindet von Zionswächtern und selbst gemahnt von Freunden strich Schiller nachher fast sämmtliche scharfe Stellen des Gedichtes, welche durch den Schatten moderner Religionsanschauung die alte in um so hellere Beleuchtung setzten, und schadete seinem Gedichte ganz wesentlich, indem er den am Geiste Schwachen den Anstoß wegräumte. Selbst der neue Schluß: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn" erscheint für den Raub alles Schönen und Hohen, das die Götter mitnahmen, als ein gar leidiger Trost, welcher, unvermittelt wie er eintritt, uns wenig zufriedenstellt. Die frommen Eiferer für das Christenthum hätten sich gleich anfangs beruhigen können; denn der Gott, den Schiller angreift, ist weder der Jehovah des alten Testaments, noch der himmlische Vater des neuen, überhaupt nicht der Gott, in dem wir leben, weben und sind, sondern der Götze, den die von der Wissenschaft in die Enge getriebene Scholastik aus Verstandesbegriffen sich aufgebaut hat, ein kaltes Wesen, welches leider bis auf diesen Tag in den Köpfen von Tausenden, deren Glaube außerhalb des Herzens wohnt, ein trostloses Dasein fristet. Auch mit diesem Gedichte, wie mit so vielen, hat der gemüthreiche Schiller, indem er die Sehnsucht nach lebendigen Göttern anfachte, eine für die Religion selbst segensreiche That vollbracht.

Der christliche Gott, wie er uns in den Evangelien, und schon der jüdische, wie er uns in Moses und den Propheten erscheint, tritt der Menschheit so nahe als die Götter der Griechen, mit denen er ja gleiches Zeitalter theilt; aber dieser Gott war den Modernen über mathematischer Naturbetrachtung und dogmatischen Definitionen abhanden gekommen. Das Gottesbewußtsein, die Gottesgemeinschaft, der Duft der Religion hatte sich verflüchtigt, weil man meinte, das Unendliche lasse sich in Begriffe bannen; wie konnte sich nun ein speculativer Dichter mit den gangbaren Vorstellungen irgend befreunden?

Indem ich also den Inhalt dieses Gedichtes selbst im Interesse der Religion in Schutz nehme, mache ich nur noch aufmerksam auf die vollendete Form, deren Wohlklang und Ebenmaß gegen alle seine frühern Gedichte wunderbar absticht. Der Stoff selbst lud dazu ein, es den Alten nachzuthun; und die drei Jahre hatte Schiller, welcher ernstlich darnach rang, sich von Manier zu befreien, wie an Einsicht in das Wesen des Schönen, so namentlich durch Ausarbeiten des Don Carlos an Fertigkeit bedeutend gewonnen. Die Zentnerworte, die verwegenen Satzbildungen, die überkühnen Bilder, ja auch der schwäbische Reim, den er im Sachsenlande sich abgewöhnte, sind verschwunden; melodisch fließen in reicher Fülle des Ausdrucks die Gedanken. Schiller hat Recht, wenn er sein Gedicht gegen Körner ziemlich das Beste nennt, was er neuerdings hervorgebracht habe.

Das Jahr 1788, in dessen Frühling „die Götter Griechenlands“ entstanden, war für Schiller eines der glücklichsten; in seinen Sommer und Herbst fällt ja der Aufenthalt in Volkstädt und Rudolstadt, und die Wunderblume der Liebe öffnet während diesen Monaten ihren Kelch in sonniger Morgenschöne. Und dennoch kein einziges Liebesgedicht, kein einziges wonne-

heiliges Naturbild. Mitten hineingestellt in die schmucken Gründe und waldfrischen Höhen, im täglichen Verkehr mit zwei Freundinnen seines Geistes und Herzens, und dem schwärmenden Dichter entlockt die Schmeichlerin Gelegenheit keinen einzigen Accord auf seiner klangvollen Cither. Doch ja, zwei Zeilen in das Fremdenbuch zu Schwarzburg; aber damals entschwirrte ein Mißton den nachgelassenen Saiten, den die Lobredner um jeden Preis vergebens für Wohllaut ausgeben; und ein zweites, erst im Jahre 1859 von Joachim Meyer wieder entdecktes Gedicht von 24 Zeilen, das die Natur als große Göttin, als Geberin und Erhalterin seines Lebens, seiner edlern Menschheit, seiner Dichtergabe und würdigern Weltanschauung in gedrängten, einfachen, symmetrischen und bei aller Schmucklosigkeit gedankenreichen Strophen preist. Aber auch dieses laut Ueberschrift im October entstandene Danklied an die Natur, welches die Gefühle des Dichters in eine einzige volltönende Periode zusammenfaßt, kann nicht als Naturgedicht in dem Sinne genommen werden, wie deren zu Tausenden von guten und schlechten Poeten, von den Minnesängern an bis Otto Roquette, in den Tagen ihrer Liebe durch Flur und Hain wiederhallen. Es ist kein Gefühlsausdruck, vom Moment hervorgerufen, keine Darstellung bestimmten Lebens; es ist eine Betrachtung über sein ganzes Sein und Wesen, über seine Stellung zur concreten und abstracten Welt, eine Betrachtung, wie sie ein minder klarer und reicher Geist schwerlich würde in so wenige Zeilen vereinigen können; aber es ist kein lyrisches Gedicht, wie sie sonst der Liebesfrühling hervortreibt, ja kaum ein Gelegenheitsgedicht zu nennen. *)

*) Den im vorigen Jahrgang dieses Albums S. 233 ff. aufgestellten Vermuthungen meines scharfsinnigen und geistreichen Freundes über die Entstehung dieses Gedichtes kann ich nicht beipflichten.

Nicht auf der Oberfläche trunkenen Auges hin zu schweifen, oder Gefühle in breitem Redesstrome zu ergießen — denn er liebte es nicht, über seine Empfindungen viele Worte zu machen — nein zum Nachdenken über sich selbst trieb ihn das Glück; ins Innerste seiner Seele leuchtete der Strahl der Liebe und verklärte ihm Zweck und Aufgabe seines Lebens. Es lag in

---

Daß Schiller Lotten ein Gedicht als Andenken zurückgelassen, ist nirgends zu lesen. Nach meiner Ansicht heißt „das gestrige" wol nur: „das gestern mitgetheilte". Von einem Gedichte, das man schenkt, sagt schwerlich der Verfasser, es „interessire" den Empfänger. Dagegen hat Schiller denselben Ausdruck kurz vorher am 20. Oct. gegen Körner von den „Künstlern" gebraucht. Er fährt aber an jener Stelle des Briefes an Lotte fort, daß es sie interessire, beweise ihm, daß ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten offen sei, die aus dem Innersten seines Wesens gegriffen seien. In ähnlicher Weise hatte er sich vorher ausgesprochen (S. 84), wo er sich freut, daß sie „die Götter Griechenlands" sich zu eigen macht. „Es freut mich, sagt er, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir selbst lieb sind, lieb gewinnen und sich gleichsam zu eigen machen; dadurch werden unsere Seelen immer mehr aneinander gebunden werden. Ich sehe diese Stücke als die Garants unserer Freundschaft an; es sind abgerissene Stücke meines Wesens, und es ist ein entzückender Gedanke für mich, sie in das Ihrige übergegangen zu sehen, sie in Ihnen wieder anzuschauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen." Diese Stelle wirft ihr Licht auch auf die obige. Nun sind aber, glaube ich, besonders wichtige Vorstellungsarten in dem 24zeiligen Gedichtchen an die Natur nicht niedergelegt. Dagegen sagt Frau v. Wolzogen ausdrücklich, es seien „die Künstler" gemeint, ein Gedicht, auf welches Schiller, wie wir genugsam wissen, sehr hohen Werth legte. „Die Künstler" hatte er nicht damals erst begonnen, sondern das Gedicht hatte nur seine Rundung noch nicht, wie er am 14. Nov. an Körner schreibt. Wenn er es auch dem abwesenden Freunde noch nicht schicken mochte, so konnte er es doch den anwesenden Freundinnen vorlesen. Am 22. Nov. citirt er (S. 126) in einem Brief an Lotte eine Stelle aus den „Künstlern;" er setzt also bei ihr eine allgemeine Bekanntschaft mit dem Gedichte voraus; und an demselben Tage fragt sie

Schiller eine wunderliche Mischung von stolzem Vertrauen auf seine Dichterkraft und hypochondrischem Kleinmuth, der ihm sogar noch im Jahre 1794 gegen Körner die Klage eingab: „Ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht.“ Aber in jenen glücklichen Monaten wachsender Liebe läßt ihn selbst die Lectüre Homers und der griechischen Tragiker nicht an seiner Befähigung zweifeln; er setzt die Gabe des Saitenspiels gerade in den Mittelpunkt der Güter, die ihm die gütige Natur verliehen habe.

Um so lebhafter wiederholen sich nun bei überwiegender Neigung zur Reflexion die Fragen über Zweck und Bedeutung

(S. 132): „Arbeiten sie nicht wieder an dem schönen Gedicht? Ich möchte wohl, daß es fertig wäre; es ist so manches darin, was ich mir merken möchte, um mir dann angenehme Stunden zu machen.“ Am 29. Dez. schreibt sie: „Was macht der Künstler? ... Es war ein lieber Abend, als Sie ihn uns lasen“. Diese letzte Stelle beweist wol meine Erklärung der Worte „das gestrige“. Auch in spätern Briefen kommen Schiller und die Schwestern immer wieder auf „die Künstler“ zurück. Die Worte „Du drücktest mir die Hand“ ꝛc. finden ihre Erläuterung S. 408 und 410 des Briefwechsels. — Dem Vernehmen nach will ein berühmter Literarhistoriker das Gedicht Schiller selbst absprechen und Gustav Schilling zuweisen. Mit welchem Beweis er den von Meyer geführten zu entkräften versucht, ist erst abzuwarten. Sogenannte innere Gründe ziehen hier nicht. — Weil ich gerade eine Anmerkung mache, so sei noch beigefügt, daß ich in den bekannten Zeilen, die er in das Tagebuch zu Schwarzburg schrieb, lediglich den schlafenden Homer erkenne. Eine gar zu künstliche Ausflucht ist Schwabs Göttererscheinung, zu welcher obendrein das Wort „freundlich“ schlecht passen würde. Und haben etwa auch Andere die Göttererscheinung gehabt, weil es heißt: „auch ich?“ Zudem ist die Natur im Deutschen nicht so sehr Person, daß jemand schon bei diesem bloßen Wort an ein göttliches Wesen denken kann.

der Kunst überhaupt, und diesen sich und der Welt klar zu machen und seinen hohen Begriffen gemäß zu verherrlichen, verfaßt er sein großes Gedicht „Die Künstler" der Hauptsache nach noch in Rudolstadt, und vollendete es dann mit unendlichem Aufwand von Zeit und Mühe in den Wintermonaten zu Weimar. Ueber den unmittelbaren Anlaß zu dieser Dichtung gibt er selbst eine Andeutung. Er schreibt (25. Mai 1792) in einem Briefe an Körner, er schäme sich oft der Entstehungsart seiner Producte, auch der gelungensten. Man sage gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Ihn könne oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite eines Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickle sich Idee aus Idee. Was ihn angetrieben habe „die Künstler" zu machen, sei gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. Er glaube, es sei oft nur ein Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeuge. Zufrieden in jenen Wonnetagen mit sich selbst und seinen Aussichten ins Leben, verstärkte sich in ihm das Bewußtsein, daß er zum Dichter geschaffen sei, und das freudige Gefühl seines Dichterwerthes mochte ihn antreiben Gedanken über die Kunst in Verse zu bringen. Diese erweiterten sich immer mehr, als er sich in den Gegenstand versenkte, und wurden zum tiefsinnigen Lehrgedicht.

Mit den „Künstlern" schloß Schiller bis zu den Zeiten des Musenalmanachs seine dichterische Thätigkeit; der Professor raubte dem Poeten die Zeit, und das Kapital, welches der Historiker und der Philosoph gewann, sollte erst in spätern Kunstwerken seine Zinsen tragen. Wer es nicht wüßte, mit wie tiefem Schmerz er von den Musen sich losriß, als sich der ungeahnte Lehrberuf an ihn drängte, müßte sich wundern, daß

das Gedicht, welches von wärmster Kunstbegeisterung glüht, auf Jahre hinaus sein letztes war. Es ist vollkommen richtig, was (25. März 1789) Lotte schreibt: „So hat noch kein Dichter die Künste besungen, noch keiner hat gezeigt, wie viel wir ihnen zu danken haben;“ und was Carolina (1. Apr.) bemerkt: „Mir ist auch, als wäre noch in keine Ihrer Arbeiten mehr von Ihrem innersten Dasein geflossen.“ Wir haben in Schillers frühern Schöpfungen vorzugsweise den Unzufriedenen kennen gelernt; Staat und Kirche widern ihn an, und in das Glück mischt sich der trübe Gedanke an dessen Vergänglichkeit. Aber er war nicht die schwache Natur, die sich in Groll und Klage verzehrte; sein energischer Geist arbeitete sich durch alle Verneinungen und fand aus persönlichen Bedrängnissen eine Zuflucht und für die allgemeinen Verirrungen des Lebens, Denkens und Empfindens einen tröstlichen Leitstern in der Kunst, im Einklang mit den Strebungen der ersten Geister des Jahrhunderts, ja als ihr muthiger Bannerträger. Jene Anschauungen, die er nachher in prosaischen Aufsätzen und besonders in den berühmten Briefen über die „ästhetische Erziehung des Menschen“ philosophisch entwickelte, hat er in den Künstlern in reinen, schönen Umrissen voraus umschrieben, wie in einem Manifeste, worin er die hohe Aufgabe seines weitern Schaffens mit dem Vollgefühle klarer Begeisterung niederlegte. Das Gedicht ist schwer verständlich für den flüchtigen Leser, weil es den Stoff aus der Tiefe schöpft und hart an der Grenze hinstreift, wo Poesie und Philosophie aneinanderstoßen — ein Lehrgedicht im höchsten Sinne des Worts; denn es gibt den ganzen Gehalt der Lehre in dichterischem Ausdruck, in Worten und Bildern der höchsten Weihe, wie ein Prophet Apollos redet, trunken vom Gott, der in seinem Busen wohnt. Tadle mir niemand vom nüchternen Standpunkte der Geschichte den Dich-

ter, der ergriffen von dem heiligen Zweck seines Berufes hin und wieder mit Thatsachen in Widerspruch geräth! Es ging ihm mit der Kunst wie einst mit der Liebe, mit der Freude, mit den griechischen Göttern; er schrieb ihr überschwängliches zu; was er aber zur Rechtfertigung der Götter Griechenlands ausgesprochen hat, daß jedes Kunstwerk nur seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben dürfe und keiner andern Forderung unterworfen sei, findet auch auf diese herrliche Dichtung seine Anwendung. Ob seine Theorie über die Entstehung und Wirkung der Kunst in allen ihren Theilen stichhaltig ist, darf bei Würdigung des Gedichtes gar nicht in Frage kommen. Aber man nenne mir einen zweiten Dichter, der über einen so abstracten Stoff so poetisch und doch so anschaulich geschrieben hat. Der philosophische Gedanke tritt durchweg in lebenswarmen, reichen Bildern zu Tage, Urania erscheint im lichten Schleier als sanfte Cypria. Mitten in einem Zeitalter, das die Stimme der Seher mißachtete und die Musen noch mit den Erdentöchtern der Freude verwechselte, erhebt er seinen Sang zum ernsten Hymnus ihres göttlichen Berufes. Zwar am Eingang des Gedichts rühmt er sein Zeitalter mit einem herzgewinnenden Lobspruch, als stände es auf der Höhe der gesammten Kulturentwicklung *). Aber war es ihm denn so Ernst damit, ihm, der, wie wir sahen, so viel zu tadeln fand? Bot seinem Auge nicht die Religion eine unwissenschaftliche Sammlung finsterer Vorstellungen, der Staat eine Domäne genußsüchtiger Monarchen, die Gesellschaft einen Tummelplatz egoistischer Begierden dar? Wo sollte die Menschheit neuen

*) Mit Unrecht tadelt Viehoff (S. 383.) den Ausdruck: „Der reifste Sohn der Zeit.“ Sohn der Zeit ist gleich Mensch. Pflanzen und Thiere sind keineswegs auch Kinder der Zeit; denn sie sind als Gattung keiner Entwicklung fähig.

Aufschwung finden? In den strengen Sätzen der Philosophie, die von Königsberg mit ernster Mahnung herüberschallten? Aber diese sind dem verweichlichten Geschlechte zu hart, zu unbeugsam. Da erscheint die milde Schwester der Philosophie, die Kunst, sie auf blumigem Wege hinauf zum Strahlentempel der Humanität zu geleiten.

War sie es doch schon, die dereinst in grauer Vorzeit den verlassenen Wilden mitleidig in ihre Pflege nahm und zur Menschlichkeit führte, indem er spielend hohe Pflichten ahnte und durch das Morgenthor des Schönen eindrang in das Land der Erkenntniß. Denn nachdem die schöne Bildkraft in ihm erwacht war, gelangte er erst durch Nachahmung, dann durch freie Schöpfung des Einfachen, und von da durch Verbindung vieler einfacher Glieder in ein Ganzes zum freudigen Bewußtsein höherer Kraft, und sein Geist begann die ruhigeren Freuden zu genießen, die frei von roher Begierde ihren Mittelpunkt in der Seele tragen. Da fiel die dumpfe Schranke der Thierheit, der Gedanke hob sich zu den Sternen, und das seelenvolle Spiel der Stimme entfaltete sich zum Gesange. Die Liebe vertiefte sich, verlassend den wandelbaren Trieb, zu bleibender Stimmung, Großthaten, die die Sänger priesen, weckten die Begierde der Nachahmung. Des Schicksals Räthselfragen löste die Ilias vor allen Philosophemen, und still zog auf Thespis Wagen die Vorsehung in die Welt ein; ja wo das Ebenmaß der Vergeltung sich dem Blick entzog, da flüchtete kühn die bildende Phantasie es hinab in den Orcus. — Und immer höher schwang sich das schaffende Genie; es vereinigte die menschliche Schönheit und Tugend zu erhabenen Götterbildern; es trug das gereifte Gefühl für Harmonie bei fortgeschrittenem Wissen auf ein Weltganzes über; Symmetrie bewunderte der Mensch in den Sphären; in Freud und Leid lernte er Mäßigung üben

im Hinblick auf die Vorsteher des Maßes, die allwaltenden Götter, und einig mit dem Geschick empfing er gelassen das Geschoß vom sanften Bogen der Nothwendigkeit. So hob dereinst im Blüthenalter der Menschheit die Kunst die menschliche Seele von Stufe zu Stufe aus der Thierheit empor zur Gottähnlichkeit, verschönerte sein dürftiges Leben mit den reinsten Freuden und deckte mit holdem Zauberscheine den schaudervollen Chor der Sorgen zu.

Und wiederum als die schöne Jugend unseres Geschlechtes längst der Zeit zum Raube geworden war, da brachte aufs neue die Kunst, von Barbarenheeren aus dem Osten vertrieben, den letzten Opferbrand von den entheiligten Altären des Orients dem Abendlande. Da stieg im Westen der junge Tag empor, und auf Hesperiens Gefilden sproßten die Blüthen Joniens und reiften zu schönen Früchten höherer Gesittung. Die Kunst wies dem neuen Zeitalter die Bahnen, und wenn sie heutzutage vor den lauten Ansprüchen der Forschung bescheiden zurücktritt, ihr gebührt doch, wie sie der Anfang aller Kultur gewesen, am Schluß der Entwicklung wieder der volle Lorbeer. Denn die Wissenschaft kann sich dann erst ihrer Schätze freuen, wenn sie zum Kunstwerke geadelt ist, und dann erst ihres vollen Reichthums sich bewußt werden, wenn sie mit der Kunst Hand in Hand geht. Schönheit und Wahrheit erscheinen am Schluß der Dinge als die nemliche Göttin. Die einst zum Kind geworden war, die furchtbar herrliche Urania, tritt nun vor ihren mündigen Sohn wieder von der Feuerkrone umleuchtet. — Nachdem er so den Einfluß der Kunst auf die Bildung der Menschheit historisch nachgewiesen und erläutert hat, wendet er sich an die Künstler selbst, als die Bewahrer der Menschenwürde, in jenen ernsten und erhabenen Worten, die an Mendelssohn Bartholdy einen ebenbürtigen Componisten

gefunden haben. Oder klingt nicht jener Chorgesang: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben: bewahret sie! wie ein mächtiger Mahnruf aus höheren Welten?

Der freisten Mutter freie Söhne
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlenkranz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!

Diese Worte sollte sich jeder Dichter, jeder bildende Künstler wie ein heiliges Gebot täglich vor Augen halten und ins Herz schreiben, daß er die Hoheit seines heiligen Berufes nicht entweihe. Ihr Dichter und Künstler, freie Söhne der freisten Mutter, der Kunst, die keinem außer ihr liegenden Bedürfnisse zu fröhnen hat, nehmt nur das Ideale zu eurem Muster und buhlt nicht um den Beifall des Zeitgeschmacks!

Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein:
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.

Wenn ihr euch dem Zuge zu eurer Mutter, dem wahren Wesen der Kunst, hingebt, so findet ihr mit der Schönheit zugleich deren Schwester, die Wahrheit; denn das, was schöne Seelen als schön empfunden haben, trägt sicherlich den Charakter des Wahren, des Vollkommenen.

Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euern Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!

Schwinget euch empor über euer Zeitalter, denkt an die Nachwelt, ihr den Spiegel der Trefflichkeit vorzuhalten! denn in euren Schöpfungen liegen die Samenkörner des neuen Jahrhunderts. Wandelt auf tausendfach verschlungenen Wegen reicher Mannigfaltigkeit; aber seid einig im Streben nach dem Ziele. Wie das weiße Licht in sieben lichtliche Farben des Regenbogens sich auseinander theilt und aus ihren milden Strah-

len sich wieder herstellt, so sollt ihr mit gefälligem Wechsel die Augen der Welt entzücken und doch wieder in den einen Bund der Wahrheit, in den einen Strom des Lichtes zurückfließen.

„Ich muß mich selbst loben; ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht," schreibt Schiller an Caroline, als er das Gedicht in seiner ersten Form vollendet hatte. „Ich habe mir aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen," setzt er begütigend hinzu, das Selbstlob zu mildern. Körner möchte ihn fußfällig bitten, als es noch Lücken hatte, sein neues Gedicht nicht zu übereilen, und ist stolz darauf den Dichter zu verstehen, nachdem er es fertig im Mercur gelesen. Unsere gelehrten Kritiker freilich sind stolz darauf ihn zu hofmeistern. „Leider fehlt auch hier die letzte Hand," ruft Julian Schmidt aus (Gesch. d. d. Lit. I. S. 190). Wie? nachdem Schiller sich Monate lang daran müde gearbeitet hat? Doch nein, er meint mit seinem Tadel nicht die Form, sondern den Inhalt; die Macht der Kunst werde überschätzt, und Schiller habe ausschließlich das griechische Leben vor Augen gehabt. Aber hat er denn eine kulturhistorische Abhandlung über die Kunst geschrieben, daß er sämmtliche Völker des Erdballs berücksichtigen mußte? und wäre er nicht zu demselben Ergebniß gekommen, insofern die Barbarei überall mit dem Emporwachsen der Kunst gleichmäßig abnimmt? Warum sollte er sich also nicht lieber auf das erste und vornehmste Kulturvolk beschränken? Und wenn er nun die Macht der Kunst überschätzte, benimmt das seiner Dichtung etwas an Werth? Wäre die sixtinische Madonna ein minder herrliches Gemälde, wenn sich nachweisen ließe, daß Maria kein so göttliches Weib war? oder Dantes Hölle eine werthlosere Dichtung, wenn die Nichtigkeit der ganzen Vorstellung von einer Hölle ausgemacht wäre? Aber wenn wir auch den Anspruch zugeben wollten, als müßte

der Poet vor dem Historiker erst sein Examen bestehen, die „Künstler" dürften wahrlich sich vor der Prüfung, wie sie Schmidt anstellt, nicht gar so sehr fürchten. Was soll sein Einwand, nicht der frei sinnende dichterische Geist des Homer habe die griechischen Götter geschaffen, sondern der bereits gebildete Volksgeist? Der gebildete Volksgeist; wohl! Aber wodurch gebildet, als eben wieder durch Dichter? Der Volksgeist, ein recht vornehmes Wort, ist eben ein Collectivbegriff, der nichts schaffen kann. Die Bemerkung, auf einfache Worte zurückgeführt, besagt demnach nichts weiter, als daß vor Homer schon andere schöpferische Geister gewesen, welche die Götter in allerlei schönen Gestalten versinnlichten — und dagegen würde Schiller nicht das mindeste einzuwenden haben. Göthe habe in der herrlichen „Zueignung" fährt Schmidt fort, durch die bescheidenere Aufgabe, die er der Kunst zutheile, eine richtigere und dauerhaftere Bedeutung derselben ausgedrückt. Der Schleier der Dichtung „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit" könne nur aus der Wahrheit Hand dem Menschen geschenkt werden. Als ob dieser Schleier nicht das nemliche wäre, was Schiller mit andern Worten ausdrückt, wenn er sagt:

Von ihrer Zeit verstoßen flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte.

oder vorher, wo er von der Entstehung der Kunst redet:

Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Nein mit solchen leicht hingeworfenen Bemerkungen und kecken Urtheilen läßt sich ein Schiller nicht abthun; aber es ist ein wahres Unglück, daß solche Bücher, seitdem die Literaturgeschichte

Modewissenschaft ist, auch Halbgebildeten in die Hände fallen, die die Weisheit des Kritikers für baare Münze kaufen und sich gewöhnen, Schriftsteller, die der Stolz unserer Nation vielleicht auf Jahrhunderte hinaus zu sein die Bestimmung haben, wie Ihresgleichen anzusehen.

III.

Die neuen Verse abgerechnet, die Schiller bei Gelegenheit einer Auswahl seiner Gedichte im Mai 1793 machte, ruhte seine ganze Lyrik bis zum Sommer 1795. Nicht ohne Interesse sind die Urtheile, die er während jener Durchsicht in Briefen an Körner über frühere seiner Gedichte fällt. Er fürchte, die Correctur werde sehr streng und zeitverderbend für ihn sein; denn schon die „Götter Griechenlands," welches Gedicht noch die meiste Correction habe, kosteten ihm unsägliche Arbeit, da er kaum mit fünfzehn Strophen darin zufrieden sei (III, 101). Körner warnt vor einer allzustrengen Revision. Er habe seine Manier geändert. Vieles möchte ihm jetzt mißfallen, was die Spur einer jugendlichen Wildheit trage, was aber vielleicht gerade für den Geist einiger in ihrer Art sehr schätzbaren Arbeiten passend sei. Schon gegen ein gewisse Ueppigkeit der Bilder wolle er um Nachsicht bitten; auch für den Gedanken wünsche er die Forderungen der Wahrheit nicht zu streng. Manche Gedichte hätten einen Radikalfehler in der Anlage des Ganzen, entschädigten aber durch die Vorzüge der einzelnen Theile, wie die Künstler, welche philosophisch, nicht poetisch gedacht seien. Schiller billigt Körners Bemerkungen und setzt noch hinzu, am meisten sei ihm bange vor der Durchsicht der „Künstler." Seine Ideen über Kunst hätten sich seit der Zeit merklich erweitert, sein Gesichtspunkt sich verändert, manche Meinungen sich ganz und gar widerlegt. Doch findet er noch

sehr viel philosophisch Richtiges darin. Der Gang des ganzen Gedichts befriedige ihn gar zu wenig. So blickt der rastlos Aufstrebende mit dem Selbstgefühle des Siegers auf jede hinter ihm liegende Stufe nieder. Das Fertige ist ihm bald ein überwundener Standpunkt, wie er ja auch gleich von allem Anfang den Werken der Phantasie die Kritik des kühlen Verstandes hatte folgen lassen.

Es ist entschuldbar, wenn er die so strengen Anforderungen an sich selbst auch auf andere übertrug und Bürgers gemüthlich platten Volkston vor das Forum des Idealismus zog. Im April 1789 hatte er dessen persönliche Bekanntschaft gemacht und in ihm einen geraden, guten Menschen gefunden, der im Umgang die Popularität, mitunter auch Plattheit seiner Gedichte nicht verläugne (Sch. und Lotte S. 312.) Sie hatten sich beide vorgenommen einen kleinen Wettkampf, der Kunst zu gefallen, miteinander einzugehen. Beide sollten dasselbe Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart, übersetzen. Schiller hatte sich Stanzen gewählt. Dies die Veranlassung zu seinen meisterhaften Umdichtungen des zweiten und des vierten Buches der Aeneide im Jahre 1791.

Ohne solche Zwischenarbeiten wäre ihm über der Beschäftigung mit der ästhetischen Theorie in jenen Jahren beinahe das Bewußtsein seines Dichtertalents abhanden gekommen. Die Verbindung mit Göthe war es vor allem, was in ihm den Trieb des Schaffens erneuerte. Er fand sich gehoben durch diese Anerkennung, um die er niemals buhlte und doch die Bewunderung der ganzen Welt gegeben hätte. Zwar die Betrachtungen über die Kunst entzündeten jetzt sich erst recht zu einem großen Feuer, das von beiden Seiten aufs heftigste angeblasen wurde; aber neben dem Philosophen regt sich in beiden auch mächtig der Poet, am lebhaftesten in Schiller, weil er sich

seines Abstandes von dem Freunde nur allzustark bewußt war. Er glaubte eilen zu müssen, um den Vorausgeschrittenen einzuholen. Es herrschte in Schiller ein starker Wille, der die Schöpferkraft sich möglichst dienstbar gemacht hatte. Nun begann er neben den „Horen" im Jahre 1795 seinen „Musenalmanach," welcher bei einem jungen Buchhändler Michaelis zu Neustrelitz im Anfang des Jahres 1796, dann in Tübingen bei Cotta erschien und im ganzen durch 5 Jahrgänge fortgesetzt wurde, also daß der Jahrgang 1800 der letzte war. Das Bedürfniß dieses Almanachs war für Schiller der Anlaß zu vielen Gedichten. Die „Horen" schlossen schon mit dem dritten Jahrgang und enthalten von ihm einige umfangreichere Gedichte wie „das Reich der Schatten" (später „Ideal und Leben"), das ihm für den Almanach zu ernsthaft und zu bedeutend war, „Natur und Schule" („der Genius"), „die Elegie" („der Spaziergang"); auch verschiedene kleinere und leichtere, wie „die Theilung der Welt," „die Thaten der Philosophen," („die Weltweisen"), „das verschleierte Bild," „deutsche Treue" und allerlei Epigramme. Der Musenalmanach verschlang seine zahlreichsten Beiträge, nicht aus Mangel an Mitarbeitern, sondern weil der Herausgeber neben Göthe das Beste dazuthun mußte. Der Hauptsporn zur Herausgabe war der der Finanzen; nachdem ihm aber seine dramatischen Arbeiten über diese Sorgen hinweghalfen, so befreite er sich von einer Last, die ihn je länger je mehr drückte, und ließ zu Körners Leidwesen den Almanach eingehen. „Wenn Du wüßtest, schreibt er (9. Aug. 1799) an den Freund, welch unendlichen Saccaden mich dieser Berührungspunkt mit zwanzig oder dreißig Versemachern in Deutschland aussetzte, und wie schwer es hält, bei dem ungeheuren Zuströmen des Mittelmäßigen und Schlechten auch nur ein paar Bogen leibliche Arbeit zu halten: Du würdest mir Glück

wünschen, daß ich diese Bürde abgeworfen. Von jetzt an gottlob habe ich mit keinem schlechtern Poeten mehr zu thun, als ich selbst bin, und selbst um das Publikum werde ich mich nicht sonderlich mehr zu bekümmern brauchen." Wer konnte es ihm verargen, daß er unter solchen Umständen den Almanach aufgab? Aber was Körner befürchtete traf ein: wir haben aus den letzten 6 Lebensjahren von ihm nur wenige Gedichte, und würden auch von diesen manches entbehren, wenn ihm nicht das „Kränzchen" eine neue, obgleich sanftere Nöthigung auferlegt hätte.

Damals aber im Sommer 1795, wo die Schattenseiten des neuen Unternehmens ihm noch nicht sichtbar waren, warf er sich nach langer Entfremdung mit Freudigkeit der lyrisch-didactischen Poesie in die Arme, nachdem er den Umgang mit den Musen seit Jahren mehr aus der Ferne ersehnt als genossen hatte. Ein glückliches Behagen spricht aus den wenigen Zeilen in einem Brief an Körner vom 4. Juli: „Göthe ist in Carlsbad und Humboldt auf 3 Monate in Berlin. Ich lebe jetzt ganz cavalierement; denn ich mache — Gedichte für meinen Musenalmanach. Närrisch genug komme ich mir damit vor." Diese Worte sind gar sehr bezeichnend. Wir sehen, das Dichten erscheint ihm als eine Cavaliersbeschäftigung, nachdem er sich Jahre lang mit trockener Arbeit abgemüht hat, und er selbst kommt sich wunderlich vor, daß er die Lyrik als ein ernstes Geschäft treibt. Ueber die Stoffe zu seinen neuen auf eigenes Commando gemachten Gedichten spricht er sich am 3. Aug. also aus: „Ich habe mich zwar, da meine Zeit für diese Arbeit strenge bestimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, sondern bin am Ufer der Philosophie herumgefahren; doch ist dadurch wenigstens der Uebergang zu einer freiern Erfindung gemacht." Auch in das 9. Stück der Horen kamen

2 größere Gedichte („das Reich der Schatten“ und „Natur und Schule“). Das 10. brachte „die Elegie,“ das 11. eine ganze Reihe von Gedichten, darunter „die Theilung der Welt“ (Erbe) und „die Thaten der Philosophen“ („die Weltweisen“), zwei Schnurren, wie sie Schiller nennt. Endlich konnte er am 18. Januar 1796 Körner ein Exemplar des lang erwarteten Almanachs senden, nachdem er ihn zu seiner großen Freude schon nach dem Entstehen partienweise mit seinen einzelnen zahlreichen Gedichten und durch Ueberschickung der Aushängebogen mit dem ganzen Werkchen bekannt gemacht hatte. Hervorragende Mitarbeiter waren Göthe und Herder; aber auch unter den Beiträgen der Dichter vom zweiten Rang, wie Meyer, Hölderlin, Woltmann, war manches hübsche Stück zu finden. Reichardt hatte die „Würde der Frauen“ und die „Macht des Gesanges“ componirt, welches die Sammlung eröffnete. Als das wichtigste unter den Gedichten dieses fruchtbaren Jahres betrachtete Schiller wie seine Freunde das „Reich der Schatten,“ dem er nachher die Ueberschrift „Ideal und Leben“ gab, damit durch den Titel der Inhalt genauer angedeutet und dem Mißverständniß, als wäre vom Todtenreich die die Rede, vorgebeugt wurde. Er hatte es Körner und Humboldt als sein poetisches Hauptwerk mit einer gewissen Feierlichkeit bezeichnet und diese es in erhöhter Stimmung wie eine Art Offenbarung genossen. Er achtet es lange hin für sein bestes Gedicht, bis er sich nachher, eingelebt in die lebensvolle dramatische Poesie, aller Vorliebe fürs Abstracte entwöhnte. — Worin liegen denn nun die Vorzüge dieses Gedichtes? Was schien ihn selbst und seine Anhänger zu solchem Preise zu berechtigen? Es enthält in 18 zehnzeiligen unendlich melodischen Strophen des Dichters nunmehriges Glaubensbekenntniß über die Möglichkeit des Erdenglücks, eine Frage, welche ihn von

früher Jugend an wie wir sahen, mächtig bewegt hatte, und verhält sich zur „Resignation," die den Ungläubigen mit bitterem Schmerz auf den Genuß verwies, als eine höhere Stufe der Lebensanschauung. Auch hier heißt es im Eingang noch, das volle Glück sei nur für die Seligen im Olymp, und dem Menschen bleibe nur die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Aber an diesen scheinbar einleuchtendem Satz knüpft sich doch gleich die tröstliche Behauptung, daß auch aus der Sinne Schranken Pfade aufwärts führen; denn diejenigen fessle kein Gesetz der Zeit, die deren Güter unberührt lassen und am Scheine sich begnügen. Die Freude des Genusses flieht mit der gesättigten Begierde;

Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In der Schönheit Schattenreich.

Was hier Gestalt genannt wird, bezeichnet die reine Schönheit, abgelöst von irdischen Bedingungen, das künstlerisch Schöne, das theoretisch Schöne, das sittlich Schöne, mit einem Worte, das Ideale. Das Ideale aber ist vorzugsweise Gegenstand der Kunst; es ist also unser Gedicht auch eine Weiterbildung der „Künstler". Dort war geschildert worden, wie das Schöne den verwilderten Sohn der Natur allmählich zum Menschen machte; hier wird das Glück ausgemalt, welches das Schöne dem gewähre, der seine Seele ihm zum reinen Tempel geweiht hat. In jenem Heiligthume schweigen alle Sorgen, verstummt jeder Schmerz. Es ist nicht die Meinung, als solle man sich des Kampfes mit der Wirklichkeit entschlagen und ein beschauliches Leben führen; wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen, muß Kühnheit und

Kraft sich versuchen; aber sinkt der Muth an den Schranken des Irdischen, dann blicket aufwärts nach den Schattenlanden der Schönheit, wo der Streit der Triebe ruht und der Feind verschwunden ist! Auch der Künstler selbst hat mit dem spröden Stoffe zu ringen und der Forscher mit den Hemmnissen der Gedanken; aber der Hinblick auf die reine Schönheit und Wahrheit benimmt beiden den Unmuth über die spröde Materie. Auch der sittliche Mensch erblaßt vor den Ansprüchen des Gesetzes, das noch kein Erschaffener vollständig erfüllt hat; aber betrachtet das Gebot nicht mehr als fremd und aufgedrungen, so verschwindet die Furchterscheinung:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Der von Leiden gequälte Mensch mag sich in Klagen ergießen; aber jenseits des Jammers steht als Vorbild die sittliche Größe, wo der Geist mit tapferer Gegenwehr die Herrschaft der Natur bekämpft. So wird der Mensch durch Arbeit geläutert, die er im Bewußtsein und Anschauen seines höhern Berufes vollbringt, und schwingt sich wie Hercules aufwärts zur Theilnahme am Götterglück. — Um die Summe aus diesen Gedanken zu ziehen: die Wirklichkeit setzt dem Menschen beim Handeln, Bilden und Denken überall unwillkommene Schranken, die sein Unglück machen, wenn der nach Freiheit ringende Geist sich in ihrem beengendem Kreise gefangen gibt; aber wem es gelingt, mit leichtem Flügel in die höhern Sphären aufzuschweben und im Aether der Ideen Freiheit zu trinken, der empfindet auch in der Noth des Lebens nicht mehr deren Qualen. Er stirbt dem Leben ab, indem er zu einem höhern, beglückenden Dasein auflebt. In diesem Sinne hat um dieselbe Zeit Schiller folgende Distícha verfaßt, die er zuerst „Ausgang aus dem Leben", nachher „idealische Freiheit" überschrieb:

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeit noch frei auf dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Julian Schmidt hat nun auch gegen das Gedicht „Ideal und Leben" wieder eine Masse von Einwänden vorgebracht (Gesch. d. d. Lit. I., 221 ff.), deren Mittelpunkt in der Behauptung liegt, daß der herrliche Farbenglanz dieser Lyrik aus dem Treibhaus hervorgegangen sei, daß die Mystik des Gedichtes sich in so luftleeren Höhen verliere, daß uns zuweilen der Athem ausgehe, daß diese Dichtung uns den Mächten des wirklichen Lebens entrücken und auf den griechischen Olymp entführen wolle. Es sind viele Redensarten, die er dem tiefsinnigen und doch für den ruhigen Betrachter keineswegs unklaren Gedicht entgegenhält. Sie zu entkräften ist nichts geeigneter als Schillers Lebensführung selbst, welche die Richtigkeit des hier ausgerechneten Facits in der Probe glänzend bewährt hat. Der edle Denker, Dichter und Mensch, wo hat er sich, seitdem er gelernt hatte Leben, Wissenschaft und Kunst aus den höchsten Gesichtspunkten zu betrachten, auch unter der Wucht von Sorgen und Leiden, wie früher so häufig, unglücklich gefühlt? Er hat unverdrossen gerungen mit geistigen und künstlerischen Problemen wie mit dem Siechthum des Leibes, als ein zweiter moderner Hercules; aber die ideale Richtung, die er seinem Denken, Empfinden und Wollen gegeben, hat ihn immer empor getragen; mit jedem Jahre vermehrter Uebung und Gewöhnung konnte man mehr von ihm sagen: des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt, und des Olympus Harmonien empfingen schon hier den Verklärten. Es erschöpft den Sinn des Gedichtes keineswegs, wenn Schmidt meint, Schiller habe mit seinem Gedichte den Gedanken ausdrücken wollen, daß die Kunst dem Schmerz und der Befangenheit der irdischen

Leidenschaften entfliehen müsse. Fürs erste nicht bloß die Kunst, sondern auch Wissenschaft und Leben; sodann aber nicht sowol entfliehen, wie einer, der die Waffen gestreckt hat, als über sie emporschreiten, wie ein Bergwanderer, der sich badet im reinen Aether, um dort Gesundheit und Kraft zu gewinnen für neue That.

Wie du auch handelst in ihr, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der That!

heißt es in „Zenith und Nadir", einem Epigramm aus denselben Tagen. „Ideal und Leben" enthält die Hauptsumme von Schillers innerster Denkweise über Menschenglück und faßt in schwungreichen Versen die Ansichten zusammen, die er kurz vorher in den Briefen über ästhetische Erziehung wissenschaftlich begründet hatte.

Um so auffallender möchte es scheinen, daß derselbe Dichter, welcher in dem eben erläuterten Gedichte das Festhalten am Idealen als die Panacee der kranken Menschheit preist, kurz vorher über die Flucht seiner eigenen „Ideale" eine melancholische Klage angestimmt hat. Was er dort als Hauptmittel zur Lebenskunst anempfiehlt, warum hat er es hier entschwinden lassen? Der Widerspruch ist nur scheinbar. Denn diese Ideale der goldnen Zeit, die Kinder des Traums, die der Wirklichkeit und feindlichen Vernunft zum Raube geworden, sind nichts als die unklaren Vorstellungen und Hoffnungen vom Leben, die mit jugendlicher Wärme erfaßt Gegenwart und Zukunft in magische aber eben deshalb trügerische Beleuchtung setzen. Da leiht der glücklich Träumende, Schlafwache der gefühllosen Natur die eigenen Empfindungen und bringt sie in Sympathie mit seinem Herzen; da vergrößert der ungestüme Schöpfungs- und Thatendrang, unbekannt mit Hemmnissen und Gegenwirkungen und allein der unversuchten Kraft vertrauend,

die einstigen Leistungen nach dem Maße der guten Vorsätze*), und die holden Genien des Lebens, Liebe, Glück, Ruhm, Wahrheit umgaukeln den Jüngling, der sich schon zum voraus Sieger weiß auf der Rennbahn. Aber ach, die lieblichen Gestalten entfliehen gar bald, wenn der wirkliche Kampf beginnt. Die That bleibt weit hinter der Erwartung, die Erfüllung hinter dem Wunsche. Liebe und Ruhm, Glück und Wahrheit erweisen sich theils als Schatten, theils als unerreichbare Sterne; einsam schreitet der Wanderer auf rauhem Steige, den nur hin und wieder mit blassem Schimmer die Hoffnung beleuchtet; die treue Freundschaft allein bleibt ihm als Trösterin zur Seite bis zum finstern Haus, und die langsam schaffende Beschäftigung, die zum Bau der Ewigkeiten, zur Lösung der Aufgabe, welche der Menschheit für ihre Vollendung gesteckt ist, zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, nur einen unbedeutenden Beitrag nach dem andern gibt, aber dennoch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht, dennoch von dem vielen, was die frühern Geschlechter zu thun übrig gelassen, nach und nach ein Merkliches wegnimmt. Ueber diesen Schluß, den Körner matt befunden hatte, macht Schiller im nächsten Briefe die rechtfertigende Bemerkung: „Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen; denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern, des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert; denn das ist das gewöhnliche Schick-

*) „Ein kreisend All dehnte mit allmächtigem Streben die enge Brust" heißt hier: eine Welt von Dichtungen und Großthaten, die sich aus meinem Innern hervorzuringen strebte, setzte mein junges Herz in spannende Erwartung dessen, was aus mir werden sollte. Kreisen ist hier gebraucht von dem Kinde, das ans Licht hervorstrebt, nicht von der Mutter. Wie bedeutend waren meine Leistungen (diese Welt), fährt er dann fort, so lange sie noch ungethan waren u. s. w.

sal idealischer Erwartungen, und mit diesem Gefühl wollte ich meinen Leser entlassen." Also idealische Jugenderwartungen sind hier gemeint, die von Jahr zu Jahr mehr zusammenbröckeln, Luftschlösser, wie sie der Jüngling baut, und deren Verschwinden wol auch der Mann, zumal der Dichter, in einer Anwandlung von Trübsinn beklagen kann. Aber von diesen Idealen ganz verschieden ist das Ideale, das Vollkommene, das Schöne, Wahre, Gute, was er im Reich der Schatten besingt und ja auch in dem eben berührten Klaggesang als „Bau der Ewigkeiten" bestehen läßt.

Schiller selbst sagt von seinem Gedichte „die Ideale", es sei zu subjectiv wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; das Individuum erleichtere sich dabei von einer Last.*) Es ist das Produkt einer Stimmung, die als solche vorübergehend, doch Schillern — wir wissen es von seiner Jugendzeit her — gerne befiel, der Stimmung der Trauer über die Nichtigkeit alles Irdischen, und je individueller, desto rührender, weil er so überaus selten das Subjective in seinen Dichtungen zu Worte kommen läßt. Göthe hatte bekanntermaßen an diesem Gedicht ein besonderes Wohlgefallen; natürlich; denn in seiner eigenen Lyrik herrscht die Empfindung des Augenblicks. Besonders hervortretend ist das Individuelle in den beiden Trösterinnen, die Schiller am Schlusse bei sich ausharren läßt; die eine ist die leise zarte Hand der Freundschaft, der früh gesuchten und gefundenen, die des Lebens Bürden

*) Christophine schreibt an den Bruder (Schillers Beziehungen S. 311): „Ich habe keine Ruhe, ich muß Deine Gedichte mir hersagen, und dadurch vergegenwärtige ich mir Dich, lieber Bruder, besonders in dem „die Ideale," wo ich so viele Stellen finde, bei denen ich mit Rührung verweile, da ich doch auch so manche Erfahrung dieser Art machte, und es nicht blos Dichtung ist."

liebend theilt, sein treuer Körner, dem sich nun in neuster Zeit der ältere Göthe und der jüngere W. v. Humboldt mit gleicher Bewähr beigesellt; die andere die Beschäftigung, wie er mit verkleinernder Bescheidenheit seine unverdrossene Thätigkeit nennt, die vom Glauben an die Idee getragen, sich abarbeitete, bis die Flamme in sich selbst erlosch. Momentane Stimmung aber verräth vor allem die untergeordnete Stellung der Liebe, die sich mit seinen festen Ansichten und Maximen wenig zusammenschickt. Wie? oder hätte ihm wirklich der Hore Flug den süßen Traum der Liebe so schnell entführt, ihm, der Liebe und Leidenschaft gar wohl zu scheiden verstand und vier Jahre nachher die erstere nach der Flucht der letztern noch als bleibend bezeichnet? ihm, der schon in den Briefen an die Braut mehr Liebe als Leidenschaft geschrieben? ihm, der vor sechsthalb Jahren mit der Neuvermählten so wenig in Flitterwochen kindisch getändelt hatte, als er jetzt den Werth der treuen Gattin, der sorgsamen Pflegerin seiner selbst, der liebenden Mutter seines Herzenskindes, seines Erstgebornen unterschätzte? ihm, der der „Würde der Frauen" eben damals ein unsterbliches Lied sang, welches von seiner Lotte die leichtkenntlichen Züge trug?

Die Ueberzeugung von der Würde der Frauen quillt aus der Tiefe von Schillers philosophischer Anschauung des Menschenwesens, welches zweigetheilt im Raume, wie die Kunst in der Zeit, hier in schöner Umgrenzung und Beschränkung ein vollendetes reines Dasein an der Hand der Natur führt, dort losgerissen von der ewigen Mutter und die eigene Kraft versuchend in unsichern Gedanken, in wilder Leidenschaft, in maßlosen Wünschen sich aufzehren würde, wenn es nicht von jener beglücktern Hälfte unseres Geschlechtes wieder aus seinem titanenhaften Streben zur schönen Einfachheit zurückgelockt würde. Natur und Schuke, naiv und sentimentalisch, Weib

und Mann, es sind immer dieselben Gegensätze. Nun hat allerdings die Menschheit die Bestimmung aus der unbewußten Vollkommenheit herauszugehen und durch die Schule des Sündenfalls und der Freiheit fortzuschreiten, bis sie am Ziele mit Selbstbestimmung vollbringt, was sie dereinst schon im Paradiese willenlos dargestellt hat. Aber zur Lösung dieser Aufgabe stehen beide Geschlechter in verschiedenem Verhältniß. Das Weib ist der Natur nahe geblieben, der Mann auf dem Pfade der Freiheit maßlos vorgeschritten; so erscheint das Weib männlicher Unfertigkeit gegenüber als vollkommener und vermag uns bei der Unklarheit unseres Ideals vor Abwegen zu warnen, indem es uns den reinen Spiegel der Natur vorhält.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

hebt er an in der berühmten Eingangsstrophe, und stellt dann die Unterschiede des männlichen und weiblichen Charakters in scharfen Gegensätzen neben einander; denn er liebte die philosophische Form trotz dem Spotte, den er bald darauf in einem scherzhaften Gedicht über „die Thaten der Philosophen" ausströmte, und hat die logische Contrastirung in mehrern Gedichten um diese Zeit mit Erfolg angewandt. Namentlich auch in dem elegischen Gedichte „Natur und Schule," dem er späterhin die Ueberschrift „der Genius" gab, einem Gedichte, das ihm in jener Zeit, wo er sich in philosophische Fragen vertieft hatte, nach dem „Reich der Schatten" das liebste war. Diese Elegie gibt den Inhalt, daß Instinkt und Wissenschaft in einem Resultate zusammenlaufen, in der Form von Frage und Antwort. Muß ich den nächtlichen Weg der Wissenschaft wandeln? ich will es thun, wenn nur sie zum wahren Frieden führt, wenn der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt — spricht an der Schwelle des Heiligthums der angehende Weisheits-

jünger, dem die Forderung ſchwer eingeht, daß er dem leiſe warnenden Trieb, dem Geſetze, das Natur ihm in den Buſen geprägt, mißtrauen ſolle, bis die Schule auf die ewige Schrift ihr Siegel gedrückt habe. Freund, entgegnet der Dichter, du kennſt doch die goldne Zeit, da das Heilige noch in der Menſchheit gewandelt,

Da ein ſichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu ſehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten geſucht.

Dieſe glückliche Zeit iſt dahin; das Orakel iſt aus dem wilden Geräuſche der Sinne verſchwunden, und nur das myſtiſche Wort der Wiſſenſchaft hütet noch den Zugang zur Gottesſtimme. Haſt du Glücklicher nie den ſchützenden Engel des frommen Inſtinktes verloren und wirſt du ihn nie verlieren, o dann kann die Wiſſenſchaft dich nichts lehren, nur von dir lernen; blind erringſt du, was wir im Lichte verfehlten,

Und dem ſpielenden Kind glückt, was dem Weiſen mißlingt.

Dergleichen wiſſenſchaftliche Vorwürfe hat nie vor oder nach Schiller ein zweiter Dichter mit ſolch poetiſcher Reinheit behandelt; die Gedanken entſtammen der Unterſuchung; aber da ſie durch das Medium der poetiſchen Anſchauung hindurchgegangen ſind, ſo ſchimmert das einfache Licht der Forſchung in den ſchönen harmoniſchen Farben des Regenbogens. Und es war auch nicht blos abſtracter Forſchungstrieb, was ihn ſolchen Fragen zuführte; die Würde der Frauen zu ehren gab die eigene Gattin ihm Anlaß, die Weisheit im Naturtriebe bewundern lehrte ihn der zweijährige Karl, der in der Mutter Schoße ſpielte. Wir ſehen es auch an einigen ſchönen Epigrammen, wie den gemüthreichen Denker der Anblick von Kind und Mutter zu tiefern Betrachtungen gereizt hat. „Das Kind in der Wiege“, „der ſpielende Knabe“, „der philoſophiſche Egoiſt“

sind solche kleine schimmernde Edelsteine. Den unzertrennlichen Bund von Genie und Natur, in denen beiden der göttliche Geist herrscht, der wiederum, wie wir sahen, gleich ist mit dem Geiste der Weisheit, hat aber Schiller nirgends bündiger ausgesprochen als in den Schlußstrophen des Epigrammes Columbus:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Schiller bewegte sich in diesem wie in dem folgenden Jahre mit einer gewissen Vorliebe im elegischen Versmaß, wozu ihm die kurz zuvor gedichteten „römischen Elegien" Göthes einen Anstoß gegeben zu haben scheinen. Ist seinem musicalischen Instinkte diese Versart auch nicht immer rein gelungen, und läßt eine Menge spondeisch gebrauchter Trochäen oder trochäisch angewandter Spondeen ziemlich häufig den Dilettanten in der Metrik erkennen, so klingen die Verse im Ganzen doch anmuthig, und seine Neigung zum Contrast in der Darstellung findet in ihnen den willkommensten Spielraum. Neben dem „Genius" und den Epigrammen sind aus dem Jahre 1795 noch zwei längere Gedichte, die in Distichen melodisch auf- und niedersteigen: „Der Tanz" und die „Elegie", später „der Spaziergang" überschrieben.

Wie kommt Schiller, der nie Tänzer gewesen, auf den Gedanken den Tanz zu besingen? Eben dadurch, daß er kein Tänzer war und doch nicht ungern die Redouten besuchte; da mochte ihn manchmal, wenn er unbeschäftigt in einem Winkel saß, beim Vorüberschweben der Paare die Philosophie beschleichen. Ein verneinender Geist erblickt im Tanz eine Raserei, ein bejahender, aufbauender wie Schiller ein Symbol der Harmonie, die das Weltall bewegt und trotz allen Störungen sich in veränderten Gestalten immer wieder herstellt. Ein besonders glücklicher Kunstgriff ist es, daß er beim Anschauen der

vorübergaukelnden Menge mit dem Blick ein einzelnes liebliches Paar begleitet und an dessen Bewegungen anknüpft, wie der Astronom aus der Unendlichkeit des Fixsternhimmels sich einen Stern auswählt, um an diesem das Gesetz für alle zu finden. Am Schwinden und Wiederauftauchen dieses Paares macht er die Beobachtung, daß sich die drehende Schöpfung ewig zerstört und ewig erzeugt und ein stilles Gesetz das Spiel der Verwandlungen lenkt, daß die Regel bleibt, wenn die Bildungen schwanken, daß mit Herrscherkühnheit unbeirrt der Einzelne wandelt — durch eine mächtige Gottheit des Wohllauts, die die brausende Lust lenkt und die gesetzlose zähmt. Und von dieser Betrachtung erhebt er sich weiter zum Wohllaut der großen Natur, zum begeisternden Takt, den alle Wesen schlagen, zum wirbelnden Tanz, der durch den ewigen Raum leuchtende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen, und richtet an den Menschen die Frage, wie er das Maß, das er im Spiele doch ehre, im Handeln fliehen könne.

An diesem Gedichte haben wir wieder ein Beispiel, an welchem wir die Ursache von Schillers begeisternder Wirksamkeit wahrnehmen mögen. Es ist das Aufsteigen vom Einzelnen, Gleichgiltigen zum Allgemeinen, Bedeutsamen, es ist die geöffnete Perspective aus dem Engbegrenzten ins Unendliche, was den Leser erhebt und wie der Ausspruch eines Propheten mit großen herrlichen Ahnungen füllt, es ist der gezeigte Einblick in die Weltharmonie, der alle Naturen dienen und der Mensch als schaffendes wie als handelndes Wesen eben so huldigt wie die vernunftlosen aber durch die ewige Vernunft bewegten Bildungen der Schöpfung.

Die Krone aller schiller'schen Dichtungen dieses Jahres und eines seiner besten Werke ist der „Spaziergang," ein zweites, nur noch strahlenderes Exempel, wie er an das Unschein-

bare das Bedeutende knüpft und vom Kleinen zum Erhabenen aufsteigt. Er schätzte selbst dieses Gedicht höher als alle seine frühern; denn es habe die meiste poetische Bewegung und schreite dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fort; es warte die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst ab, sondern bringe sie hervor und gefalle den ungleichsten Gemüthern; auch die Freunde stimmten ihm bei, wie namentlich Humboldt, welcher offenherzig gesteht, daß unter allen seinen Gedichten ohne Ausnahme (nemlich bis 1795) dieses ihn am meisten anziehe und sein Innerstes am lebendigsten und höchsten bewege. Der Dichter durchwandelt die im Sonnenschein lachende Flur, freudig angeregt von Linde und Vögeln, Himmel, Gebirg und Wald, von Wiesengrün, Biene und Schmetterling; nach dem sanften Kleinleben umfängt den Weiterschreitenden das Laubdach der Buchen, bis er die freie Höhe erstiegen hat und um sich den Aether, unter sich am grünen Strome das prangende Thal schaut. Da liest er die freundliche Schrift des Gesetzes in den scheidenden Linien der Felder und gewahrt in freiern Windungen die länderverknüpfende Straße und die muntern Dörfer am Strom und Abhang, eine heitere ländliche Idylle. Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwacht! ruft er aus. Aber im Weitergehen ändert sich der Charakter der Landschaft: stolze Pappelgeschlechter ziehen in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher; beleuchtete Kuppeln zeigen die Stadt; näher ist der Mensch an den Menschen gerückt, rascher wälzt sich das Leben und es entbrennt der Kampf der streitenden und vereinigten Kräfte. Da erglüht die Liebe zum Vaterland und die Freude am Verdienste der Ahnen; da regen sich Gewerb und Handel und erblühen Kunst und Wissenschaft; da zerreißt der Mensch die Fesseln des Wahnes. Ach zerrisse er damit nur nicht den Zügel der Scham! Aber wenn

mit der Vernunft die Sinne nach Freiheit rufen, treibt maſtlos der Kahn auf hohen Fluthen; Religion und Wahrheit, Gerechtigkeit und Treue, Unſchuld und Liebe ſind entſchwunden, und der Staat dauert nur als kernloſe Hülle einer Mumie gleich, bis die Natur erwacht und die Noth an das hohle Gebäude rührt und die Menſchheit wie eine Tigerin, die das eiſerne Gitter durchbrochen, aufſteht mit der Wuth des Verbrechens und des Elends und in der Aſche der Stadt die verlorene Natur ſucht.

O ſo öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück.

Den Freien darf der Freie ſich nicht zum bildenden Führer nehmen. Unter dieſer trüben Betrachtung hat der Dichter die höchſte Berghöhe erreicht, wo die wilden Elemente noch bildungslos in ödem Schauer neben einander liegen; aber in das Gefühl der Einſamkeit klingt der tröſtliche Gedanke, daß das Entſetzen bürgerlicher Zerſtörung nur ein ſchweres Traumbild war. Der Traum iſt geſchwunden; er fühlt ſich glücklich am Herzen der Natur, der ewig jungen, unwandelbaren, die in treuen Händen dem Manne bewahrt, was ihr das Kind und der Jüngling vertraut hat, die auf gleichem Mutterſchoße die wechſelnden Alter wiegt und unter demſelben Blau, über dem nemlichen Grün die nahen und fernen Geſchlechter vereinigt wandeln läßt.

Wir ſehen, Schiller hat in dieſer Elegie an die wechſelnden Bilder eines Spaziergangs Betrachtungen über die veränderlichen Zuſtände menſchlicher Kultur geknüpft, wie ſie ihm das Studium der Geſchichte und die an der franzöſiſchen Revolution gemachten Erfahrungen eingegeben, und, wie er überall im Schwanken ein Bleibendes ſucht, an der Natur, der alten Tröſterin und Lehrerin der Menſchheit, eine Stütze gefunden.

Wir erkennen in dieser Wendung der Gedanken einen deutlichen Einfluß seines Umgangs mit Göthe und zugleich eine Ergänzung der Ideen, die er wenige Wochen vorher in „Ideal und Leben“ entwickelt hatte. Das Leben bot des Trostlosen so viel, die glänzenden Hoffnungen auf ein ruhiges Fortschreiten der Menschheit, welche er noch 1789 in den „Künstlern“ ausgesprochen, waren durch die zügellose Ausartung der Revolution so jämmerlich gescheitert; wo ist nun noch ein Halt in dieser Verwirrung für den Edlen, der sich nicht als Beute des Zufalls dahingeben mag? Dort in dem Aether idealer Freiheit, hier an dem Busen der ewig treuen Natur — allerdings nur für den Einzelnen, nicht für die Gesammtheit; den Glauben an eine allgemein siegende Humanität, der noch in den „Künstlern“ waltet, später aber ausdrücklich als Wahn bezeichnet wird, hatte er damals schon aufgegeben.

Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen

bleibt fortan seine wenig erfreuliche, aber kaum widerlegbare Ueberzeugung. So erledigen sich die von Viehoff (II, 182) geäußerten Bedenken über den mangelhaften Abschluß des Gedichtes. Die Herstellung der Natur in der veredelten Menschheit ist freilich nicht angedeutet, weil Schiller selbst nicht mehr an einen ewigen Fortschritt glaubt. Die Menschheit braucht nach seiner Ansicht den eben beschriebenen Cyclus von Veränderungen nicht noch einmal zu durchlaufen; der Fluch der Kultur kann nicht durch abermalige Kultur zum Segen werden. Für die Menschen eines so verdorbenen Staates, sagt er einfach, wäre es am besten, wenn sie weit auseinander zögen, um in der verlassenen Flur sich zu retten, wenn sie von neuem das Landleben wählten. Auf die Höhe des Berges setzt er den Gang fort, um das Gefühl völliger Einsamkeit und mit ihm den Umschlag dieses Gefühls durch

den Gedanken zu gewinnen, daß die Natur nirgends allein lasse. Wenn Viehoff in den V. 205 ff ausgesprochenen Ideen keine befriedigende Lösung findet, so muß man entgegnen, daß wenn die Natur in einer Elegie Gegenstand unserer reinmenschlichen Sehnsucht sein soll, ein anderer Abschluß nicht zu erwarten war. Warum sollen wir uns nach der Natur sehnen, als weil sie bei allem menschlichen Wechsel sich und uns treu bleibt?

Das Gedicht „die Worte des Wahns," aus dem ich so eben eine Belegstelle zur Erläuterung des „Spaziergangs" hergenommen habe, wirft auch ein Licht auf „das verschleierte Bild." Verscherzt sagt er dort, ist dem Menschen des Lebens Frucht,

So lang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.

Und wenn nun dennoch der kecke Jüngling in seinem Wissensdrange den Schleier hob, was mag ihn besinnungslos und bleich an der Statue niedergeworfen, was mag ihm auf ewig die Heiterkeit des Lebens geraubt haben? Offenbar doch der Anblick des Bildes selbst, die Gestalt, in der ihn verzerrt die Wahrheit anstarrte, nemlich das Trug- und Lügenbild der Wahrheit, das ihm statt der göttlichen Urania entgegengrinzt. In der Epistel „Poesie des Lebens," mit welcher Schiller den Uebergang von strenger Wissenschaft zur Dichtkunst machte, stellt er der farbenreichen Welt des Scheines, welche die Poesie des Lebens enthält, die kalte Reflexion gegenüber, vor welcher der Liebesgötter Schar entflieht und der Musen Spiel verstummt. Des Traumes rosenfarbner Schleier, heißt es weiter

Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.

Dieses versteinernde Todtenangesicht, mit welchem die Wahrheit

hinter dem aufgehobenen Schleier hervor den Jüngling anstarrte, ist es, was ihn niederwarf. Worin besteht nun aber seine Schuld? Eben darin, daß er der Unmöglichkeit Trotz bietet, mit seinem irdischen Verstande zur Wahrheit den Zugang erobern will. Jeder Mensch, der sich vermißt den verbotenen Schleier zu rücken, jeder, der die menschliche Erkenntniß, die rein in die Bedingungen des Sinnlichen eingeschlossen ist, mit titantischem Streben zu erweitern sich anstrengt, hat Trübsinn und Lebensüberdruß zum Lohne. Schiller selbst hatte diese unerfreuliche Erfahrung gemacht; denn von früher Jugend an hätte er sich in den Ocean der Spekulation hinausgewagt; glücklicher aber fühlte er sich erst, nachdem er den ungemessenen Drang mit Kant beschränken gelernt hatte. Dem Dichterberufe wieder gegeben, scherzte er nun sogar über die Scheinweisheit der Philosophen, wie in den „Metaphysikern", in den „Weltweisen," und stellt die vorsorgende Weisheit der Natur über menschliche Formeln: bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhalte, übe einstweilen Natur die Mutterpflicht und erhalte das Getriebe durch Hunger und durch Liebe. Er warnt „den jungen Freund, als er sich der Weltweisheit widmete," und stellt ihm die Seelenkämpfe vor Augen, die seiner harren, indem er ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahle. Müde der abstrakten Wissenschaft hat er von neuem sich auf den Pegasus geschwungen, der ihm in der Dienstbarkeit des Brotstudiums hinzustechen drohte, und entschwebt mit ihm, wie in der schönen Erzählung Apoll, am Aetherbogen; und ob er schon wußte, daß bei der Theilung der Welt dem Poeten nichts übrig geblieben, ihm war die hohe Ehre mit Jupiter in seinem Himmel leben zu dürfen, Götterglück für Weltfreuden einzutauchen, ein reicher Ersatz für die geforderte Entsagung. Wenn wir „das verschleierte Bild" mit den beiden andern in leichtem

Humor gehaltenen Erzählungen „Pegasus in der Dienstbarkeit“ und „die Theilung der Erde“ zusammenhalten, wie tritt uns aus jenem der Ueberdruß, aus diesen beiden das sichtliche Behagen entgegen! Glich er doch bei seiner Umkehr zur verlassenen Dichtkunst selbst jenem Kinde, das er in der „Macht des Gesanges“ zur Vergleichung heranführt, dem Kinde, das nach hoffnungslosem Sehnen, nach langer Trennung bitterm Schmerz mit heißen Reuethränen sich ans Herz der Mutter stürzt; er wollte in den getreuen Armen der Natur erwarmen von kalten Regeln; und wenn er auch klagt, daß ihm durch die lange Gewohnheit des Denkens die Unmittelbarkeit beim Schaffen verloren gegangen sei, daß er sich immer selbst belausche und durch Reflexion das freie Walten der Phantasie einenge: es war doch, ihm selber zum Staunen, aus innerster Tiefe wiederum der Gesang gequollen und mit des Donners Ungestüm gekommen, ein Regenstrom aus Felsenrissen, der aus nie entdeckten Quellen hervorströmt.

Diese feierlich prachtvollen Strophen, welche als Anfang des ersten Musenalmanachs die „Macht des Gesanges“ preisen, lassen den Dichter selbst die hohe Gabe verehren, mit welcher eine höhere Hand ihn begnadet hat; sie sind ein Weihelied für seinen wahren Lebensberuf, dem er einmal zurückgegeben, nicht wieder untreu wird, und versetzen den Leser in andächtige Stimmung zur Aufnahme dessen, was ihm der Sänger weiter verkündigen wird, eine eben so passende Vorrede, wie der „Abschied vom Leser“ am Ende der vermischten Gedichte ein würdiges Schlußwort. Mit jungfräulichen Wangen tritt hier seine Muse erröthend vor das Publikum und wünscht sich den Beifall der Guten; ohne Anspruch an die ferne Nachwelt, wollen die Lieder nicht länger leben, als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut, es mit schönern Phantasien umgeben und zu höhern Ge-

fühlen geweiht hat, wie der Lenz mit Blumen, Blüthen und dem muntern Sängerchor der Vögel zu schnell vergänglichem Dasein erwacht, Aug' und Ohr der Menschen zu erfreuen.

Der Lenz entflieht, die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen,

schließt das Gedicht mit einem großen, aber löblichen Irrthum; der Dichter wußte nicht, daß alle seine Blumen bis auf die kleinsten herunter perennirend seien.

Das Jahr 1796 heißt, wie bekannt, das Epigrammenjahr. Die Neigung zur Antithese und die Feinheit, mit der er seine klaren Gedanken zuzuspitzen verstand, endlich sein schlagender Witz bei ziemlicher Reizbarkeit befähigte Schiller ganz vorzüglich für die Gattung des Epigramms, in welcher er so wenig als im Drama unter uns einen wahrhaft ebenbürtigen Genossen hat. Palleske findet es im Gegensatz zu der gangbaren Ansicht höchst wahrscheinlich, daß der Gedanke zu den „Xenien" nicht von Göthe, sondern von Schiller ausgegangen sei, und weist darauf hin, daß er bereits am 30. November gegen Humboldt des Martial erwähne. Und allerdings, die Worte Göthes vom 23. Dez. 1795: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Distichо, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir cultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen" beweisen, daß ihm der Einfall nicht selbst kam. Aber eben so wenig Schillern; sonst hätte Göthe diesem nicht mitgetheilt, daß ihm der Einfall zugekommen sei, Schiller aber noch viel weniger geantwortet: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden;" er hätte sich ja selbst gelobt. So schreibt er auch, als das gemeinsame Unternehmen sich seinem Abschluß näherte, am 31. Juli 1795: „Sie kön-

nen sich von den Xenien nicht ungerner trennen als ich selbst. Außer der Neuheit und interessanten Eigenthümlichkeit der Idee ist der Gedanke ein gewisses Ganzes in Gemeinschaft mit Ihnen auszuführen so reizend für mich gewesen" u. s. w. Auch diesen Lobspruch gebraucht schwerlich ein Autor von der eigenen Idee. Ich denke, der Einfall war gegen Göthe von irgend einem Dritten geäußert worden. Uebrigens kommt auf die Priorität des ersten Gedankens hier gar wenig an, nachdem einmal durch mancherlei Sonderforschungen Schillers Ueberlegenheit, sowohl was Zahl als Gehalt seiner Epigramme betrifft, zweifellos feststeht. Anlaß, Ausführung, Werth, Sinn und Wirkung der Xenien und der damit verbundenen ernsthaften, wohlmeinenden, würdigen und unschuldigen andern Epigramme, die sie zuerst zur Abwechslung und Milderung der strafenden dazwischen schoben, schließlich aber als „Votivtafeln" und unter andern Ueberschriften wieder davon trennten, haben Hoffmeister, Viehoff, Boas, Düntzer und Saupe so eingehend erörtert, daß ich entweder nur Wiederholungen geben oder mich weit in Einzelnheiten verlieren müßte. Höchst lehrreich ist über die Entstehung dieser ironischen Liebesgaben der Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Energisch ergreift ersterer das angeregte Unternehmen, eilt dem Freunde voraus, entdeckt neue Quellen, verknüpft ganze Reihen von Distichen zu kleinern dramatischen Scenen, bindet diese wieder durch Mittelglieder zusammen und bringt schließlich das Ganze in den jetzt vorliegenden losen Zusammenhang, wo der bunte Wechsel die Gedanken und Bilder anregt, und die Witze zwar treffen, aber durch rasche Veränderung sich so weit mildern, daß sie die Unbetheiligten auf der Partei der Angreifer halten.

Man muß die wohlthätige Wirkung aller literarischen

Fehden von der gobsched-bottmer'schen an bis zur Polemik zwischen dem jungen Deutschland und der Romantik bestreiten, wenn man die der Xenien- mit Julian Schmidt läugnen will. Nach Ablauf eines halben Jahrhunderts, wo das öffentliche Urtheil längst bereinigt ist, hat ein Historiker, nachdem sich die Heroen von den Sterblichen längst geschieden haben, es leicht, die Ueberzeugung auszusprechen: „Schiller und Göthe hätten sich wohl ersparen können, nichtigen Menschen den Handschuh hinzuwerfen und sie dadurch gewissermaßen sich ebenbürtig zu machen." Aber waren denn diese wirklich so nichtig, da sie in der Literatur das große Wort führten und bei einer namhaften Anzahl ehrenwerther Leute mit ihren abschätzigen Urtheilen wirklich Glauben fanden? Man ist so geneigt über der Ansicht der Nachwelt von unsren großen Dichtern die ihres eigenen Zeitalters zu vergessen, wo der seichte Menschenverstand sich redselig blähte und aufdringliche Christlichkeit ihr sentimentales Geschwätz erhob, wo die alten Freunde einer bereits abstehenden Epoche die gemüthlichen Jahre der leipziger Poeten als klassisches Zeitalter priesen und eine vorlaute junge Kritik sich bereits mit eingebildeter Genialität der Schule entwachsen wähnte, wo die politischen Leidenschaften in hohen Wogen gingen und die extremen Parteien unsere Prediger für humane Bildung verschmähten. Bei aller Anerkennung in der Nation standen doch die zwei großen Männer ziemlich vereinzelt, von Stimmführern befehdet, von Geistesverwandten wie selbst Herder vernachläßigt und bemäkelt. Was Wunder, wenn ihnen nun auch einmal die Zornader schwoll, wenn sie über ihre Kollegen auf und um den Parnaß statt zu seufzen die Zuchtruthe schwangen, und zwar mit genialem Humor und der unschuldigsten Miene? „Sind doch die Musen keine Scharfrichter, sagt Schiller; aber schenken wollen wir den Herren auch nichts." Mache

ich mir einen Gegner ebenbürtig, wenn ich ihm statt weitläufiger Widerlegung ein stachliges Epigramm entgegenwerfe? Ich dächte, vornehmer kann sich ein Dichter gar nicht rächen. Und wenn nun das große Publikum diesen Plänkeleien zujauchzte und in kürzester Frist die dritte Auflage des Almanachs für 1797 nöthig machte, so läßt sich dessen Beifall schwerlich allein aus seiner Freude an gelehrten Zänkereien erklären; nein es war zugleich das ernste Glaubensbekenntniß Schillers und Göthes in ihren Spottversen enthalten, und Tausende eigneten sich im Wohlgefallen an dieser humoristischen Protestation die Anerkennung der literarischen Führerschaft ihrer Verfasser an. Es ist mehr als Zufall, daß sich Schiller gerade mitten in seiner epigrammatischen Hetzjagd zum erstenmal ernstlich der größten und würdigsten Arbeit seines Lebens, dem „Wallenstein", zuwandte und damit thatsächlich den Grundsatz auszuführen begann, den Göthe nachher in Worten aussprach, daß sie sich fortan nach dem tollen Wagstück bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten. Keine Frage, daß auch ein guter Theil Leser seine Hauptfreude aus dem Skandale sog, daß das Contingent der Liebe von diesen vielfach nur als gleichgiltige Beigabe zu dem des Hasses und Spottes hingenommen wurde; aber die Grundsätze unserer Dichter prägten sich auch solchen Lesern und zwar um so müheloser ein, je lustiger das Gewand aussah, in dem sie sich vorstellten, und so wird denn doch die nachhaltige Wirkung dieser Kobolde nicht gering geschätzt werden dürfen.

Interessant ist es, die Veränderungen mit einem Blicke zu verfolgen, welche das Unternehmen unter den Händen der Dichter annahm. Erst war von Monodistichen auf alle Zeitschriften

die Rede; wenn sie das Hundert voll machen wollten, meint Schiller, würden sie auch über einzelne Werke herfallen müssen; nun steigert sich durch dessen Haß gegen Reichardt der Angriff zur persönlichen Satire. Statt 100 hat er bald 1000 Stück in Aussicht, die er nachher auf 700 ermäßigt. Er entdeckt in dem Gericht, das Homer über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien; eben so auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen; und schlägt vor, am Schlusse noch eine Komödie von Epigrammen zu geben. Bald klagt er, daß es mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch gehe, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken dazu benützen könne, wie bei einer längern Arbeit; bald sendet er einige Dutzend neue Xenien, die seit heut und gestern in einem Raptus entstanden seien. Nun kommt der Gedanke auch allerlei ernsthafte Lebensansichten hinein zu verweben. Die Zahl dieser wohlmeinenden Epigramme schießt so mächtig an, daß man, wie Göthe sich ausdrückt, denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird. Allein die würdigen Distichen stören am meisten, als Schiller mit der Absicht aus dem Vorrath ein Ganzes zu schaffen an die Redaction geht; überall zeigen sich schwer ausfüllbare Lücken; daher setzt er die unschuldigen in den ersten Theil des Almanachs und bringt die lustigen als Xenien an den Schluß; so verlören sie auf einem Haufen beisammen sehr vieles von ihrer Bitterkeit, indem der allgemein herrschende Humor jedes einzelne entschuldige. Unbarmherzig hat er dabei gestrichen, von dem Gericht über die Freier z. B. zu unserem Leidwesen nur das Schlußepigramm übrig gelassen und an das Ende der Sammlung gesetzt, doch auch wieder viel Neues hinzugedichtet, so daß wir am Ende mit Einschluß der einzeln

stehenden 589 Stücke im Musenalmanach von 1797 und unter diesen 414 Xenien erhalten haben.

Wollte ich aus den ernsten Epigrammen Schillers die gediegensten ausheben, wo wäre anzufangen, wo zu endigen? Sie wurzeln alle in dem Mittelpunkte seiner philosophischen Anschauung, und die feine Fassung und der schlagende Ausdruck hat viele derselben zum Gemeingute gemacht. Schon Göthe prophezeit den tiefen Einfluß, den diese Sprüche auf die Nation üben würden, wenn er unterm 17. Aug. von Schillers Votivtafeln schreibt: „Ihre Distichen sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effect machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“ Unter den Xenien ragen durch ihre Schärfe die Angriffe auf den platten Nicolai hervor, an denen Julian Schmidt, ich weiß nicht in welcher grämlichen Laune, den Witz vermißt, ferner die auf Reichardt, den falschen Freund und Verunglimpfer der Horen, auf die Gebrüder Stolberg und Lavater, die christlichen Widersacher, auf die Schlegel, die jugendlich vorlauten Genies, auf Manso, den unberufenen Kritiker, und viele andere. Große Kunst herrscht ferner in der wechselnden Einkleidung, welche ganze Reihen von Distichen zusammenband, wie gleich der Eingang, der Thierkreis, welchen Göthe stets mit Bewunderung las, die Flüsse, vor allem aber die herrliche Reihe der Todtenerscheinungen vom 332sten Xenion bis zum Schluß, der sich durch das Gespräch des Odysseus oder Dichters mit dem Schatten des Hercules-Shakspeare zum Großartigen steigert.

Doch ich muß mit diesen Bemerkungen abbrechen, da

ich hier Eingehendes über Schillers Epigrammenpoesie nicht geben kann. Uebrigens störte ihn diese zersplitternde Thätigkeit nicht wenig im Schaffen größerer Gedichte, indem sie die Gedanken an behaglichem Wachsthum hinderte und miniaturartig in der kleinsten Form zurückhielt. Man hat für die Erscheinung, daß Schiller in diesem Jahre so wenig Lyrisches arbeitete, mancherlei Erklärungsgründe zusammengebracht, als da sind: die Produktivität des vorhergehenden Jahres, die in diesem eine Art Erschöpfung zurückgelassen, eine Ansicht, welche durch die rasche Aufeinanderfolge seiner Dramen nach Vollendung des Wallenstein hinreichend widerlegt wird; die traurigen Schicksale seiner Familie in Schwaben, wo die reichbegabte junge Nannette starb und Luise am Rande des Grabes war, indeß der Vater einem langsamen Tod auf einem sehr schmerzhaften Krankenlager entgegenschmachtete. Die Nachricht von diesen Unglücksfällen drückte schwer auf seine Seele, wie sich aus einem Briefe an Körner vom 23. Mai entnehmen läßt. Indeß hätten sie ihn doch bei seiner mächtigen Willenskraft kaum am Dichten zu hindern vermocht. Die Störungen durch die Versendung und den Druck der neuen Auflagen des Musenalmanachs beginnen nicht vor dem Oktober; und doch gibt er von der ersten poetischen Gabe dieses Jahres, „der Klage der Ceres," Göthe erst am 11. Juni Nachricht, während er in das Studium von „Wilhelm Meister," welches man gleichfalls als Abhaltungsgrund bezeichnet, sich nicht vor dem 26. Juni vertiefen konnte. Was hemmte ihn also nach dem stürmischen Anlauf des vorigen Jahres volle 8 Monate lang irgend etwas Lyrisches zu produziren? Ich bringe erstlich vielfache Zerstreuungen in Anschlag: zweimal im Januar und Februar kommt Göthe auf mehr als 14 Tage nach Jena; vom 23. März bis 20. April logirt Schiller mit Frau bei Göthe in Weimar; er

hat ihm während dessen den „Egmont" für die Bühnendarstellung zugerichtet. Vom 27. April bis Mitte Mai ist Körner mit Familie zu Besuch bei Schiller in Jena und auch Göthe ist herübergekommen. Wie schmelzen da die Arbeitstage zusammen, zumal wenn man auch der Unpäßlichkeit ihr reichliches Theil gibt! Aber abgesehen von dem allen: Schiller hatte kein rechtes Herz für die Lyrik; der Almanach für 1797 sollte mit Epigrammen versorgt werden; wozu sich mit Gedichten quälen, zumal da jenseits des Epigramms eine weit höhere Aufgabe, der „Wallenstein", in Aussicht stand? Und dann, wie ich schon vorhin andeutete, es liegt in der epigrammatischen Poesie etwas ungemein Anstrengendes, Aufreibendes: lauter Themata und Mottos, die um so mehr Inhalt begehren, je knapper und anspruchloser ihre Form ist.

Die schönste Zeit dieses Jahres also, die Blüthen- und Blumenzeit, entlockte ihm die erste lyrische Gabe, die „Klage der Ceres," eine wahre Verklärung des Blumenlebens, ein Gedicht, in welchem man keine versteckten Ideen von Schönheit und Wahrheit, keine Symbolik von Kunst und Künstlern zu suchen hat. Eben so wenig sind die Blumen als Poesien aufzufassen, womit der Trauernde das Grab der geliebten Schwester schmückt. Alle diese Deutungen liegen so fern und die wirkliche Blumenwelt im Junius so nahe, daß ich nicht begreife, warum wir über die farbenreichen Kinder des Lenzes in ein trübes Schattenland dunkler Ideen hinüberschauen sollen. „Dies Produkt, schreibt Körner, beweist mir vorzüglich, daß es Dir nicht an eigentlichem Dichtertalent fehlt. Das Ganze ist poetisch gedacht. Du ließest die Phantasie ruhig wirken und wachtest nur in der Ausführung über die Einheit des Tones." Schiller äußerte häufig gegen Körner Zweifel an seinem Dichtertalent und begründete dieselben durch die Wahrnehmung, daß

ihm beim Schaffen die Reflexion unbequem zur Seite gehe; hier also, sagt Körner, habe sich seine Phantasie frei bewegt, habe den Stoff rein wiedergegeben. Schon diese Bemerkung kann uns ein Fingerzeig sein, daß wir bei dem vorliegenden Gedichte künstliche Allegorie fern halten sollen. Göthen erinnert das Gedicht an verschiedene Versuche, um jene Idee, die Schiller so freundlich aufgenommen und behandelt habe, noch weiter zu begründen. Einige seien ihm auch ganz unvermuthet geglückt, und er habe Anstalt gemacht eine Anzahl Pflanzen im Finstern zu erziehen und alsdann seine Erfahrungen mit denen, die schon bekannt seien, zu vergleichen. Worauf sich diese Aeußerung bezieht, sehen wir aus seiner Farbenlehre, wo es S. 617 ff. heißt: „Man kann die Farben organischer Körper überhaupt als eine höhere chemische Operation ansehen; alle Elementarfarben kommen auf ihrer Oberfläche vor..... Die im Finstern aus Samen erzogenen Pflanzen sind weiß oder ins Gelbe ziehend" u. s. w. Die Idee Göthes, welche Schiller freundlich aufgenommen und behandelt habe, war die Beobachtung, daß alles, was von der Pflanze vom Licht ausgeschlossen ist, sich meistentheils weiß oder mißfarbig, also in der Farbe des Todtenreichs, zeigt. Der ins Innere der Erde entführte organische Keim lebt ein schattenhaftes Dasein; Ceres, die unsterbliche Schöpferin des Grünenden, Blühenden, beklagt die verlorene Tochter, das in die Erde gesenkte Samenkorn, wie schon die Alten deuteten. Aber des Hades Braut sendet mit dem Lenze den farbigen Stamm zum Tageslicht, und Styx und Aether theilen sich gleich in die Pflege der Pflanzen. So verkündet aus des Frühlings jungen Sprossen der holde Mund der Tochter:

Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,

Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

Die Zweitheilung der Pflanze in eine heitere Licht- und eine trübe Schattenhälfte ist also nach dem Mythus der Alten poetisch benutzt zur Symbolisirung des Allebens, welches auch aus seiner Gebundenheit im Erdeninnern fröhliche Keime ans Licht treibt. Diese Symbolik liegt unserem Gedichte nahe; aber der Körper, mit welchem der Geist umkleidet ist, trägt eine wahrhaft göthische Plastik, also daß man mit der klagenden Göttin und Mutter trauert und an ihrem Troste sich mitfreut; dies ist die freie Bewegung der Phantasie, welche Körner rühmt. Wie in den Epigrammen haben sich auch in der reinen Lyrik beide Dichter verschränkt; Schiller ist eingegangen in Göthes naturwissenschaftliches Lieblingsthema von den Farben und stellt die liebliche Sage der Alten im Lichte der Theorie des Freundes dar. — Viehoffs Auffassung, welcher in dem Gedicht eine in mythisches Gewand gekleidete Darstellung der Trauer poetisch gestimmter Gemüther um hingeschiedene geliebte Angehörige sieht und als den Anlaß zur Entstehung desselben den frühen Tod von Schillers geliebter Schwester Nannette betrachten möchte, finde ich zu schwächlich für unsern Dichter, dem sicherlich die aus Leichenhügeln sprossenden Blumen keine Mahnung an den kindischen Gedanken waren, als hätten die Abgeschiedenen noch zärtliches Mitgefühl mit den Lebenden. Das Gedicht entsprang jedenfalls einem Gespräch mit Göthe über die Wirkung des Lichts auf die Pflanzen; sonst würde letzterer seine Idee nicht mit so bestimmten Worten berührt haben.

Aber darin zeigt sich ganz besonders dessen Vortrefflichkeit, daß es zum Aufsuchen einer Symbolik nicht einmal herausfordert und auch den befriedigt, welcher einfach die klagende Göttin anhört. Es ist hier eben so wie mit dem beliebten „Mäd-

chen aus der Fremde," das man bei Gelegenheit des Schillerjubiläums vielfach in lebendem Bilde darstellte, ohne nur nach dessen Deutung zu fragen. In letzterem Gedichte bemerkt Körner gar nichts von des Dichters ehemaliger Manier die Produkte der Phantasie für den Verstand zu würzen, und Schiller gibt es zu, daß er hier und in „Herculanum" seine Manier zu verlassen gesucht habe; und es sei eine gewisse Erweiterung seiner Natur, wenn ihm diese neue Art nicht mißlungen sei. Er hätte getrost die „Klage der Ceres" noch als drittes dazufügen können; die Freundschaft mit Göthe brachte den Ideendichter eben mit jedem Schritte der Natur näher. Auch in Göthes einfachen Liedern liegt zuweilen ein geheimer Sinn; aber er durchdringt sie ganz und unsichtbar dem bloß kindlich blickenden Auge. Ich habe Kinder „das Mädchen aus der Fremde" als Lieblingsgedicht wählen sehen, die sicher keine Ahnung davon hatten, daß das Thal die Erde, die armen Hirten die Menschen, die ersten Lerchen im jungen Jahr die erste Blüthezeit aufkeimender Bildung, das Mädchen die Kunst und insbesondere die Poesie bedeute, welche, höherer Abstammung, durch ihr Erscheinen wie durch ihre Spenden beselige, aber spurlos verschwinde, wenn die Wonnezeit vorüber ist. Freigebig beschenkt sie alle Gäste; aber am liebsten und besten die Liebenden, die Jugend, deren weiches, reines Herz für die Göttergaben am empfänglichsten ist.

Bis zu welchem Grade der Anschaulichkeit die Poesie Schillers sich damals entwickelt hatte, zeigt besonders das beschreibende Gedicht „Pompeji und Herculanum", welches gar nichts mit Ideen zu schaffen hat und seine Wirkung lediglich durch die Unmittelbarkeit des vor uns aufsteigendes Bildes thut. Der Charakter desselben ist höchste Erregtheit, wie sie die ersten Theilnehmer am Auffinden der Todtenstädte befallen haben

mag. Bei jeder neuen Wahrnehmung steigende Verwunderung: Häuser, Gassen, Markt, Theater, Läden, Zimmer mit ihren bemalten Wänden, Geschirre, Geräthschaften, Münzen, Spangen, Schminkfläschchen, Bücherrollen, Griffel und Wachstafeln, ja Hausgötter und Altäre — alles ist da, was Menschenleben verräth. Aber wo bleiben Mimen, Gerichtspersonen, Sklaven, Mädchen, studirende Alte und Priester? O kommt doch ihr Vermißten und stillt die bange Erwartung! Ein elegischer Schluß, den Viehoff wünscht, wäre bei diesem lebhaften Gemälde ganz unpassend. Nicht als ob der Dichter, nach Hoffmeisters Ansicht, das alte Geschlecht und die alte Zeit als neuerstanden bewillkommte, deren Verlust er in den Göttern Griechenlands beweint hatte. Nein, die stummen Zeugen des Lebens liegen so unversehrt und vollständig vor ihm ausgebreitet, daß zu einer Vermuthung, als wären die Menschen unwiederbringlich verschwunden, gar kein Anlaß ist. Beim Anblick jeder neuen Art von Stilleben erneuert sich der Wunsch nach den nur irgendwo abwesenden Bewohnern, und so macht das Gedicht im Ganzen den Eindruck des Spannenden. Hätte Schiller über beide Städte eine Elegie schreiben wollen, so hätte er den muntern Ton, der durch die Beschreibung geht, gar nicht angeschlagen.

Die wenigen Gedichte dieses Jahres — es sind in allem nur 5 — weisen meist vorwärts auf seine Balladenpoesie; so auch „der Besuch" (nachher „Dithyrambe"): die Götter erscheinen beim Dichter; aber er, der Erdensohn, vermag sie nicht zu bewirthen; so heben sie ihn auf sein Bitten zum Olymp empor und reichen ihm die Schale mit Nektar, daß er sich mit beruhigtem Herzen und hellem Auge einer der Ihrigen zu sein dünkt. Das kleine runde Gedicht ist ein Seitenstück zum „Mädchen aus der Fremde"; letzteres faßt den Hauptgedanken der

„Künstler" von den Segnungen, welche die Kunst über das Menschengeschlecht brachte, ersteres den von „Ideal und Leben", von dem Glücke des Dichters, welches er in der „Theilung der Erde" komisch ausgeführt, in den kleinsten Rahmen ein, und beide verstecken ihren didaktischen Inhalt so vollständig, daß der Unbefangene gar keinen verborgen wähnt. Nur das Gedicht „die Geschlechter", W. v. Humboldts Lieblingsstück, legt reflektirend und antithetisch in des Dichters früherer Weise seinen vollen Gehalt dar, gleichsam ein Nachtrag zum Almanach von 1796, wiewohl auch hier sich das Fliehen und Suchen von Jüngling und Jungfrau in eine Geschichte kleidet. Die lärmende Jagd verstummt, das Tosen des rauschenden Tags verhallt, die Sterne sinken leise herab u. s. w.

Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beuget zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling;
Ach der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.

Mit diesen wenigen größern Gedichten von Schillers Hand ausgestattet machte der Xenienalmanach seine geräuschvolle Reise durch Deutschland. „Die Xenien verkauften die tabulas votivas und was sonst Gutes und Ernsthaftes in dem Büchlein stand; das Ernsthafte wurde mißachtet, die Xenien verschlungen, obwohl als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit von dem Publikum verdammt. Ihre Wirkung aber bleibt unberechenbar," schreibt Göthe in den Annalen. — Nun zog sich über die frechen Dichter allseitig das Gewitter zusammen; erst grollte es dumpf aus der Ferne, bald aber sauste Sturm und hagelten Schlossen mit Platzregen; Voas hat im zweiten Bande seines „Xenienkampfes" die ganze Flut von Gegenschriften, eine ergötz-

liche Lektüre, zusammengebracht. Aber die Pfeile der Feinde prallten ab am Außenwerke der unzugänglichen Burg, in welcher die beiden Männer wohnten, denen es nur immer Ernst um sich und um die Sachen war. Schiller lebte in „Wallenstein," Göthe in „Hermann und Dorothea", und beide hatten ihren Spaß am ohnmächtigen Toben des Pygmäenvolks. Bis in den Frühling des Jahres 1797 setzten die mordbrennerischen Füchse in Unruhe; noch am 16. Mai berichtet Schiller von einem Aufsatz gegen die Xenien, den er in den „Annalen der leidenden Menschheit" gelesen hatte. Und wie denn die Menge nach Pikantem lieber als nach solider Nahrung hascht, so wurde vom neuen Almanach, wie Göthe am 25. Sept. schreibt, nichts so sehnlich gewünscht als wieder eine Ladung Xenien.

Schiller wundert sich nicht über solche Erwartung. „Es mag wohl wahr sein, entgegnet er, daß uns die wenigsten Leser die Enthaltung von xenialischen Dingen danken; denn wer auch selbst getroffen war, freute sich doch auch, daß des Nachbars Haus brannte." Die Dichter aber brachten Balladen, von Schiller den „Taucher", den „Handschuh", den „Ring des Polykrates", den „Ritter Toggenburg", die „Kraniche des Ibykus", den „Gang nach dem Eisenhammer", sämmtlich entstanden vom Anfang Juni bis in die zweite Hälfte des Septembers. „Hermann und Dorothea" und „Wallenstein" hatten vielfache Verhandlungen über Epos und Tragödie herbeigeführt; Göthe hatte so manche Stoffe zu kleinern erzählenden Gedichten lange mit sich herumgetragen, und nachdem er sich endlich an die Ausführung gemacht, Schillers „grenzenlose Thätigkeit" zum Wetteifer angeregt, dessen Stücke populärer geworden sind als die Balladen irgend eines andern Dichters. Unter den Deutschen hatten beide an dem einzigen Bürger einen Vorgänger; dieser aber war durch seinen burschikosen Ton, den er fälschlicher Weise

für volksthümlich ansah, hinter den Anforderungen der geläuterten Kunst zurückgeblieben. Schillers Art der Erzählung entsprach so vollkommen dem gebildetem Geschmack, daß seine sämmtlichen Balladen sich namentlich bei der studirenden Jugend in Fleisch und Blut verwandelten und auch Dichter zweiten Ranges zu ähnlichen Versuchen ermunterten. Da sie sich besser als jedes andere Gedicht zur Deklamation eignen und auch stofflich ansprechen, so benutzt man sie seit länger als einem halben Jahrhunderte zu Gedächtnißübungen in Schulen und lehrt daran Knaben und Jünglingen einen würdigen Vortrag.

Wenn Körners Bemerkung im allgemeinen ihre Richtigkeit hat, daß man in Schiller mehr den Redner höre, in Göthe mehr den Dichter, so gilt sie vor allem von dieser Nebengattung der epischen Dichtkunst; genauer noch wäre vielleicht der Unterschied in Bezug auf ihre beiderseitigen Balladen der, daß man bei Schiller mehr den Dramatiker erkenne, bei Göthe den Lyriker. Arabeskenartig schlingt sich bei letzterem leicht und graziös das Beiwerk um den Gedanken, der oft mit bewegender Kraft plötzlich und überraschend hervorspringt, während Schiller die Nebenumstände mit gleicher Sorgfalt, mit gleichem Pathos ausmalt und die Handlung in Scene setzt. Durch diese frische und sorgfältige Malerei der Verhältnisse fesselt er die Aufmerksamkeit und gewinnt die Hörer und Leser, indeß Göthe der musikalischen Stimmung dient. Nun hatte Schiller durch energisches Ringen nach plastischer Darstellung und durch ernste Beschäftigung mit seinem Drama, namentlich durch Ausführung von „Wallensteins Lager," sich vollkommen zu göthischer Anschaulichkeit hindurchgerungen; so gelingen ihm seine kunstvollen Beschreibungen in einer Weise, wie keinem zweiten Dichter. Ich brauche hier nicht ins Einzelne zu gehen und die Schilderung des Strudels und der

Meerestiefe im „Taucher“ oder des gottesdienstlichen Rituals und der Esse im „Eisenhammer“ zu zergliedern. Jedermann springen diese Dinge bei der leisesten Andeutung von selbst ins Gedächtniß. — Nun macht freilich Julian Schmidt von seinem kritischen Thron herab wieder die Bemerkung, man werde in den meisten Fällen schwer nachweisen können, wie diese Schilderung mit der Tendenz des Ganzen zusammenhänge. Fast in jeder dieser Balladen fänden wir zwei Elemente, die zusammengeschweißt, aber nicht organisch auseinander hervorgegangen seien. „Organisch“ ist ein Modewort, mit welchem sich nicht immer ein scharfer Begriff verbindet. Soll der ausgesprochene Tadel etwa heißen: Schiller habe in seinen Erzählungen Dinge weitläufig vorgetragen, die nicht zur Sache gehören? Wenn er z. B. die Schrecknisse der Tiefe malt, so erhöht dies das Staunen des umherstehenden Volkes über das Gelingen des Unternehmens und die Vorstellung vom Muthe des Jünglings und von der Angst der Königstochter beim Wiederholen des Wagnisses; und wenn er Fridolins Ministrantendienst schildert, so ist das ein retardirendes Moment in der Erzählung, welchem mit nichten ein ironischer Zug anhängt. Es lag dem Dichter daran, seinen edlen Knecht zurückzuhalten, bis Robert in die Esse geworfen ist; das Hemmniß aber wird nur durch breitere Schilderung anschaulich. So ergibt sich mühelos für alle scheinbaren Weitläufigkeiten ein ausreichender Beweggrund, wenn man anders dem großen Dichter in seiner Werkstätte liebevoll zusehen mag.

Ein bemerkenswerther Unterschied zwischen den Balladen beider Dichter liegt auch schon in den gewählten Stoffen. Göthe zieht das Geisterhafte, Gespenstische, Unfaßbare vor und nähert sich damit den nordischen Naturſängern; Schiller greift nach dem Geschichtlichen, jedenfalls Möglichen, wenn auch Sel-

tenen, und begnügt sich sogar wie im „Handschuh“ mit der bloßen Anekdote. Antikes aber wie Mittelalterliches ergreift er mit gleicher Liebe und schreibt mitten heraus aus den Vorstellungen des jeweiligen Zeitalters. Darum möchte ich die einfache Ausführung der uns fremdartigen Idee vom Neide der Götter, wie sie der „Ring des Polykrates“ gibt, keineswegs tadeln oder sagen, sie werde uns gewissermaßen aufgedrungen. Der Dichter führt eben eine Erzählung Herodots aus; sollte er etwa die Leser warnen und sagen, daß dieser Griechenglaube bei Leibe nicht christlich sei? Eine gründliche Vergleichung Schillers als Balladen- oder, wie er will, Romanzendichter mit dem dritten ebenbürtigen Poeten in der episch-lyrischen Gattung mit Uhland hat neulich Julius Schwenda*) angestellt, die sich von dem Unterschiede des Stofflichen und der allgemeinen Anschauung bis auf die formelle Technik, Wortbildung, Wortstellung und Wortfiguren, Satzbau, Satzstellung und Satzanfänge verbreitet und beiden ihre wohlverdiente Ehre gibt. Von gleichem Interesse wäre eine genaue Zusammenstellung der schiller'schen Balladen mit den göthischen. Schade, daß Göthe seine „Kraniche des Ibycus“ nicht ausgeführt hat, wiewohl er freilich dem Gedichte des Freundes durch liberale Mittheilung verschiedener Rathschläge aus dem eigenen Entwurfe ungemein nützte. Der Stoff gehörte ursprünglich Göthe an; als aber Schillers Bearbeitung der seinigen zuvorkam und mit dem Eumenidenchor ein sehr wirksames Motiv in die Darstellung verwebt hatte, das ihn ungemein ansprach, unterließ er die eigene Bearbeitung und gab Schillern brauchbare Verbesserungen an die Hand, die dieser bis auf einen Punkt, die Auffindung des Mörders, gewissenhaft benützte. Der Briefwechsel gibt über

*) Schiller und Uhland, eine Dichterparallele, Wien 1859.

diese Dinge lehrreiche Einzelnheiten und mit ihnen den Nachweis, mit welch sorgsamer Ueberlegung beide Dichter selbst in Ausarbeitung solcher Dichtungen zu verfahren pflegten, denen sie, wie der Ballade, nur einen untergeordneten Werth beimaßen.

Wie nahe sich damals beide standen, zeigt Körners Unsicherheit über den Verfasser des eben genannten Gedichtes. „Ich wollte, schreibt er, fast mehr auf Dich, als auf Göthe rathen. Deine Manier finde ich besonders in der Beschreibung des tragischen Chors. Dagegen ist die Versifikation mehr Göthe als Dir ähnlich." Nun hatte aber Göthe wol zum Plan seinen ergiebigen Beitrag, aber keine Zeile zu den Versen gegeben.

Göthe fand sich von sämmtlichen Balladen Schillers gleich angesprochen; nicht also die beiden andern Mitglieder des kritischen Triumvirates, auf deren Urtheil Schiller einen Werth legte, Körner und Humboldt. Letzterer konnte Fridolins nordischer Frömmigkeit keinen Geschmack abgewinnen, während für Körner der „Gang nach dem Eisenhammer" einen besondern Reiz durch den Ton der christlich-katholisch-altdeutschen Frömmigkeit hatte. Die Ausmalung griechischen Lebens bestach Humboldt für die „Kraniche," die für Körner im Ganzen wie der „Ring des Polykrates" etwas Trockenes hatten, weil die Einheit ein abstrakter Begriff, nemlich die Rache des Schicksals, sei. Man sieht, nicht einmal die Erleuchtetsten waren frei von Vorurtheilen, sei es des religiösen oder des ästhetischen Standpunktes. Aber der produktive Geist wandelte unbeirrt auch auf diesem Gebiete weiter die eignen wohlbewußten Pfade.

Ueber den „Ritter Toggenburg" sind hinsichtlich der vortrefflichen Form alle Urtheile im Einklang; doch ist die Empfindung, sagt Schmidt, schwächlich und geziert. Dieser Tadel trifft den Dichter nicht, sondern den phantastischen Geist des

Mittelalters, wo ähnliche Auswüchse wie in Schillers Ballade nicht eben unerhört waren. Ein Held im Kampf, ein schmachtender Träumer in der Liebe bildeten keineswegs unvereinbare Gegensätze. Wenn nun ein sonst männlicher Dichter, seinem universellen Triebe folgend, sich einmal einen derartigen Stoff wählt und diesem die entsprechende Behandlung gibt, verdient er deshalb ein verwerfendes Urtheil? —

Wie sicher Schiller damals in Behandlung seiner Stoffe nach Göthes Vorbilde den Weg der Einfachheit wandelte, beweisen die einigen Lehrgedichte desselben Jahres, die er theils in den Almanach theils in die Horen aufnahm. Die leiseste Spur von der alten abstrakten Denkart ist verwischt; auf lustiger grüner Deke blühen wie anspruchlose Feldblumen jene Gedanken, die mit ihren Wurzeln in den tiefen Boden der Philosophie hinabreichen, und stehen für das gemeine Bewußtsein da wie ewige Grundsätze, wie Pfeiler, die dem Leben sichere Stützpunkte, die dem Denken und Handeln mehr Halt geben, als weitläufige Bücher der Philosophen.

Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft

warnt vor Vielwisserei und mahnt zur Vertiefung;

Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen

schützt vor einseitiger Verstandesbildung;

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren

gibt den Trost unvertilgbarer Menschenwürde;

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben

sichert den Werth der Sittlichkeit;

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke

knüpft das Menschengeschlecht an die Gottheit an, welche zu

ahnen sein höchstes Vorrecht ist. Solche Postulate der praktischen Vernunft pflanzte Schiller in die Seele seines Volkes durch jene spruchartigen Lieder weit fester ein, als der Weise von Königsberg, dem sie den Ursprung danken. Auch die Unsterblichkeit reiht sich an diese Begriffe, die die Weltweisen mit dem Gemüthe festhielten, weil im Reiche des Verstandes dafür wenig Raum war. Schiller führt sie unter dem Titel der „Hoffnung" in den menschlichen Denkkreis ein:

Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf

und gibt dieser Ansicht Realität, in so weit es auf einem so dunklen Gebiete möglich ist, durch den Glauben an die Uebereinstimmung der Natur mit unserer innersten Gedankenwelt.

Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Von der metrischen Form dieser volksthümlichen Sprüche hat Schiller schon vorher im „Reiterliede" zu Wallensteins Lager Gebrauch gemacht, und sicherlich verdankt dieses Lied seine Popularität zum Theil dem energischen Charakter seines Sylbenmaßes. Dieses und das „Räuberlied" haben wol unter Schillers Liedern sich den weitesten Kreis von Freunden gewonnen.

Neben einem Hochzeitgedicht an „Demoiselle Slevoigt" zählt das Jahr 1797 noch drei andere lyrische Gedichte: die „Nadoweſtische Todtenklage", zu welcher ihn die Lektüre einer Reisebeschreibung anregte, das „Geheimniß" und die „Begegnung." Göthe urtheilt über ersteres mit gewohnter Freiheit des Blickes also: „Das Todtenlied hat seinen ächten realistisch-humoristischen Charakter, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, so wie es verdienstlich

ist, den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern." Humboldts griechischer Sinn dagegen fand ein Grauen daran; Körner tadelte es nicht eben, aber er meinte, „eigentlich könne er doch seine Zeit besser anwenden." So verlor Schiller die Lust, und statt des halben Dutzends ähnlicher Lieder, die er zu schreiben beabsichtigt hatte, blieb es bei dem einzigen. Mit Recht macht Göthe bei Eckermann darauf aufmerksam, wie gut Schiller das Objektive zu fassen gewußt habe, wenn es ihm als Ueberlieferung vor Augen kam. Man kann zu dieser Bemerkung noch hinzusetzen, daß er seine Fähigkeit damals so weit gesteigert hatte, auch aus der bloßen Phantasie ein Objektives zu schaffen, wovon außer den Schilderungen in seinen Balladen namentlich Wallensteins Lager ein sprechendes Zeugniß gibt.

Den beiden andern Liedern liegen erdichtete Situationen Liebender zu Grunde. Das „Geheimniß" malt das Glück zweier Liebenden, die dem neidischen Blicke der Lauscher unter das Laubdach eines Buchenhaines entflohen sind; ein einfacher Vorwurf und doch zum Bedeutsamen erhöht, weil der Dichter in der Ausführung das Besondere ins Allgemeine hinübergespielt hat:

Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute nur wird es erhascht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunst überrascht.

Die „Begegnung" beschreibt das Entzücken eines Sängers, der zu einer hohen Frau, geblendet von ihrer Schönheit, den Blick kaum aufzuschlagen wagt und übermannt vom Gefühle sein Entzücken im Saitenspiel ausströmt, wie es die unbewachte Regung des Herzens ihm eingibt, worauf sie dem Armen süßen Lohn verheißt, weil der schönste Schatz dem Herzen angehört, das ihn erwiedern und empfinden kann. Was Schiller zur

Bearbeitung dieser zwei Stoffe Anlaß gegeben, läßt sich schwerlich mehr aufspüren.

Die 2000 Exemplare starke Auflage des Almanachs für 1798 war schon um die Mitte des Dezembers 1797 bis auf 200 vergriffen; Schiller freut sich des Triumphes über die Neider, die das Glück des vorigen Jahrgangs bloß den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben hatten. Zu einer zweiten Auflage, die er damals hoffte, kam es indeß nicht, und je angestrengter er an der Vollendung des Wallenstein fortarbeitete, desto lästiger fiel ihm die Rückkehr der Monate, die ihn nöthigten ernstlich an den Musenalmanach von 1799 zu gehen. Am 25. Juni hat er den Wallenstein aus der Hand gelegt und will sehen, ob der lyrische Geist ihn anwandelt. Aber erst im zweiten Drittel des Juli scheint es zu einer lyrischen Stimmung kommen zu wollen. Dabei hat er bemerkt, daß diese unter allen dem Willen am wenigsten gehorcht, weil sie gleichsam körperlos ist und wegen Ermanglung eines materiellen Anhalts nur im Gemüthe sich gründet. Es war der innere Verdruß aus seinem besten Arbeiten gerissen zu sein, was ihm die Stimmung versagte und die Fortsetzung des Almanachs selbst über das Jahr 1800 hinaus widerrieth, wobei er jedoch, seine innere Abneigung vor sich und Freund Körner zu rechtfertigen, das Publikum gegen lyrische Poesie ungerechterweise der Kälte zieh. Schiller fühlte, daß er seine Kraft um so nöthiger auf das Drama concentriren mußte, je öfter der gebrechliche Körper auch dem starken Willen den Dienst versagte. So hatte er auch die „Horen," welche dem Verleger in der letzten Zeit nur die Kosten deckten, mit dem 12. Hefte des Jahres 1797 aus Mangel an verläßigen Mitarbeitern ruhig entschlafen lassen.

Unter diesen Umständen brachte der neue Almanach von ihm nur 6 Gedichte verschiedensten Inhaltes. Man sieht, wie

er sich gewaltsam bald in die eine, bald in die andere der ihm geläufigen Formen warf. Am nächsten lag ihm seine frühere Ideendichtung. Würden Sie es schicklich finden, einen Hymnus in Distichen zu verfertigen oder ein in Distichen verfertigtes Gedicht, worin ein gewisser hymnischer Schwung ist, einen Hymnus zu nennen? fragt er am 20. Juli bei Göthe an und meint damit das köstliche kleine Lehrgedicht, welches er dann „das Glück" überschrieb, und das auch Körner als einen Hymnus bezeichnete. Nur ein Mensch von Schillers sittlicher Größe ist allerdings im Stande sich mit ihm in den Preis des Glücks zu versenken, das ob seiner Blindheit von allen gescholten und meist kaum von denen dankbar anerkannt wird, die an dem Gang ihres Lebens seine Gunst erfahren haben. Jeder, an dem es vorübergeht, tadelt seine Ungerechtigkeit, und der, dem es hold ist, möchte seine Gnaden lieber dem eignen Verdienste danken. Aber der Dichter preist im Glück eine freie Gabe der Götter, die ihren Liebling von der Geburt an beseligen, die der grünenden Jugend lockige Scheitel lieben, die sich der Einfalt kindliche Seele erwählen und mit Eigenwillen dem Haupt, das ihnen gefällt, jetzt den Lorbeer und jetzt die herrschaftgebende Binde flechten. Nicht wird der Mann dadurch in seinem Werthe verkürzt, daß ihm die besondere Gnade der Unsterblichen geworben; nicht wird die Schönheit dadurch gemindert, daß sie verdienstlos ist.

Laß sie die Glückliche sein; du schaust sie, du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.

Im Handel und Wandel herrsche das Recht, und der Lohn messe sich streng nach der Mühe; aber der Beglückte wird es nur durch ein Wunder: der siegreiche Held, der göttliche Sänger, die irdische Venus. Neide sie nicht um ihren Vorzug; freue dich der Gaben, die sie dir vom Himmel bringen! Wer hat

je größer vom Glücke gedacht und erhabener gesungen? — An dieses Lehrgedicht reihten sich erst im August, nachdem der Almanach bereits im Drucke war, zwei Balladen: der „Kampf mit dem Drachen," aus derselben Quelle geschöpft, aus welcher der Plan zu seinen Malteſern floß, und die „Bürgschaft," zu der er mit freierfundener Vermehrung der Hindernisse den Stoff aus Hyginus nahm. Mit Recht hat Göthe den Durst getadelt, da der aus den Strom Gerettete noch ganz nasse Kleider haben mag; im übrigen ist gerade diese Ballade ein Lieblingsgedicht der Jugend, weil es die Freundestreue preist, für welche Knaben und Jünglinge schwärmen. Nach Julian Schmidt ist es eine lebhafte Erzählung ohne höhern poetischen Werth. Das Warum? bleibt er schuldig. Der Hauptwerth einer Ballade liegt doch erstens in der Erzählung und zweitens im Interesse, welches der Stoff einflößt. Sollte denn nun der Inhalt der „Bürgschaft," daß zwei Freunde sich bis zum Tode aufopfernd und treugesinnt sind, ganz werthlos, und sollte der am Schluß ausgesprochene Gedanke, daß solche Probe von Freundestreue selbst den ungläubigen Hohn eines Dionysius brechen kann, völlig unpoetisch sein? — Schiller dichtete seine Balladen mit voller Ueberlegung und Erwägung der Mittel, die ihm die Technik an die Hand gab. „Daß die Balladen Glück machen, schreibt er an Körner, ist mir besonders lieb. Glaube nicht, daß ich diese Gattung so leger traktire; sie wird mir leicht, weil ich darüber klar bin, und in keiner, möcht' ich sagen, bin ich mir der freien Kunstthätigkeit so deutlich bewußt."

Der freien Kunstthätigkeit steht die unmittelbar wirkende Phantasie gegenüber, deren Walten Körner in des „Mädchens Klage" zu rühmen weiß. „Jetzt hast du mehr Schonung für deine Phantasie, auch wenn dir ihre Produkte für den Geist nicht reichhaltig genug scheinen. Und dafür lohnt sie dich.

Was du tief gefühlt haſt, geht rein und einfach aus dir hervor, und alle Kräfte der Poeſie vereinigen ſich zur höchſten Wirkung.“ Ein einfacher Stoff: das Mägdlein ſitzt am Ufer des rauſchenden Stromes und ruft die Heilige an, ſie von hinnen zu nehmen, weil der Tod ihr den Geliebten genommen. Sie hat das irdiſche Glück genoſſen, hat gelebt und geliebet. Die Klage wecket die Todten nicht auf, ſpricht die göttliche Stimme, und die Thräne rinnt vergebens; aber ſprich einen Wunſch aus, dein Herz zu tröſten und zu heilen; ich will ihn dir gewähren.

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Die Klage ſie wecke
Die Todten nicht auf!
Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“

Ein anderes Trauerlied eines Liebenden, „Elegie an Emma,“ nimmt ſeinen Stoff von der Untreue der Geliebten. Es iſt mehr reflektirender Natur, ſtille Betrachtung eines Reſignirten, als wogende Leidenſchaft; das vergangene Glück liegt ihm weit in nebelgrauer Ferne, und wenn an einem einzigen ſchönen Sterne noch der Blick mit Liebe weilt, ſo iſt es nur ein Schein der Nacht. Tröſtlicher wäre noch der Tod der Geliebten, als daß ſie lebt, und nicht ſeiner Liebe. Der innere Unterſchied beider Lieder ſpiegelt ſich ſchon in der Versart, dort mächtige Bewegung, hier ſchmerzlich ruhige Gelaſſenheit.

Am 7. Sept. ſchreibt Schiller an Göthe: Für den Almanach habe ich mein Geſchäft geſchloſſen; das letzte Gedicht bringe ich mit. Es war das „Bürgerlied“ oder „eleuſiſche Feſt,“ wie er es ſpäter nannte, das er an eben dieſem Tage vollendet hatte, eine Art Feſtgeſang, welcher die Anfänge des ge-

sitteten Menschenlebens auf den Ackerbau zurückführt, ein kulturhistorisches Gedicht wie die Künstler, aber viel durchsichtiger und auch dem materiellen Gehalte nach wahrer und der natürlichen Entwicklung der Menschheit entsprechender. Ein Chor atheniſcher Bürger zieht mit Aehren und Kornblumen geſchmückt nach Eleuſis und ſtellt ſymboliſch den Einzug der Ceres, der Stifterin des Ackerbaues, dar. In den leichten Daktylen des Anfangs malt ſich die Feſtfreude, die zwölf folgenden trochäiſchen Strophen ſchildern den unſeligen Zuſtand der ſchweifenden Menſchheit und das Mitleid der Göttin, als ſie beim Suchen der Tochter ſtatt der urſprünglichen Gottähnlichkeit ein verthiertes Geſchlecht trifft. Ihr Mutterſchmerz lehrt ihr Erbarmen für fremdes Unglück; ſie beſchließt dem Menſchen ſeine Würde wieder zu geben, indem ſie ihn lehrt an die mütterliche Erde ſich anzuſchließen. Plötzlich erſcheint ſie der Schar der Wilden, die eben beim Siegesmahl die blutgefüllte Schale der Göttin bieten. Aber ſchaudernd wendet ſie ſich ab von dem unwürdigen Opfer, weiſt ſie hin auf das reine Opfer der Feldfrüchte, läßt aus dem in den Boden geſenkten Kern einen goldnen Aehrenwald erſtehen, ſegnet die Erde, flicht die erſte Garbe und legt ſie auf den zum Altare gewählten Feldſtein; Zeus aber entzündet auf ihr Flehen mit dem Blitze das Opfer zum Zeichen, daß es ihm angenehm ſei. Muntere Daktylen verkünden die augenblickliche Wirkung des Wunders. Vom erſten Gefühle der Menſchlichkeit übermannt werfen die Rohen ihre blutigen Waffen von ſich und werden empfänglich für die Lehren der Göttin. Und nun ſchildern abermals zwölf trochäiſche Strophen in mythologiſcher Einkleidung das allmähliche Entſtehen bürgerlicher Geſittung: Themis vertheilt ihnen das Land, Vulkan ſchmiedet den Pflug, Minerva baut im Vereine mit den andern Gottheiten Mauern und Stadt, und ſchon erglänzen die feſtgeſchmück-

ten Tempel — da naht mit dem Myrthenkranz die Königin der Götter und stiftet, den schönsten Hirten zur schönsten Hirtin führend, die Ehe; Venus selbst schmückt das erste Paar, alle Götter bringen reiche Geschenke den Vermählten und führen die neuen Bürger durch die Thore ein, wo Ceres als Priesterin am Altare des Zeus die bedeutungsvolle Lehre gibt: „Freiheit ist nur für Thiere und für Götter, denen die Natur selbst die gemessenen Bahnen weist; der Mensch aber, der zwischen Beiden in der Mitte steht, reihe sich an den Menschen; denn er kann nur frei und mächtig sein durch seine Sitte.“ Dies ist eine von den Grundüberzeugungen Schillers, der in ganz anderem Sinn, als viele meinen, ein Sänger der Freiheit war. Die dritte daktylische Strophe am Schluß des Ganzen schlingt um diese Betrachtungen den Kranz der Fröhlichkeit zusammen und preist nach Wiederholung des Anfangs die beglückende Mutter der Welt, die uns die süße Heimat gab.

Körners Urtheil, daß das Bürgerlied einem kleinen Publikum gewiß äußerst schätzbar, aber nicht von so allgemeiner Wirkung sei, weil das fremde Costüm ihm die Popularität nehme, und Schillers Ausruf als Antwort auf diese Bemerkung: Der Teufel mache etwas Poetisches aus dem unpoetischsten aller Stoffe! hat sich nicht bewährt. Das eleusische Fest ist gerade zu einem unserer Lieblingsgedichte geworden. Jene Ansicht des Freundes gründete sich auch sicherlich nur auf den Titel „Bürgerlied,“ der eine ihm fremdliegende Absicht des Dichters zu verrathen schien, als hätte er damit ein Volkslied schaffen wollen, indeß er lediglich einer historischen Betrachtung über die Entstehung humaner Zustände durch Einkleidung in eine mythologische Sage poetisches Leben gab. Schiller selbst war, denke ich, mit seinem Gedichte besser zufrieden, als jener Ausruf zu verrathen schien, und fühlte

sich etwas verletzt durch den Tadel des Freundes; denn unmittelbar darauf schreibt er an Göthe: „Ueber den Almanach habe ich noch wenig vernommen. Von Körnern . . . habe ich vorläufig nur gehört, was ihm am besten gefallen. Diese Art, oder Unart, aus Werken einer bestimmten poetischen Stimmung sich eines auszusuchen und ihm wie einem besser schmeckenden Apfel den Vorzug zu geben, ist mir immer fatal . . . Das Gefühl sollte gegen jedes besondere Werk einer besondern Stimmung gerechter sein, und gewöhnlich sind hinter solchen Urtheilen doch nur Sperlingskritiken versteckt." — Zum Schluß flickte er noch, wie er sich ausdrückt, den „Prolog zum Wallenstein" an den Almanach an, die Zahl seiner Beiträge zu vermehren und dem Prolog mehr Verbreitung zu geben. Er und Göthe hielten ihn für das Beste im Almanach.

Und nun, nachdem er das unangenehme Geschäft von Redaktion, Druck und Versendung des Büchleins im Oktober hinter sich gebracht, warf er sich mit ungetheilter Kraft auf den Abschluß seiner größten dramatischen Dichtung.

Wallenstein war beendigt, und sein glänzender Erfolg trieb unaufhaltsam weiter auf der dramatischen Bahn; rasch gestaltete sich Plan und Ausführung von „Maria Stuart." Als daher die Zeit heranrückte, in welcher der letzte Musenalmach gedruckt werden sollte, vernehmen wir wieder die alte Klage vom Mangel an lyrischer Stimmung. „Etwas werde ich wohl für den Almanach geben müssen, um Cotta mein Wort zu halten, wenn auch die Glocke dran müßte," schreibt er am 12. Aug. an Göthe, der ihm diesmal, um bei unproduktiver Stimmung doch etwas zu leisten, die Redaktion abgenommen hatte, mit einem eigenen Beitrag aber im Reste blieb. Schon ist der erste Bogen unter der Presse; Schiller weiß noch immer keinen Rath; wenn er den zweiten Akt fertig habe, werde er ernstlich an diese

Sache denken. Nach vergeblichem Bemühen in eine lyrische Stimmung zu kommen beginnt er den dritten Akt. Das einzige Mittel ihn jetzt von der „Maria" weg und zu einer lyrischen Arbeit zu bringen ist, daß er sich mit einer achttägigen Reise nach Rudolstadt eine äußere Zerstreuung macht. Am 4. Sept. reist er ab; die lyrische Stimmung bleibt auch da aus, und schon hat er sich entschlossen den diesjährigen Beitrag ganz aufzugeben; da greift er doch ernstlich zum Glockengießerlied und endet es bis zum 30. Sept. Außer diesem bringt er noch drei andere Gedichte fertig: „Die Erwartung," „die Worte des Wahns" und „Nänie."

Merkwürdigerweise steht über alle diese Gedichte gar nichts in den Briefwechseln als Körners kurzes Wort der Anerkennung (6. Nov.), drei Wochen nach Erscheinen des Almanachs: „Das Lied von der Glocke kann sich besonders neben deine vorzüglichsten Produkte stellen. Es ist ein gewisses Gepräge von deutscher Kunst darin, wie in dem Gang nach dem Eisenhammer, das man selten ächt findet und das manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft mißlingt." — Schiller hatte die Idee zu diesem Gedichte, der Krone seiner gesammten Lyrik und dem vollkommensten Lehrgedichte, welches wir in deutscher Sprache besitzen, viele Jahre mit sich herum getragen. Schon 1788, als er in Rudolstadt die große Glockengießerei und den alten Gußmeister Meyer, das Original zu seinem Meister, besuchte, sprach er gegen diesen den Gedanken aus, es gehe doch im Grunde genommen da unten auf der Erde nichts menschlich Ergreifendes vor, was die Glocke nicht zu verkündigen bestimmt sei. Im Juli 1797 studirt er zum Zweck seines Liedes in Krünitzens Encyclopädie. Es liege ihm dieses sehr am Herzen, schreibt er an Göthe; es werde aber mehrere Wochen kosten, weil er so viele Stimmungen dazu brauche und

eine große Masse zu verarbeiten sei. Vieler Störungen wegen ließ er es wieder liegen, und erst die Noth von 1799 drängte ihn zur Vollendung.

Je schwerer der Dichter die Aufgabe genommen hatte, desto reiner gelang ihm die Lösung. Von dem Punkt an, wo die Form festgemauert steht, bis zum Anblick der vollendeten Glocke läßt er den Meister in knappen kräftigen Strophen die einzelnen Abschnitte des Gusses angeben, an jeden dieser Theile Betrachtungen des Menschenlebens knüpfen, die ihm theils aus der Aehnlichkeit mit dem Glockenguß, theils aus dem Zweck der Glocke selbst in die Hand gehen. So entstehen einzelne Bildchen, die sich als reizendes Schmuckwerk um das Hauptbild der Werkstatt gruppiren, theils in leichter Zeichnung umrissen, theils mit voller Schattirung ausgeführt, Bildchen von Kindheit und Jugend, von Liebe und Hochzeit, von Ehe und Wohlstand, von Brand und Tod; dann mit leichtem Uebergang von der Abendruhe zum Glück bürgerlicher Ordnung und von da zur Auflösung des Staates durch Aufruhr, ein grauses Gemälde, welchem sich die Lieblichkeit von Eintracht und Frieden freundlich gegenüberstellt. Jedes dieser Bilder ist für sich ein Ganzes und macht doch wieder, mit dem Glockenguß verbunden, einen Theil des Ganzen; jedes hat seine eigenen Züge und trägt doch wieder seine Familienähnlichkeit zur Schau. — Mit Unrecht tadelt Julian Schmidt den Wechsel des Rhythmus; es soll hier keine dichterische Ruhe herrschen, sondern jeder Gedanke für sich gelten, wie er dem sinnigen Meister wechselnd bei der wechselnden Arbeit nun mit Furcht oder Hoffnung, nun mit Freude oder Schmerz verbunden entstehen und deshalb auch in gehaltenerer oder bewegterer Weise sich aussprechen mag. Denn sämmtliche Erwägungen entspringen aus dem Kopfe des Meisters, und wir dürfen uns über des Dichters Idee nicht

irre machen lassen durch die Componisten, welche die verschiedenen Theile bald Chören bald Einzelstimmen übergeben und die Dichtung in einen Oratorientext umwandeln. Julian Schmidt, der auf jede Hand voll Lob eine Hand voll Tadel streut, findet, daß sich in der Verbindung der einzelnen Bilder die Ideenassociation übertrieben geltend macht. Meint er damit, es seien die Aehnlichkeiten gewaltsam herbeigezogen, so kann ich ihm keineswegs beistimmen. Warum dürfte der Meister, nachdem er vom Kindtaufgeläute dem Leben bis zur goldnen Zeit der ersten Liebe nachgegangen, nicht bei der Prüfung des Gemisches von sprödem Kupfer und weichem Zinn auf die Prüfung der Herzen kommen? An die Hochzeit knüpft sich dann von selbst der weitere Fortgang der Betrachtung über die Wirksamkeit des Mannes und der Hausfrau. Das glühende Metall, wenn es dem Ofen entlassen einen falschen Weg nähme, könnte das Haus in Brand stecken; wie nahe liegt die Phantasie über die Schrecknisse einer Feuersbrunst, von welcher der dumpfe Glockenschlag das Signal gibt? Das Glockenmetall ist aufgenommen in die Erde; wird es auch schön zu Tage kommen? Wird es die Mühe vergelten? So vertraut auch der Sämann seinen Samen in Hoffnung dem Schoß der heiligen Erde, und wir vertrauen ihr noch köstlichern Samen, die Leiber unserer Lieben, in der Hoffnung einer schönern Auferstehung. Da kommt nun der zweite Gedanke entgegen, daß die Glocke selbst wieder den Menschen beim Ausgang aus der Welt mit ihrer Stimme begleitet. Warum läßt er aber gerade die Gattin sterben? Ich denke, der Dichter hatte trübe Befürchtungen bei der nahen Entbindung der eigenen Gattin, die ihm etwa 14 Tage später seine Karoline schenkte und 11 Tage darauf von einem schweren Nervenfieber heimgesucht wurde. — Bis das Metall sich verkühlt, ruht die Arbeit; wie schön ist die Rast nach vollbrach-

tem Geschäfte! Schilderung der Abendruhe. Aber nur, wo Friede und bürgerliche Ordnung herrscht. Des Krieges Fackel loderte damals wiederum auf deutschem Boden. Möge nie der Tag erscheinen, wo des rauhen Krieges Horden dieses stille Thal (von Rudolstadt) durchtoben! — Nun wird der Mantel auf Befehl des Meisters zerschlagen. Zur rechten Zeit kann dieser die Form zerbrechen; aber wehe, wenn das glühende Erz sich selbst befreit! Daran reiht sich das Gemälde wilder Empörung, wie Schiller sie Jahre lang aus der Ferne mit angesehen und auch schon im Spaziergang gezeichnet hatte. Und auch die Glocke wird ja ihrem erhabenen Endzweck entrissen: sie muß Sturm läuten. — Doch siehe! der Guß ist gelungen; die Glocke kann getauft werden: Konkordia sei ihr Name! An Eintracht mahne sie die Gemeinde, mahne sie mit ihr das deutsche Volk, welchem ach der Mangel daran bald so verderblich sein sollte. Und dies sei fortan ihr Beruf, spricht der Meister, daß sie hoch überm Erdenleben am Himmel schwebe und eine Stimme von oben sei wie die Sterne, die ihren Schöpfer loben und die Zeit verkünden. Nur ewigen und ernsten Dingen sei ihr Mund geweiht, und wie der Klang ihrer Stimme verschwindet, so lehre sie, daß alles Irdische verhallt. Nach Beendigung dieser Taufrede, läßt er die Glocke emporziehen in die Himmelsluft und wünscht zum Schluß, daß ihr erstes Geläute den Frieden, den vielersehnten, verkündigen möge.

Da haben sie sich nun witzig gedünkt mit der Bemerkung, daß Schiller in seine Glocke keinen Klöpfel gemacht, und A. W. Schlegel hat dieser weisen Bemerkung in seinen Schmachversen noch im Jahre 1832 vollen Ausdruck gegeben. Wir brauchen darauf nicht einmal die Auskunft, daß ja der Hammer auch von außen an die ruhende Glocke schlagen kann; es

genügt die Erwiederung, ein Dichter dürfe nach Vollendung der Hauptsache sein Werk nicht durch Nebendinge abschwächen. Sonst hätte der Meister die Glocke auch noch an den Thurm fahren und daran Seile befestigen lassen müssen. — Aber daß er die Kirche nicht beigezogen, die Waller zum Gottesdienste nicht geschildert, das ist ein offener Beweis seiner Glaubenslosigkeit. Ich entgegne: Fürs erste gehören die Glocken der politischen, nicht der Kirchengemeinde an; sodann aber liegt in Worten: „Und stimmen zu der Andacht Chor," ferner: „Nur ewigen und ernsten Dingen sei ihr metallner Mund geweiht" jedenfalls eine Andeutung des gottesdienstlichen Gebrauchs, welchem die Glocke mit zu dienen bestimmt ist. Daß er allerdings kein besonderes Vergnügen an unserem Predigtgehen fand und nicht eben einen Beruf fühlte erbaulich die Kirchengänger zu schildern, müssen wir unserem Dichter, der sich nie den Kirchlichen beigesellte, zu gute halten.

Aber woran liegt nun das Gepräge deutscher Kunst, welches Körner an dem Gedichte zu rühmen weiß? Fürs erste in der sorgfältigen Beschreibung des Glockengusses selbst, in der Liebe mit der er auf dem bürgerlichen Beruf, auf dem Handwerk weilt; zweitens in der Art der Gedanken und Empfindungen, die das Lied durchdringen. Der Mittelpunkt unseres Lebens ist und bleibt die Familie und nächst ihr das Streben nach dem Höhern, Geistigen. Das Glockenlied schlägt gerade die Accorde am deutlichsten an, die uns die liebsten sind. Es singt von den Gefühlen der Jugend, vom Schaffen und Walten des Hausvaters und der Hausfrau; es preist das gemüthliche Dasein der Volksgemeinde unter dem Schirm des Gesetzes; es erhebt durch einen gewissen Zug nach dem Ewigen. — Die Betrachtungen stellt der Meister an; sein Geist dringt also über das Mechanische des Gewerbes hinaus zum freien

Denken, steigt hinab in die Tiefe und versinnlicht in edelster Weise unsern Hang zu philosophischen Anschauungen. Die Gedanken haben endlich die möglichste Faßlichkeit; es sollte eine Dichtung für alle sein und gar nichts aufnehmen, als was im allgemeinen Bewußtsein schlummert.

Kürzer kann ich mich über die „Erwartung" fassen, ein Gedicht von hoher Formvollendung; es ist wie die „Begegnung" oder „des Mädchens Klage", reine Darstellung äußerer Situation. Ein Liebender harrt im prächtigen Garten abendlich der angebeteten Schönen. Aufgeregt durch das Rauschen des Windes in den Pappeln, das Rascheln des Vogels in den Hecken, das Plätschern des Schwans im Teiche, das Fallen der Frucht im Laubgang, ja bei zunehmendem Dunkel durch den Glanz der weißen Bildsäule an der Taxuswand, hofft er bei jeder neuen Erscheinung die Ankunft der Geliebten, bis diese den ungeduldig Harrenden dennoch überrascht und mit Küssen aus seinen Träumen weckt.

Für das Jahr 1801 machte sich Schiller um den Musenalmanach keine Sorge mehr; er beharrte trotz Körners mahnender Anfrage auf dem Entschluß ihn eingehen zu lassen. Gelegenheit zu einigem Lyrischen gab die im Sommer 1800 veranstalteten Ausgabe seiner Gedichte, die ich in Betreff der leitenden Grundsätze schon erwähnt habe. Ein Gegenbild zu den „Worten des Glaubens" zu geben, schrieb er für diese Ausgabe die „Worte des Wahns," jenen gleich in Versmaß und Strophenzahl. In diesem sprüchartigen Liede wird Wunsch und Geltung des Idealen unabhängig gemacht von dessen Verwirklichung und der Glaube an diese Lehre als die Stütze unserer bessern Natur dargestellt. Wie in „Ideal und Leben" sind die innern Mächte der Seele, die praktischen Ideen, welche den Menschen zum Handeln drängen, das Wahre

und Echte; weil sie aber, als im Gegensatz mit der materiellen Welt, nimmermehr rein in die Erscheinung treten können, so bezeichnet Schiller die Meinung derer als unseligen Wahn, welche ihre Hoffnungen und Erwartungen an deren Erfüllung knüpfen. Nimmer kommt die goldne Zeit, wo das Gute siegen wird, nimmer folgt das Glück als Lohn der Tugend, nimmer reift die Erkenntniß der Wahrheit. Aber bei all dieser durch Erfahrung und Philosophie bestätigten Ueberzeugung halte fest an den ewigen Genien der Menschheit, die deine Seele bewohnen, am Wahren, Schönen und Guten, das sich irdischen Augen nicht zu erkennen gibt. Eine starke Denkart, fast zu stark, um für die Dauer noch menschlich zu sein; darum bezahlt Schiller auch den Sinnen seinen Tribut und beklagt in der „Nänie" das Vergängliche der Schönheit.

Dazu kamen weiter Stanzen „an Göthe," als Prolog gesprochen bei der Aufführung von dessen Uebersetzung von Voltaires Mahomet, dann die stolzen Verse über die deutsche Kunst, welche nicht am Strahl der Fürstengunst ihre Blume entfaltete, endlich die spottenden Zeilen über die Franzosen, die vandalischen Räuber fremder Kunstwerke, denen die Musen doch nur Stein bleiben würden.

Völlig konnte Schiller auch in den folgenden Jahren der Lyrik nicht entsagen; fremde Bitten oder gesellige Verhältnisse geben immer wieder Anlaß zwischen seine Dramen hinein eine Ballade, einen Spruch oder ein Lied zu schreiben, oder auch die dramatische Dichtung selbst fordert manch eingelegtes Liedchen oder macht Anspruch auf erhabene lyrische Ausführungen.

Selten nur näherten sich seine Verse der handelnden Welt, die mit ihrem Kriegsgetümmel und ihren Schwankungen im Besitzstande der Völker einem Geiste, der das Ewige suchte, ein Gräuel war. Das Jahr 1800, das letzte des scheidenden

Jahrhunderts (denn die Feier des neuen wurde insgemein mit 1801 begonnen) sah in Italiens Gefilden Bonaporte, im Herzen Deutschlands Moreau siegreiche Schlachten gewinnen und die Demüthigung des Vaterlandes vollbringen. Der Friedensschluß zu Lüneville von 9. Febr. 1801 zwischen Frankreich und Kaiser Franz für sich und im Namen des deutschen Reichs bestätigte die Abtretung des linken Rheinufers, entschädigte die deutschen Fürsten durch weitere Säcularisationen und vertröstete den abgesetzten Großherzog von Toscana auf Entschädigungen in Deutschland, garantirte endlich die Unabhängigkeit der batavischen, helvetischen, cisalpinischen und liguriſchen Republiken. Nur England steht aufrecht, kämpft siegreich in Aegypten, sendet seine drohende Flotte nach Kopenhagen und erobert die dänischen und schwedischen Inseln in Westindien; Kaiser Paul wird durch Verschworene, die obersten Offiziere aus der eigenen Umgebung, ermordet (23. März 1801). Wie sollte die Wucht dieser Verhältnisse nicht endlich auch unserem Dichter beim Antritte des neuen Jahrhunderts einen Seufzer auspressen, wenn er nirgends auf dem Erdenraum für Frieden und Freiheit einen Zufluchtsort gewahrte und das neue Jahrhundert sich mit Mord eröffnen sah, wie das alte im Sturme geschieden war; wenn die Grenzen aller Länder wankten und die alten Formen einstürzten; wenn weder das Weltmeer noch der Nilgott oder der alte Rhein der Kriegswuth Schranken setzten? Zwei gewaltige Nationen sah er ringen um den alleinigen Besitz der Welt und den Blitz und den Dreizack schwingen, um die Freiheit aller Länder zu vernichten. Da zieht er sich, wenn er auf der Welt nicht mehr Raum für zehn Glückliche gewahrt, um Trost zu gewinnen, in sein Bollwerk, in des Herzens heilig stille Räume zurück; denn

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Ganz derselbe Gedankengang hat in dem rührenden Liede „Sehnsucht“ eine allegorische Einkleidung gefunden. Die rauhe Wirklichkeit erscheint als ein Thalgrund, von kaltem Nebel gedrückt; nirgends ein Ausgang nach den schönen grünen Hügeln des Ideals, die von jenseits herüberschimmern, von denen Harmonien süßer Himmelsruh herüberklingen und goldne Früchte zwischen dunklem Laube winken. Ein tobender Strom hemmt den Zugang und auf dem schwankenden Nachen, der hinüberführen könnte, fehlt der Fährmann. Da ruft dem Schmachtenden eine Geisterstimme:

Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen;
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Der Kahn mit den beseelten Segeln ist die eigene Geisteskraft, die dem kühnen Forscher und Bildner aus Jammer, Noth und Schrecknis der Welt zu den höhern, glücklichen Regionen göttlicher Anschauungen und Gefühle hinüberhilft. — Da tadeln sie so oft in Schiller den Idealisten; aber hätten sie erlebt, was er erlebte, und eine gleich hohe Aufgabe zu erfüllen gehabt, welche heilige Stille und tiefinnerliche Befriedigung heischte; ich möchte wissen, auf welchem andern Wege sie den vollen Menschen in sich aus dem Drange der einstürzenden Welt hätten retten wollen. Ein zweiter Camoens schwamm er im Ocean und hielt seine Rolle über den Wogen; ein zweiter Leander brach er die Frucht des Himmels raubend am schauervollen Rande des Höllenflusses und kostete das Glück des Ruhmes und der eigenen Befriedigung aus unaufhaltsam schöpferi-

scher Thätigkeit. Nun sandte er zunächst die „Jungfrau von Orleans“ in die Welt und gab ihr in drei lieblichen Strophen einen empfehlenden Geleitsbrief mit; und während er über neuen dramatischen Entwürfen sann, brachte er bei kalter Juniwitterung und angegriffener Gesundheit noch die schöne Ballade „Hero und Leander“ zu Stande, ein Freund kühner Unternehmungen, ein Lobredner männlicher Kraft, wie im „Taucher,“ im „Handschuh,“ im „Kampf mit dem Drachen.“ Dies waren die lyrischen Früchte von 1801, welche er auf Cottas Ansuchen dem von Lafontaine herausgegebenen „Damenkalender“ spendete.

Der Schluß des Jahrs und der Anfang des folgenden führte ihn einer kleinen lyrischen Spielart zu, die von großen Poeten sonst mißachtet, gewöhnlich in die Hände witziger Müssiggänger fällt. Wer kennt nicht Schillers Räthsel von Jugend auf? Wer fühlt sich nicht immer aufs neue von diesen allerliebsten Miniaturbildchen gefesselt? nicht weil sie seine Augen zur Lösung ihrer Symbolik reizen — er kennt ja längst ihre Deutung — sondern weil sie bedeutende Gegenstände zeichnen und mit originellen dichterischen Arabesken umgeben. Diese Eigenschaft durchschaute Göthe gar wohl, wenn er schrieb (2. Febr. 1802): „Ihre beiden neuen Räthsel haben den schönen Fehler der ersten, besonders des „Auges,“ daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte.“ Sämmtliche Räthsel verdanken ihre Entstehung bekanntermaßen der Bearbeitung der „Turandot“; Schiller vertauschte bei neuer Aufführung des seltsamen gozzischen Stückes, um dem wenig empfänglichen Publikum ein neues Reizmittel zu bieten, gern die frühern Räthsel mit neugefertigten; in Dresden, wo der Ort der Komödie aus Mangel an Costümen von China wegverlegt wurde, konnte er ohnehin das vom Pflug und das von der chinesischen Mauer nicht

brauchen; so mehrten sich die ursprünglichen 3 Räthsel auf 13, von welchen er eines aus den Ausgaben weggelassen hat. Die bequeme Auflösbarkeit nennt Göthe mit Recht einen Fehler; denn Turandots Erfindungsgabe und Baraks Scharfsinn werden dem Zuschauer in schwachem Licht erscheinen, wenn er selbst mit augenblicklicher Lösung zur Hand ist; aber das Publikum gewinnt den Fehler lieb, weil hinwiederum der Gegenstand wie dessen Behandlung seine lebhafteste Theilnahme weckt. Der Regenbogen, die Sterne, das Weltgebäude, Tag und Nacht, der Blitz, die Farben, das Teleskop, der Funke, das Auge, die chinesische Mauer, der Pflug, das Schiff, lauter würdige poetische Stoffe; nur der Schatten an der Sonnenuhr erscheint etwas gesucht und auch in der Behandlung mißrathen, weil nicht der Schatten viele tausend Meilen durcheilt, sondern das Sonnenlicht. Die neue Dichtungsart, von welcher Göthe andeutend spricht, ist aber gegenüber dem Verstandesräthsel, welches den Verstand peinigt, bis es aufgelöst ist, und dann völlig gleichgiltig läßt, das poetische Räthsel, dessen Zweck Hoffmeister dahin feststellt, daß es uns den Gegenstand selbst, wenn wir ihn errathen haben, durch seine geist- und phantasiereiche anonyme Darstellung interessanter, lieber, achtbarer, bewundernswürdiger mache, und unter diese Gattung fallen sämmtliche Räthsel Schillers.

Es versammelte sich, im Winter 1801 auf 1802 gestiftet, in Göthes Hause alle 14 Tage zu einem Piknik eine aus verschiedenen Elementen bestehende Gesellschaft, zu welcher auch der Herzog gehörte, eine Vereinigung, wo „Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und zu all dem Natürlichkeit ohne Roheit wechselseitig in einander wirkten“ — das sogenannte „Mittwochskränzchen.“ Den schönen Kreis zu beleben, wett-

eiferten Göthe und Schiller im Dichten von Liedern, die von Körner oder Zelter oder sonst jemand eigens zu diesem Zwecke componirt, abgesungen wurden. Diese freundliche Gelegenheit entlockte Göthen manch heitern Gesang; er war ja von jeher der gemüthlichste Liederdichter; Schiller lieferte zunächst den „Sänger" oder „die vier Weltalter," das Lied „An die Freunde," dann: „dem Erbprinzen von Weimar," als er nach Paris reiste (zu seinem Abschied wurde das Kränzchen am 22. Febr. gehalten), „die Gunst des Augenblicks," vielleicht auch, wie Viehoff vermuthet, „das Spiel des Lebens." Es fehlt diesen Gedichten sämmtlich die Singbarkeit. Schiller klagt gegen Körner: „Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftslieder zu verfertigen — die Prosa des wirklichen Lebens hängt sich bleischwer an die Phantasie, und man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubniß zu sagen) der heilloseste von allen ist." Während er aber das Platte fürchtete, lähmte er seinen Liedern die Flügel durch die Schwere des Inhalts. Es sind schöne Deklamationsstücke, gedankenreich und glänzend in Bild und Wort, zum Theil Lieblingsgedichte unserer Nation, aber keine Gesellschaftslieder, und wenn wir uns die Gesellschaft auch noch so hochbegabt vorstellen. Der Hauptgedanke in den „vier Weltaltern:"

Gesang und Liebe in schönem Verein
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein,

welcher am Schluß erscheint, würde sich trefflich eignen; auch die Beziehung aller Weltalter auf die Liebe, daß die Hirten liebten und weiter nichts thaten, daß bei den Helden die Schönheit der Gott der Welt blieb, daß in der Kulturzeit die Musen im himmlischen Chor sangen und in den Tagen der eisernen Ritter die Liebe lieblich und mild blieb, ist echt liederhaft;

aber die Eingangsverse vom Amte des Sängers sind Reflexion des Singenden über sich selbst, und der Reflektirende singt nicht; die Schilderung der vier Weltalter ist Geschichtsbetrachtung, welche eben so wenig zum Singen einladet; nur das energische Versmaß, das uns vom Reiterlied her lieb geworden, läßt beim Lesen die wohlbekannte Melodie heimlich mitklingen. — Gleiche Vorzüge und gleiche Mängel hat das Lied „An die Freunde." Es soll die versammelte Gesellschaft zur Zufriedenheit mit ihren Verhältnissen mahnen, theilt also den Zweck eines Spruchs, eines Lehrgedichts. Diese Aufgabe erfüllt es durch Darstellung von Gegensätzen: es gab schönere Zeiten, aber wir leben, und nur der Lebende hat Recht; es gibt glücklichere Zonen, aber unser Herz erwarmt am Lichte der Kunst, und mildteres Weinlaub grünt, uns zu bekränzen; in London rauscht es von größerem Leben, aber das Sonnenbild spiegelt sich nicht im trüben Strom, sondern im stillen Bache, der Gott hält Einkehr in des Menschen Brust, wo dieser Gelegenheit hat sich seiner bewußt zu werden; prächtiger als wir lebt in Rom der Bettler; denn ihn umgibt die Fülle der Schönheit, aber die ewige Stadt ist nur ein Grab der Vergangenheit, und nur die frische Pflanze duftet Leben. Größeres mag sich anderswo begeben als hier in Weimar, aber Neues hat die Sonne nie gesehen, und das Große aller Jahrhunderte sehen wir wenigstens sinnvoll vorüberziehen auf den Breitern, die die Welt bedeuten, und das einzige ewig Junge und Neue, die Phantasie, ist hier unser Antheil so gut wie in größern Verhältnissen. Solche Gegensätze, in rednerischer Sprache vorgeführt, beleben das Interesse und überzeugen den Verstand; aber sie stimmen das Herz nicht zum Gesange. — Etwas leichter noch als die genannten Lieder bewegt sich „die Gunst des Augenblicks;" doch sollte es mit dem fünften Vers abschließen, denn es hat sich da be-

reits der Gedanke vollständig ausgesprochen, und das Lied würde durch Verkürzung gewinnen, da die folgenden Verse obendrein keinen bedeutenden Inhalt haben und ein durchgeführter Vergleich wie in Vers 8 und 9 beim Singen nur störend ist.

Dagegen ist „Thekla eine Geisterstimme," das er sammt „Kassandra" am 9. Sept. desselben Jahres an Körner schickte, ein wahres Lied, mit Liebe gemacht, wie er selbst versichert, und unzähligemal von gefühlvollen Seelen gesungen, wenn auch von den meisten mißverstanden. Du fragst, sagt Theklas Geist zu dem Zuschauer, welcher etwa in Zweifel ist, ob sie sich wirklich bei des Geliebten Grab getödtet habe, wo ich mich hingewendet, als mein flüchtiger Schatten, mein Leib, meine sichtbare Person, dir entschwebt und aus deinen Augen sich entfernt hat. Mußte ich nicht sterben, da mein Leben meine Liebe war? Das Lied redet weiter vom Wiederfinden des Verlorenen, vom geläuterten Zustande des Vaters, von Erfüllung seines Glaubens an die Sterne, von Befriedigung jedes schönen, gläubigen Gefühls, das man hienieden auf Erden hatte — ein Unsterblichkeitsglaube gefälligster Art, mit dem ein Mädchen schwärmt, aber schwerlich ein Schiller seine Ueberzeugung ausspricht. Ein Kritiker, welcher für Ausmittlung des Verfassers keinen Anhaltspunkt hätte als das Lied selbst, würde es einer Dame aus dem Weimarer Kreise, am Ende gar Schillers Frau, zuschreiben. Aber bei alledem, die Hoffnung auf Wiedersehen, auf reineres, selbstbewußtes Fortleben nach dem Tode, die uns von Kind auf umschmeichelt, kehrt auch dem starken Geist in weichern Momenten wieder, zumal nach dem Verlust geliebter Menschen, — und Schiller hatte am 29. April die gute Mutter verloren. Ein Dichter aber hat keineswegs die Verbindlichkeit des Philosophen nur die volle, klare Ueberzeugung zu verkünden; warum hätte er dem lieblich mensch-

lichen Gefühl, das uns alle mit Sehnsucht beschleicht, nicht einmal im Mund eines liebenden Mädchens Ausdruck leihen dürfen?

Das Gedicht „Kassandra," im August 1802 entstanden, reiht sich Schillers prächtigsten Balladen ein, ein wahrhaft tragischer Stoff in lyrisch-epischem Feierkleid. In Troja herrscht Freude; Achill ist in Begriff sich mit Priams Tochter Polyxena zu vermählen; nur Kassandra, welche ach das traurige Göttergeschenk besitzt die Zukunft zu schauen ohne sie wenden zu können, schweift in einsame Klagen ergossen durch den Lorbeerhain Apollos und verkündet prophetisch das nahe Unglück. Ernst und ergreifend hallen in würdigen Doppeltrochäen die Worte der Priesterin, und der Ausdruck ihrer Trauer sammelt sich zwischen dem Besondern zu großen allgemeinen Sentenzen, welche seitdem zu populären Sprüchen geworden sind:

Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod. —
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein. —
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

Gedanken, aus welchen der melancholische Ernst des Dichters concentrirt wiederscheint. Auf die Verkündigung des Unheils folgt auch alsbald die Erfüllung mit der Knappheit der Darstellung, die wir schon aus andern schillerschen Balladen, wie z. B. den „Kranichen des Ibycus," gewohnt sind.

So wenig zahlreich die einzelnen lyrischen Dichtungen dieses Jahres sind, so entfaltete sich doch gerade in ihm und am Anfang des folgenden seine Lyrik zur prachtvollsten, wahrhaft berauschend duftenden Wunderblume in der „Braut von Messina," welche bis zum 4. Febr. 1803 vollendet war. Monologe und Chorbetrachtungen fliegen hier zu einer Erhabenheit in Gedanken und Ausdruck auf, die das Höchste erreicht, wozu

es die Dichtkunst überhaupt bringen kann; mit dem Schwung der Idee aber hebt sich die Sprache zu größerer Kühnheit in Wort- und Satzbildung und streift an die gewaltige Darstellung des Aeschylus. Auf solche Sätze bezieht sich wol seine Bemerkung an Körner, dem er vielleicht da und dort nicht correct genug war: „Mit andern Stellen, die du angestrichen hast, kann ich es nicht so genau nehmen; man muß sich, besonders im Lyrischen, auch etwas erlauben dürfen.“ Diese unvergleichlichen lyrischen Stücke liegen, als zu einem dramatischen Ganzen gehörig, außer dem Kreise meiner Betrachtung; aber hinweisen mußte ich jedenfalls mit einigen Worten auf die Fülle von erhabener Lyrik, von welcher die „Braut von Messina“ durchdrungen ist.

Von Gedichten des Jahres 1803 erwähnt erst der 24. Mai, nachdem Schiller zwischen der „Braut“ und dem „Tell“ zwei französische Lustspiele übersetzt, um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen, einige Fabrikate. Das Hauptlied darunter ist das „Siegesfest,“ im Geschmack des Liedes an die Freude, d. h. in demselben Versmaße, doch, wie er hofft, etwas besser gerathen, die Ausführung einer Idee, die ihm das Kränzchen anderthalb Jahre vorher gegeben, die ihm aber damals wie „Cassandra *)“ dem Stoff nach zu ernsthaft und zu poetisch war, um bei einer vermischten Societät und bei Tisch zu cursiren. Dennoch aber arbeitete er es nachher aus, „um dem gesellschaftlichen Gesang einen höhern Text unterzulegen.“ Er wollte, aus der Prosa des Lebens heraus in bessere Gesellschaft zu bringen, gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen

*) Auf diese beiden Stoffe sind wol die angeführten Worte an Körner vom 18. Febr. 1802 zu beziehen. Daß er Cassandra vor dem 11. Febr. 1802 schon angefangen gehabt, geht aus einem Brief an Göthe von diesem Datum hervor.

und sich da holen, was er nur schleppen konnte. Abgesehen von dieser verfehlten Absicht — denn wer wird sich singend mit finstern Betrachtungen unterhalten wollen, und wen werden trojanische Zustände noch zum Gesang anregen? — gehört das Lied zu dem Allerbesten, was Schiller von antiken Stoffen bearbeitet hat. Die zur Rückkehr aufbrechenden Griechen zwischen Freude über Trojas Fall, Schmerz über den Untergang so vieler Tapfern, Bangigkeit über die Zustände in der Heimath getheilt; die kriegsgefangenen Frauen unter Klagen vom Vaterlande scheidend; eine schwere Stimmung wie ein Nebelhimmel über dem Heere; die frohen Lieder, zu denen Agamemnon und Ajax auffordert, bleiben unangestimmt, weil die Ursache zur Freude von so viel Wehmuth vergällt ist; doch zwischen dem Schmerz über den Verlust der Besten dringt hinwiederum das griechische Hochgefühl durch, angeregt von dem Gedanken an die Unsterblichkeit ihres Namens:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch,

spricht Neoptolemus, das Loos des hohen Vaters preisend; und das griechische Billigkeitsgefühl weilt auch gern bei dem Tode des edlen Feindes, der für seine Hausaltäre kämpfend ein Beschirmer fiel. Alle die Helden treten nach der Reihe mit ihrer Betrachtung auf: Kalchas der Opferpriester, Agamemnon, Ulysses, Ajax, Neoptolemus, Diomedes und zuletzt Nestor, der drei Menschenalter gesehen und als hochbetagter Alter, der des Lebens Sorgen leichter nimmt, der greisen Hecuba den Trank der Labe bieten darf, daß sie den großen Schmerz vergesse. Aber nicht bloß für die kurze Minute den Jammer fortzuspülen, so lange die Lebensquelle an der Lippe Rande schäumt; nein, in wilder Verzweiflung ihn zu übertäuben mit dem Gedanken an

die allgemeine Nichtigkeit, erhebt sich zum Schlusse, von ihrem Gott ergriffen, Cassandra, blickt hinüber von den hohen Schiffen auf das rauchende Ilium und ruft:

Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben stät.

Hätte doch der Dichter hier abschließen dürfen! denn die vier Schlußzeilen sind matt und die Aufforderung zum Lebensgenusse zu leichtfertig im Munde der Priesterin, die zwar Agamemnons Geliebte, aber immerhin dies als Gefangene nur widerstrebend war. Die falsche Absicht aus der ergreifenden Dichtung ein Gesellschaftslied zu machen verleidete Schillern zu diesem Mißgriff.

Ein flüchtiges Spiel des Witzes ist das gleichzeitige wohlbekannte „Punschlied", in seinen Einzelnheiten nicht gar genau zu nehmen. Denn eigentlich war die im ersten Vers angedeutete Allegorie mit durchzuführen, daß die vier Elemente des Punsches den vier Grundelementen der Natur entsprechen; dies thut er aber nur mit dem Wasser; für das Feuer hätte er allenfalls den Arac nehmen können; mit den andern beiden Elementen wäre er ohnehin im Reste geblieben; also liegt im Grunde die Aehnlichkeit zwischen den Bestandtheilen des Punsches und der Welt nur in der Vierzahl. Dagegen hat sich das Gedicht bestimmter eingelassen auf die Vergleichung der Elemente des Punsches mit denen, die das Leben bilden. Da ist es ein Doppelpaar von Gegensätzen, was sich in beiden geltend macht: die Citrone entspricht dem herben innersten Kerne des Lebens, der Zucker sind die freudigen Ereignisse: also Citrone und Zucker, Unglück und Glück, in rechter Mischung; dazu kommt nun das Wasser, als die breite indifferente Grundlage, die ruhende Materie (wiewol er diesen Gedanken

nicht ausgesprochen), und das Bißchen Arac, die Tropfen des Geistes, die sparsam genug zugemengt, dennoch allein das Getränk wie das Menschendasein beleben. Die schmacklose gleichgiltige Menschenwelt, durch schwachen Zusatz von Genie pikant gemacht und mit einer Mischung von Glück und Unglück versehen — ist das nicht der kurze Inhalt des Lebens? Und nun zum Schluß schnelle Benützung des Augenblicks; sonst verduftet der Punsch und verraucht unser Dasein.

Bei einzelnen eben angedeuteten Fehlern ist doch dieses kurze Liedchen dem andern weit vorzuziehen, das Schiller überschrieben hat: „Punschlied im Norden zu singen.“ Dieses durch zwölf Verse matt hinschleichende Gedicht entbehrt erstlich alle Frische zur Sangbarkeit; sodann verweilt es nahezu durch die Hälfte auf dem Lobe des Weines; von den dem Punsche selbst gewidmeten Versen schweifen wieder zwei auf die Kunst über, und der lahme Schluß macht den Feuersaft zum Sinnbild für die Beobachtung, daß der Mensch mit dem Willen und der Kraft vieles erlangen kann. Halten wir's Homer zu gute, wenn er einmal nickte!

Bietet doch dasselbe Jahr zur Entschädigung noch ein paar allerliebste Lieder, den „Jüngling am Bache“ und den „Pilgrim,“ das erstere, als Einlage des „Parasiten,“ ein Seitenstück zu „des Mädchens Klage.“

Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar,

hallt es bis heute in den Herzen schwärmerischer Mädchen wieder. Das wohlbekannte Liedchen: „An der Quelle saß der Knabe“ enthält einfach die Klagen eines Jünglings, den seine hochgeborne Theure nicht anhören will; schon der Schluß zeigt auf ein ganz concretes Verhältniß und weist jede Symbolik ab. Der Pilgrim dagegen variirt das Schillern geläufige Thema

des Gedichtes „Sehnsucht" von der Eitelkeit unseres Mühens um die höchsten Güter der Menschheit, welche als ein Jenseitiges über der Sinnenwelt als goldne Sterne schweben, aber nimmermehr in den Besitz der Sterblichen übergehen, namentlich von der Eitelkeit unseres Mühens um Erkenntniß. Noch im Lenze des Lebens, klagt der Pilgrim, habe er das Vaterhaus und die Tänze der Jugend verlassen und sei fortgezogen, vertrauend auf ein dunkles Glaubenswort, nach dem Aufgang; dort, habe das Wort gesprochen, werde er, eingegangen durch eine goldne Pforte, das Irdische unvergänglich finden. Ueber Berge, Flüsse und Schlünde, getrieben von den Wellen eines Stromes (ich denke an die kantische Philosophie), der nach Morgen floß, und dem er sich anvertraut, sei er endlich zu einem großen Meere gekommen, das nun in weiter Leere vor ihm liege, ohne ihn dem Ziele näher zu bringen:

Ach kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das dort ist niemals hier.

Das Land der Erkenntniß bleibt verschlossen und die goldne Pforte, hinter der das Ewige wohnt, wird dem Pilgrim nicht aufgethan.

Wohl dem Dichter, den sein Lebensberuf nicht eben auf Erforschung jener unentdeckten Gegenden angewiesen, und der, wenn er auch gelegentlich über menschliche Beschränktheit trauert, doch in eben der Zeit die lebendigsten Anschauungen vor den Blick der entzückten Zeitgenossen zu zaubern versteht. Denn die Hauptarbeit dieses Jahres, sein „Wilhelm Tell," reißt so gewaltig hinein in Natur und Leben, daß man darüber gern das Mangelhafte in unserer abstrakten Erkenntniß vergessen mag. Tschudis Schweizergeschichte, die Hauptquelle für sein Drama, führte ihm auch den Stoff für „Rudolph von Habs-

burg" zu, der letzten Ballade seines Lebens und überhaupt seinem letzten größern Gedichte. Schillers Erzählung schließt sich ziemlich genau dem alten Bericht an; doch hebt sie die Anekdote zum Bedeutenden empor, indem er sie vor den Ohren des Kaisers an seinem Krönungsfeste von einem alten Sänger vortragen läßt, der dieselbe Person mit dem Priester gewesen, und diesem nemlichen auch die Prophezeiung vom einstigen Glück des gräflichen Hauses in den Mund gelegt hat, zu deren Erfüllung sich nun dem sinnenden Kaiser die erste Wahrscheinlichkeit bietet. Das alles ist Schillers eigene Erfindung, und man kann an diesem Beispiele sehen, wie ein Dichter durch kleine Verrückungen der Umstände sich einen poetischen Stoff schafft. Die Behauptung Julian Schmidts, die unbedeutende Anekdote scheine nur erzählt zu sein, um der prachtvollen Stelle über die Macht des Gesanges Raum zu geben, gehört wieder zu den vielen unnachweisbaren Sätzen, die der geistreiche Literarhistoriker nur hinzuwerfen pflegt, um den Lesern zu imponiren. Die fragliche Stelle nimmt in dem Gedichte von 12 Strophen eine einzige in Anspruch, und die andern 11 sind mit gleicher Liebe im hohen Stile ausgeführt; die Ballade macht durchweg den Eindruck künstlerischer Einheit.

Immer näher rückt die Zeit, welche Deutschland seinen großen Sohn unerbittlich abforderte. Tell war mit hartnäckiger Arbeitsamkeit, mitten unter Störungen durch die redselige Frau von Stael, am 18. Febr. 1804 glücklich beendigt worden. In diesem Drama, einem eben so getreuen Spiegel des Landes wie des Volkes, sind einige schöne Lieder: die drei Lieder des Fischerknaben, des Hirten und des Alpenjägers, mit welchen das Stück anhebt, und von denen besonders das zweite: „Ihr Matten lebt wohl" große Beliebtheit genießt. In diesen drei Personen und ihren Liedern stellen sich die drei Hauptbeschäf-

tigungen der Urkantone dar, welchen die Handlung angehört. Ein viertes Lied singt Tells Sohn Walther am Anfang des dritten Aufzugs, das bekannte: „Mit dem Pfeil, dem Bogen.“ Daran schließen sich nun noch zwei andere Lieder: das „Berglied“ und der „Alpenjäger“ verwandten Inhaltes. Vom erstern schreibt Göthe am 26. Jan.: „Ihr Gedicht ist ein recht artiges Stieg auf den Gotthardt, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann, und ist ein zum Tell sehr geeignetes Lied.“ So mochte es also ursprünglich zur Einlage in den „Tell“ bestimmt gewesen sein. Unter den „allerlei Deutungen“ aber verstehe ich nicht mit Viehoff allerlei Nebengedanken von Leben und Tod, an welche man im Vorbeigehen erinnert werde, sondern Deutungen auf andere Berggegenden; die Gotthardtstraße, die einzige, die von den Urkantonen aus nach Italien führt, ist allerdings durch die Teufelsbrücke und das Urner Loch genugsam bezeichnet; aber das dahinterliegende Urserenthal, ein einsames, drei Stunden langes, von kahlen Bergen begleitetes Weideland, ist keineswegs ein lachende Gelände, wo der Herbst und der Frühling sich gatten; es liegt 4700 Fuß über der Meeresfläche; die vier Ströme Rhone, Reuß, Tessin und Rhein bleiben sich nicht ewig verloren, insofern die Reuß in die Aar, diese aber in den Rhein fließt; die zwei Zinken passen auf zwei Felsenhörner 200 Fuß über dem Hospiz, aber der Vers, für sich gelesen, erinnert auch an die beiden Mythenstein bei Schwyz, und die Königin, welche hoch und klar auf diamantenem Throne sitzt, was die höchste Spitze unter denen des Gotthardt bezeichnen soll, hat mich immer an die Jungfrau gemahnt. Göthe will mit seinen Deutungen, die man hinzufügen könne, nur sagen, daß die angeführten Züge nicht ausschließend dem Gotthardt angehören, sondern auch dem Gedanken an andere Berge hin und wieder Raum geben. — Demselben Lebenskreise gehört

endlich der „Alpenjäger“ an, eine schmucklose liederartige Ballade; die Mutter, welcher vor der gefährlichen Gebirgsjagd bangt, will den Sohn zum Weiden der Herde oder zur Pflege des Gartens im Thale zurückhalten; diesen aber treibt es fort in die Berge, dem flüchtigen Thiere nach, bis der Berggeist seinem Ungestüm Einhalt gebietet.

Am 25. April übersandte Schiller den „Tell“ seinem alten Gönner dem Kurfürsten Karl von Dalberg mit zwei schönen Octaven, in denen er die Wahl dieses Stoffs aus dem Charakter des Schweizervolks und seiner gerechten Sache rechtfertigt; der Dichter, der die französischen Gräuel haßte, liebte die Befreiungsthat eines frommen, genügsamen Volkes, welches unwürdigen Zwang abwarf, im Zorne noch die Menschlichkeit ehrte und im Glücke Mäßigung zeigte. Denn nur in so weit war er ein Freund der Freiheit, als diese gerecht und human ist.

Die Reise nach Berlin, das Schwanken zwischen Bleiben und Umzug, bis ihn die Erhöhung seines Gehaltes auf 800 Thaler und die Anhänglichkeit an Weimar dauernd fesselte, die neuen dramatischen Entwürfe „Warbeck“ und „Demetrius,“ zwischen denen er Monate lang sich nicht entscheiden konnte, der Einzug der Erbprinzessin, für welchen er die „Huldigung der Künste“ dichtete, der kalte Winter, der ihn mit heftigen Krankheitsanfällen heimsuchte, ließen ihn zu nichts Lyrischem kommen. Ein Stammbuchblatt an einen Herrn von Mecheln aus Basel, das als das letzte lyrische Produkt angenommen wird und neben einem andern, humoristischen in den Werken steht, lautet also:

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur; die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
Heil dir, würdiger Greis! für beides bewahrst du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Loos.

Viehoff macht von diesen Worten die schöne Anwendung

auf den Dichter selbst und knüpft daran Göthes berühmten Ausspruch, daß Schiller durch sein frühes Scheiden den Vortheil genieße im Andenken der Nachwelt als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen.

Ich ziehe es vor, die Betrachtung der schillerschen Gedichte mit dessen Stammbuchblatt an August v. Göthe zu schließen, das zwar, wie die Anrede „Holder Knabe" beweist, schwerlich ins Jahr 1804 fällt, wo Göthes Sohn bereits das 14. Jahr zurückgelegt hatte, aber noch weniger 1795 fallen kann, wo Schillers Karl erst 2 Jahre alt war. Dieses herzliche Blatt enthält folgende Zeilen:

Holder Knabe, dich liebt das Glück; denn es gab dir der Güter
Erstes, köstlichstes: dich liebend des Vaters zu freu'n!
Jetzo kennest du nur des Freundes liebende Seele;
Wann du zum Manne gereift, wirst du die Worte versteh'n.
Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den herrlichen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf;
Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.

Denn also lautet der letzte Vers nach Viehoffs zweifelloser Verbesserung. Das Band zwischen den Vätern löste nur allzufrüh das Schicksal. Schillers letzter Brief an Göthe, gleichgiltigen Inhalts, ist vom 24. April. Der ausführlichere an Körner vom nächsten Tage spricht von Muth und Stimmung, welche die bessere Jahreszeit bringe, von dem neuen Drama, das in gewissem Sinne das Gegenstück zur Jungfrau von Orleans heißen könne, ohne die Klage zu verhehlen über das nur langsame Fortschreiten wegen langer Entwöhnung von der Arbeit und zurückgebliebener Schwäche. „Ich werde Mühe haben, schreibt Schiller, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurück-

bleibt; die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so, als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält.“ Vier Arbeitsjahre erbat sich der bescheidene Mann vom Schicksal; vier Arbeitstage und zehn Tage Krankheit zu diesen gewährte dem Dulder die Gottheit.

Ueber Ludwig Richters Holzschnitte.

Von Wilhelm Heinrichsen.

Die Feder, welche diesen Aufsatz schreibt, wird weder von einem Kunstkenner und Kunstrichter, noch von einem Künstler geführt; sie steht in dem untergeordneten Dienste eines einfachen Kunstliebhabers. Wer daher eine kunstgelehrte Abhandlung erwartet, der möge zur Ersparung von Aergerniß und Enttäuschung diesen Aufsatz ungelesen liegen lassen. Wer Richters Holzschnitte bereits kennt, dem ist wohl ein Gleiches anzurathen. Er wird nichts Neues erfahren; er hat mit eigenen Augen geschaut und mit eigenem Fühlen empfunden; er hat aus der Quelle geschöpft, während ihm der Verfasser einen Trank kredenzt, den er auf langem und beschwerlichem Wege in dem hölzernen Gefäße der Rede herbeigeschafft hat. Ist es wohl zu verwundern, wenn er denselben schal und abgestanden findet? — Der vorliegende Aufsatz hat den alleinigen Zweck, diejenigen, welche Richter noch nicht kennen, auf seine Werke aufmerksam zu machen. Der Verfasser schreibt denselben, weil ihm Richters Holzschnitte in einer Reihe von Jahren lieb und theuer geworden sind, weil er in hundert Stunden Zerstreuung und Erheiterung darin gefunden, und weil er auch Andern gerne die liebliche Oase in der großen Wüste der Alltäglichkeit zeigen möchte, auf welcher er zu Zeiten so herrlich

ausruhte. Er handelt dabei nach dem alten Spruche, weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über, und von diesem Standpunkte aus bittet er, diesen Aufsatz mit Nachsicht zu beurtheilen.

Ludwig Richter ist am 28. September 1803 zu Dresden geboren. Er ist Zeichner und Maler, Professor der Akademie zu Dresden, Inhaber des bayerischen Ordens zum heiligen Michael, Ehrendoktor der Universität zu Leipzig, Ritter der französischen Ehrenlegion, und was mehr als dies und vieles Andere gilt, er ist ein Mensch in der reinsten und schönsten Bedeutung des Wortes, reich und edel von Gemüth, dabei bescheiden und anspruchlos, mild und von herzgewinnender Güte. Eine ziemlich hohe und magere, leise nach vorwärts gebeugte Gestalt, mit ruhiger und würdevoller Bewegung, so tritt uns Richter entgegen. Sein graues Haar von stattlicher Fülle, das auf beiden Seiten hinter die Ohren gekämmt ist, erhöht den ehrwürdigen und sanftmüthigen Ausdruck seines Gesichts. Ein großes, rundes Augengläserpaar von bläulicher Farbe versteckt die treuen, freundlichen Augen und gibt Zeugniß davon, daß sie im anstrengenden Dienste der Kunst schwach und matt geworden sind. Vorherrschend in Schwarz gekleidet, mit einem ziemlich langen Rocke angethan, durch keine flatternde Binde oder sonst wie den Künstler verrathend, könnte seine höchst einfache und herkömmliche Erscheinung am ersten Veranlassung geben, ihn für einen recht freundlichen Dorfschullehrer und Organisten zu halten. Schlicht wie sein Aussehen ist auch sein Wesen und sein Wirken. Er lebt nicht über dem Volke, sondern wandelt mitten unter ihm und hat sich mit tausend Wurzeln fest eingegraben in seines Volkes Art und Wesen. Doch nicht von der Persönlichkeit des Mannes, sondern von seinem Wirken soll hier die Rede

sein, und zwar nur von einem Zweige desselben, nämlich von seinen Holzschnitten. —

Ludwig Richters Holzschnitte sind theilweise künstlerische Zugaben zu Mährchen, Erzählungen und Geschichten, theilweise sind sie selbständige, künstlerische Werke, bei denen die angefügten Sprüche und Auszüge gleichsam als Motto gelten. Zur ersten Gattung gehören seine Studenten- und Volkslieder, Bechsteins Mährchenbuch, Hebels alemanische Gedichte und Musäus Volksmährchen; zur andern Gattung sind zu rechnen: das Richter-Album (worin ein großer Theil seiner Holzschnitte aus verschiedenen Werken zusammengetragen ist), das Göthe-Album, Erbauliches und Beschauliches (ein Familien-Bilderbuch), die Holzschnitte zum Vaterunser und zu Schillers Glocke, sowie sein jüngst erschienenes, noch nicht vollendetes Werk: Für's Haus. Die meisten dieser Werke zeichnen sich durch große Billigkeit aus und eignen sich in unvergleichlicher Weise zu einem Geschenke, bei dem es weniger auf das Nutzbringende als auf das Sinnige und Vergnügengewährende ankommt. — Wie peinlich sind doch oft die Verlegenheiten derer, die sich so gerne am Weihnachtsfeste, an Geburtstagen und sonstigen Festen beschenken und erfreuen möchten! Es grübelt der Vater und sinnt die Mutter; in tiefes Nachdenken versunken sitzt die Schwester, und schwere Runzeln bedecken die Stirne des Bruders. Rathlos irrt der Bräutigam von einem Schaufenster zum andern; er findet Steffe und wiederum Stoffe, Schönes und Nützliches, Herrliches und Kostbares; doch nur selten etwas, das zum Gemüthe spricht. Da tretet denn ihr Suchenden getrost in die nächste Buchhandlung, laßt euch Richters Holzschnitte zeigen, und in zehn Fällen wird eure schwankende Wahl neun Mal einlaufen in den sichern Hafen eines freudigen Entschlusses.

Richters Holzschnitte beschäftigen sich in ihrer Gesammtheit mit der Darstellung volksthümlichen Glückes und volksthümlicher Zufriedenheit. Sie bilden gleichsam einen Gesang, der in stets erneuter und veränderter Weise das frohe Lied zum Grundton hat: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wann ich zufrieden bin?" Gar niemals führt uns der Künstler in die Prunkzimmer der Großen und Reichen; er läßt keine glänzenden Wagen mit betreßten Dienern an uns vorüberrollen; er stellt uns nicht auf den großen, lärmenden Markt des Lebens und zeigt uns keine Helden in blutiger Arbeit oder im stolzen Siegeszuge, — die freie Natur, die niedrige Hütte und die Kinderstube, das sind die Lieblingsorte seines Aufenthaltes, und wo er uns hinführt, da wird uns wohl, uns das Herz wird uns weit. Die kleinste Erkerstube, die Holzbank hinter dem Kachelofen, den steinernen Sitz an der Quelle, den Rasenplatz unter schattigen Bäumen weiß er mit so viel Traulichkeit und Gemüthlichkeit zu umgeben, daß man unwillkürlich wünscht: hier möchte ich ausruhen von des Tages Last und Hitze und froh sein im Kreise froher Menschen. Gemüthlichkeit, diese Ureigenthümlichkeit deutschen Wesens, diese Sonntagsfeier des inwendigen Menschen, durchweht mit warmem Hauche alle Schöpfungen seines Griffels. Es schweigen die Leidenschaften, und dennoch herrscht keine Todtenstille in der Werkstätte des Denkens und Empfindens; Gottes Friede hat sich in die Brust gesenkt, und auf dem Altare des Herzens lodert das Gefühl der Menschenliebe in heiliger und ruhiger Flamme. In solchen Stunden hat man keinen Feind und kann Niemand hassen; man ist mit sich, mit seinem Gotte und mit der ganzen Menschheit ausgeglichen; man möchte alle Welt glücklich wissen oder um Nebsten selbst glücklich machen. Es ist jene deutsche Gemüthlichkeit, die kein

dolce far niente, kein être à son aise und kein comfortableness wiedergibt; sie hat nichts Träges und Selbstisches, das nur das eigene Wohlsein in's Auge faßt, am allerwenigsten ist es ein bloses physisches Wohlbefinden; es ist die Weihestunde, in welcher der strenge Gedanke seiner lieblichen Schwester der Empfindung den Bruderkuß auf die Stirne drückt. Diese Stimmung, woran der Künstler so überreich ist, geht beim Beschauen seiner Werke unmerklich auf uns über und verscheucht gleich der heiligen Musika Verstimmung, Unmuth und Unruhe aus unserem Wesen. Harmlose Bürger und Bauern mit ihren Frauen und Kindern bei den allergewöhnlichsten Verrichtungen: beim Essen, Trinken, Arbeiten und Spazierengehen, das ist der Boden, auf dem sich der Künstler beinahe ausschließlich bewegt, so lange er aus freier Wahl und Neigung schafft. Nirgends begegnen wir in seinen Werken jenen frostigen Größen, die wohl unser Staunen und unsere Bewunderung, nicht aber unser Herz gewinnen. Größe besteht ja eigentlich nur als Gegensatz zur Niedrigkeit und Gemeinheit, und wir müssen zuerst diese empfinden, ehe wir jene zu würdigen verstehen. Daher dieses Wohlbehagen, das wir bei der Betrachtung von Richters Holzschnitten empfinden. Wir lernen diese Gegensätze vergessen; unser ganzes Wesen wird in Einklang gebracht; es gibt nichts Hohes und nichts Gemeines für uns, sondern reine in sich selbst ausgeglichene Menschheit, still, herrlich und groß wie eine schöne Mondnacht. Ein heiterer Gottesfriede liegt in Richters Werken über die belebte und unbelebte Natur ausgebreitet; dem Künstler war es vergönnt, trotz des Cherubs mit dem Flammenschwerte in das verlorene Paradies der Menschheit zu schauen, und was er dort geschaut, das verklärt er uns in schlichter und prunkloser Weise; die Welt ist unserem Künstler kein Jammerthal, und für die kleinste Freude

die sie ihm heut, ist er empfänglich und dankbar. Diese Dankbarkeit ist die Quelle einer tiefen, warmen, kindlich frommen Gottesverehrung, der wir in seinen Werken vielfach begegnen. In der Stille des Sonntagsmorgens kniet der Schäfer einsam auf sonniger Bergeshöhe und schickt sein Dankgebet zum Herrn. Durch wogende Kornfelder, an fruchtbehangenen Obstbäumen und blühenden Rosenhecken vorbei wandeln die Landleute von nah und fern zu dem winkenden Kirchlein auf bewaldeter Anhöhe. „Sie wollen in die Wohnung des Herrn gehen und anbeten vor seinem Fußschemel." Indessen kommen sie nicht gesenkten Hauptes, mit scheuen Blicken und lebenssatten Mienen; es sind keine verzückten, andächtigen Schwärmer, die die Erde ob des Himmels vergessen und dieses Erdenleben verdammen um seiner Unvollkommenheiten willen. Ihr Gott ist die Liebe, Liebe wohnt in ihren Herzen, mit dem Blicke der Liebe schauen sie um sich, und wie sie um sich schauen, so spiegeln sich ihnen Dinge und Menschen wieder. Im besten Sonntagsschmucke, mit flatternden Bändern und Blumen am Mieder wandeln liebliche Jungfrauen zum Gotteshause. Sie halten es nicht für Sünde, schön und jung zu sein, sie verhüllen nicht die Wohlgestalt ihres Leibes mit düsterem Nonnenschleier und glauben nicht, Gott ein wohlgefälliges Opfer zu bringen durch das Gelübde klösterlichen Lebens. Richters religiöse Darstellungen haben bei aller Einfachheit eine Wärme, die wir gar häufig bei den übersinnlichen Leistungen der höheren christlichen Kunst vermissen. Der Beschauer braucht sich seiner Menschheit nicht zu entkleiden, um sich als ein rein geistiges Wesen auf den Fittigen der Andacht empor zu schwingen; mit Erdenlust und Erdenweh tritt er vor seinen Schöpfer, und wenn auch irdisches Glück nicht das Endziel aller seiner Wünsche ist, so bildet es doch einen wesentlichen auch berechtigten Theil

derselben. Zuweilen ist die innigste Andacht mit dem reizendsten Humor zu wundervollem Einklange gepaart. Es ist wie auf Feld und Au, wo so häufig die widersprechendsten Farben neben einander stimmen. Als ein Meisterstück dieser Gattung kann das erste Blatt in seinem Erbaulichen und Beschaulichen betrachtet werden. In einer traulich engen Bauernstube, in die durch das geöffnete Fenster zwischen blühenden Blumen hindurch sich Sperlinge und Sonnenstrahlen hereinstehlen, sitzen die Hausbewohner beim einfachen Mittagsmahle versammelt. — Der Vater mit abgezogenem Käpplein in den Händen spricht eben das Tischgebet. Die Mutter, eine rüstige und blühende Frau, hat das jüngste Kind auf dem Schooße und sieht mit mütterlich frommem Wohlgefallen auf den kleinen Sprößling nieder, der ahnungsvoll die kleinen Händchen faltet. Eine junge Katze, von der alten beifällig beobachtet, benützt den unbewachten Augenblick und versucht, von verheißungsvollen Gerüchen geleitet, das Tischtuch sammt dem Mittagsmahle herabzuzerren. Von diesem räuberischen Beginnen wird sie indessen durch ein kleines Mädchen abgehalten, das ihr in allerliebst kindlicher Weise mit dem Eßlöffel droht. Der älteste Knabe, durch diesen Vorgang in seiner Andacht gestört, läßt die gefalteten Hände sinken und blickt mit einer Mischung von Neugierde und schicklichem Unmuthe seitwärts nach der verwegenen Räuberin. Zu beiden Seiten des Bildes sind anmuthige Randzeichnungen in entsprechendem Geiste angebracht. Rechts begießt ein Engel die Bäume des Waldes mit Thau und Regen, damit auch das muntere Reh und der schlanke Hirsch ihr täglich Brod fänden. Links reifen Kirschen für den Sperling im Neste, und damit es auch dem Säuglinge an nichts fehle, so hängt an den untersten Ausläufern der kunstreich verschlungenen Arabesken ein ganzes Bündel schwellender Schnuller.

Neben dem Gefühle der Dankbarkeit ist die vertrauensvolle Zuversicht, daß alle Leiden dieser Erde Fügungen eines höheren, weisen und wohlwollenden Wesens seien, ein weiteres, kennzeichnendes Merkmal von Richters religiösen Darstellungen. An diese Zuversicht knüpft sich der Glaube an ein Jenseits und einstiges Wiedersehen. Zu Zeiten führt uns der Künstler an den Sarg eines lieben Dahingeschiedenen, oder hinaus auf den Todesacker an verwitterte Leichensteine. Schmerzdurchdrungen, aber mit ruhiger Ergebung ruht der letzte, bange Blick des Gatten auf der Leiche seines treugeliebten Weibes. Schon schleppt der Todtengräber den Sargdeckel herbei, und wenige Augenblicke nur umspielt der Sonne Licht den Raub des Grabes. Da faßt der Gatte noch einmal die kalte Hand seiner Lebensgefährtin, und mit tiefempfundenem Händedruck dankt er der Gespielin seiner Jugend, der Mutter seiner Kinder für alle Liebe und Treue, die sie ihm bewiesen. Ein ernster Augenblick ist uns in diesem Bilde vor die Augen geführt, aber es ist kein Zustand trostloser Verzweiflung Ruhe, Würde und Gottergebung waltet ungeachtet des Seelenschmerzes über der ganzen Gruppe und ruft eine feierlich ernste Stimmung in dem Beschauer hervor. Auf einem andern Bilde weint ein trauerndes Elternpaar an dem Grabe eines frühverstorbenen Kindes; aber rings da treibt es und keimt es in der wiedererwachten Natur und predigt von Auferstehung. Des Kindes verklärte Gestalt schaut aus den Wolken hernieder und streckt dankbar segnend die Hände aus. Indessen unterbricht nur selten ein Klage- und Mißton die heitere Stimmung, welche über Richters Holzschnitte ausgebreitet liegt. Wo aber ein Mißton erklingt, da ist es stets das Verhängniß, das ernst hineingreift in das Leben, nie aber die eigene Schuld, und das versöhnende Element liegt immer in der nächsten Nähe.

So sehen wir einmal einen armen blinden Mann am holden Maientage bettelnd am Wege sitzen. Der Alte ist jedoch nicht verlassen; der treue Hund sitzt ihm zur Seite, die schmucke Enkelin erzählt ihm hingebend von des Frühlings Pracht und Herrlichkeit, und der Baum, unter dem er sitzt, regnet seinen Blüthenschnee auf ihn hernieder. Der blinde Mann ist gleichsam nur uns zur Lehre und Mahnung in die blühende Landschaft gesetzt, damit wir uns desto dankbarer und inniger des Frühlings erfreuen. — Bösewichter und Verbrecher, neidische oder gar boshafte Menschen sind dem Stifte unseres Künstlers gar nicht geläufig. Höchstens begegnen wir einmal einem lustigen Zechbruder, dem das Röcklein zerrissen ist und die Schuhe zerplatzt sind, und der dabei singt: „Ein Heller und ein Batzen, die waren beide mein; der Heller ward zu Wasser, der Batzen ward zu Wein.“ In solchen Burschen liegt jedoch stets mehr Humor, als wirkliche Verkommenheit. Eigentliche Verbrecher zeichnet Richter nur dann, wenn es der Text, den er mit Bildern zu versehen hat, erfordert. Diese Gestalten gehören jedoch sicher nicht zu seinen besten Leistungen und sehen trotz allem Zubehör eines Banditen, als struppigen Haaren, verwildertem Barte und großem Dolche noch ungemein zahm und friedlich aus. Die Darstellung der sieben Schwaben geht unserem Künstler ungleich mehr von Herzen, als die Verherrlichung irgend eines privilegirten oder unprivilegirten Menschenschlächters, mag er nun sein blutiges Handwerk aus Hunger oder Ehrgeiz, aus Verzweiflung, Neigung oder bitterer Nothwendigkeit treiben. Das Tragische ist durchaus nicht das Fach unseres Künstlers; er ist beinahe ausschließlich lyrisch, und nur von Zeit zu Zeit macht er einen glücklichen Streifzug in das Gebiet des Romantischen und Humoristischen. Richters Humor ist der harmloseste Art; er ist keine

Geißel der Schwachheiten und Thorheiten; er ist der Sonnenblick, der erheiternd in das Leben hineinfällt. —

Der Stil, in dem Richters Kunstleistungen gehalten sind, ist derjenige der Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit. Verständlich für Jedermann, der Melodie des Volksliedes zu vergleichen, die Manchem zu Herzen dringt, den die kunstreichsten Symphonien ungerührt lassen, sind des Künstlers Schöpfungen ein Gemeingut für Alle. Da braucht man nicht Falten- und Muskellehre, nicht Philosophie und Weltgeschichte, Allegorie und Symbolik zu kennen, um den Künstler zu würdigen; ein empfänglicher und unverdorbener Sinn für das Schöne reicht vollkommen aus, um seine Werke zu verstehen, und sich an denselben zu vergnügen. —

Gehen wir von diesem allgemeinen Merkmale der Holzschnitte Richters über auf die vorzüglichsten Träger derselben, so stellen sich uns die Kinder in erster Linie dar. Sie sind auf der überwiegenden Mehrzahl seiner Blätter vertreten und bilden häufig den alleinigen Gegenstand derselben. Richters Kindergruppen sind von bezaubernder Lieblichkeit und Wahrheit, frisch und voll gesunden Humors. Wahrlich es bedarf mehr, als eines aufmerksamen Studiums der Kinderwelt; — man muß selbst ein Kind sein, d. h. man muß den frohen, frischen, ungetrübten Blick, die heitere Sorglosigkeit, das frohe Genießen des Augenblickes besitzen, um solche Kinder zeichnen zu können. Die ganze, unbewußte Seligkeit der Kinderjahre, die genügsamen und doch so tiefsinnigen Freuden derselben werden uns in zahllosen Darstellungen vor die Augen geführt. Vom zarten Säugling, der in der Mutter Armen ruht, bis dahin, wo ein ungestümer Thatendrang den Jüngling in die Ferne treibt und Sehnen und Hoffen seine und der Jungfrau Brust erfüllen, verfolgen wir das Kind in allen Entwickelungs-

stufen; wir sehen es bei allen seinen Festen, von des Frühlings erstem Gruße bis zu des Winters eisigem Schneegestöber. Da jauchzt ein nudeldicker Prachtjunge dem wiederkehrenden Storche entgegen, dort windet man Kränze und springt frohlockend durch Wald und Fluren, hier zieht eine jubelnde Kinderschaar triumphirend hinter der vollen Kartoffelschüssel her, und dort wirft sich die übermüthige Jugend mit Schneeballen. Ueberall ein Klingen und Singen, ein Flöten und Schalmeien, der reine, wolkenlose Kinderhimmel. Wem der Anblick solcher Kinderlust nicht das Herz erfrischt, der muß eine dicke Eiskruste um dasselbe tragen und hat so leicht keinen Frühling mehr zu hoffen. Mit den unartigen und verwahrlosten Kindern geht es dem Künstler, wie mit den Verbrechern; sie sind ihm wider die Natur. — Einen Struwelpeter und Suppenkaspar, raufluſtige Rangen, oder gar Thierquäler suchen wir vergebens in seinen Darstellungen. So groß ist des Künstlers Abneigung gegen ungezogene Kinder, daß er nicht einmal dann sich entschließen kann, solche darzustellen, wenn der beigegebene Text es erfordert. — Es gewährt einen eigenen Reiz, Richter in diesem Punkte mit andern Künstlern zu vergleichen. So hat z. B. Retzsch in seinen Umrissen zu „Schillers Glocke" die bekannte Stelle: „Und lehret die Mädchen und wehret den Knaben" ganz treffend dadurch zur Darstellung gebracht, daß er die weise waltende Hausfrau das vor ihr stehende Töchterlein im Nähen unterrichten läßt, während sie gleichzeitig den beiden Buben, welche sich um ein Spielzeug balgen, mit erhobenem Zeigefinger droht. Richter hat zu derselben Stelle ein allerliebstes Bildchen mütterlichen Waltens entworfen. Hier sehen wir gleichfalls zwei Brüder. Der eine betrachtet nach Kennerart aus der Ferne einen etwas dekorativ gemalten Bilderbogen, den er eben mit saftigem Pinsel angestrichen hat.

Der andere, ein hölzernes Schwert über die Schulter haltend, sieht mit Gönner- und Kennermiene dem künstlerischen Schaffen seines jüngeren Brüderleins zu. Kein Streit und Zank, ja nicht einmal die entfernte Ahnung eines solchen stört die idyllische Ruhe des Bildchens. Ich will ein solches Abweichen des Künstlers von dem begleitenden Texte gerade nicht als Vorzug rühmen; ich erwähne es nur als eine charakteristische Eigenschaft, um zu zeigen, wie tief die Gemüthlichkeit in ihm wurzelt. — Man kann den Künstler der Einseitigkeit beschuldigen und ihm Vorwürfe darüber machen; gewiß ist es jedoch eine liebenswürdige Einseitigkeit, die er offenbart, und wir sind ja dem Frühling auch nicht gram, wenn er stets in derselben Weise wiederkehrt und immer nur Blüthen und nichts als Blüthen bringt. Richters Kinder sind jederzeit folgsam und gutgeartet, ohne deßhalb Schlafhauben zu sein; sie halten viel auf Reinlichkeit, springen des Sommers mit Jubelgeschrei in die klare Fluth und plätschern im Winter voll Wohlbehagen in der Badewanne. Die Buben sind fein säuberlich gekämmt, die Mädchen tragen das Haar in zierlichen Flechten, oder es wallt kunstlos und frei, gleich einem natürlichen Mantel, über die Schultern auf den Rücken hernieder. In der Kleidung sind sie schlicht, ohne Fratzerei und Fixlefanz und doch immer gefällig und nett. Richters Kinder sind alles weniger als Kostverächter; es ist ein baubackiges Völklein, strotzend voll Kraft und Gesundheit; tapfer hauen sie in die Schüssel ein, und herrlich mundet in der Vesperzeit der rothwangige Apfel zum mächtigen Schwarzbrod. —

Züchtig, tief empfunden und voll reicher Poesie sind die Bilder, worin der Künstler das Glück der Liebenden feiert. Wer freilich ungestüme und feurige Liebhaber, blumenreiche Schwätzer mit modischer Frisur und vielgewandten Manieren,

kecke Abenteurer auf schwindligen Strickleitern und dergl. in Richters Werken sucht, der thut besser daran, sie ungesehen liegen zu lassen. Richters Liebhaber sind ein gar bescheidenes und träumerisches Völklein; das Herz ist ihnen zum Zerspringen voll; der trunkene Blick schweift durch alle Himmel; reich sind sie an Empfindung, aber arm an Worten. Der Augen mildes Leuchten, der sanfte Druck der Hand, der schüchterne Kuß unter flüsternden Zweigen, das ist die Sprache, welche sie reden. Kein Schein von Flatterhaftigkeit haftet an ihrem Wesen; sie ist ihnen fremd; wie dem Golde der Rost. Etwas mehr Sammlung des Geistes und größere Herzhaftigkeit könnte ihnen hin und wieder nichts schaden; sie sind mitunter gar zu „duselig" und in sich selbst versunken.

Von bezaubernder Anmuth sind Richters Jungfrauengestalten; so reine, lautere, unverfälschte Natur! Sie sind der Höhepunkt, die Perlen und Edelsteine seiner Schöpfungen. In all ihrem Thun und Treiben ruft Liebeszauber, und bei aller Hoheit ihres Wesens tragen sie doch nichts Ueberschwengliches und Ueberirdisches zur Schau. Sie sind keine Himmelsbewohner, die, unserem Wesen entrückt, in verklärten Regionen schweben, sondern die lieblichsten der Erdenkinder. Was Schönes in des Menschen Brust schläft, was Liebes sein Herz durchbebt, ist über sie ausgegossen und leuchtet mit dem milden Strahle des unbewußten und unerkannten Werthes. So reich sie an Gemüth sind, so schön sind sie von Antlitz und Gestalt. Schlank und kräftig mit regelmäßigen, feinen und gewinnenden Gesichtszügen führt sie uns der Künstler vor die Augen und ist weit davon entfernt, uns die Reize ihrer Gestalt mit zwitterhafter Schamhaftigkeit zu verhüllen. Aber frei von allem

Sinnenkitzel sind diese Darstellungen; nirgends verbuhltes Wesen, jederzeit züchtig, keusch und rein. Daß aus der Verbindung so sanfter und beständiger Jünglinge mit so ehrbaren, minniglichen und häuslichen Jungfrauen eine glückliche Ehe entspringen muß, liegt außer allem Zweifel. — Die Darstellungen ehelichen Glückes bilden eine Lieblingsaufgabe des Künstlers. Ueberzeugender, beredter und eindringlicher als er kann Niemand über die Freuden des eigenen Heerdes predigen. Diese Verherrlichungen häuslichen Glückes sind die besten Apostel, welche ausgesendet werden können, um das angebliche Umsichgreifen der Ehelosigkeit zu verhindern. Wer bei der Menge häuslichen Unfriedens, bei den tausend Fällen bitterster Enttäuschung, bei dem Erkalten der feurigsten, uneigennützigsten Liebe, die das Leben den schönsten Träumen entgegenhält, an der Hoffnung auf die Beständigkeit ehelichen Glückes verzweifelt, dem predigen Richters Holzschnitte laut, daß bei Genügsamkeit und gegenseitiger Duldung, bei treuem einigem Zusammenstehen dennoch ein Glück in der Ehe zu finden ist, das werth ist darum gelebt zu haben. Mit glücklichem Takte versteht es der Künstler, alle Sonnenpunkte häuslichen Glückes herauszugreifen. „Sei hochbeseligt, oder leide, das Herz bedarf ein zweites Herz; getheilte Freud' ist doppelt Freude; getheilter Schmerz ist halber Schmerz," so tönt es uns aus allen seinen Bilder entgegen.

Mit welcher Fülle von Behaglichkeit, Traulichkeit und weihevoller Stimmung versteht er die Festtage und Feierabendstunden zu umgeben! Nach des Tages Last und Hitze sitzt der Hausvater unter dem grünen Baldachin seiner Hütte an der Seite seines schmucken Weibchens und schmaucht vergnüglich sein Pfeifchen. In milder Sommernacht, wenn die reifenden Aepfel sich niederbeugen über seine Hütte, weilt er mit seinen Lieben beim Rauschen des Brünnleins, und blickt andächtig empor zu der flimmernden Sternenpracht. — Wenn die Blätter fallen, und rauhe Winde mit Regenschauer das Haus umstürmen, wie ist's da so heimlich im traulichen Stübchen, wo der Großvater den lauschenden Enkeln Geschichten und Mähr-

chen erzählt, das Spinnrad schnurrt, oder der Vater auf dem prunklosen Claviere zur Freude der Seinigen musicirt! Daß es der Künstler bei seiner bereits erwähnten Vorliebe für Kinder an einem reichen Segen daran auf seinen Familienbildern nicht fehlen läßt, wird Niemand überraschen. Unter 5—6 Sprößlingen geht es bei ihm nur selten ab, und das einzige Befremdende dabei ist die ewige Jugend der Mütter, die gar manchmal als die ältern Schwestern des vergnügten Häufleins gelten könnten.

Wenn ein neuer Weltbürger zur Taufe getragen wird, da jubelt nicht allein das Vater- und Mutterherz; die ganze Natur jauchzt ihm mit fröhlichem Willkomm entgegen. In den Zweigen und Bäumen ein fröhliches Flüstern, Neigen und Rauschen; heller Sonnenschein liegt über die Landschaft verbreitet, Schmetterlinge umgaukeln den Zug, Vögel trillern ihm lustige Weisen, und selbst der dicke, fette Mops, der in seinen alten Tagen nur selten mehr über die Schwelle des Hauses kommt, thut sein Möglichstes und wackelt schwerfällig hinterdrein. Die Thiere spielen eine große Rolle auf Richters Holzschnitten. Sie sind die theilnehmenden und sympathisirenden Begleiter des Menschen in Freud und Leid. Eichhörnchen belauschen die Liebenden; die Katze, als Sinnbild der Häuslichkeit und Reinlichkeit, streicht schnurrend und kosend um die holde Spinnerin; dem wandernden Burschen bringt die Taube einen Gruß aus der Heimath; vorzüglich sind es jedoch die Hunde, welche der Künstler mit Vorliebe behandelt. Wenn die Kinder mit den Neujahrs- oder Geburtstagswünschen aufziehen, da naht auch blumenbekränzt der redliche Wächter des Hauses, und reicht seine Pfote treuherzig zum Glückwunsch dar. Giebt es eine schöne Aussicht zu genießen, so versäumt der vierbeinige Naturfreund sicherlich nicht, sich einen erhöhten Standpunkt zu verschaffen. Beim Essen darf er selbstverständlich gar nicht fehlen, und wie er die Freuden der Familie theilt, so nimmt er auch an ihren Leiden Antheil und sitzt trauernd am Grabe der Dahingeschiedenen. Wer freilich Richters Thierzeichnungen mit den Augen des Kunstanatomen betrachtet, wem die vol-

lendete Naturwahrheit Klein'scher Thierstudien vor Augen schwebt, der wird keine sonderliche Befriedigung an ihrem Anblick finden. Richter will empfunden sein. Er macht es sich ebensowenig zur Aufgabe, den Anforderungen eines bestimmten Stiles zu genügen, als er sich angelegen sein läßt, die Natur mit ängstlicher Genauigkeit wiederzugeben.

Erfassen wir Richter nochmals in seiner Gesammtheit, so müssen wir bekennen, daß derselbe durch und durch ein deutscher Künstler ist. Sein Deutschthum ist kein geflissentliches und beabsichtigtes; es offenbart sich nicht in Formen und Aeußerlichkeiten, noch darin, daß er uns deutsche Helden und deutsche Geschichte vor Augen führt. Sein Deutschthum ist tief in dem Wesen seiner Bilder begründet. Das deutsche Gemüth mit seinem Glauben, Lieben und Hoffen, mit seiner Treuherzigkeit, Redlichkeit und Offenheit, mit seiner Anhänglichkeit für Haus und Hof, für Weib und Kind, mit seiner Sitteneinfalt und Reinheit; das deutsche Gemüth mit seinem sinnigen und träumerischen Wesen, echt und unverdorben in seiner herrlichsten Offenbarung, das ist der innerste Kern seiner Bilder, das ist die Triebfeder seines Schaffens und der Genius seiner Kunst. — Ludwig Richter ist ein grünes Blatt an der Eiche deutscher Kunst. Wollen wir zum Schlusse dieses Aufsatzes wünschen, daß kein rauher Sturm das idyllische Leben, aus dem er seine Bilder schöpft, trübe, und daß er noch lange schaffen möge, sich zur Freude und uns zum Genuß.

Gedichte.

Die Tarquinier.

Trauerspiel in fünf Akten von Adolf Pichler.

(Bühnen gegenüber Manuscript.)

Personen:

Tarquin, der vertriebene König von Rom.
Arruns, sein Sohn.
Augusta, seine Tochter.
Atellius, Waffenträger des Arruns.
Sclavin der Augusta.
Brutus, römischer Konsul.
Sabina, seine Gattin.
Marcus, **Titus**, } seine Söhne.
Aquilius, **Marullus**, **Ahala**, **Cominius**, **Servilius**, **Ein Augur**, } Verschworne.
Publius, Führer der Reiterei.
Der Prätor.
Ein Veteran.
Cäso, ein junger Krieger.
Seine Gattin.
Römische Senatoren.
Römische Soldaten.
Davus, ein Sclave, dann **Vindicius.**
Procas, **Herdonius**, **Senatoren**, } von Veji.
Siras, **Mamilius**, } Kriegsobersten von Veji.
Vejer.
Diener.

Erster Akt.

Erste Scene.

Halle zu Veji.

Arruns. Augusta. Tarquin.

Arruns, ganz gerüstet kommt von der einen Seite, Augusta von der andern.

Aug. Du bist von Blut befleckt!
Arruns. Von Römerblut!
Aug. Du hast gesiegt?
Arruns. Der Vater wach?

Aug. Du weißt,
Seit wir aus Rom in die Verbannung zogen,
Flieht ihn der Schlaf. Oft schon um Mitternacht
Scheucht er vom Lager fort die düstern Träume
Und geht im Garten sinnend auf und ab,
Blickt auf zum Nachtgewölk, das um den Mond
Wie ein zerriss'ner Königsmantel flattert;
Dann bleibt er wieder stehn in sich verloren,
Köpft mit dem Stab als wären's Römerschädel,
Die höchsten Blüten, murmelt Worte drein
Geheimnißvoll und rollt das rothe Auge, —
Fast fürcht ich ihn, — da kommt er selbst. (Tarquin tritt auf.)

Arruns. Als Sieger reich ich freudig dir die Hand.

Tarq. Wo trafst du sie?

Arruns. Dort bei Laurentum war's.
Ich hielt im Wald mit meinen Reitern; traun!
Nicht viele waren's, Männer doch wie ich,
Gleich Wölfen grimmig, ohne Herd und Götter:
Verbannte, Räuber hatt' ich mir vereint.
Der Abend kam; zerstreut im Grase rings,
An läss'ger Halfter ihre Rosse haltend,
So lagen sie und spähten durch die Büsche.
Ich starrte hin nach Rom; wie auf dem Altar
Die Flamme steigt, so glänzte hehr der First
Des Kapitols im Abendlicht.
Wir haben es erbaut! Vielleicht sprach dort
Der Priester eben über uns den Fluch —
Und Rache, Rache! klang's durch meine Seele.
Da stob die Straße, Römer sprengten her
Ganz unbesorgt, die Helme losgebunden.
Ich drau und drauf, aus jedem Busch ein Schwert, —
So würgend Mann an Mann traf uns die Nacht.
Der Führer suchte mich; weit vorgebeugt,
Den Speer gezückt, so stürzte er zum Kampf.
Nur einen Hieb — aufbrüllend sank er hin
Und lag zerstampft. Die Nacht schied das Gefecht.

Aug. Doch Markus sahst du nicht?

Arruns. Brennt noch in dir
Die alte Thorheit? Lächelnd nähmest du
Von ihm des Bruders blutbespritzte Waffen,
Der hingestreckt den Vögeln liegt zum Raub;
Mit Lächeln sähest du das graue Haar
Des Vaters durch die Gassen Roms geschleift

Von seinem Pferd. Er ist ja schön, so schön,
Ja schöner noch als Mars, der unter Pappeln
Des Tiberstromes Rheas Gürtel löste;
So schön, daß du vergessen darfst, wie er
Auf unsern Namen schwur den Untergang
Und unsre Treuen würgte, schrecklicher
Als selbst sein Vater mit den Legionen.

Aug. Er ist uns feind, weil ich ihm ferne bin.

Aruns. Wo ich ihn treffe, will ich ihn bestehen.

Aug. Du zwingst ihn nicht!

Aruns. Stets wich er aus vor mir.

Aug. Mir diesen Feind, o laßt ihn beide mir!

Aruns. Das Schlachtfeld ist kein Brautgemach.

Aug. Gib mir den Helm, — doch nein ich brauch ihn nicht.
Weg Schild und Schwert, wenn er zum Kampfe stürzt!
Auf jenem Rosse flieg' ich ihm entgegen,
Das er so oft am Zügel mir geführt.
Wag' er es dann den Stahl auf mich zu zücken!
Noch glüht das Aug, in das er sinnend oft
Wie in des Himmels Tiefen hat geschaut,
Mit einem Blicke will ich ihm gebieten:
Die Waffen fort!
Und mit der Hand, die seinen starken Arm
Im Scherze oft gefangen hielt, will ich
Ihn führen in des Vaters Lager dann:
So Aruns werb ich dir den Kampfgenossen.

Aruns. Du träumest! — Kam Atellius zurück?

Tarq. Schon gestern früh.

Aruns. Und brachte er Günstiges?

Tarq. Seit langer Zeit zum erstenmal darf ich
Mich wieder freun: im eignen Busen nährt
Jetzt Rom die Zwietracht und den Untergang.
Der junge Adel denkt der alten Zeit,
Der Königsfeste in der hohen Burg,
Als wir noch walteten. Er denkt daran,
Daß er nach Lust des Herzens Trieben folgte
Und daß ein König, was der Uebermuth,
Verbrach, in gnädiger Nachsicht sühnen kann.
Jetzt sind sie wie der schlechte Bürger, der
Die Esse schüret um sein täglich Brod;
Denn starr ist das Gesetz, für alle gleich,
Dem Ansehn blind, Reichthum besticht es nicht.
O wären Könige! so seufzen sie

Und reifen meinem Plan. — Versuchen will
Ich heimlich sie und selbst in Brutus Haus
Werd' ich die Fackel der Empörung schleudern:
Schon wankt Aquilius, sein Anverwandter.
O könnt' ich auch die beiden Söhne laden
Zum Fest der Rache! Dieses wär' ein Tag!

Arruns. Die Söhne? — Ha! den Titus fasse ich,
Ich such' ihn auf!

Tarq. Das wolltest du?

Arruns. Im Lager selbst! und was ein Mensch vermag —
Ehrgeizig ist er, eitel und verletzt
(sinnend) Durch dieses Bürgerthum — ich will's versuchen
Gestützt auf alte Freundschaft — folgt er nicht —
Er muß! — Ein Plan wie Wahnsinn toll!
Und darum freut er mich.

Tarq. Zum Heeresbann
Biet ich für uns die Vejer auf; da mag
Der falsche Brutus mit gewohnter List
Das Unheil wenden! — Mag der Pöbel dann
Der jauchzend ihn des Vaterlandes Vater
Genannt, als er uns spottend wies vom Thor —
O das vergeß' ich nie! — um Gnade betteln,
Wenn um die Mauern Roms mein Lager sich
Wie eine eherne Krone flicht und durch
Die öden Plätze Pest und Hunger schleicht.

Arruns. Doch wenn zuletzt der Vejer nach dem Siege
Die Stadt für sich behält, wenn er wohl gar
Sie uns in Trümmer legt? Wie dann?
Mein Erbe ist's; soll ich's in fremder Hand
Als Beute sehn?

Tarq. Laß diese Vejer uns
Als Werkzeug brauchen; — ist der Dienst vollbracht,
So wirft man's weg, und wird es ferner lästig,
Zertrümmert man's. — So schlecht die Vejer sind, —
Sie dienen meinem Zweck. Denn herrlich ist
Das Königthum! Und gleichet je der Mensch
Den Göttern, ist es dann nur, wenn er herrscht!
Drum streb' ich auf den Thron zurück, will rächen
Nur um zu herrschen, herrschen um zu rächen.

Arruns. Mag dann Mamilius, der sich vermaß
Im Kapitole einen Stall zu bauen
Für seine Rosse, um nach Vejt kehren

Und dort erzählen, was er sah von Rom!
So sind ich's Recht. Doch sieh Herdonius!
(Herdonius tritt auf.)

Herd. Versammelt ist schon der Senat.

Tarq. Wofür
Stimmt heut die Mehrzahl?

Herd. Wie vor einem Sturme
Die Wellen schwätzen, hört man allerlei,
Doch nichts Bestimmtes. Ich, so viel an mir,
War für den Krieg und euch.

Arnus. Wie läßt das Pferd,
Das ich dir neulich zugesandt, sich an?

Herd. O prächtig!

Arnus. Einem Ritter nahm ich's ab.

Tarq. Begreifen kann ich nicht, daß sie so lange
Darüber zweifeln, was zu thun?

Herd. Wenn du
Gesprochen selbst, so folgen alle dir.
Es fehlt der Wind, der ihre Segel schwellt
Und eine Richtung sie zu gehen treibt.

Tarq. So ist es stets, wo viele reden dürfen!
Bald feige zaudernd, bald darauf erpicht
Zu hören sich, verwirrt ein jeder nur
Der andern Urtheil. Keiner sage mehr,
Daß Könige nur herrschen durch Gewalt,
Denn Republiken lenkt allein der Unsinn,
Der durch die beste Lunge vorlaut brüllt.

Herd. Gib deiner Ungeduld nicht nach! es will
Ein jeder im Senat geschmeichelt sein,
Als könnte er mit seiner Stimme dir
Die Krone setzen auf das Haupt.

Tarq. Das nie!
Denk ich zurück, o Rom wie lagest du
Und dein Senat zu Füßen zitternd mir!

Herd. Darauf vergiß!

Tarq. Sag: Höre auf zu leben!

Herd. Ich gehe dir voraus in den Senat
Und spreche dort für dich.

Tarq. Laß andre Gründe
Noch wirken. Gold ist ein gewichtig Wort.

Herd. Ich werd es thun. (ab.)

Aug. Gold brauchest du?
Nimm hin mein Vater, was ich noch besitze

Von alter Pracht, was meine Mutter mir
Von Schmuck und Edelsteinen hinterließ!
Oft freut' ich mich daran, wenn funkelnd hell
Die Diamanten bei Smaragd, Rubin
Wie Thauestropfen unter Blumen glänzten, —
Doch sei's darum! ich brauche sie nicht mehr,
Ich werfe, um die Krone uns zu retten,
Den Schmuck der Eitelkeit freiwillig hin.

Tarq. Behalt es nur! wir wollen königlich
In Rom einziehen, kehren wir zurück.
Mit Worten zahl' ich ihnen ihre Stimmen,
Die eitle Worte voll Gepränges sind.
(Beide ab.)

Aug. Mich fragt ihr nicht, wo es die Krone gilt,
Als wäre ich zur Spindel nur geboren
Ein schwaches Weib! Hat nicht Lucretia
Durch ihre That den Sternen sich verschrieben?
Daß sie in's Herz den Dolch sich stieß, dadurch
Vertrieb sie starke Männer euch von Rom.
Ein Weib will ich den besten Krieger werben;
Ja Hand in Hand geh' ich mit ihm zur Burg
Der Väter und zum Kapitol zurück.
(ab.)

Zweite Scene.

Der Senat von Veji. Procas, Herdonius, Rathsherren auf der einen, Mamilius, Siras, Kriegsobersten auf der andern Seite. Später Tarquin, Aruns und Publius. Ein Diener.

Procas. Erwäget reiflich jeden Grund, eh' ihr
Die Stimme zum Beschluße gebt, ob Krieg
Ob Frieden? — denn gar vieles hängt davon,
Ja Alles für das Wohl des Staates ab.
Es ist ein großes Spiel: den Herd der Götter,
Den eigenen, des Bürgers ganzes Glück,
Der Liebe Freuden und der Ehe Pfänder,
Der Güter lang erworbenen Besitz —
Auf einen Wurf setzt ihr das Alles ein.
Darum bedenkt! Die Uebereilung straft
Sich schrecklich hier.

Siras. Und dennoch will ich Krieg.
Wer niemals wagt, gewinnt auch nie! Es gilt

Nicht bloß das Heute! Was Jahrhunderte
An Rom verloren, steht jetzt zu erobern,
Wo Zwietracht Volk und König feindlich trennt.
Nie kehret die Gelegenheit euch wieder,
Dem alten Wolf die Beute abzujagen.

Procas. Doch ist's gefährlich, wenn er sich verzweifelnd
In seiner Höhle birgt, ihn dort zu suchen.

Mam. Glaubst du, es fehle uns der Muth dazu?

Procas. Der ist zu oft geprüft. — Allein bedenkt:
Die Drohung wirkt oft mehr, als selbst die That!
Nennt nur Tarquin! — vielleicht daß dieser Name
Die Römer mehr, als Heeresrüstung schreckt,
Und sie euch gern, laßt ihr ihn ohne Hilfe,
Die längst verlorne Gränze wiedergeben.

Senator I. Ich stimme bei.
Herd. Hört doch zuvor Tarquin!
Senator II. Und warum kommt er nicht?
Senator III. Ja, ja fast scheint's,
Er läßt absichtlich warten.
Senator I. Unklug ist's!
Senator II. Den Stolzen nannte ihn das Römervolk
Wohl nicht umsonst.
Senator I. Bleibt er noch länger aus,
So stimm ich gegen ihn.
Herd. Geduldet noch!
Procas. Mamilius du schweigst? Was meinst denn du?
Mam. Daß ihr die Römer nicht durch Worte kirrt.
Wie edle Fechter auf das Aeußerste
Getrieben, setzen sie auf einen Stoß
Ihr Alles; Finten schüchtern sie nicht ein.

Senator I. Bedenkt, was dieser Krieg uns kosten wird!
Siras. Zahlt nicht dafür die Beute?
Senator I. Diese raubt
Sich der Soldat und gibt nichts mehr heraus.
Mam. Für seine Wunden ist's ein kleiner Lohn.
Senator I. Der Krieg verzehrt —
Herd. Die Thür geht auf, — Tarquin!
Senator III. Das ist ein Gang, als trüg er noch die Krone!
Senator II. Kaum daß er winkend mit dem Auge grüßt!

(Tarquin und Arruns treten in den Kreis.)

Tarq. Berufen habt ihr mich, was wollet ihr?

Procas. An dir ist's, zu erklären, welcher Zweck
Dich hergeführt in unsre Stadt.
Tarq. Seid ihr
Schon einig im Entschluße, mir ein Heer
Zu leihen gegen Rom?
Procas. Das ist die Frage.
Tarq. O zögert nicht! denn Unentschlossenheit
Hat mehr geschadet schon, als je die Feigheit.
Procas. Erst überlegen wir, ob unserm Staat
Auch deine Bitte —
Tarq. Bitte? — glaubt ihr denn,
Ich sei gekommen in den Staub gebeugt
Euch anzuflehen mit gesenkter Stirne?
Aus meinem Scepter wird kein Bettelstab,
Und jene Stimme, welche Rom befahl,
Hat längst verlernt zu kosen und zu schmeicheln.
Procas. Mitleid versagt man, ist das Unglück stolz.
Arruns. Nicht Mitleid, nein! — wir suchen Kampfgenossen.
Tarq. Ihr meint wohl gar, daß ich mein Elend euch
In Thränen zeigen soll, daß ich vielleicht
Mit lautem Fluch, als wär's zum Schauspiel hier,
Von allen Göttern Rache fordern werde?
Als Bundesgenosse lad' ich gegen Rom
Zum Bunde ein; ich trete nicht vor euch
Als Flehender. — Von meiner Sache hab
Ich nichts zu sagen, — weil es meine Sache.
Was übrig bleibt, sind solche Gründe nur,
Die euch wie helle Schlachttrompeten auf
Zum Kampfe treiben sollen! Nur ein Tag! —
Ihr steht vor Rom, die Thore öffnen sich,
Vom Kapitole wehet euer Banner
Stolz in die Luft, es wirbelt Asche auf
Vom Siebenhügel, für Jahrhunderte
Voll Schmach wird dies ein Tag der Sühnung sein.
Denkt ihr an jene alten Leichenfelder,
Wo eure Väter hingemäht wie Gras
In langen Reihen blutend niedersanken
Und ihre Söhne auf zur Rache riefen?
Doch was sind Gräber! Aber geht hinaus
Vor Vejis Thor — ein Schritt — schon ragt der Gränzstein,
Den Rom gesetzt. Einst konntet ihr ihn kaum
Mit scharfem Aug vom höchsten Thurm erspähen.
Vergangenheit und Gegenwart — rührt euch

Auch dieſes nicht — ſchaut vorwärts in die Zukunft,
Wo ihr nicht frei mehr, Knechte heißt von Rom.
Von ſeinen Zinnen drohet feindlich euch
Das Schickſal, reißt entſchloſſen es herab!

Procas. Doch einen Schatten ſehe ich am Thor:
Porſenna iſt's; er winkt mit düſterm Blick
Und deutet uns hinweg.

Mam. Der feiſte König,
Der ſeine Heere voll Gutmüthigkeit
Von Rom zurückgeführt und den dafür
Sein Volk geſteinigt — dem vergleich uns nicht!
Ich bin für Krieg, und müßt ich durch den Schlund
Des Orkus ſelbſt nach Rom, weit beſſer iſt's
Als ſtets mit euch nur von Prozeſſen reden.

Tarq. Das war ein männlich Wort.

Siras. Ich ſtimme bei.

Procas. Doch wer ſoll Feldherr ſein?

Siras. Dies Recht iſt mein.
Die Würde mein ſchon von den Ahnen her.

Mam. So viel du Ahnen zähleſt, zeig' ich Narben.

Aruns. An eures Heeres Spitze ſtellet mich!

Mam. Ein Fremdling du?

Aruns. Nicht auf dem Feld der Schlacht.

Siras. Du prahleſt wie ein Prinz.

Aruns. Mit Ahnen nicht.

Siras. Was bleibt euch wohl, ſeid ihr von uns verlaſſen?

Aruns. Der Haß, der keinem Gotte weicht an Macht.

Procas. Genug! zeigt eures Sinnes Unverſtand
Nicht weiter mehr. — Erſt fordert ihr den Krieg,
Und dann voll eitlen Selbſtgefühles will
Ein jeder Feldherr ſein. Nicht ziemt es euch
Im Rath das Wort zu führen, wenn ihr gleich
Im Lager waltet als des Heeres Fürſten.
Aus dieſen Hallen ſei der Streit verbannt,
Der euch im Felde trennt, zum Unheil ach!
Nicht euch allein, auch oft der Vaterſtadt.
Doch was zu thun? — Es bleibt ein Ausweg noch,
Den nicht die Waffe uns zu bahnen braucht.
Wenn ihr zuvor mit klugem Sinn erwogen,
Was ich geſagt, ſo wär's zu dieſem Zank,
Der thöricht uns entzweite, nicht gekommen.
Entſendet erſt Geſandte hin nach Rom:
Daß man die Heimkehr dieſen hier geſtatte,

Weil wir bereits uns ihrer angenommen; —
Uns werde das Gebiet zurückgegeben,
Das wir im Kriege nach und nach verloren.
Man unterhandle nicht zu lang und drohe,
Wenn sie es weigern, mit dem Krieg: es seien
Gerüstet unsre Heere gegen sie.
Ich schwör es euch, nicht sind drei Tage um,
So nahet schon ein Priester vom Senat
Im weißen Kleide —

Aruns. O sie schicken euch
Ein Lamm zum Opfer noch.

Procas. Auf Mäßigung,
Nicht auf Gewalt beruht das Völkerrecht.

Senat. I. Ich stimme bei.

Senat. II. Ich auch.

Senat. III. Die ganze Bank.

Procas. So hätten wir den Frieden uns gerettet.

(Diener tritt ein.)

Diener. Es steht ein Abgesandter Roms am Thore.

Tarq. Wer ist es?

Diener. Publius.

Tarq. Ha der!

Procas. Bringt ihn!

(Diener ab.)

Tarq. Ich ahn' es schon: der Friedensbote naht;
Hell schimmert sein Gewand — ein Panzer ist's;
Er trägt den Stab, doch ist er stahlgespitzt;
Es glänzt sein Blick, doch nur in düstrer Glut,
Wie sie verzehrend durch die Städte loht:
Den Friedensboten sendet Rom zum Gruß;
Doch mich erfreut's.

(Publius tritt ein.)

Procas. Wer hat dich abgesandt?

Publius. Der römische Senat.

Tarq. Was bringst du? sprich!

Publ. An dich geht meiner Sendung Wortlaut nicht:
Verbannt von Rom bist du auch todt für uns.

Tarq. Noch leben wir, und bald erfährt es Rom.

Publ. Nicht die Verbannung, nicht des Irrsals Weh
Brach deinen Sinn; was trotzest du dem Himmel?
Dein Schicksal ist es nicht, in Rom zu herrschen,
Das sag ich dir, das sagt dir jede Schlacht,
Die du verlorst; — und wärest du so groß,

Als klein du bist, — Rom duldet Götter nur,
Nicht Sterbliche als Herrscher über sich.

Tarq. Ich will mein Recht, das mir die Götter gaben.

Publ. Die Götter dir? Wann hätten wohl die Götter
Ein edles Volk wie einen Bienenstock
Solch einem Mann als Habe je verliehn?
Der Götter Geisel flieh zu einem Volk,
Das sie für Frevel, durch Jahrhunderte
Zu Bergen aufgethürmt, dem Fluche weihen!
Die Götter lieben Rom. Entschieden hat
Ihr heiliger Wille gegen dich. Vergebens
Stemmst du dich mit des Zwerges Schultern an,
Nicht hemmst den Felsen du, der niederkracht
Und dich zermalmend in die Erde schlägt.
Das Volk hätt' dich getragen auf den Schultern,
Vor deinem Fuß die Kleider ausgebreitet,
Mit innigem Gebete deinen Schlummer
Gesegnet, welcher keines Söldners Speer
Zur Wache je bedurft; wie Romulus,
Wie Numa dir Altäre aufgerichtet
Mit hohen Festen, hättest du geherrscht
Vergessend nie, daß mit dem Recht die Pflicht
Die Götter vor des Königs Thron gesetzt.
Hast du's gethan je? Und du sprichst von Recht?
Sprich von Gewalt! Wie eine Mutter sei
Ehrwürdig dem Verbannten selbst die Heimat,
Wo er zuerst des Tages Licht geschaut
Und ihn der Schutz von heiligen Gesetzen
Zum Menschen bildete, zum Mitgenossen
Von edlen Bürgern. — Gab die Sehnsucht wohl
Nach diesem herrlichen Besitz von Gütern,
Durch die ein Land zum Vaterlande wird,
Das Schwert in deine Hand? Nur dann hast du
Beachtet sie, wenn sie als Hinderniß
Entgegenstanden deiner frechen Lust,
Wenn sie dein übermüthig kecker Hohn
Vernichten wollte: darum nahest du
Und deiner Rosse Huf zerstampft den Boden,
Der dich mit seinem Brod und Wein genährt;
Der Ahnen Gräber füllest du mit Blut,
Wie Lügenbilder rufst du Götter an
Und stürzest frevelnd Tempel und Altäre,

Daß weder für ein irdisches Gesetz
Noch auch für das des Himmels eine Stätte
Auf dem befleckten Grund zu finden sei.
Drum Fluch auf dich! — kein Wort Erwiederung —
Nichts hab' ich mehr mit dir; jetzt spreche ich
Zu euch! Warum nahmt ihr an euern Herd
Als Schutzgenossen auf den Feind von Rom?

Procas. Was Rechenschaft —

Publ. Ich fordre sie.

Procas. Glaubst du
Daß Rom uns solche Botschaft ungestraft
Entrichten läßt, wo es vielmehr der Gnade
Von Veji danken soll, daß wir noch nicht
Den Krieg erklärt?

Publ. So wollt ihr Krieg?

Siras. Ja, Krieg!

Publ. Fühlst du dich sicher hinter Thor und Riegel,
Daß du nach Krieg zu schreien wagst? Seit wann
Schwillt dir das Herz so mächtig? Weil vielleicht
Tarquin an deiner Seite droht, vor dem
Ihr einst gebebt, als er noch Rom beherrschte?
Noch steht ja Rom, so wie es stand, als dich
Den Strick am Hals baarfuß vor den Senat
Liktoren führten, du für deinen Staat
Die Hände flehend aufhobst um den Frieden,
Den wir großmüthig schenkten. — War's nicht da,
Wo ihr beschworet, keinen Feind von Rom
Bei euch zu dulden, sei es öffentlich,
Sei's insgeheim? — Nun, dem Vertrag gemäß
Befiehlt euch Rom: Entfernt sogleich Tarquin,
Und weil er feindlich unter eurem Schutze
Einbrach auf uns, — wo blieb da euer Schwur? —
So ist's an euch, den Schaden zu ersetzen.

Mam. Auf unsern Schwertern bringen wir Bezahlung.

Publ. Wir hätten sie, wär' deine Zung' ein Schwert.

Arruns. Und dieses tragt ihr länger in Geduld?

Publ. Ja oder nein ist ein ganz kurzes Wort.

Senat. I. Wir überlegen.

Siras. Dieses braucht's nicht mehr.

Publ. Ja oder nein!

Mam. Wir sagen euch's zu Rom.

Publ. Sucht ihr vielleicht vor seinen Wällen Platz
Für eure Leichen? Brutus steht bereit,
Mit ihm ein ganzes Heer von Todtengräbern,
Ergrimmt und kühn; — nun, kommt es euch zu früh?

Mam. Den Römern Krieg!

Alle. Den Römern Krieg!

Publ. Euch ruf ich an ihr Götter, rächet den
Verletzten Eid, mich und das Völkerrecht,
Und sendet Fluch vom Himmel, aus der Hölle
Auf diese Stadt, gebt die Vollziehung uns
Zu rechter Hand! In ihrem Rathe laßt
Verwirrung sitzen, Schrecken sei im Heer!
Verlasset sie! ich rufe euch heraus
Aus ihren Tempeln, weg von den Altären,
Sie sei entweiht und nur die Graungestalten
Der Eumeniden mögen hier noch walten!

(Indem er abzieht, fällt der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Marsfeld, im Hintergrunde Rom. Brutus in Waffen auf der sella curulis. Der Prätor, Cäso und dessen Frau. Ein Veteran. Auf der einen Seite Senatoren und Volk, auf der andern die Fronte des Heeres mit Adlern und Feldzeichen. Später Titus und ein Augur.

Prätor. Hier ist die Liste.

Brutus. Wie? — schon angefüllt?

Prätor. Und zwar mehr Nummern, als du für den Krieg
Zur Stellung vorgemerkt. Hab ich's doch nie
Gesehen so; es drängte alles zu,
Ein jeder stellte sich vor Augen mir,

Als wollt er nicht vergessen sein. Was sonst
Voll Widerwillen abgelehnt die Bürger
Auf jede Weise, galt als Vorzug jetzt.

Brutus. Sie wissen nun, daß nicht der Ehrgeiz mehr
Mit ihrem Blute seine Wetten zahlt;
Die Ehre Roms ist ihre Ehre auch
Und seine Größe schützet ihren Herd.

Prätor. Da sind zwei Brüder gleich benannt; auf sich
Bezieht den Ruf ein jeder und bestreitet
Des andern Recht; was ist zu thun?

Brutus. Nimm beide!

(Cäso drängt sich vor, seine junge Frau sucht ihn zurückzuhalten.)

Frau. Nein bleib! ich bitte dich!

Brutus. Was sucht der Mann?

Cäso. Drei Tage sind es kaum, daß ich von Rom
Nach Alba zog, um dort die Braut zu holen.
Hier steht sie neben mir — erröthe nicht!
Nur wo Tarquin mit seinen Söhnen herrscht,
Droht Frauen Schmach und Leid, — da hörte ich,
Daß du die Bürger rufest in den Krieg.
Ich will mein Recht; denn waffenfähig bin
Ich schon zwei Jahre.

Brutus. Sei es dir gewährt!

Frau. Und mich verläßt du?

Brutus. Führe sie hinweg.

(Cäso mit ihr ab.)

Brutus. Was drängst du vor?

Veteran. Ein Veteran bin ich
Längst ausgedient. Doch als die Schlachttrompete
Mein Ohr erreichte, warf ich weg die Krücke:
Laß meine Enkel damit spielen; mir
Das Schwert! Ein neues Siegesbanner weht;
Dem folge ich zum letzten Mal in's Feld.
Und wenn ich falle, schreibt mir auf das Grab:
Bis in den Tod haßt' er Tarquin.

Brutus. So stelle dich! Was drängt ihr alle zu?
Nein bleibt! auch diese Mauern brauchen Schützer,
Wo Feinde dräuen nah und ferne, bleibt!

(Das Gedränge hört auf.)

Ist alles sonst in Ordnung, Prätor?

Prätor. Ja!

Brutus. Fand sich der Adel zahlreich ein?

Prätor. Voll ist
Die Zahl der Ritter zwar, doch auch nicht mehr.
Brutus. So blieben wohl die Aelteren zurück?
Prätor. Nein! deine Freunde, die vom Felddienst schon
Das Alter freispricht, boten sich zuerst.
Brutus. Und diese Jugend, die sich mit Geschrei
Zum Katafalk Lukretias gedrängt,
Wo ist sie nun? — Sie starrten auf ihr Blut
Und schwuren Eide: nicht zu ruhen, bis
Die Rache voll.
Prätor. Ich weiß es nicht, warum;
Nur jene kamen, denen hohe Stellen
Im Heere zugetheilt.
Brutus. So laß sie weg!

(Titus tritt auf.)

Prätor. Hier naht dein Sohn! — du wußtest deine Pflicht —
Warum so spät?
Titus. Behalt die Frage! hier
Befiehlt mein Väter nur,
Brutus. Nein das Gesetz.
Titus. Bin ich denn nicht des ersten Consuls Sohn?
Brutus.
Wo wareſt du? Er hat das Recht zu fragen,
Zu strafen auch.
Titus. Es kam ein Waffenhändler,
Aus Asien. Er hatte seltne Stücke
Und wählen mußt' ich erst, ob ich die Rüstung
Aus Silberdraht, ob die von blauem Stahl
Mit goldgetriebner Faßung kaufen sollte.
Brutus. Nicht ziemt es Kriegern, eitlen Mädchen gleich
Die Waffen nach der Zierlichkeit zu wählen.
Prätor. Und wurde nicht vor Kurzem ein Verbot
Auf Gold- und Silberschmuck gelegt?
Brutus. Du kannst
Der Venus deine schöne Rüstung opfern.
Mag sie der Sklav in ihren Tempel tragen.
Titus. Der Venus?
Brutus. Reicht ihm aus dem Zeughaus schnell,
Wie's diese Männer tragen, Helm und Schild!

(Titus ab.)

Prätor. So eben kam von Publius Bericht:
Er habe für das Heer, wie du befohlen,

Bereits das Lager abgesteckt, es zeige
Sich auch der Feind in dichten Maßen schon.

Brutus. Das eine wie das andere erwünscht!

Augur. Ein Wetter droht. Du weißt, der alte Brauch
Und heil'ge Sitte will in diesem Fall,
Daß die Versammlung schnell sich löse.

Brutus. Sei's!
Recht hat der Augur; denn zu lange schon
Verlieren wir die Zeit, uns ruft ein Gott
Mit lautem Donner.

Prätor. Unser Losungswort?

Brutus. Das Vaterland!

Alle. Das Vaterland!

Brutus. Sei's euer Feldgeschrei!
Es führet uns zum Siege untrügbar
Wie eine Götterstimme. Mag Tarquin
Dem Sturme gleich die Völker auf uns hetzen,
Sein Odem bläst den stolzen Bau nicht um,
Den wir am Kapitolium begonnen. —
Machtvoll ertönt der Siegesgöttin Ruf
Aus Wettergraun, im Fang den Racheblitz
Entschwingt der Aar des Zeus sich dem Gewölke
Und schwebt vor uns mit dunklem Fittig her:
Wir folgen seinem Zeichen in das Feld!

Er nimmt den Legionsadler neben der sella curulis und übergibt ihn dem Träger. Alles setzt sich in Bewegung, die Hörner und Trompeten fallen ein, dazwischen die Schläge des Gewitters, während sich die Bühne wandelt in die

Zweite Scene.

Römisches Lager. Nacht. Krieger am Wachtfeuer. Erster und zweiter Soldat. Aruns dann Marcus und Titus.

Soldat I. Sieh hin! es flammen von des Feindes Wall
Die Feuer, eines nach dem andern schon.

Soldat II. Berechnet man darnach die Zahl, so sind
Sie stärker weit als wir.

Soldat I. Es war recht gut,
Daß heut der Konsul kam; denn immer mehr
Nahm ihre Keckheit zu.

Soldat II. Nur weil sie wußten,
Daß uns der Konsul strenge untersagt

Die Waffen gegen sie zu brauchen, bis
Er nicht die Legionen hergeführt!
Sie mochten wohl mit spöttischem Geschrei
Sich wie die Knaben vor dem Walle tummeln,
Den Wall bestieg doch keiner. — Brutus wird
Den Kampf beginnen mit gefaßter Kraft,
Und eine Schlacht entscheidet diesen Krieg.

Soldat I. So kommt's zur Schlacht!

Vet. Es ist des Heeres Wunsch.

Soldat I. Dann möcht' ich gerne sehen, ob Tarquin
Ein solch Gesicht wie an dem Tage macht,
Als er von Rom den Abschied nahm. Er sprach
Von seinem Rechte, seiner Liebe viel
Und fletscht' dabei die Zähne, wie der Wolf
Am Kapitol.

Vet. Zu Rom beißt er nicht mehr.

Soldat I. Schlüg' ihn der Blitz hinab zum Tartarus,
Dann hätten wir vor ihm doch endlich Ruhe!
Schon naht der Herbst; ich kehrte gerne heim;
Mich friert, der Mantel ist ganz hin, ein Sieb
Hat nicht mehr Löcher.

(Publius tritt auf.)

Publius. So nimm den dafür. —
Du zauberst, weil er schlechter noch als deiner?
Bin ich dein Führer nicht? — Erst wenn du mehr
Als ich entbehrest, dann beklage dich.

Vet. Hast du's gehört?

Publ. Hielt sich der Feind im Walle?

Vet Nichts regte sich.

Publ. Gebt Acht und bringt Bericht. (ab)

Vet. Das ist ein Mann! der rechte Arm des Consuls,
Zum Schlagen stets bereit, und wenn er schlägt,
Trifft er nicht fehl. Hätt' Brutus nicht den Sohn
Den Marcus, welcher kühn und brav wie er,
So wünscht' ich Rom, er hätte Publius.

(Ein Soldat kommt mit Holz.)

Soldat II. Da bring ich Holz.

Vet. Wo holtest du den Block?

Soldat II. Ich schlich mich heimlich an des Feindes Thor
Und nahm die Pallisade. Keiner merkt' es;
Sie sitzen an dem Feuer, braten, sieden,
Daß mir das Wasser durch die Zähne lief.

Die andern würfeln, und daneben schnarcht
Ein Paar im Rausche.

Soldat I. Wir essen Eichelkost
Und trinken aus der Pfütze trüben Schlamm.
Wie wär's, wenn wir uns mit dem Schwerte keck
Zu Tisch bei ihnen bäten?

Soldat II. Spaß genug!

Vet. Doch hat's der Consul strenge untersagt.

(Unterdessen erschien Aruns im Hindergrunde, eingehüllt in einen dunkeln Mantel, den Helm auf dem Kopfe).

Soldat II. Halt! wer da?

Soldat I. Die Parole!

Aruns. Rom!

Soldat I. Das Wort trifft zu. Was führt so spät dich her?

Aruns. Das kümmere dich nicht!

Soldat II. Enthülle dich!

Aruns. Nur vor des Konsuls Söhnen — holt sie her!

Soldat II. Geh du!

(Soldat I. ab.)

Soldat II. Kommst du von Rom?

Aruns. Ich gehe hin.

Soldat II. Bleibst du bei uns?

Aruns. Vielleicht recht bald.

Soldat II. Hast du Geschäfte?

Aruns. Nicht mit euch.

(Marcus und Titus treten auf.)

Marcus. Wer sucht uns hier?

Aruns. Ich.

Titus. Zeig dein Gesicht!

Aruns. Entferne diese da!

Titus. Geht!

(Die Soldaten ab. Aruns wirft den Mantel zurück.)

Titus. Aruns! Was führt dich her?

Aruns. Was führt *dich* her? — frag ich mit besserm Recht;
Ob hier das Lager, hier die Kampfgenossen,
Mit denen und für die du streiten sollst?

(zu Marcus)

Doch erst an dich! Es läßt dir meine Schwester —

Marcus. Sie denkt an mich?

Aruns. Du sendest Tag für Tag
Erschlagen unsre besten Freunde ihr;
Wie könnt' sie deiner Liebe je vergessen?

Marcus. Ist sie im Lager?

Aruns. Ja.
Marcus. So nah! Wie oft
Dacht' ich um dieſe ſpäte Stunde noch
Einſam an ſie. Nun iſt ſie mir ſo nah!
O ſage ihr —
Aruns. Ich bin kein Liebesbote.
Marcus. Du ſpotteſt mein.
Aruns. Geh ſelbſt zu ihr! Wo ſich
Das weiße Zelt im Dunkel ſchimmernd hebt,
Kannſt du ſie finden.
Marcus. In des Feindes Lager?
Aruns. Du wagſt es nicht?
Marcus. Ich will!
Titus. Wer bürgt?
Aruns. Mein Wort.
Was zauderſt du? — Hab' ich dir nicht geſagt,
Sie harre deiner?
Marcus. Ja, ich muß ſie ſehen.
Aruns. Dort geht der Weg.
Titus. Bedenk zuvor!
Aruns. Sie harrt.

(Marcus raſch ab.)

Aruns. Du hältſt ihn nicht zurück! — Wir ſind allein.
Titus. Was ſuchſt du mich um dieſe Stunde noch?
Aruns. Die einzige, wo ich dich ſprechen darf.
Titus. Im ſchwarzen Mantel! wenn ein Späherblick —
Aruns. Das Trauerkleid für den geſtorbnen Freund.
Titus. Wann hätt' ich aufgehört dein Freund zu ſein?
Aruns. Seit du in Rom dich vor dem Pöbel neigſt.
Titus. Wer ſagte das?
Aruns. (ihn ſpöttiſch betrachtend) Du ſelbſt! Wie ſchön dir doch
Der Panzer ſteht aus Grobſchmieds Hand! Gab ihn
Der Prätor aus dem Zeughaus dir?
Titus. Verdammt!
Aruns. Und deine Rüſtung prangt im Venustempel?
Wie fromm du biſt!
Titus. Das iſt mein wunder Fleck.
Aruns. So deck ihn zu. Es hat dein Vater ja
Aus den Tapeten, die in unſrer Burg
Den Boden ſchmückten, Mäntel ſchneiden laſſen
Für ſeine Krieger.
Titus. O, wer ſagte das?
Aruns. Man lacht euch aus und dich bedauert man.

Titus. O glaube mir, es ist dieß Bürgerthum
Mit seinem Treiben ärger mir verhaßt
Als deinem Vater, dem es einen Thron,
Als dir, dem jede Hoffnung es geraubt.
Ihr seid verbannt, doch in die Fremde ging
Mit euch die Würde, die ein jedes Volk
Verehrt, zu dem ihr irgend lenkt die Flucht.
Ich bin zu Rom; — gehüllt in schlechtes Kleid
Muß ich dem Pöbel Achtung zeigen, der
Die Pritsche führt als würdig Königscepter,
Der wie ein Bettler eine Kupfermünze
In magrer Hand, den Namen Republik
Stets auf der schlechten Zunge wendet. O!
Das ist zu viel, zu viel!

Aruns. Ha, ha! man sagt,
Daß ihr sehr mäßig lebt in Rom; man habe
Die Thore dem Marullus eingeschlagen,
Weil er ein Gastmahl gab.

Titus. Es kam ein Schwarm.
Von Bürgern, wie sie gern sich selber nennen.
Das mahne an die Könige, erscholl's,
Mit Koth und Steinen trieben sie uns weg,
Und dann mit schmutz'gen Händen Wein und Speise
Aufräumend brüllten sie ein lautes: Hoch!
Der Republik!

Aruns. Wirklich! Ihr nahmt das so
Geduldig hin?

Titus. O zeige mir den Weg
Aus diesem Jammerpfuhl!

Aruns. Was willst du thun?

Titus. Am besten ist's, ich geh' nach Griechenland.

Aruns. Pfui doch! du gibst sogar die Hoffnung auf?
Wenn du dich selbst verbannst, ist das nicht feig?
Mit ehrner Stirne trag des Schicksals Fluch,
Doch gegen Menschen brauche die Gewalt!
Wenn dieses Bürgerthum dir mißbehagt,
So wirf es nieder!

Titus. Still! ich habe selbst
Daran gedacht; es waren düst're Stunden.
Das für und wider liegt vor meinem Geiste,
Wie vor dem deinen all der Vortheil, den
Bei neuem Wechsel du zu ziehen hofft.
Ihr kehrt nach Rom zurück, ich bleib in Rom:

Doch folgt ein jedes Auge meinem Tritt
Halb abgewandt, und eine Fratze zieht
Ein jeder mir, ich hör' sie flüstern schon:
Ei seht, der ist's! sein Vater war der Gründer
Der Republik und dieser der Verräther!

Arruns. Sie hassen dich!

Titus. Den Haß verhöhnt die Macht,
Jedoch verachten darf mich jeder Knecht.

Arruns. Wer sagt dir wohl, du sollst allein es thun?
Was einer wagt, mag heißen gut und böse; —
Was viele thun? — in ihrer Menge liegt
Rechtfertigung der That. Die Stimmen sind
Gewogen gleich, den Ausschlag gibt Erfolg,
Und Recht hat die Partei stets, welche siegt.

Titus. Partei? Hast du denn schon Partei?

Arruns (zieht Schriften hervor). Sieh her!

Titus. Was? Briefe fast vom ganzen Adel Roms!

Arruns. So ist's.

Titus. Und das genügt; ich trete bei.
Hier meine Hand!

Arruns. Es bietet seinen Gruß
Mein Vater dir; kommt er nach Rom zurück,
Ist dir die Prätorswürde zugesagt.

Titus. Mein Wort! — doch halt! —

Arruns. Was willst du noch?

Titus. Für mich nichts mehr, jedoch mein Vater — sieh!
Ich kenne euch, weiß nur zu gut, daß ihr
Nicht ohne Mord den alten Thron besteigt.
Ich hab' den strengen Mann gefürchtet mehr
Als kindlich je geliebt; doch schaudernd nur
Denk ich an seinen Tod — wer trägt die Schuld?

Arruns. Sein Leben bleibe deinem Wunsch gewährt.
Wir senden ihn zurück auf seine Güter,
Wo er vordem gelebt. Ich hört' ihn oft:
„Dem edlen Römer steh' es gut im Frieden
Die Muttererde mit dem Pflug zu bauen;
So lieblich schmecke nichts, als wie die Frucht
Des eignen Schweißes aus der eignen Scheuer;
Das Schwert sei Stahl, die Pflugschar ebenfalls."
Jetzt sag' er auch: „es seien Hirt und Bauer
Noch vor dem König auf der Welt gewesen,
Und darum auch vor diesem achtungswerth!"
Nun gut! Sie waren's vor dem Konsul auch.

Geh' er denn friedlich hinter seinen Stieren,
Wie einst, und eß' das Brod der eignen Scheuer.
Wir gönnen ihm's! Daß er zum zweitenmal
Uns durch verstellte Einfalt nicht betrüge,
Werd' ich um seine Felder eine Hecke,
Die er gewiß nicht überspringen soll,
Zu ziehen wissen.

Titus. Sei's!

Arruns. So wäre schnell
Das Ganze abgethan. Ich muß zurück.
Plan, Weg und Mittel weiß Aquilius,
Den suche auf!

Titus. Schnell geh' ich fort nach Rom.

Arruns. Leb wohl!

(geht ab.)

Titus. Weg ist die Ruhe bis — doch was!
Wer denkt wohl jetzt an Henkerbeil und Grab?

(geht ab.)

Dritte Scene.

Lager der Vejenter. Das Innere eines prachtvollen Zeltes. Augusta und ihre Sclavin. Marcus.

Augusta. Lösch aus das Licht! wir wollen schlafen gehn;
Er kommt nicht mehr.

Sklavin. Zweimal befahlst du schon
Das Gleiche mir, und als ich es gethan,
Schaltst du auf mich: es zieme nicht im Dunkel
Ihn zu empfangen.

Aug. Nein, er kommt nicht mehr.

Sklavin. Er kommt gewiß.

Aug. Meinst du es auch? ja doch!
Er kommt gewiß.

Sklavin. Kaum möglich ist's, daß er
Den Weg vom Lager in so kurzer Zeit
Hieher zurückgelegt.

Aug. Kaum möglich! das
Vermehrt auf's neu die bange Sorge mir.
Kaum möglich, also möglich doch, glaubst du?
Er wär' schon hier, beflügelte den Fuß
Die Leidenschaft. Doch so! — er überlegt

Und zaudert, horcht auf andre Gründe hin,
Und kommt nicht mehr. Als Aruns ging, schien noch
Der Mond durch jene Lücke des Gezeltes;
Jetzt ist er unter.

Sklavin. Nein, er rückte nur
Ein wenig vorwärts.

Aug. Horch! es nahen Schritte.

Sklavin. Ich höre nichts.

Aug. Umsonst, er kommt nicht mehr.

Sklavin. Du quälst dich selbst.

Aug. Vergebens suche ich
In eitler Hoffnung noch die Zeit zu täuschen.

Sklavin. Er überwindet muthig die Gefahr,
Die seinem Wege sich entgegen stellt;
Du nimmst den Vorwurf freudig noch zurück,
Den zweifelnd du auf seine Liebe wirfst.

Aug. Was sprichst du von Gefahr? — ja du hast Recht,
Es droht der Römer, droht der Vejer ihm,
Und während ich ihn sehnsuchtsvoll erwarte,
Kämpft er vielleicht sich einen Pfad zu brechen,
Irrt er vielleicht vergebens durch die Nacht
Den Busen jeder Waffe bloßgestellt.
Kein Ausweg bleibt, auf meine Seele drückt
Die bange Angst. O wenn ihr Götter euch
Um Lust und Schmerz der Liebenden bekümmert,
Wie eure Liebe alte Sagen schildern, —
So laßt den Stern ihm leuchten, der ihn oft
Auf dunklem Pfad in Rom zu mir geführt!
Leiht ihm den Schild, mit dem ihr unsichtbar
Zur Erde gleitet von des Himmels Höhen,
Daß er wie jener Griechenjüngling nicht
Umbraust von Wogen der Gefahr vergehe!

Sklavin. Ein Schatten streift das Zelt.

Aug. Ihr Götter, Dank!
Er naht! Bezwinge dich, mein Herz'
Wird's dir auch schwer! Wenn er es tragen konnte,
Mir fern zu sein — er naht! — er ist's!

Marcus. Augusta!
So wird nach langer Trennung endlich mir
Zu sehen dich vergönnt!

Aug. Nie war's versagt!

Marc. Wie Vorwurf tönt dein Wort; es trifft mich tief;
Ob auch mit Recht? — Bei der Erinnerung

An jene Stunden, welche ohne dich —
Du wendest dich! das ist der Blick nicht mehr,
Nach dem ich mich voll Leid so lang gesehnt,
Der mich in Rom mit Seligkeit erfüllte!

Aug. Es steht auch jener Marcus nicht vor mir,
Den sonst mein Aug mit stolzer Wonne sah.

Marc. Wohl haben sich verändert Zeit und Ort,
Doch Zeit und Ort veränderten mich nicht.
Wie sonst zu Rom, so tret' ich jetzt vor dich,
Von diesen Augen lieben Gruß erwartend,
Von dieser Hand —

Aug. Ein Römer bist du ja;
Dir darf die Seele Rom allein erfüllen;
Von dort bin ich verbannt. —

(zur Sclavin.)

Die Mitternacht kann nicht mehr ferne sein, —
Lös' mir das Haar, leg' diese Perlen hin
Zum andern Schmuck.

(Sclavin ab.)

Marc. So hätt' ich meine Wünsche
Umsonst nach dir ins Weite ausgesandt,
Und nur Erinnerung vergangner Zeit
Soll mir als theures Angedenken bleiben, —
Vielleicht auch dieses nicht. Was zeigtest du
Die Hoffnung mir zur Qual, wenn die Erfüllung
Du kalt verweigern willst?

Aug. Du bist mein Feind;
Um dieß zu sagen rief ich dich zu mir,
Weil ich dich einst geliebt, in's Lager her.
Ach! leider sind nur Worte meine Waffen
Und keine Thräne rührt dein stolzes Herz. —
Wenn man mich fragt: was irret schmerzbetrübt
Von Stadt zu Stadt dein greiser Vater um?
Was sucht verzweiflungsvoll dein edler Bruder
Das Schwert zur Hand, — was wendest du das Auge
Nach jenen Zinnen thränennaß so oft? —
Zu oft, o Marcus! — ja dann muß ich sagen:
Seht jenen Krieger dort am Thor! er blickt
Uns finster an und wehrt mit blanker Waffe
Gleich einem Wächter an dem styg'schen Fluß
Die Rückkehr uns; — einst hat er mich geliebt!

Marc. Einst nur? für Schmerz und Freude gilt vielleicht
Ein Jetzt und Einst — für meine Liebe nicht.

Aug. Durch die Verbannung hat er uns gejagt,
Nicht Ruh und Frieden gönnend folgt er uns — —
Marc. Halt ein! was weckst du die Vergangenheit
Mit allen Wunden, allen Todten auf?
Aug. So zählst du deine Liebe zu den Todten?
Marc. Wenn Leben Schmerz ist, lebt auch meine Liebe.
Aug. Es ist ein Spiel mit kalten Worten nur,
Dem fremd und höhnisch widerspricht die That.
Was liegt daran? Nur eine Blume welkt;
Es war die einzige! Wie eine Kranke,
Die sich vergebens nach Genesung sehnt,
In dunkler Kammer fern der Frühlingssonne,
Drückt' ich die Blume an die heiße Brust;
Es ist die eine, ach die einzig eine,
Die meiner Jugend Tage mir geschmückt, —
Was liegt daran? —
Marc. Du hältst auf ewig mich! —
In die Verbannung gehe ich mit dir:
In stiller Nacht bewach' ich deinen Schlummer
Mit allen Sternen, die am Himmel glänzen,
Und an des Schiffes Steuer will ich stehen,
Das friedlich dich durch wilde Wogen trägt.
Ich folge dir, — an diesem Busen laß
Mich rasten dann, und wenn in heißer Glut
Der Jugendkraft wir ruhen Herz an Herz,
Vergessen, daß wir beide heimatlos.
Aug. Nicht in die Fremde, du geleite uns
Nach Rom zurück! Das schönste Glück der Liebe
Verdanke mir, ich möcht' das Vaterland
Dir danken.
Marc. Rom gib auf, so lange noch
Mein Vater —
Aug. Er hat uns getrennt.
Marc. Ich soll
Die Waffen tragen wider ihn?
Aug. Denk nicht
An's Aeußerste. Indeß er sich im Feld
Mit den Vejentern schlägt, kehrst du nach Rom,
Und seine Scharen führt dir Aruns nach,
Du läßt ihn ein, und alles gibt sich leicht.
Marc. Ja wohl, leicht wie der Tod! so wenig kennst
Du meines Vaters Geist? — du glaubst vielleicht,
Er habe sich die Republik geschaffen

Zum Kinderspiele, wie's ein müder Knabe
Des Abends, wenn er schlafen geht, verwirft?
Du sahst ihn nie, wie er das Aug in Flammen
Gleich einem Seher von der Zukunft sprach,
Daß uns ein Schauer faßte, ob er selbst,
Ob nicht durch ihn ein Gott zu uns geredet.
Nicht dieses Stückchen Erde ist's, das einst
Mit seinem Pfluge Romulus umzogen,
Auch nicht Italien, wie es weithin
Im Meer sich dehnt: er baut nur für die Welt,
Und wer es wagt zu hemmen seine Bahn,
Muß groß sein, wie er selbst, muß groß sein wie
Das Schicksal, welches eine Welt vernichtet.

Aug. So zieh' denn hin nach Rom!

Marc. Vermag ich's denn?
Wenn ich zu Rom aus deiner trauten Nähe
In später Stunde zögernd schied, wie oft
Setzt' ich mich auf die Schwelle noch und harrte,
Bis fern im Osten durch die feuchten Nebel
Der Morgen graute. Auf den kalten Stein
Drückt' ich, als sollt' er kühlen meine Brust,
Voll Inbrunst Küsse. Wenn die Bauern dann
Mit ihrem kleinen Kram durch's offne Thor
Der Stadt einfuhren, und sie fanden mich,
Gleich eines Trunknen spotteten sie meiner,
Der arg verspätet erst nach Hause taumelt;
Ich aber kaufte, was von Blumen sie,
Von Kränzen brachten, legt' es auf die Schwelle.
Auch dann vermochte ich noch nicht zu scheiden;
Ich wartete versteckt in einer Ecke,
An einem Pfeiler, bis du vorgebeugt
Durch's Fenster sähst den reichen Schmuck der Treppe
Und lächelnd noch des Liebenden gedächtest.
Das war, — o könnt' ich es vergessen, — wann! —
Dein Vater herrschte, Rom war noch nicht frei.

Aug. Jetzt ist es frei, ich bin daraus verbannt,
Mit mir die Liebe, keine Stätte mehr
Hat sie in deinem Herzen und zu Rom.

Marc. Und weißt du, welches Opfer du verlangst?

Aug. Du sprichst von Opfern? O die Liebe spricht
Von Opfern nie; was könnte sie noch geben,
Da sie das herrlichste, da sie sich selber
Gegeben schon, — du hast mich nie geliebt.

Marc. Und doch! mir hat geträumt, es wäre groß
Im freien Rom der erste Held zu sein,
Geehrt, gepriesen kehrend im Triumph,
Und meine Waffen, wenn ich nicht mehr bin,
Zum Schmuck in Tempelhallen aufgehängt;
Ein Lied mein Name in des Enkels Mund;
Schaut er den Helm, das rost'ge Schwert, so klingt's
Wie hehre Sagen, — doch du hältst mich fest;
Ich hab geträumt, und die Entwürfe alle
Sind nicht mehr großer Thaten Morgenroth.

Aug. Hat nicht die Liebe ihre Helden auch,
Die ruhmbekränzt durch alle Zukunft leuchten,
An Größe jedem gleich und größer noch,
Doch einzig reich an jeder Seligkeit?
Todt ist der Ruhm, der nur die Urne schmückt;
Das schönste Leben kann nur Liebe geben:
Ich möcht' bei dir, du sollst bei mir es finden.

Marc. Auguſta!

Aug. Marcus!

Marc. (sie heftig an sich ziehend) Du bist mein!
Nur Schatten folgte ich bisher, als ob
Es Sterne wären; doch des Lebens Fülle
Beut jetzt dein Arm, und wie aus einem Kelche
Saug' ich von deinen Lippen Flammen ein.
Was folgen mag, sei's Wonne oder Weh,
Fahr alles hin, bleibt deine Liebe mir!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Freie Gegend. Brutus, Marcus, Krieger. Später Siras und Atellius, Mamilius, Aruns und Publius. Erster, zweiter, dritter und vierter Vejer.

Brutus. Es ziehen sich die Schleudrer beiderseits
Vom Kampf zurück; geschlossne Schaaren müssen
Die Schlacht entscheiden. — Publius rückt schon
Im Felde vor, du stürme jene Höhen.

Marc Die besten Schaaren sammelt dort der Feind.
Brut. Auf jenen Hügeln liegt der Sieg. — Es lenkt
Aruns mit Römerkunst das Heer.
Marc. Aruns?
Brut. Du hast bisher an der Cohorten Spitze
So manche That mit starkem Arm vollbracht;
Nun sollst du auch des Feldherrn Einsicht zeigen.
Sei Führer heute! ich vertraue dir
Die Ehre Roms mit diesen Schaaren an.
Marc. Mein Vater!
Brut. Sohn! ich habe oft bedacht,
Wie wandelbar die Güter sind, an welche
Der Menschen Thorheit Stolz und Größe knüpft.
Wenn ich auf jenes Lager blicke, stimmt es
Mich düster fast: einst König, nun verbannt
Sucht bei den Völkern Schutz Tarquin, die er
Im Siege niederwarf und strebt vergeblich
Das zu erreichen, was der Seele Wahnsinn
Auf ewig ihm und seinem Stamm verlor.
Aussprechen darf ich's wol in dieser Stunde:
Mein ist das Werk! und jene hehren Mächte,
Die alles hörend über alles richten,
Sie wissen auch, daß mich bei diesem Werke
Nicht Rachsucht trieb, nicht Lust am eignen Vortheil
Nicht rasche Leidenschaft, die oft den Mann
Zur That des Augenblickes rathlos drängt.
An Rom hab ich gedacht, an seine Größe,
Und daß mein Name mit dem Namen Roms
Nun leuchten wird in ferner Zukunft Nacht,
Ist eine Folge nur der That, doch war
Es nicht der Sporn dazu. Weh jenem, der
In sich allein des Staates Ziel erblickt!
Die schönste Krone wird ihm mangeln stets:
Die Bürgerkrone. Weh dem Staate, der
Sich solchen Mann zum Untergang gezeugt!
Er taucht die Hand ins Blut der besten Bürger,
Und nimmersatt in wilder Gier und Herrschsucht
Lohnt er Verbrechen nur und haßt die Tugend.
Ich habe Rom von diesem Fluch befreit;
Doch ward mir überdieß das seltne Glück,
Was ich begann, von einem Sohn wie du
Mit Kraft erfaßt und ausgeführt zu sehen.
Oft dachte ich daran, nie sprach ichs aus;

Jetzt ist der Augenblick, die Hoffnung winkt,
In deinem Geist liegt der Vollendung Maß.
Du schweigst bescheiden; dein Erröthen zeigt,
Daß du durch große Thaten mein Vertrauen
Noch übertreffen wirst. — Der ganze Plan
Ist dir bekannt. Ich fasse nun im Sturm
Des Feindes Seite; du ermiß die Zeit
Und dann greif an! Als frohes Zeichen nimm:
Es krönt den Hügel, wo du fechten wirst
Ein Lorbeerhain mit vollem Laub.

(Brutus mit seinen Kriegern ab; Marcus langsam in den Vordergrund tretend.)

Marc. Der Speere Blitzen, der Trompete Ton,
Der Rosse Wiehern zum Geschrei der Schlacht —
Kaum ruft es die Erinnerung noch wach
An die Vergangenheit. — „Ermiß die Zeit
Und dann greif an! Als frohes Zeichen nimm:
Es krönt den Hügel, wo du fechten sollst
Ein Lorbeerhain mit vollem Laub!“ Schling mir
Zum weichen Kranz den Epheu und die Myrthe!
Den Lorbeer laß ich gerne dem Olymp.
Dort schwebt sie hin; das weiße Zweigespann
Treibt durch die Reihen kühn der Wagenlenker.
O süßes Gift, wem goldbeschwingt ihr Pfeil
Die Haut geritzt. So mag im Zorn die Taube
Den zarten Schnabel heben, der den Feind
Nur reizt und nicht verletzt. Du hast gesiegt
Ich schaue thatlos zu, Augusta! wenn
Dein Bruder mordend schreitet durch das Feld.
Und muß ich nicht? Hab ich noch einen Willen
Als zu besitzen dich? — So lang du fern
Und unerreichbar mir, ward nur im Traume
Der stillen Nacht die Sehnsucht in mir wach
Und willenlos gehorchte ihrem Zauber
Mein Herz. — Es dämmerte, da schwand,
Wie Lautenklang beim dröhnen der Trompete,
Was mich im Traum erschüttert und entzückt.
Die Legionen standen harrend schon,
Der Lorbeer winkte und in blauer Luft
Zog hoch voran der Adler Roms. — Ich folgte
Begeistert mit der Schaar der Jünglinge
Und lernt des Sieges stolze Wonne fühlen.
Doch wieder kam die Nacht heran und wieder,
Wenn leiser auch, begann die alte Stimme

Zu flüstern mir. — Da sah ich dich! — Nun steht
Dein Bild in holder Gegenwart vor mir
Und herrscht in mir, als wär' es meine Seele.

(Trompetenton.)

Zur Schlacht, zur Schlacht! gilt dir nicht dieser Ruf?
Du sinnst als wie in einem Frühlingsgarten,
Wo Ros' und Veilchen blühen, während rings
Der Boden dampft vom Blute. Aruns fliegt
Die Bahn des Sieges, dort kämpft Publius
Und drängt die Feinde, hier Mamilius!
Er führt die Vejer trotzig gegen mich;
Er wagt es! Frieden hab ich nicht mit ihm,
Mit dir allein Augusta und den deinen.
Ihr Götter Dank, ihr habt es abgewendet,
Den Bann gelöst, der diesen Stahl gehemmt;
Ich schwing ihn frei, und dir o Jupiter,
Der du die Krieges Loos auf hohen Wolken
In gleicher Schale wägst, will freudig ich
Die Siegeszeichen über Veji weih'n!
Zur Schlacht! (Er zieht das Schwert und tritt vor die Krieger.)
Was zaudert ihr? den Adler vor!

(Sie gehen rasch ab. Kampfgetöse. Nach einer kurzen Frist kommt Siras auf Atellius gestützt von der Gegenseite.)

Siras. Ich bin verwundet! — ach! — verbinde mich!
Atellius. Dazu braucht's nicht viel Tuch!
Sir. Der Arm ist hin!
Atell. Schick ihn voraus in deine Ahnengruft!
Sir. Die Rettung dank ich dir; darum verzeih
Ich deinen Spott.
Atell. Doch keine Ehrenkrone
Erhielte ich zu Rom für diese That.
Sir. Es zeigt dein Stolz, daß du mit Aruns kamst.
Atell. In jenen Legionen, welche jetzt
Die Vejer schlagen, dient ich unter ihm.
Ich kehre in die Schlacht zurück.
Sir. O bleib!
Atell. Ich habe nie der Amme Dienst gelernt.
Sir. Die Wunde brennt!
Atell. Kühl sie mit deinem Muth.
Sir. Ich will im Schatten dieses Baumes ruhen.
Atell. Sieh dort! Sie stürmen.
Sir. Wer?

Atell. Mamilius.
Jetzt greift ihn Marcus an; schon kämpfen sie
Und drängen Schild an Schild, die Speere brechen,
Mamilius entflieht!

Sir. Ich gönn' es ihm.
Nun kann er mich zu Veji nicht verlachen.

Atell. Gemessnen Schrittes, langsam führt der Consul
Die Schwerbewaffneten nun ins Gedränge;
Er wirft die Reihn der Vejer in den Staub;
Schon fliehen sie, verloren ist die Schlacht.

Sir. Die Vejer flieh'n! O wär ich nie gekommen!

Atell. Den Wunsch glaub ich dir heute gern.

(Beide ab. Fliehende Vejer, dann Aruns.)

Vejer I. Dort hinaus!

Vej. II. Zum Wald!

Aruns. Ihr Memmen steht! Dort ist der Feind! Zurück!

Vej. III. Fort aus dem Wege!

Vej. IV. Sie sind hinter uns! (Stoßen Aruns bei Seite.)

Aruns. Verloren alles! Lachen könnt' ich fast,
Wär's nur nicht alles, was verloren geht.

(Mamilius mit einer Schaar Vejer.)

Aruns. Ein neuer Schwarm! Mamilius hält sie!

Mam. Versuch es selbst! meinst du, ich sei von Stein,
Um solche Hiebe länger auszuhalten?

(Mamilius mit den Vejern ab.)

Aruns. Ha wie sie rennen und den Schild verwerfen;
Sie schauen gar nicht um, als wären sie
Verfolgt vom eignen Schatten. O ich Thor!
Verloren Zeit, Geduld und gute Worte,
Wie sollte dieß Gesindel Rom bezwingen?
Dort naht der Consul, Tausende mit ihm
Vom Siege stolz, und ich — ich bin allein.
Zwar hat er nur ein Leben zu verlieren
Wie ich nur eines, — darin sind wir gleich.
Mit rascher Hand — es könnte ja gelingen,
Ihn an des Heeres Spitze zu erschlagen,
Vernichtend selbst vernichtet! — Doch es ist
Sein Leib nicht Rom; wer rächte uns an Rom?
Zurück mein Schwert, ist doch die Rache nah,
Die dir o Brutus auf dem stolzen Antlitz
In Schmerz verzerrt das Lächeln. — Bald zeigt Rom
Ein größres Leichenfeld als dieses hier. (ab.)

(Von der andern Seite Brutus, Marcus, Publius, Krieger.

Brut. War's Aruns nicht?

Publ Er schreitet langsam hin,
Jetzt schaut er um und hängt den Schild, als gält es
Zu rasten nur, nachläßig auf den Rücken.
Ich traf ihn heute im Gefecht, wir hatten
Die Lanzen kaum geschleudert, warf sich flüchtig,
Der Troß der Vejer zwischen uns und riß
Ihn im Gedränge eilig mit sich fort.
Ich folge ihm.

Marc. Er ist zu ferne schon.

Brut. Du magst ihn suchen in der nächsten Schlacht.

Publ. Was bleibt uns auf der Walstatt noch zu thun?

Brut. Besorgt die Leichen, welche da und dort
Von unsern Bürgern auf dem Felde liegen.
Nicht viele sind es zwar; — die meisten traf
Der Stahl von Aruns; denn die Vejer flohen
Eh noch die Schlacht mit voller Kraft begann.
Den Vejern gebt die Straße frei, wenn sie
Um ihre Todten euch zu bitten nahen.
Wer richtet wol mit Leichen? — Uebermuth
Allein sucht Rache an Erschlagenen;
Der freie Bürger achte das Gesetz,
Mit dem das Schicksal Tod und Leben trennt.
Dann sammelt alle Waffen, die der Feind
Verloren auf der Flucht, hängt als Trophäen
Sie an die Aeste jenes Götterhaines!

Publ. Dann warte ab; bis neue Stämme sprossen,
Denn diese bieten uns nicht Raum genug.

Brut. Die schönsten sparet für die Tempel Roms!

Marc. Wo willst du die Gefangenen bewahren?

Brut. Mit Titus führe sie nach Rom! Du magst
Von unsrem Sieg dem Volke Kunde bringen.
Doch kehre eilig! Wenn sich Vejis Thor
So schnell uns öffnet, wie der Feind das Feld
Vor uns geräumt, so könntest du versäumen
Den Siegeseinzug. Laßt uns, eh der Tag
Sich neigt, der uns so herrliches geschenkt,
Den Göttern dankbar noch ein Opfer bringen.

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Rom. Zimmer. Aquilius, Titus.

Aquilius. Unreif willst du die Frucht vom Baume schütteln;
Wir können durch Verzögrung nur gewinnen.
Titus. Wir sind aufs Aeußerste gebracht.
Aquil. Nicht wir.
Vielleicht Tarquin.
Tit. Das ist hier einerlei.
Aquil. Nicht ganz.
Tit. Hier schreibt mir Arruns, bittet, droht,
Beschwört bei allem —
Aquil. Wie? Er bittet uns?
Tit. Die Vejer, durch die letzte Schlacht erschreckt,
Verlangen Frieden.
Aquil. Dieses wollt' ich eben.
Tit. Und wenn nicht etwas noch in diesen Tagen
Für ihn geschehe, — nun da lies den Brief!
Mehr zeigt er an, als jede Schildrung sagt;
Denn bis ein Arruns sich zum Wort entschloß:
„Er fleh uns an!" — wie vieles mußte ihn
Zuvor erschüttern!
Aquil. (Gibt den Brief zurück.) Also kommt er selbst!
Tit. Heut Abends will er durch das Thor sich schleichen.
Aquil. Gefährlich ist's für ihn.
Tit. Für uns nicht minder.
Aquil. O hätt' er eine bessre Zeit erwartet!
Tit. Stets ist es Zeit, wenn nur der Wille da.
Aquil. Der fehlt bei euch zu raschen Streichen nie.
Tit. Soll denn das ganze wie ein Possenspiel
Verlaufen?
Aquil. Ja! wenn ihr Verschwörung spielt,
Geheimnißvolle Mienen macht, um jedem,
Der euch begegnet, wichtig zu erscheinen,
Wenn ihr in dunkeln Kammern euch versammelt,
Dort Unsinn brütet, an die Kleider euch,
Weil ja ein Freund den andern sonst nicht kennt,
Verschiedne Zeichen heftet, wie ihr sie
Jüngst ausgedacht, — da wird's vielleicht zum Spiele;
Nur habt ihr eure Köpfe eingesetzt.
Tit. Ich sage dir: es muß gehandelt werden.

Aquil. Dazu kommt jetzt der rechte Augenblick.
Denn außer Veji hob sich keine Stadt
Zu seinem Schutz, und Veji ist verloren!
Das weiß er wohl. — Er steht in unsrer Hand;
Was wir bedingen, ist für ihn Gesetz.
Titus. Bedingen? Wir?
Aquil. Nehmt zwar den König auf,
Doch handelt klug! was ihr euch vorbehalten,
Bedeute mehr, als was ihr ihm verleiht.
Wir dürfen ihm nicht trauen; ist er uns
Doch längst bekannt. Wie könnt' sein stolzes Herz, —
Gelang es auch den Argwohn fern zu halten —
Ertragen, daß er uns zu Dank verpflichtet?
Schon unser Anblick wäre ihm ein Vorwurf;
Wir würden ihn an seine Schwäche mahnen,
Und — o sei überzeugt, das trägt er nur
So lang er muß.
Tit. Wol wahr! was räthst du uns?
Aquil. Ein jeder soll sich von Tarquin bedingen,
Was ihm als Lohn für seine That genügt,
Und sagt er zu, dann öffnet ihm die Thore!
Doch nehmt zuvor die Macht ihm, was er leicht
Versprochen euch, so leicht zu brechen auch.
Kein fremder Söldner darf in seinem Dienste
Die Stadt betreten, wie er früher stets
Sie jedem hielt zum Schrecken, welcher ihm
Auf schwache Gründe hin verdächtig war.
Die Bürger sandte er indeß zum Kampfe
Nach allen Seiten gegen Feinde oft,
Die er vielleicht mit arger List geweckt.
Denn leichter ist es eine Stadt zu zügeln,
In deren Mauern keine Männer sind.
Tit. Er fügt sich nicht.
Aquil. Er muß.
Tit. Doch unsre Freunde!
Kaum einer kümmert sich um jene Dinge.
Aquil. Seid unbesorgt! ich übernehme gern
Den Theil der Arbeit, der zu sehr euch drückt.
Nicht treibt mich so wie euch die Leidenschaft.
So war es nicht gemeint! Um Trinkgelage,
Um Mädchen, Titel, — sei das euer Preis! —
Beginn ich nichts, auch nicht aus Freundschaft für
Tarquin; was geht wol er mich an?

Muß ich gehorchen, ist es einerlei,
Ob er, ob Brutus, ob der schnöde Pöbel
Die Herrschaft hat; genug! wir sind beherrscht!
Verdienen auch kein bessres Loos, wenn wir
In dieser Zeit uns keine Macht erringen,
Wo's leichter fast zu machen den Versuch
Als ihn zu unterlassen. Sei's gewagt!

Tit. Doch du vergißt, daß Aruns heute kommt.

Aquil. Versammle die Verschwornen auf dem Rathhaus!
Dort sind wir vor Verdacht weit sicherer,
Als wenn wir uns bei einem Freund besprechen,
Wo unser Kommen, unser Gehen schon
In solcher Anzahl Neugier weckt. Wer ahnt,
Daß wir und der Senat des freien Rom, —
So nennen's Redner ja! — im gleichen Saal
Versammelt uns?

Tit. Ich hole die Genossen.

Aquil. Such' jeden einzeln, sprich mit jedem einzeln,
So hört er leichter deine Gründe an.
Ich hab mit einigen geredet schon,
Und jeder Kluge stimmt mir bei. — Verschweig,
Was du von Aruns weißt! wir wirken mehr
Durch Ueberraschung.

Tit. Gerne folg ich dir.

Aquil. Vertrau in allem mir (Titus ab).
Was ich schon lange
In jeder Weise vorbedacht, begünstigt
Der Zufall selbst, den ich aus Klugheit sonst
In meine Rechnung niemals einbezogen.
Sie setzen ihm Bedingung; darin liegt
Für beide Theile schon des Hasses Keim;
Sei's meine Sorge, daß in ihrer Brust
Nicht sterbe gegenseitiger Verdacht.
So schwächt ein Theil den andern, bis ich alle
Zu Boden werfen kann. Jetzt helfen sie
Mir Brutus stürzen und mit ihm zugleich
Des Volkes Macht, das seine Herrschaft stützt.
Sei meine Rache dieß! — Warum auch kam
Er mir zuvor, als er Tarquin vertrieb?
Warum auch theilt' er seine Pläne nicht
Mit mir? sie hätten eine sichre Hand
Gefunden. Doch ich faß' es wol, er wollte
Für sich allein die Herrschaft. — Nun, er fällt!

Die andern folgen seinem Sturze bald
Und so bleibt einzig mir das reiche Erbe. (ab.)

Dritte Scene.

Nacht. Halle der Curie zu Rom. Davus, aufräumend.
Davus, später Ahala und der Augur, dann Marullus, Aquilius, Marcus, Cominius, Titus, Aruns, Servilius, Verschworne.

Davus. Wär' frei die Wahl, zum zweitenmale nicht
Möcht' ich der Sclave des Senates werden.
Rastlos gehetzt von früh bis spät! und dann! —
Es fänd ein Mäuschen keinen Tropfen Oel
In einer Lampe, um davon zu naschen.
Wär' ich doch bei Ahala angestellt,
Marullus oder auch Cominius,
Die statt auf Tafeln ein Gesetz zu schreiben
Bei vollen Tafeln rothen Wein verschütten
Und nicht gedenk der neuen Republik
Sich lachend vor des Festes König neigen!
Da holt' ich Blumen, trüge aus dem Keller
Die schweren Krüge für die frohen Zecher,
Und hätt' Ahala dann vor Augen nur
Der Würfel Augen, überseh' er wol,
Wenn ich statt seiner tränke einen Schluck;
Marullus zählt' im Rausche nicht die Krüge,
Und käm' es auf, daß einer abwärts flog,
So ginge eine hübsche Sclavin schnell
Mir zu Cominius und bäte vor.
Doch horch! Wer naht? — Hier gibt es nichts zu stehlen:
Ein Liebespaar? — Für süße Schelmerei
Ist noch in Rom ein bessrer Ort zu finden
Als dieser Saal. Ich stell' mich auf die Lauer. (Verbirgt sich.)

(Ahala und der Augur treten ein.)

Augur. Sind wir die ersten hier?
Ahala. So scheint es fast.
Augur. Nicht gut gewählt ist dieser Ort.
Ahal. Warum?
Augur. Noch tönt mir die Verwünschung in das Ohr,
Die hier erschallte. Dort stand Brutus stumm
Den Blick gesenkt: „Fluch den Tarquiniern!“

So gellt' es laut im Wiederhall der Wände,
„Und dreifach größer sei der Fluch auf jene,
Die ihnen Hilfe bieten!“ — Alles schwieg;
Er hob den Blick und murmelte: „Es sei!“

Ahal. Leg doch die Larve ab! Zu lachen ist's,
Wenn der Prophet vor eigner Prophezeiung
Sich fürchtet, wie der Lügner wol bisweilen
Die eigne Lüge glaubt. Ist's so, was kehrst
Du nicht sogleich zurück?

Augur. Ich gab mein Wort.

Ahal. Ja ja, daran erkennt man den Propheten:
„Ein Wort und Vogelflug!“

Augur. Und was treibt dich?

Ahal. Daß ich's gesteh, ich diene mir allein,
Und dich führt auch nichts anderes zu uns.

Augur. Nein! Unsre Götter wollen einen König.

Ahal. So mögen sie ihn selber machen; was
Bedarf es unsrer Hand zu diesem Werke?
Laß mir die Götter völlig aus dem Spiel!
Ob Brutus, ob Tarquin ein Opfer hält,
Gilt ihnen, denk ich, hier so viel und wenig,
Als wenn du mit geheimnißvoller Miene
Von ihrer Größe vor dem Volke sprichst.

Augur. Das ist der Frevel dieser schlechten Zeit,
Der Uebel Quelle und des Jammers Ursprung,
Daß niemand mehr die Macht der Götter ehrt
Und jeder ihrer frommen Priester spottet.
Wärt ihr nicht blind, so hättet ihr schon längst
Gesehn, daß diese schnöde Republik
Nur eine Strafe solchen Frevels sei,
So wie am kranken Leib voll gift'ger Säfte
Nach außen das Geschwür die Jauche gießt.

Ahal. Ich kenne dich! zum eignen Herde wird
Dem Priester gern im Tempel der Altar.
Warum auch nicht? Es nimmt sich den Gewinn
Der Kluge überall, wo er sich beut (Aquil.)

Aquil. Die andern kommen doch?

Ahal. Sie sind bestellt.

(Marullus mit einigen trunken und lärmend)

Marullus. So macht doch Licht! Heda! was treibt ihr denn?

Ahal. Was brauchst du Licht? glänzt deine Nase doch
Wie der Vesuv, wenn er im Katzenjammer
Geschmolzen seine Eingeweide speit.

Mar. Ich hab ein Dutzend Beulen schon am Kopf.
Ahal. Ich wollt': ein Duzend Blasen auf der Zunge.
Mar. Bist du schon da? du jagtest uns vom Mahle.
Ahal. Noch war es Zeit, eh' du dich ganz betrunken.
Mar. (zu Aquil.) Weil du die alten Tage wiederbringst,
Das heißt: den Wein zu Ehren, möcht' ich gerne
Dich schmücken mit dem Epheukranz!
Ich hab nur diesen. Auf die Büste dort
Des Bachus drück ich ihn. Evan Evoe!
Seht wie die Säulen tanzen!
Aquil. Denk, wo du bist!

(Marcus tritt ein.)

Mar. Trankst du den Wein aus Todtenurnen heut,
Daß du so düster blickst?
Marc. Seid mir gegrüßt!

(Cominius kommt.)

Ahal. Cominius! er schlottert mit den Knien,
Als käm er jetzt von einem Stelldichein.

(Titus mit andern.)

Aquil. Gut daß du kommst; jetzt sind versammelt alle.

(Geht mit ihm nach vorn und spricht halblaut)

Hast du sie vorbereitet?
Titus. Wie du mir
Den Auftrag gabst; von Aruns schwieg ich ganz.
Aquil. Sie stimmen bei?
Titus. Die meisten wol, nicht alle.
Aquil. Nicht alle, wie?
Titus. Es sagen einige,
Daß ihnen nichts an der Bedingung liege,
Wenn nur das Alte kehre, — so Marullus.
Aquil. Ich hab den Schlemmer auch nur beigezogen
Der Freunde wegen, die sein leckrer Tisch
In großer Anzahl täglich lockt, daß nicht
Der eine oder andre trunken schwätzt.
Ein sicheres Geheimniß wird es bleiben,
Weil gleiche Mitschuld ihm die Zunge bindet.

(Ahala tritt zu ihnen.)

Ahal. Sprich nun Aquilius!
Aquil. Aruns fehlt noch.
Ahal. Wer?
Aquil. Aruns! (Alle umdrängen ihn mit dem Ausrufe: Aruns?)
Bedinge jeder, was ihm wünschenswerth!
Augur. Das wollen wir.

Aquil Doch eines fordre ich
Von euch voraus: Nichts gelte ohne mich!
Ahal. Wie er die Würfel mischt! (Aruns tritt ein)
Aquil. Begrüßt ihn selbst!
Aug. Zuerst der Götter Segen auf sein Haupt!
Mar. Willkommen uns!
Aruns. O laßt vergessen mich,
Daß ich durch jenes Thor, wo beim Triumph
Geschmückt mit Lorbeer sonst, — ich bin bei euch!
Servil. Hier darfst du dich als König wieder fühlen.
Ahal. Servilius, der handelt wie zuvor.
Aruns. Ihr nehmt uns auf?
Servil. O bliebst du schon bei uns!
Aruns (zu Marc.) Dir bring ich einen Gruß von meiner Schwester.
Servil. O Glücklicher, daß dich Augusta grüßt!
Aruns (zu Marc.) Sind wir allein, sag ich dir manches noch.
Aquil. Dein Vater ist im Lager der Vejenter?
Aruns. Er eilt schon morgen her. Um Mitternacht
Erwarten wir am Thor, ob eure Liebe
So stark in Thaten als in Worten sei.
Zum Zeichen zünd ich dort auf jenem Hügel
Drei Feuer an, und stehn wir vor dem Thore,
So klopf ich dreimal mit des Schwertes Knauf.
Aquil. Darüber sind wir eins.
Aruns. Wir lohnen wir
Dann euren Dienst? Nicht eitle Worte gibt
Mein königlicher Vater; reich und groß
Sei auch der Dank und würdig eurer Liebe.
Was fordert der Augur?
Augur. Bedenk, was fehlt!
Aruns. Die Antwort ist zwar dunkel, doch zu deuten.
Wenn ich nicht irre, so verlangt der Consul,
Ihr sollt umsonst im Haus der Götter dienen,
Wie sie umsonst uns ihre Huld verleihn.
Aug. Er weiß es nicht, daß keine Erdengabe
Des Himmels Gnade je an Werth erreicht,
Und wir allein sind's, welche sie vermitteln.
Aruns. Tarquin ehrt' deine Würde; herrenlos
Wird manches Gut, weil wider uns sein Herr
Die Hand erhob; das hat nun den Besitzer.
Ahal. Wer zahlt die Schulden mir?
Aruns. Lucrez hat Geld!
Ahal. Auf dieses stellst du mir die Rechnung aus?

Arruns. Er braucht es, wenn er todt ist, doch nicht mehr.
Abal. Dann gibt es Erben ohne Testament.
Arruns. Und du Servilius?
Serv. Nichts andres, Fürst,
Als daß ich stets im Lichte deiner Nähe
Mich sonnen darf, wie einst an jenem Tag,
Wo du mich würdigtest mit dir zu spielen.
Doch ich verlor!
Arruns. Du sollst gewinnen jetzt.
Sei über den Palast die Aufsicht dein!
Mar. Mir brauchst du nichts zu spenden; eines nur
Verlange ich: Schaff die Censoren ab!
Ist's nicht zu ärgern, wenn ein solcher Kerl,
Aus dessen Munde Gall' und Essig trieft,
Uns meistern darf, uns hier, den Adel Roms:
Ob nicht ein Kleid zu fein, ob nüchtern wir,
Ob wir den Göttern opfern, ob wir nicht
Mit Würfeln spielen? Und der Frevel erst
Wenn einer Nachts zu seinem Dirnchen schleicht!
Nicht wahr Cominius? das leiden wir
Nicht länger mehr!
Arruns. Sei dir und ihm
Verlieh'n des Censors strenges Amt!
Mar. Juchhe!
Da wird es lustig sein zu Rom! Wir kehren
Die Stadt zu unterst, oberst; aus den Brunnen
Soll Wein nur fließen, und zur Strafe kommt
Das Mädchen nur, das einen Kuß versagt!
Arruns. Wie dank ich dir Aquilius mein Treuer?
Aquil. Ich fordre keinen Dank; nur eins versprecht:
Daß ihr in Rom nichts unternehmt, es sei
Im Frieden oder Kriege, was nicht erst
Von uns berathen und gebilligt ward.
Arruns. Vernahm ich recht? Dann wärt ihr Könige!
Aquil. Wir stehn von dieser Forderung nicht ab.
Arruns. Nun gut! Am Tage, der in euren Kreis
Mich wieder führt, wo Freude nur mein Herz
Erfüllen darf, kann ich nicht widersprechen.
Aquil. Und das gegebne Wort zu halten, dürft —
Arruns. Du zweifelst?
Aquil. Dürft ihr keine fremden Söldner —
Arruns. Auf alles, nur auf das geh ich nicht ein.
Aquil. Nun gut! So geh hinaus, wie du gekommen!

Aruns. Laß uns erst ein, dann magst du alles hoffen.
Aquil. Nicht einen Schritt, eh dieses zugesagt.
Aruns. Das werd ich nie!
Aquil. Kommt, gehen wir!
Aruns. O Marcus!
Das dulden wir von diesem Mann!
Marc. Beschließt,
Was euch beliebt, fremd bleibt mir euer Rath.
Und führet auch ein Mittel uns zum Ziele,
Ist doch verschieden Plan, Gesinnung, alles!
O Schande, daß den gleichen Weg der Zufall
Mich treibt mit euch, die fast wie Krämer um
Die Republik gemäkelt! Hätt ich auch
Nur eine Wahl: die zwischen Höll' und Himmel,
Um solchen Preis möcht ich den Himmel nicht!
Ich geh; was kümmert euer Treiben mich?
Die Schätze, Würden, die ihr jetzt vertheilt?
Die kleine Rechnung, die der Priester dort
Zu führen mit den großen Göttern wagt?
Stark fühl ich mich genug, die Königin
Von Veji mir zu holen, wär es auch
Mit blankem Schwert; euch brauch ich nicht dazu. (ab).
Aruns. Ihr alle schweigt? Wofür beruft ihr uns,
Wenn ihr nur Sklaven dieses Mannes seid?
Mar. Aquilius gib nach!
Aquil. Wer fragt nach dir?
Comin. Was kümmert dich denn die Regierung Roms?
Ahal. Ich bitte dich Aquilius: laß ab!
Aquil. Hast du vergessen, was ich dir gesagt?
Comin. Soll er allein zerstören unsre Hoffnung?
Mar. Aruns du kommst! wir öffnen dir die Thore.
Aquil. Was, ohne mich?
Mar. Nach dir fragt Niemand mehr.
Aruns. Elender du! uns wagtest du zu trotzen?
Aquil. Wir sind noch nicht zu Ende. (Geht rasch ans Fenster.)
Aruns. Du sehr bald!
Daß du uns nicht verrathen kannst, schließ ich
Den schlechten Mund auf ewig dir.
(Er zieht das Schwert und will auf Aquilius eindringen, der Augur, Titus und andere werfen sich dazwischen.)
Aug. Ich trete zu Aquilius!
Aquil. (zu Aruns). Zurück!
Willst du nicht dich und diese hier verderben.

Schaut hin durchs Fenster! seht ihr dort die Helme
Im Hofe schimmern? Ha ich wußte wol
Mit wem ich mich verband; drum war ich auch
Gefaßt auf dieses. Aruns! wär es nun
Mein Plan gewesen, dich zu locken nur
In meine Hand? — Du bist der stärkste Feind
Von Rom, verderblicher als alle andern.
Wenn ich dich überliefre, wird die Stadt
Mit stolzerem Triumphe mich empfangen
Als Brutus selbst, der nur die Vejer schlug.
Und ihr! gar klein im Herzen wie im Rathe,
Denkt ihr daran, wie einmal Hercules
Sich Ruhm erwarb, als er Augias Stall
Gesäubert? — Ihr, der Abhub dieser Stadt!
Wollt ich euch fassen, würd' ich nicht dadurch
Erwerben mir den größten Dank von Rom?
Marullus! in des Kerkers tiefstem Schacht,
Wo Moder fault und Kröten hüpfen, ist
Der beste Platz zur Buße für dein Schlemmen,
Und ebenso für dich Cominius.
Da siehst du keine Schürze mehr, als die
Des Kerkermeisters! Du Ahala kannst
Dann mit den Ketten, statt mit Würfeln spielen,
Bis dir der Henker den Gewinn bezahlt. — —
Gefällt es euch? Warum seid ihr so blaß?
Juckt euch der Rücken schon von Geiselhieben?
Greift an den Hals! noch steht der Kopf darauf,
Doch ist geschliffen schon dafür das Beil.
Im Hofe stehn gerüstet meine Sclaven;
Sie sind bereit; soll ich das Zeichen geben?

Mar. Reißt ihn vom Fenster weg!

Aquil. Ich streck den Arm,
Schon sind sie da! — Hört ihr die Waffen? — bleibt!
Seid ruhig! Nur für alle Fälle war's.
Wer ist nun König? — —
Doch nicht mit euch will ich verhandeln mehr;
Ihr steht in meiner Hand. — Was sagst du Aruns?

Aruns. Ich weiche der Nothwendigkeit, nicht dir.

Aquil So sind wir einig. Morgen Abends kommt
Ihr an das Thor und gebt das sichre Zeichen;
Wir öffnen euch. Noch zwanzig Krieger magst
Du bringen, sei es deine Ehrenwache!
Die neue Herrschaft zu erhalten, reicht

Die Zahl Clienten hin von mir und euch;
Wir stellen sie bewaffnet in die Straßen
Vom Kapitole bis zum Vejerthor.
Es lähmt der Schrecken jeden Arm, doch wir
Berathen dann das Nöthigste, und morgens
Verkünden wir dem Volke, was geschehen.
So schließt die Republik in Rom; das Heer
Ergibt sich schweigend der Nothwendigkeit,
Denn ihre Fraun und Kinder sind als Geiseln
In unserer Gewalt. — Jetzt fort von hier,
Damit uns nicht das Morgenroth verrathe!
(Alle zerstreuen sich.)

Davus. Das Morgenroth? — Der helle Tag straf euch!
Drum schnell zum Consul in das Lager fort!
Wenn ich die Stadt errette, gibt er mir
Im freien Rom der Freiheit Bürgerrecht. (Ab.)

Vierter Akt.

Erste Scene.

Römerlager vor Veji. Brutus. Publius. Später der Veteran und ein Soldat. Dann Davus.

Brut. Nicht lange mehr hält Veji sich; es wankt
Die Mauer da und dort schon bis zum Grund.

Publ. Der nächste Sturm macht uns zu Herrn der Stadt.

Brut. Sie beugen sich noch früher.

Publ. Doch Tarquin!

Brut. Wer fragt ihn noch? So gern sie ihn empfiengen,
Als brächte er den lang vermißten Sieg,
Sie würden ihn jetzt lieber ferne sehen.

Publ. Bewachen müssen wir den Wall, daß er
Uns nicht entrinnt, verstoßen ihn die Vejer.

Brut. Zwar möcht ich nachsichtsvoll ihm ein Asyl
Vergönnen, daß er dort sein graues Haupt
Im Frieden berge. Was er auch verbrochen,
Zwei bittre Rächer nimmt er ja mit sich:
Das Alter als Genossen seiner Flucht
Und die Erinnrung an vergangne Größe.
Doch keinen Frieden gibt es mit Tarquin;
Er rastet nicht. Gleich einer schlimmen Pest

Fraß ſich die Herrſchſucht ein in ſeinem Herzen
Und treibt ihn wahnſinnstoll zu jedem Frevel,
Bis mit dem Leben ſelbſt erliſcht die Krankheit.

Publ. Wie glücklich biſt du, kehren wir nach Rom,
Wenn im Triumphe dich die Stadt begrüßt
Und deinen Wagen rings im Feierkleide
Das Volk umſtrömt, ein jedes Auge ſich
Nach deinem wendet, Jubel tauſendſtimmig
Dich Retter nennt und du mit deinen Söhnen
Zum Kapitol empor die Treppe ſteigſt,
Vor den Altären froh den Göttern dankeſt
Für den errungnen Sieg wie dir das Volk!

Brut. Vor meiner Seele ſchwebt ein andres Bild
Als Waffenglanz, der nur zu bald erbleicht.
Die Stadt hat den Gehorſam aufgeſagt,
Der ſie in heil'ger Ordnung hielt am Throne
Des Königes, weil er den Frieden brach,
Auf welchem ſein, des Volkes Recht geruht.
Es ſchwankt der Staat, die Ehrſucht regt ſich trotzig,
Der Schwache zagt; denn hinter Wolken ſank
Der Stern, der ſein Gewiſſen treu geführt.
Was Recht, was Unrecht? — fragt die Menge zweifelnd,
Unſicher wogt die Meinung, bis der Grund
Gefeſtet ſich, und dieſen möcht ich legen!
Das ſei Geſetz, was inn'rem Trieb gehorchend
Als Pflicht erkannt des Volkes beſte Männer:
Nicht neu, nicht alt; neu immer gut und wahr
Und wahr und gut für immer! Sei's der Stamm,
Den keine Zeit zerſtört, aus dem ſie nur
Was ſie bedarf, mit reifer Vorſicht treibt!
Die Götter ruf' ich täglich an, daß ſie
In meine Seele gießen Licht und Muth;
Denn nur der Götter Werk iſt ein Geſetz,
Vor dem der Bürger, tritt es ihm entgegen
Auf Erzestafeln, ſtaunend ruft: „So iſt's!
So hab ich es gefühlt, ja das iſt Recht!"
Das ſchwebt mir vor; iſt dieſes Ziel erreicht,
Dann iſt das Vaterland erſt wahrhaft frei.

Publ. Nie weilte ich in Griechenland wie du.
Dort lebten ja, wie uns der Ruf verkündet,
Lycurgus, Solon, deren tiefe Einſicht
Zum Borne ward von trefflichen Geſetzen.

Entzündete vielleicht ihr Beispiel dich
Für's gleiche Ziel?

Brut. Als uns Tarquinius
Am härtesten bedrückte, stieg der Wunsch
In meiner Seele; strenge schweigend habe
Ich ihn gehegt; doch jetzt kam seine Zeit.

Publ. Des Himmels König möge dich erhalten,
Daß du vollendest, was du kühn begonnen!
Nicht fassen kann ich es in seiner Größe;
Doch seinem Schutze sei mein Schwert geweiht.
Das Lager machte mich zum Mann; dieß war
Die Wiege meiner Ahnen und ihr Grab!
Nicht besser soll es mir gebettet sein.
Wenn ich durch's eine Thor als Sieger ziehe,
So möchte ich durch's andere schon wieder
Hinaus zu neuem Kampfe, eingedenk
Der Prophezeiung, die uns Römern ward,
Als bei dem Bau des Kapitols ein Kopf
Gefunden wurde an des Grundsteins Stelle.
Da trat hervor die greise Seherin,
Die ferne sonst in Cumäs Grotte wohnt,
Und rief mit lauter Stimme zum Erbeben:
„Hört alle ihr, der Grund des Kapitoles
Ist eingeweiht mit Blut!“ Dann warf sie auf
Den Grund noch einen frischen Lorbeerzweig,
Wo jetzt der Altar steht des höchsten Gottes,
Und schied von uns.

Brut. Wenn Rom sich durch Gesetze
Erst selbst beherrscht, beherrscht es auch die Welt.

Der Veteran tritt mit einem Soldaten vor Brutus, mehrere folgen.

Vet. Nach deinem Wort, o Consul, nahen wir:
Daß jeder, der durch eine kühne That
Den Dank des Vaterlandes sich erworben,
Aus deinem Munde diesen Dank vernehme.
Sieh diesen hier, zwar nur ein Jüngling erst,
Verdient er wohl, daß selbst ein Greis ihn lobe,
Weil alten Kriegern seine Tapferkeit
Ihn gleichgestellt. — Du weißt es, vor dem Walle
Lärmt oft der Feind in bunten Schaaren, mehr
Durch unsre Nachsicht kühn als eignen Muth.
Da sprang der Jüngling, den wir vor dein Auge
In Ehrfurcht stellen, von der Schanze Rand
Dem Blitze gleich, der aus der Wolke fährt,

Verjagte er allein den Schwarm der Veſer,
Ja drang ſogar ins offne Thor, wo er
Den letzten noch erſchlug. Wär er allein
Geweſen nicht, die volkerfüllte Stadt
Befände ſich in unſren Händen ſchon;
So hat er uns jedoch die Bahn gezeigt
Sie zu erſtürmen.

Brut. Führt zum Tode ihn!

Vet Zum Tode? — ihn!

Brut. Wie lautet mein Verbot?

Vet. Kein Krieger darf im Feld den Kampf beginnen,
Wenn nicht der Conſul den Befehl ertheilt.

Brut. So haſt du ihm das Urtheil ſelbſt geſprochen;
Denn Schuld bleibt Schuld; zur Heldenthat macht ſie
Nicht der Erfolg. Iſt die Verwegenheit
Des Bürgers höchſte Tugend, ſagt worin
Von einem Aruns er ſich unterſcheide,
Der ſelbſt dem Löwen nicht zu weichen braucht?
Zur Lüge wird Geſetz und Staat, wenn jeder
Nach eigenem Belieben thut; wir hätten
Anſtatt des einzigen Tarquin dann tauſend.

Soldat. O Brutus!

Brut. Führt zum Tode ihn!
(Sie führen ihn ſchweigend ab.) Es wird
Die Zukunft einſt die ſüßen Früchte ernten
Von dieſer herben Strenge. Mögen grauſam
Uns ſpätre Tage nennen, wenn die Milde
Entſproßt dem langen Frieden; jetzt geziemt
Nur die Gerechtigkeit, wo wir der Stadt
Errungen kaum die Freiheit. Niemals ſollen
Zu unſern Richtern unſre Thaten werden.

(Davus tritt raſch ein.)

Dav. Auf, Brutus, auf! wenn du die Thore nicht
Verſchloſſen finden willſt zu Rom; es kehrt
Tarquin der alte in ſein Adlerneſt.

Brut. Von wem bringſt dieſe Kunde du?

Dav. Aus Rom.

Publ. Blaß, ſtaubbedeckt!

Dav. Ich ſtahl mich durch das Thor
Und lief hieher. Dort neigt die Sonne ſchon
Dem Weſten zu, es iſt die letzte Nacht; —
Was zögert ihr? brecht auf! ſonſt iſt's zu ſpät.

Brut. Wer ſagt es dir?

Dav. Ich hab's gehört, gesehen;
Verbündet sind die Edelsten von Rom:
Sie lassen heut den König ein. Drei Schläge
An's Thor verkünden seine Gegenwart.
Publ. Du sprichst unglaubliches!
Brut. Hast du Beweis?
Dav. Ich hörte alles und sah jeden wie
Er kam und ging.
Brut. So zähl die Namen auf!
Dav. Ahala kam zuerst und der Augur.
Brut. Wie? dieser! So entehrt er seine Würde?
Doch sei's darum; ich hab ihn stets erkannt,
Daß nur der Vortheil ihn zu handeln treibt.
Nun hat ihn doch der helle Blick getäuscht,
Mit dem er, alles fein verbindend, sonst
Fast in die Zukunft schaute.
Dav. Andere
Gesellten sich zu ihm, bis Aruns kam.
Publ. Das kann nicht sein; ich sah ihn gestern noch.
Brut. Du irrst, vorgestern war's.
Publ. Dann ging es schnell.
Dav. Ihr dürft mir glauben; ich erkannt' ihn gut.
Brut. Geschehen ist der Frevel, den ich einst
Mit Bann belegt und für sich selbst hat der
Augur den Fluch gesprochen.
Publ. Aruns blieb?
Dav. Nein! Als sie einig, denn Aquilius —
Publ. Aquilius! unmöglich scheint es fast.
Brut. Er ist mir nah verwandt.
Dav. O nicht das Blut
Beschützt vor Schmach; Consul zwei Namen noch
Sind übrig. Diese anzugeben muß
Ich scheuen fast.
Brut. Ich werde strenge richten,
Wo das Verderben selbst die Edelsten
Vergiftet.
Dav. Schärfe nicht das Beil für dich!
Brut. Aquilius!
Publ. Stets war er tiefversteckt
Und schlau.
Brut. Wohl wahr! ich ahnte nicht den Feind
An meiner Brust und den Verwandten trifft
Mein eigenes Gesetz.

Dav. Soll ich dir noch
Die andern nennen?
Publ. Wo selbst Edle fehlten,
Da folgt gewiß ein Schwarm von schlechtem Volk,
Wie's häufig sich bei Feuersbrünsten sammelt
Und aus dem Unglück Andrer Beute holt.
Dav. Für üble Nachricht, Brutus! erntet nie
Der Ueberbringer Dank. Wär ich deswegen
Hieher geeilt, ich schwiege.
Brut. Nenne sie!
Dav. Du hast die Söhne abgeschickt nach Rom?
Brut. O welche Ahnung!
Publ. Nein, das kann nicht sein!
Dav. Und doch kam Titus! —
Brut. Wiederhol es nicht!
Hätt' er vergessen, daß ich Rom befreit?
Dav. Davon ging keine Rede.
Brut. Nun so sei
Von ihm nicht mehr die Rede, wenn mein Herz
Von meinen Kindern spricht! fast glaube ich,
Hätt' er das Schwert auf mich gezückt, daß ich's
Dem Reuigen verzeihen könnte.
Doch seine That trifft nicht nur diese Brust,
Sie trifft mit einem Schlage alles, was
Dem Menschen hier auf Erden hoch und heilig.
Zur Rache ruft sie jeden Menschen auf,
So daß Verzeihung hier mitschuldig uns
Nur machen würde.
Dav. Laß mich gehen und schweigen!
Dein Schmerz —
Brut. Genug! Weißt du noch andere?
Dav. Es war auch Marcus! —
Publ. Sclav! du lügst, du lügst!
Dav. Er holt als Braut die Königstochter heim.
(Brutus verhüllt stumm sein Antlitz.)
Publ. Mein Freund! Mein Freund! O läg er todt im Feld!
Dav. Ein alter Glaube herrscht in meiner Heimath,
Daß jener, welchem Größe ward verliehen,
Den dunkeln Mächten, die erhoben ihn,
Sein Innigliebstes bringen muß als Opfer.
Dadurch sei er den wandellosen Göttern
Der Unterwelt geweiht, und wandellos
Verleihen sie auf dieses Pfand das Glück.

Publ. Nicht deines Worts bedarf es Sclave hier.
Dav. Entlaßt ihr mich? — (Will gehen.)
Publ. Halt! Wenn er von Tarquin
Bestellt nun käme, wenn aus eigner Rachsucht?
Er muß gestehn, wär's auf der Folter auch.
Dav. Unedel macht so schwache Hoffnung euch?
Publ. Und dich der Lohn zum Schelm; ergreifet ihn!
Dav. Du schimpftest mich ja Sclave kurz zuvor
Mit stolzem Uebermuth; glaubst du Tarquin
Hätt' einem Sclaven sich vertraut? — Er wäre
Gekommen selbst und hätte sich geweidet
An eurem Schmerz. — Schlecht denket ihr von ihm;
Verbannt sogar zeigt er sich größer hier
Als du und — der dort. (Brutus erhebt sich.)
Brut. Sclave du bist frei.
(Davus geht ab; es entsteht eine Pause.)
Brut. Dein Vater, Publius, ist noch am Leben?
Publ. Ein armer blinder Greis; ich nähre ihn
Vom Theil der Beute, den das Kriegsgesetz
Im Feld mir zuerkennt.
Brut. Da nährst du ihn
Mit deinem Blut.
Publ. So könnte man es deuten,
Weil manche Wunde ich dafür erhielt.
Brut. Ich hatte Söhne!
Publ. Die hast du ja noch!
Brut. Die Nacht ist kalt!
Publ. Die Nacht? Es dämmert erst.
Feldherr du redest irr; ist dir nicht wohl?
(Der Veteran tritt ein.)
Vet. Der Hauptmann läßt dir melden, daß so eben
Durch's andre Thor von Veji eine Schaar
Von Reitern zog, — man sieht's von hier
Nicht mehr, — dann wandten sie sich schnell
Zum Hohlweg dort hinaus, als wollten sie
Verborgen sein; nun geht's verhängten Zügels
Nach Westen übers Feld.
Brut. Tarquin, Tarquin!
Publ. Doch nicht die Heimath, — finde er das Grab!
Mit meinen Reitern hol ich bald ihn ein.
Brut. Ich selber geh nach Rom und werde dort
Die Hochzeitsfackel meinem Sohne tragen.
Vindicius, das sei des Sclaven Name

Im Stand der Freiheit, — sende ich voraus
Daß schnell der Prätor die Gefahr noch wende. (ab.)

Publ. Vindicius heißt Rächer! ich erkenn' es.
Er hüllt in düstres Schweigen sich, und doch —
Von dem Entschlusse, den er grimmig rollt
Tief in der Seele, liegt der Widerschein
Auf seinen Zügen, wie die Glut am Himmel
Bei dunkler Nacht, wenn eine Stadt verbrennt. (ab.)

Zweite Scene.

Tiefe Nacht. Rom. Straße mit einem Pfeiler in der Mitte. Rechts das Haus des Marullus, links das des Cominius. Aussicht auf das Thor. Marullus, Cominius, Aquilius, Ahala, Augur, Titus, Marcus, Servilius, später Brutus.

Mar. Am Himmel stehen andre Sterne schon
Und Mitternacht kann nicht mehr ferne sein.
Bereit ist alles; Mühe hat's gekostet
Geschirr und Krüge hin und her zu schleppen,
Zu winden Kränze für das Trinkgelage,
Die Musikanten schicklich zu verbergen;
Doch jetzt wär's Zeit. Wo bleibt Aquilius?

Com. Er ist im Haus.
Ruft ihn! Aquilius! (Aquilius kommt.)

Aquil. Du weckst die ganze Stadt.

Mar. Sie haben Zeit
Genug zu schlafen, wenn Tarquin regiert.
Da wacht ihr beide; wir erzählen dann
Von unsern Thaten.

Aquil. Die Entscheidung naht,
Und ihr Gewicht läßt deiner Seele Schwung
Zum Scherz? (Ahala tritt auf.)
Ahala — wie? du kommst allein?

Ahal. Ich habe einen Knaben nur im Dienst.

Mar. Jag in den Harnisch deine Gläubiger,
Und auf den Platz bringst du ein ganzes Heer.

Ahal. Doch heute wird gezahlt.

Aquil. (zu Ahala) Du warst beim Prätor?

Ahal. Zum Abendmahl lud er uns alle ein.

Aquil. Das weckt Verdacht, warum er uns gerade
Und allzumal auf diesen Abend lud.

Ahal. Bei ihm ist alles still; die Gäste fort
Er selbst zu Bett, ich komme eben her.

Aquil. Der Augur fehlt.

Mar. Ich sah ihn kurz zuvor;
Er schaut zum Himmel auf. Schneuzt sich ein Stern,
So murmelt er, als wär es ihm nicht recht.

Aquil. (zu Marullus). Wo hast du deine Leute?

Mar. In der Küche.
Wo anders denn? Das ist ihr rechter Platz.
Um's dir zu sagen, rief ich dich heraus.
Ich habe Köche, Kellner, Musikanten
In seltner Wahl; heut sollst du sie erproben.
Denn öffnest du dem Könige das Thor,
So habe ich mit freundlichem Gesicht
Im Hause dort ihm den Empfang bereitet.
Siehst du, wie hell es durch die Ritzen schimmert?
Die Säle sind beleuchtet und geschmückt;
Dort warten meine Diener auf die Gäste.

Aquil. Ihr Götter wie viel Thorheit duldet ihr!

Mar. Sie dulden dich und deine Falschheit auch. (Augur kommt.)

Augur. Die Stunde naht.

Ahal. Das sagt uns jede Sanduhr.

Aquil. (zum Augur.) Hast du bewaffnet deine Diener?

Aug. Nein.
Das Opfermesser, nicht das Schwert zu führen,
Ist ihre Hand gewohnt. Auf morgen schon —

Aquil. Heut gilt's!

Aug. Sind sie bestellt von mir.

Aquil. Wozu?

Aug. Ein festlich Opfer —

Aquil. O das brauchen wir.

Com. Hast du's gehört?

Mar. Es klang, als wie ein Becher
Vom Tische fällt.

Ahal. Nein, wenn mit weiter Wölbung
Ein Schild das Pflaster trifft, so dumpf und schwer.

Aquil. Was? Wo?

Com. Dort in der Eintracht Tempel.

Aug. Seht!
Ein frohes Zeichen, weil wir einig sind,
Gibt uns die Göttin. (Titus bewaffnet mit andern.)

Titus. (zu Aquilius.) Ruhig ist die Stadt,

Wie du befohlen, alles angeordnet;
Ich machte rings die Runde noch.

Aquil. Hab Dank!
Aus meiner Seele schwindet nun die Sorge;
Gesichert sind wir, komme, was da will.
Du geh' ans Thor, ihr haltet euch noch stille!
Die Stunde naht, sie naht und Rom ist mein.

(Marullus geht zum Thore, die andern treten in das Haus nebenan. Bald darauf kommt Marcus.)

Marc. Der Platz noch leer; so hat zu früh die Sehnsucht
Mich hergeführt. — Schwer liegt die Nacht auf Rom,
Und trüber Schlaf hüllt alles ein. — Mir ist,
Als sollte jede Seele den Verrath,
Wie er jetzt durch die Gassen schreitet, ahnen.
Doch alles schweigt! — Ihr Himmelslichter oben,
An die der Mensch so gerne sein Verhängniß
Mit eitlem Stolze knüpft, zum letztenmale
Strahlt ihr herab auf's freie Rom.
Und warum frei? Geschehen muß, was doch
Geschehen soll! Stark fühl ich mich gestimmt;
Und ist uns nicht vergönnt wie jenen Sternen,
Die kalt herblicken durch die kalte Nacht,
Zu wandeln eine festbestimmte Bahn,
So ist es Weisheit, Reue nicht zu kennen,
Die, halber Selbstmord, unsre Freuden nur,
Nicht unsre Leiden hemmt. Die Zeit bleibt gleich,
Ob dieses Lebens Kerze sich in Qual,
Ob in Genuß verzehrt. (Geht in das Haus.)

(Marullus vom Thore her, laut rufend.)

Mar. Sie kommen! Hellauf loht die Fackel schon.

(Die andern stürzen hastig aus dem Hause. Bewaffnete. Diener mit Fackeln.)

Aquil. Hier Fackeln her!

Mar. Fort Sclave! macht
Die Läden an den Fenstern auf, daß hell
In alle Weiten schimmere das Licht!
Beginnt die Symphonie, bringt Kränze her;
Sei Aruns dieses heute dein Empfang.

(Die Häuser plötzlich erleuchtet.)

Aquil. Die Republik ist todt; noch ist es Zeit,
Stürzt diese Säule um, es soll Tarquin
Einziehen über ihren Schutt.

Com. Der Consul
Ließ heut erhöhen sie. Es soll ihr Schaft

So viel sein als ein Buch. In ehrnen Lettern
Trägt sie des Staats Gesetze ausgeprägt.

Mar. Des Staats? Deßwegen drängte früh bis spät
Ein dichter Schwarm von niedrem Volk herum
Und jubelte mit lautem Sang?

Ahal. Tarquin
Läßt von Liktoren ihnen das Gesetz
Mit Geisseln auf den Rücken haun.

Mar. Sieh doch,
Was ist es denn, das man für würdig hält
In Stein und Erz zu prangen?

Ahal. Nun so hört!
Salus reipublicae summa lex esto!
Des Staates Wohl ist höchstes Grundgesetz.

Com. Wer ist der Staat?

Servil. Tarquin!

Aug. Und wir!

Mar. Stürzt sie, wie wir die Republik gestürzt.

Ahal. Wollt ihr noch mehreres?

Mar. Genug des Unsinns.

Com. Ihr brecht sie nicht.

Ahal. Gieß Wein darauf, Marullus!
Dann schwankt sie bald.

Com. Sie weicht den Hebeln nur.

Mar. Fällt sie, so schlägt sie euch den Schädel ein.

Ahal. Hört ihr den Taktschritt von Tarquins Begleitern?

(Drei Schläge an das Thor.)

Servil. Sie sind's, sie sind's!

Com. O laß dich küssen Freund!

Aug. Die Götter mögen ihren Eintritt segnen!

Servil. (zu Titus). Im prächtigsten Geschmeid!

Tit. So lieb ich es.
Ein süß Gefühl der Rache, wenn ich Morgen
Vor's Volk mit diesen Waffen wieder trete.

Ahal. Jetzt ist's vorbei.

Mar. Nein, nein! Jetzt geht's erst an!

Aquil. Ich bin am Ziel.

Servil. Hoch! dreimal hoch Tarquin!

Das Thor fliegt auf. **Brutus** und die Legionen. Die Symphonie geht in den römischen Kriegsmarsch über.

Brut. Ergreift sie!

Von allen Seiten Soldaten, während die Verschwornen ergriffen werden, fällt der Vorhang.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Rom. Zimmer. Brutus. Später Senatoren. Sabina.

Brut. Laut dröhnt der Schritt des Volkes durch die Gassen
Zum Forum hin. Dort steht der Richterstuhl
Und jedes Auge sucht den Richter schon.
Was zögre ich? es gilt kein Aufschub mehr!
Ob langsam, schnell? — der letzte Sand verrinnt
Im Stundenglase wie ein matter Puls.
Und muß ich denn? — Es dringt der Menge Tosen
Wie Meeresfluth verworren zu mir her;
Doch jene Stimme schweigt, die klar und deutlich
Aus tiefster Seele sonst gesprochen und
Hoch über jeden Zweifel meine Bahn
Mit festem Schritt zu wandeln mich geleitet.
Vor meinem Blicke steigt der Söhne Grab
Von Blut bedeckt, von wüstem Steingerölle,
Wie's auf verruchte Gräber wirft das Volk.
Und wär' nur dieses! Längst schon hat die Zeit
Das herbste still zu tragen mich gelehrt;
Denn in ihr selbst liegt ja dafür die Heilung,
Doch hier! — Ich seh die langen finstern Stunden
Des kinderlosen Alters; jede Qual
Dringt doppelt tief, weil sie mich einsam trifft,
Bis endlich schleichend mit den öden Tagen
Der matte Fuß des Grabes Rand erreicht.
Und Rom? — Ich ahn' es, seine hehre Zukunft
Beruht auf dem, was dieser Tag entscheidet.
Nicht Tapferkeit, nicht seiner Feldherrn Größe
Wird es so hoch erheben, als wenn wir
Beim Grundbau seiner Freiheit zum Gesetz
Ihm unser Beispiel geben: daß ein jeder
Der Republik, entsagend ernst und streng,
Sich selbst und mehr noch als sich selbst — sein Liebstes
Zum Opfer bringen müsse! — Ach ich sehe
Zu klar nur, was ich thun soll, doch mein Kummer
Wird dadurch milder nicht.

(Senatoren treten ein.)

Senator I. Wir danken dir.

Brut. Wofür?
Sen. I. Daß du nicht kamst zu richten.
Brut. Wie?
Sen. II. Die Stunde floh vorbei; mit scheuem Blicke
Erwarteten wir deine Ankunft schon,
Für unsre Söhne bangend.
Sen. I. Sende bald
Den Herold ab dem Volke die Verzeihung
Zu künden!
Sen. II. Darauf harrt es noch.
Brut. Das Volk?
Sen. I. Sie sagen zwar, es habe jeder der
Verräther tausendfach den Tod verdient,
Doch sei es zu entschuldigen, wenn du
Hier Nachsicht übest.
Brut. Nun so hat das Volk
Verurtheilt ihre Schuld! Ersparen wir
Ihm dieß an uns, — wenn die Entschuldigung
Nicht schon ein Urtheil ist. —
Ihr Götter Dank!
Bewilligt habt ihr jetzt, um was ich euch
Im Stillen bat: — ihr gebet Kraft und Muth
Und zeigtet wie in einem Spiegel mir
Der Schwäche Bild, die statt Gerechtigkeit
Nachsicht erwählte und den Staat vergißt.
Im Wort des Volkes treten vor die Seele
Mir die Gesetze, die ich selbst geschaffen
Als Abwehr von Verrath. Sie sind geweiht
Zum zweitenmale nun.
(Zu den Senatoren.) Ich darf wie ihr
Nicht zweifeln mehr.
Sen. II. O habe Dank dafür!
Brut. Versteht mich recht, ich gehe zu Gericht.
Wohl durft' ich zagen, als ich nur die Stimme
Des Schmerzes hörte in der Einsamkeit;
Nun ist entschieden zwischen Rom und mir:
Rom hat gesprochen durch des Volkes Mund,
Rom hat gesiegt. Bethörte Liebe soll
Nicht fesseln mehr den Arm des strengen Richters.
Rathsherren ihr! gebt ihr vielleicht den Rath,
Zu stürzen die Gesetze, die ihr selbst
Mit mir begründet, weil durch Zufall sie
Auf uns zuerst und auch am schwersten treffen?

Doch Zufall? Nein, es ist der Götter Wille,
So klar, wie noch kein Seher ihn verkündet.
Sie prüfen uns, ob wir es würdig auch
Den Grund zu legen dieses neuen Staates,
Der Vorbild sei und Herr für diese Welt.
Wo bliebe Rom? was ist der Staat, wenn man
In feiger Schwäche gegenseitig ihn
Verkaufen darf? — Das habt ihr nicht gewollt;
Das eigne Selbst, ihr wollt es nicht verrathen;
Eh' kehrt der Tiberstrom zur Quelle wieder.
Kannst du es denken Freund, daß einen Frevler,
Dieb, Mörder, — sei er noch so schlecht, er reicht
An unsrer Söhne Schuld so wenig als
Vom tiefsten Orkus ein Verdammter sich
Zum Himmel schwingt, kannst du es denken Freund: —
Du sollst ihn richten; sprich das Urtheil aus,
Erröthend mußt du ihm zu Füßen fallen,
Ihn um Verzeihung bitten, daß der Liktor
Zu binden ihn gewagt. Und hat der Tod
Von deinem Richterstuhle dich gestossen,
Soll dann dein Sohn — nein, nie! es ist unmöglich, —
Ihr wollt es nicht.

Sen. II. O Brutus, du wie ich
Hast keine Söhne zu verlieren mehr!

Sen. I. Tritt noch einmal in deiner Söhne Kerker
Und unsrer Kinder, ach! — rührt es dich nicht,
Wenn sie dich zitternd mit gebundnen Händen
Um's Leben flehen? — Dann geh zu Gericht!

Brut. Wenn sie bereuend des Verbrechens Größe
Einsehen lernten, wissen sie zugleich,
Daß nur der Tod wegtilgt die große Schuld.
So wird das Opfer, das sie dem Gesetze
Mit freier Seele bringen, eine That,
Wie sie dem Römer ziemt, Rom zu versöhnen.
Auf diese Weise wird der Tod für sie
Zu einer Wohlthat, ja zur einzigen,
Zur letzten, die wir ihnen noch erzeigen;
Denn er befreit von einem Leben sie,
Von welchem jeder Augenblick voll Schmach
Mehr Qual enthielte, als der schwerste Tod.

Sen. II. So bricht zusammen unsers Alters Stab!

Brut. Jetzt zum Senat!

(zu einem Diener)

Ruf die Liktoren her!

(Die Senatoren ab.)

Nun ist es Licht! — Ihr Götter Dank dafür!
Doch führt mir diese Stunde schnell vorbei.

(Sabina tritt ein.)

Sabina. O mein Gemahl, das Auge thränenfeucht
Begegneten die Senatoren mir.
Sie weinten nicht umsonst; denn als ich um
Den Grund des Jammers fragte, hüllten sie
Das Haupt tief ein, — nur einer sah mich an
So mitleidsvoll und schmerzlich, daß ich selbst
Die Thränen nicht mehr hemmte. — Brutus sprich!

Brut. Das Forum wartet!

Sab. Meine Söhne! — Bleib! —
Ich fordre sie von deiner Hand zurück.

Brut Nein, von den Göttern Roms!

Sab. O die sind gut;
In ihrer Seligkeit trifft sie kein Schmerz,
Der uns erschüttert; mild und ruhig schauen
Sie von der lichten Höhe auf die Wellen,
Die an den Säulen ihres Wolkenthrones
Vergeblich branden. Darum waltet auch
In ihrem Kreise unbeirrt und klar
Die heilige Gerechtigkeit. Dem Menschen,
Den zwischen Schuld und Unschuld blind dahin
Die Leidenschaft auf schmalem Pfade treibt,
Dem Menschen gaben sie das Mitgefühl,
Daß er des gleichen Looses sich bewußt
Erbarmungsvoll und mild mit Menschen sei.

Brut. Die Strenge wird zur Milde gegen Rom.

Sab. Rom selber widerspricht dir; oder glaubst
Du wohl, es sei der Menge Beifall, wenn
Sie stumm am Platze deines Spruches harrt
Und nun erstarrt von Grausen hört das Urtheil?
Und deine Söhne — Brutus, Brutus! —
Du blickst hinaus ins Weite kalt und stumm;
Kalt deine Hand, — o damals war dein Auge
Nicht so, als du um meine Liebe warbest,
Mich führtest zu dem häuslichen Altar.
O möge die Erinnerung dir sprechen
Von all dem Frieden, all dem stillen Glück
Im engen Hause, deiner letzten Zuflucht,

Als rings Gewalt und List die Welt bezwungen!
Mög die Erinn'rung an die Stunde sprechen,
Als du den ersten Sohn von meinen Armen
Mit feuchtem Blicke nahmest, als du ihn
Den Göttern dankend zum Altare trugest!
Des Hauses Herd —

Brut. Der ist ein Grabstein jetzt!

Sab. Und hab ich nicht als Mutter auch ein Recht
Zu richten meine Söhne? Hab ich sie
Geboren nicht mit Schmerz, soll ich sie nun
Verlieren auch mit Schmerz?

Brut. Mein armes Weib!

Sab. Dein armes Weib! wohl arm, doch nicht so sehr
Als du es bist: der Fluch von ihrem Tode
Trifft deinen Scheitel, doch den meinen nicht.

Brut. Kein Fluch, Versöhnung liegt in ihrem Tod.

Sab. O Brutus sieh zu deinen Füßen mich:
Für Blut nimm Thränen, nimm für ihren Tod
Die Todesqual von diesem Herzen an!

Brut. Steh auf, steh auf!

Sab. Dein Aug wird feucht von Thränen.

Brut. Vor meinem Blicke schwebt die Nemesis
Und hält die Wage: eine Schale birgt
Die große Zukunft Roms, Gesetz und Pflicht,
Die andre unsres stillen Hauses Frieden.
Die reinen Bilder, welche Göttern gleich
Am Herde traut und innig schuf die Liebe.
Gesellt sich die Erinnerung dazu
Von Schmach und Fluch, so schwinden sie dahin
Und im entweihten Kreise bleibt der Gram.
Sie sind nur, was sie sind, so lang die Schuld
Sich nicht zu ihnen drängt, so lang der Boden
Des Vaterlandes trägt den reinen Herd
Und das Gesetz mit hellem Lichte strahlt.
Nicht blind und klanglos trifft uns das Verhängniß,
Die Götter gaben die Entscheidung mir
Und schaun herab, wie diese Hand das Schicksal
Roms und der Welt bestimmt. —
Es gilt kein Widerruf! nicht heute erst
Verloren wir die Söhne; jene Stunde,
Wo sie geheimnißvoll die finstre That
Beschlossen, tritt für immer zwischen uns.
Mein theures Weib, wir schenken mit dem Leben

Das Leben nicht, — o weine nicht so heiß
Auf meine Hand! — Nichts ändert das Gesetz,
Wenn dieses Herz auch bricht! — Das Urtheil liegt;
Was unabwendbar schon entschieden, laß,
O laß es mich als Mann zu Ende bringen!
(Mit den Liktoren ab.)

Sab. O Brutus! Vater! — Herrscher des Himmels seid
Mir gnädig, haltet das Schwert auf! —
Die Menge ruft, — er bricht den Stab! —
O höret mich! — ihr hört des Tigers Schrei,
Der seine Jungen durch die Wüste sucht.
Zeigt eure Macht! (Geht langsam zum Fenster.)
Die Menge schweigt! — o Brutus!
Bleich sein Gesicht, die Züge unbewegt,
Als hätte die Medusa ihn versteinert!
Meine Söhne blaß, Markus stumm
Den Kopf gesenkt, — Titus weint!
Er steht! — o haltet fest ihr Stäbe! —
Still! — verurtheilt! — weh, der Boden wankt!
Der Tag erlischt! — Rings Henker nur —
Sie sind entblößt, — halt ein, — mein Blut!
(Sinkt ohnmächtig um.)

Zweite Scene.

Veji. Tarquin im königlichen Purpur mit der Krone. Aruns. Später Augusta, dann Atellius.

Aruns. Verfolgt, gejagt, gehetzt von allen Seiten,
Entronnen kaum Gefangenschaft und Tod!
Sie sollen uns doch nicht entmuthigt seh'n!
Haß gegen Haß! Fluch gegen Fluch!
Was wir versuchen, mögen sie's zerstören;
Sie reiben sich mit uns zugleich nur auf,
Und ein Versuch gelingt am Ende doch.
So wär's am besten jetzt, meinst du nicht auch?
Wenn wir mit letzter Kraft zum Angriff schritten,
Wo sie uns schon vernichtet wähnen und
Das Römevolk aus tiefsten Wunden blutet:
Entweder kämpfen die Verschwornen jetzt
Auf Tod und Leben für die eigne Rettung
Wie Männer handelnd, oder ließen sie
Nach feiger Art von Schrecken lahm sich fangen,

So drückt doch Schmerz und Qual auf jede Brust;
Verwirrung, Angst und Noth herrscht überall
Und Brutus selbst aufs innerste getroffen
Denkt an die Söhne mehr, als an den Staat.
Meinst du nicht auch? Wir dürfen hoffen jetzt,
Und darum sei's gewagt!

Tarquin. Es ist das letzte,
Was wir noch wagen können! — Nicht die Siege,
Die Roms empörte Kraft uns abgerungen,
Ob zahlreich auch und werth des höchsten Ruhmes,
Erfüllten meine Brust so tief mit Schmerz. —
Denn lohnte sich's der Mühe wohl, wenn Rom
An Herrlichkeit so reich nicht wäre, um
Den Thron die Hand an's Schwert zu legen nur?
Ich hätt' es nun und nimmermehr gethan!
Nicht diese Siege sind's, wohl aber daß
Ich nun gestehen, ja gestehen muß:
Es sind die letzten Mittel, die wir wagen,
Es bleibt uns nichts mehr übrig zu beginnen;
Und ob wir hoffen dürfen, davon laß
Mich schweigen jetzt! bald liegt es klar vor Augen.

Aruns. Beugt dich der Kampf der letzten Nacht so tief?
Nenn's Glück, daß ihren Reitern wir entgingen!
Verloren ist zwar viel, doch zu gewinnen
Bleibt Alles noch. Sieh unsre Fahnen wallen!
Der gleiche Windhauch spielt mit ihnen und
Dem Banner Roms. So ist es mit dem Glücke.
Vergebens suchst du nach Vernunft und Absicht,
Der Zufall lenkt's; erringen mag vielleicht
Es jener, der ein kühn entschloßner Werber
Die Bahn betritt und sie trotz Blut und Wunden
Ausdauernd hält.

Tarq. Als die Sibylle einst
Mit jenen Schicksalsbüchern trat zu mir
Und sie zum Kaufe bot, wie's ich sie spottend
Vom Throne weg. Was sollten sie die Götter
Besuchen in der Felsengrotte, wenn
Sie nicht erschienen in den Königshallen
Der Römerstadt? — Sie aber hob den Arm
Und stand wie zürnend, und mit einemmale
Sah ich, als schwänd vor meinem Blick der Nebel,
Die Geister Roms. Sie schwebten auf und nieder

Am Capitol in dunkeln Wetterwolken;
In ihrer Mitte stolz und feuerhell
Erhob der Schutzgeist unsres Hauses sich
Den hohen Ahnen gleichend an Gestalt.
Ich wandte mich entzückt zur Seherin,
Sie aber hatte schweigend mich verlassen;
Doch aufgeschlagen lag vor mir das Buch.
Ich las mit Hast: „Tarquin, Tarquin vernimm
Zu dieser Stunde diesen schweren Spruch:
Entfliehen wird aus jener Geister Mitte,
Die Rom beherrschen, bald dein Genius;
In die Verbannung mußt du folgen ihm,
Und was du auch versuchest, dir die Thore
Zu öffnen wieder, wird vergeblich sein.
Du wirst zwar oft und vieles wagen; doch
Wenn jener Mann, der dich aus Rom vertreibt,
Vor seinem Tode zweifach starb für Rom,
Dann wird er sein den Göttern gleich an Ehre,
Und gegen Rom kämpfst du das letzte mal." —
Empört warf ich das Buch zum Boden hin
Und sann auf Strafe für das Gaukelspiel.
Doch unabweisbar tritt nach so viel Jahren
Mir plötzlich vor die Seele jener Spruch,
Und klar enthüllt sich mir sein Doppelsinn.
Die letzte Schlacht ist's die wir heute schlagen;
Zum letztenmal leg' ich den Purpur an,
Zum letztenmal trag ich das Diadem.
Als König habe ich gelebt!
Mein Wesen ist's: ich bin als König nur;
Nicht König sein ist mehr für mich als Tod.
So will ich's sein zum letzten Athemzug,
Als König fallen in der letzten Schlacht,
Als König schreit ich durch des Orkus Thor,
Und die im Leben mir gehorcht, sie haben's
Dort unten nicht vergessen, daß ich einst
Ihr König war, dort oben wird es Rom
Erzählen noch dem künftigen Geschlecht.
Dir bleibt die Jugend und die Jugend hat
Die Zeit vor sich und in der Zeit die Hoffnung.
Verlaß Italien mit einer Schaar
Erlesener, die keine Heimath kennen.
Leicht gründest du den Thron im fremden Land,
Daß unser Haus stets Rom wie ein Komet

Von fern bedroht, bis sich das Schicksal ändert,
Und es zurück führt an den Tiberstrand.

Aruns. Italien verlaß ich nie. Ich strecke,
So lang ich's kann, die Arme aus nach Rom.
Sind sie mir abgehaun, so will ich noch
Es fassen mit den Zähnen. — Nein, nein, nein!
Die letzte Schlacht! — wär es die erste doch,
Der viele folgten! Wenn's die letzte ist,
So wünsche ich, es sei das Märchen wahr,
Mit welchem Ammen wilde Kinder schrecken:
Daß nach dem Tod die Seele jenseits lebe,
Und je nachdem sie sich auf Erden hier
Beschäftiget, so walte sie auch dort
Und kehre sehnsuchtsvoll oft zu dem Kreise,
Wo sie einst wirkte. Ja dann wollte ich
Als Rachegeist vor Brutus Lager treten,
Ihn zur Verzweiflung treiben, bis er sich,
Den langen langen Qualen zu entgehen,
Die Klinge stieße in die Brust. — Jetzt wollen
Wir anderes bedenken, wie wir lebend
Die Römer würgen und den Thron erklimmen.
Ja laß uns eilen, eh der letzte Funke
Von Tapferkeit, den ich in diesen Bejern
Mit Müh geweckt, erlischt. (Augusta tritt auf.)

Tarq. Was trägst du Opfer?
Willst du die Götter noch versöhnen, eh
Die Schlacht beginnt?

Aug. Ich sühne einen Traum.

Aruns. So trüb der Blick, der hell und glänzend sonst
Dem nahen Sturm der Schlacht entgegen schaute?
Könnt ich an Zeichen glauben, dieses würde
Mir einen Schatten in die Seele werfen.
Doch sprich! — Was dunkel uns die Nacht enthüllt,
Es flieht bei klarem Tage, klarem Worte
Als leeres Spottgebild wie Rauch dahin.

Aug. Das falbe Zwielicht glänzte schon am Himmel,
Als wir vom unheilvollen Wege, der
Uns bis vor Rom geführt, zurückgekehrt.
Von Schmerz und Sorge müde setzt' ich mich
Auf's Lager hin und überdachte noch
Mit bangem Zweifel, was wir heut' erlebt.
Nicht wollt' ich schlafen; doch das Auge schloß
Sich unwillkührlich und was mich umgab,

Entschwand der Seele. Plötzlich fand ich mich —
Nicht war's so fast ein flüchtiger Traum; denn klar
Und deutlich, wie ich euch hier seh' und höre,
Schien alles meinem Sinn — ich fand mit Markus
Im Brautgemache mich. Er schwor mir Liebe
Treu über Tod und Grab! Kaum hatte er
Das Grab genannt, so fieng er an zu beben
Und seufzte hohl, als wie in Todesqualen
Langsam ein Mann hinstirbt. Ich schau ihn an, —
Da fällt sein Haupt mir blutend in den Schooß
Mit starren Augen, Blut sprang auf zu mir.
Im wilden Schmerz verzweifelnd wollte ich
Noch seine Lippen küssen, da fuhr aus
Dem offnen Mund ein Sturm und warf mich hin
In's öde Blau weit über Land und Meer.
Auf einmal klang es, wie vom Silberbogen
Ein Schütze schnellt den Pfeil; kalt drang es mir
In's tiefste Herz und taumelnd stürzte ich
Zum Abgrund hin und fand im Grabe mich.

Tarq. Ich denke der cumäischen Sibylle!

Arunς. Ein Traum und die Sibylle? — sonst nichts mehr?

Tarq. Dort kommt Atellius, den wir nach Rom
Um sichre Botschaft abgesandt.

Arunς. Der wird
Uns mehr als Träume sagen.

(Atellius tritt auf.)

Tarq. Was bringst du?

Atell. Todt, alle todt! Es hat des Henkers Beil —

Aug. Und alle todt?!

Atell. So ist's! Nehmt hin als Pfand
Das blutige Tuch, ich tauchte es in die Lache
Die von dem Forum floß. Viel habe ich erlebt
In Schlacht und Kampf, hier graute selber mir.
Ich mußt es greifen, mich zu überzeugen
Daß wahres ich geschaut.

Tarq. Wir sind besiegt!

Arunς. Doch nicht gerächt!

Atell. Vernehmt, was ich gesehn.
Ich schlich durch's Seitenthor; es kannte mich
Von alten Zeiten eine Pförtnerin —
Gieng auf den Markt, hier stand so dicht gedrängt
Des Volkes Schwall, wie junges Laub im Lenze
Am Busche knospt. Ich hatte gar nicht nöthig

Mich zu verbergen: auf den Richterstuhl
Starrt' alles bange, Brutus saß darauf.
Vor ihm die Söhne; Titus schreckensbleich
Versucht zu flehen; Marcus stumm, bald stieg
Ihm auf dem Antlitz purpurroth die Scham,
Bald deckt' ihn Todtenblässe. Brutus schwieg,
Wies mit der Hand auf eine Reih' von Pfählen;
Dort wurden die Verschwornen angebunden
Und von Liktoren bis aufs Blut gepeitscht.
Bald tönten laute Seufzer aus dem Kreise
Und Schmerzgebrüll, doch Marcus biß voll Qual
Die Lippen wund. Das Todesurtheil ward —

Tarq. Und Brutus blieb dabei?

Atell. Ward laut gesprochen.
Nicht fünf Minuten, hoben dreißig Henker
Am Schopfe dreißig blutbespritzte Häupter.
In seinen Stuhl sank Brutus jetzt zurück;
Ein Wonnelaut ist jeder Seufzer, der
Sich durch die Nacht des Orkus ringt; so hell
Wie schneidend Erz drang es durch seine Lippen.

Arunς. Ich glaub es nicht.

Tarq. Mit Menschenwaffen kämpft
Er nicht mehr gegen uns. Wer dieses wagt,
Wagt sich an Götter selbst. Wir sind besiegt,
Die Krone Roms ist hoffnungslos verloren!

Aug. Was ist die Krone! ohne ihn werf ich
Sie stolz den Göttern an die Stirn zurück.
Er ist todt!
Ach daß mein Schmerz den Orkus nicht bewegt
Und ihn zurück in meine Arme ruft!
Rom o Rom, du Wiege meiner Liebe,
Du solltest ihr zum schönsten Throne werden
Nun wurdest du ein Grab!
Der Neid der Götter konnt es nicht ertragen,
Daß auf dem Staub der Erde so viel Kraft
Und Schönheit wandle würdiger des Himmels.
Drum warfen sie zu schnödem Staube dich;
Sie stehen unvergleichbar wieder da
Und Recht behielt ihr Haß. Ihr schwingt den Blitz
Oft spielend durch die dunkle Wetterwolke,
Ich fleh euch an, um einen fleh ich nur
Für so viel Opfer, die ich euch gebracht,
Daß wie ein Opfer mich die Gluth verzehre. — —

Ihr regt euch nicht! — Ach zu den Toden führt
Der Tod allein. Ich folge dir,
Der Bräutigam ruft seine Königin
Und reicht den Brautkranz aus Cypressen mir. (Alle ab.)

Dritte Scene.

Römisches Lager. Brutus. Prätor. Dann Publius, der Veteran, Vindicius.

Prät. Wie du befohlen, steht es aufgesetzt:
„Es ist zum Kriegsdienst jeglicher verpflichtet,
Sogar der Wittwe Sohn."
Brut. Dies sagte ich!
Prät. Ich zweifelte beim Schreiben, doch du sprachest:
Auf jedes Leben steht dem Vaterland
Der Anspruch frei.
Brut. Wie alt ist der Entwurf?
Prät. Nur eine Woche.
Brut. Aendern wir's; es ist
Gar traurig, kinderlos zu leben. Mag
Die Wittwe ihren einzigen Sohn behalten.
So schreib es hin! (Publius tritt auf.)
Was willst du Publius?
Publ. Der Feind ist aufgestellt; es schreitet Aruns
Mit lautem Rufe durch die Reihen hin
Und führt sie trotzig gegen uns.
Brut. So wird es
Ein schwerer Kampf, weil es das letzte gilt.
(Der Veteran kommt eilig.)
Vet. Zum Wall, zum Wall! die ersten Posten sind
Geschlagen schon, die andern im Gedränge.
Brut. Wer gab zum Kampfe euch Befehl?
Vet. Sie griffen an, und nah und näher wogt
Hieher die Flucht.
Publ. Ihr warft sie nicht zurück?
Vet. Hört ihr der Vejer wilden Siegeslärm?
Publ. Der Vejer!
Brut. Publius!
Publ. Es kann nicht sein.
Zu fest sind unsre Schanzen. Jener Feind,
Der jeden Tag, wo er nicht fechten darf,
Den Göttern dankt, — es kann nicht sein!

Brut. Nimm meine Wachen!
Publ. Bald kehr ich zurück.
Vet. Voran den Vejern stürmt in weißem Kleide
Ein Frauenbild. Das dunkle Auge glüht
Im bleichen Antlitz, unverwandten Blickes
Schaut sie nur vorwärts, weder rechts noch links,
Als säh sie nur das Ziel, nicht die Gefahr.
Wie eine Rachegöttin, athemlos
Drängt sie auf uns. Weg flogen Schild und Schwert;
Gleich einer Memme floh, wer sie gesehen.
So stürzt sie fort, der Graben hemmt sie nicht,
Es sinkt der Wall, die Pallisade fällt,
Mit einemmale steht sie auf der Höh
Und weithin flattert ihr Gewand im Wind
Wie eine Fahne. Massenhaft und breit
Dringt ihr die Fluth der Vejer nach; das ist
Nicht Menschenkraft, was sie emporgetragen.
Brut. Sah's deine Furcht? (Vindicius stürzt herein.)
Vind. O Brutus, Publius —
Brut. Hat er gesiegt?
Vind. Geschlagen! alles flieht!
Denn gegen uns kämpft eine Eumenide
Hoch wie der längste Speer. Vernichtend bringt
Aus ihrem Munde Feuerqualm und Rauch.
Brut. Wenn Götter selbst jetzt streiten für Tarquin,
Ich trete vor sie hin, ich darf es wagen:
Wer alles opfert ist lebendig todt
Und theilt nicht mehr das Loos der Sterblichen.
Ich sehne mich nach Lethes stillen Wassern,
Die ruhig unter Trauerweiden fließen.
Geheiligt wandeln meine Söhne dort:
Im Orkus bin ich nicht mehr kinderlos. (ab.)

Vierte Scene.

Freier Platz im römischen Lager. Arruns. Vejenter, später Atellius und Augusta mit Kriegern. Endlich Brutus. Von der Gegenseite Tarquin, Mamilius, Vejer.

Arruns. Die Rache blüht; — drängt auf der Ferse nach!
Bringt Feuerbrände, werft sie in die Zelte,

Daß ſie verzweifelnd zwiſchen Schwert und Flammen
Nicht mehr entrinnen! — Niemand ſchont! denn ſonſt
Verliert ihr nur die Zeit.

Vejer. Sie ſammeln ſich.

Arruns. Gönnt ihnen keine Raſt!

Als er abgehen will, tritt ihm Atellius mit einer Schaar Krieger entgegen.

Arruns. Atellius!
Du ſollteſt dort in jene Zelte dringen.

Atellius tritt bei Seite und weiſt ſtumm auf die verwundete Auguſta, welche die mit ihm gekommenen Krieger in den Vordergrund tragen.

Arruns. O meine Schweſter!

Atell. Sie lag hingeſtreckt,
Im Buſen tief den Pfeil. Zerſtreut im Lager
War rings der Vejer Schaar, die ihr gefolgt
Und plünderte.

Arruns. So treff der Römer ſie!
O meine Schweſter! — ſtill! — ſie hebt die Wimpern —
Sie ſeufzt, — ſie ſchlägt die Augen auf — ſie lebt!
Ja ſie lebt! (Auguſta richtet ſich langſam auf.)

Aug. Ich bin zum Tode wund.
Stütz mir das Haupt! — Du weinſt? Auch Arruns iſt
Nicht Arruns mehr; aus ſeinen Augen fließt
In Thränen hin der ſtarken Seele Trotz:
So weih'n die Götter uns zum Untergang.
Greif nicht zum Schwert! Wenn gegen das Verhängniß
Gelingen ſoll der Sieg, warum fiel Markus?
Leb wohl! Leb wohl! — Noch einen Blick! — Iſt das
Mein Brautgemach? — Das Brautbett nicht mit Veilchen
Und Hyazinthen bunt beſtreut?
Du goldnes Sonnenlicht!
Willſt du mir leuchten an dem Hochzeittage,
Warum verglimmſt du an des Orkus Thor? —
Es dunkelt ſchon! — Weh mir!
In meinem Ohr rauſcht ſchon der Acheron! (Stirbt.)

Arruns. Sie iſt nicht mehr!
Ach mit ihr erloſch
Das Licht meiner Schlachten!
Nicht trauern darf ich jetzt,
Deckt ſie mit euren Schilden, bis wir Lorber
Auf ihre Bahre ſtreun. O meine Schweſter!
Ich will dich rächen, iſt's das letzte doch,
Was dir des Bruders Arm noch geben kann.

(Brutus dringt mit den Römern heran.)

Arruns. Zu dieser Leiche Brutus ruf ich dich.
Zum Todtenopfer ruf ich dich!
Noch an dem styg'schen Ufer magst du's rühmen,
Daß deinen Staub ich diesem Staube mische.
Zum Kampf! Dann weih dem Orkus ich
Im schwersten Fluche dieses Schwert.

Brut. Ich rufe gegen dich die Götter Roms.

(Sie fechten. Beide fallen gegenseitig verwundet.)

Arruns. Ich bin gerächt!

Brut. Rom ist gerettet!

Die andern fechtend ab. Bald darauf von der Gegenseite **Tarquin, Mamilius, Vejer.**

Tarq. Weh meine Kinder todt! Mit kaltem Hohn
Ihr Götter habt die Jugend ihr entseelt,
Dem Alter laßt die Trauer ihr als Fluch.
Zu schwach ist dieser Arm, daß zitternd er
Den letzten Dienst erweise seinem Herrn.
Ist keiner hier, der meine Brust befreit
Von langer Qual, erhebt sich keine Hand
Tarquin zu tödten der nach Tausenden
Dem Tode einst die Opfer zugesandt?!

Mam. Jetzt in die Schlacht du greiser König! dann
Laß weinen uns mit dir!

Tarq. Ich bleibe hier.
Auch Brutus todt! Wie neid ich Brutus dich;
Du darfst im Orkus deine Söhne grüßen,
Ich hab vom Heimathboden nicht so viel
Um mit dem Staube ihren Leib zu decken.
Hier liegt mein Reich so klein, daß es bedeckt
Mein Purpurkleid. Vom Haupte goldner Reif,
Zertrümmert lege ich dich auf ihr Grab.

Vejer. Die Unsern flieh'n.

Mam. O Schmach, der Sieg verstummt!
Werft euch den Feind entgegen; für den Rückzug
Gilt es zu kämpfen jetzt. — Steh auf Tarquin!
Publius bringt vor!

Tarq. Nimmt er mir meinen Schmerz?

Mam. Doch beim Triumph schleppt er am Wagen dich.

Tarq. Ich stehe auf. Gebrochen liegt der Speer
In meines Sohnes Hand: ein Pilgerstab,
Auf den sich wankend stützt ein schwacher Greis
Von Stadt zu Stadt, der letzte König Roms!

Ende.

Festode zu Philipp Melanchthons
dreihundertjährigem Todestag
am 19. April 1860

von

Dr. Heinrich Wölffel.

Nicht mit Trauer umflort senke des Tags festliches Auge sich!
Aufwärts richte der Geist, hebe das Herz danklichen Freudenblick!
Wohllaut tönendes Lob sei
Siegreich über der Klage Lied!

Trieft von Segen doch noch, die er erfüllt, seiner Erwählung Spur!
Preist ihn alle, ihr Gaun heimischen Lands! Noris, vor allen du!
Du ja nanntest ihn dein auch,
Der Germaniens Meister hieß.

Und du Enkelgeschlecht, das er gepflanzt, dem er den Weihaltar
Selbst aufbaute und selbst lehrender Kunst herrliche Glut entfacht,
Auf, entbiete Melanchthon
Heil! — und göttlicher Sendung Dank!

Als aus dunkelem Grund Wesen des Lichts schöpfte des Ew'gen Wort,
Als sein Werdegebot leuchtenden Tag, Lichter der Nacht berief:
Da zerschellte des Erdballs
Unheil brütende Finsterniß;

Vom allmächtigen Strahl himmlischer Glut sproßten die Wunder all
Rings aus keimender Saat göttlichen Worts: aber der Blume Kelch
Sog aus sanfteren Glanzes
Duftquell nährenden Lebenssaft.

Also klang er auch dir, Doppelgestirn, herrliches Bruderpaar,
Sein urhebender Ruf, daß du aus nachtdüsterem Geistesbann
Neu anführtest des Tages
Aufgang, segnend die Nacht bezwängst.

Und so wandeltest du, Leuchte der Nacht, jüngere, mild und klar:
Wenn sein flammender Zorn giftigen Trugs wucherndes Kraut verzehrt —
Du, umthauetest die Neusaat,
Neidlos folgend dem Größeren.

Wer nicht kündet dein Lob, Name des Ruhms, göttlich begabter Geist
Dem sein hoher Genoß freudig des Werks ehrende Palme lieh!
Wem nicht hebet das Herz sich,
Denkt man deiner Berufung Ziel.

Zwar dein lauterer Ernst achtete nie eitler Bespiegelung
Ruhmsold: aber es grünt frischer der Kranz, welcher den Weisen schmückt;
Mitwelt krönet und Nachwelt
Eignen Werthes Vergessenheit.

Wohl, sie flochten dir auch dorniges Reis zwischen den Lorbeer ein;
Doch dein edles Gemüth zähmte den Schmerz, trug der Verkennung Hohn;
Nicht im Hader des Wortstreits,
Wahrheit suchtest in Liebe du.

Und sie schenkte sich dir, die du so treu meinender Seele wardst,
Wenn dein rüstiger Muth nieder in's Grab stolzer Vergangenheit
Stieg, aus dämmerndem Schachte
Gold und Schätze des Wissens grub:

Damals nahte sie dir, als du die fruchtreichen, die Heimat-Au'n,
Folgsam höherem Ruf ließest und ihm horchtest, dem Bergmannssohn,
Der, ein Moses, den Fels schlug
Und gottbornenden Quell erschloß.

Nicht ein Menschengebild, trüglich umhüllt, schwankender Weisheit voll,
Nein, vom Himmel gesandt, heilig und hehr, leuchtenden Angesichts:
Also schaute dein Blick sie,
Und du saßest zu Füßen ihr.

Und sie öffnete dir, siegelgelöst, ihres Gesetzes Buch,
Und sie ließ dich entzückt fühlen die Kraft ihrer Verheißungen,
Und dann salbte dein Haupt sie
Mit prophetischen Geistes Oel.

Was dein Auge geschaut, was du im stillsinnenden Herzen wogst,
Bis aus betendem Fleiß reinlich und klar sprang des Gedankens Form:
Das, ein Priester der Wahrheit,
Riefst du siegesgewiß in's Volk.

Freimuth hattest du ihr, lauteren Sinn, Treue zum Tod gelobt:
Nie ward keuscheres Gelübd zarter erfüllt; aber den hellsten Schein
Wob dir liebliche Demuth
Um dein sorgenbelastet Haupt. —

Doch halt inne, mein Lied! den du erhöh'n mußtest im Harfenton,
Ihm nicht minder gebürt, ehrst du ihn wahr, leichterer Weisen Schmuck;
Nimm zu Handen die Leier,
Schlag mit flüchtigem Plektrum an.

Denn wie treu er sich auch himmlischem Ruf, seliger Weisheit froh,
Hingab, Wissen und Kunst höchster Bewähr weihend am Gotteswerk,
Selbst aus Zagen und Schreckniß
Neu aufstehend zu Schirm und Wehr:

Nie umdüsterte ihm finsterer Trutz freierer Warte Blick;
Der mit Cato empfand, der mit Terenz lachte, mit Plato sann,
Nie mißkannt' er des Schönen
Anrecht, menschlicher Bildung Werth.

Was hellenischer Geist sinnig und fein adligem Wort vertraut,
Was nachstrebende Kraft römischer Kunst Heitres, Erhabnes schuf
Des auch freute sein Herz sich,
Der ein Liebling der Musen war.

Nein, nicht Liebling allein, herrlich begabt, — Hüter der Musen auch,
In wildwogender Zeit dauernd Asyl ihnen zu baun bemüht.
Zeugt ihr Väter der Stadt mir,
Die ihr theures Vermächtniß ehrt!

Also sprach er zu euch: „Sitte und Recht, Würde der Menschlichkeit
Kann nicht stehen und selbst kindliche Scheu zimmer und Gottesfurcht,
Wenn nicht Pflege der Künste
Baun hilft höherer Bildung Hort.

Wo ein Skythengeschlecht hauset und blutgierigem Gräuel fröhnt,
Da mißachtet der Sohn Vatergebot, höhnet der Freund den Freund:
Blindheit übet des Geistes
Auch an göttlicher Lehre Schmach.

Doch wo gastlichen Herd, schirmendes Dach fand die Gelehrsamkeit,
Da aufrankend erblüht, heilig Gesetz achtend, der Bürger Glück,
Und vom Vater zum Sohn erbt
Weisheit, Tugend und edler Ruhm."

So grundlegenden Worts, preisend der Stadt willigen Edelsinn,
Hat sein segnender Mund bildender Zucht ernstes Panier erhöht,
Uns zum Sporne des Treumuths,
Ihm zum ewigen Ehrendank.

Sei denn, festlich Begeh'n, Zeuge du heut frommer Bewährung uns!
Sei uns Zeuge des Danks! hüte den Zoll schuldiger Liebespflicht!
Den einst spätere Nachwelt
Wird mit wertherem Lied erneun. —

Viel, was menschlicher Stolz kühnlich erbaut, sinket im Staub und Nacht:
Vorwelt, schimmernde, bleicht unter des Tag's strahlender Gegenwart:
Doch was göttliches Siegel
Trägt, fällt nimmer der Zeiten Raub:

Nein, aus Trümmern sogar dauernder noch, schöner ersteht es neu:
Ihm auch bleibet des Werks ew'ger Triumph, bleibet der Treue Lohn,
Die am Quell der Lebend'gen
Licht und Fülle der Wahrheit schöpft.

Eine Nacht aus der Heimath.

Erzählendes Gedicht

von

Karl Ebersberger.

1.

Nach der Jagd.

Die Jagd war aus, der letzte Schuß
Verklungen in des Thales Gründen,
Und schon ertönt der Schützengruß,
Sich zu der Heimkehr einzufinden.
Da zogen wir beim Abendhauch
Nach treu geübten Waidmannswerken
Ins Dorf hinab, nach Jagdgebrauch
Zum weiten Heimweg uns zu stärken.
Wie glitzerte der Tanne Zweig!
Der Jäger Bart und Haar nicht minder,
Wir priesen laut Dianens Reich,
Und grüßten froh den rauhen Winter.

Dort vor der Bauernschenke schwer
Beladen harrte schon der Wagen,
Des Dorfes Jugend um ihn her
Beschaut das Wild sich mit Behagen,
Und drinnen um den runden Tisch
Die lieben Jagdgesellen schwangen
Das Glas, wo Lieder froh und frisch
Im engen Raume wiederklangen.
Es dampft die Pfeif', es schäumt der Krug,
Der Gäste ungestümm Verlangen
Zu stillen, weiblich Sorge trug
Frau Wirthin mit den runden Wangen.
Dann ward erzählt, was man vollbracht,
Wie Manchen hat sein Schuß betrogen,
Manch Abenteuer ward belacht
Und manches Jägerstück gelogen.

Doch als es endlich stiller ward,
Da drückte mir der Freunde bester,
Mit bleichem Antlitz, dunklem Bart,

Die lang gehaltne Rechte fester. —
Er war das Kind vom Försterhaus,
Zu Jagd und Waidwerk auferzogen,
Er liebte nicht der Jugend Braus,
Doch Jung und Alt war ihm gewogen,
Denn seine Seele fromm und klar
War in dem reinen Blick zu lesen,
Weil ihm Natur die Heimath war,
Blieb auch Natur sein ganzes Wesen.

Und Keiner kam im ganzen Land
Ihm gleich als wohlgeübter Schütze,
Es floh das Reh, dem wohlbekannt
Des sichern Auges dunkle Blitze.
Die Schnepfe schützt ihr Zickzack nicht,
Der Läufe Flucht nicht mehr den Hasen,
Der Dambock, der durchs Dickicht bricht,
Erreicht nicht mehr den grünen Rasen,
Wenn Edmund mit dem treuen Hund,
In grauer Joppe, spitzem Hute
Durch Berg' und Thäler macht die Rund
Mit ewig frischem Jägermuthe.

„Wir wollen — sprach er — noch nicht geh'n,
Die helle Mondnacht heißt uns bleiben,
Und Du bist heute auserseh'n
Das Stündchen Zeit uns zu vertreiben;
Erzähle, wie Du oft gethan,
Uns etwas aus der Kindheit Tagen,
Bring' etwas drin von Minne an,
Doch auch von Waidmannslust und Jagen.
Thu' mir's zu Liebe, so wie heut,
Wer weiß, ob wir uns wieder haben,
Schon Viele hat ein Jahr zerstreut,
Schon Viele hat ein Jahr begraben." —

Er schwieg, sein sinnend Auge blickt,
Im Kreis umher, mit leisem Zagen
Der Wirthin kleines Mägdlein rückt
Mir auf den Schoos, als wollt' es sagen:
„Sieh her! ich bin die Muse klein
Und will in ungeschmückter Hülle
Dir heute gern gewogen sein,
Daß sich des Freundes Wunsch erfülle."

Und auch der Förster tief ergraut,
Lacht mit den sonnverbrannten Wangen
Herüber, aus dem Auge schaut
Ihm seines Herzens still Verlangen. —
So blickt, vom Abendroth umglüht,
Die Bergruine schweigend nieder
Zum Sänger, der des Weges zieht,
Ihm zu entlocken Sang und Lieder.

Dem Freund zu Lieb' hab ich's gethan,
Zu seinem Angedenken wieder
Stimm' ich mein harmlos Liedchen an,
Und weiß' es Euch, Ihr trauten Brüder,
Die einst am klaren Bachesrand
Mit mir gespielt der Kindheit Spiele
Dort in dem schönen Heimathland,
Die zu des Waidmanns goldnem Ziele
Hin nach des Forstes dunkler Pracht
Mir oft gefolgt am rauhen Morgen,
Die oft in lauer Sommernacht
Mit mir verscheucht des Lebens Sorgen.

2.

Martin und Wally.

Tief in der Berge Schlucht versteckt,
Umhüllt von ihrem Nebelhauche,
Stund eine Hütte, überdeckt
Vom Attichbusch und Brombeerstrauche.
Unheimlich blickt der Mond ins Haus
Durch längst zerbrochne Fenstergläser,
Im Laden schläft die Fledermaus
Und durch das Strohdach sprießen Gräser.
Drin schläft auf rauher Gemsenhaut,
Ein blasses Weib zu seinen Füßen,
Der wilde Martin, bis es graut, —
Da springt er auf mit derbem Grüßen:
„Lang' mir den Stutzen von der Wand,
Der Birkhahn balzt auf stolzen Zweigen,
Er giebt die Federn, Du das Band,
Und Abends geht's zum luft'gen Reigen!"

Schon hängt die Wehr' ihm um den Leib,
Noch einen Schluck zum Morgensegen,
Noch einen Kuß dem schönen Weib
Und fort geht's auf geheimen Wegen;
So malt der erste Sonnengruß
Die Birke dort am Felsenhange,
Wie von des Jägers wildem Kuß
Erglühte Wallys bleiche Wange.

Noch lange an des Abgrunds Rand,
Läßt träumend sie die Blicke weilen,
Bis er im Morgenduft verschwand,
Bis sich das Waldes Nebel theilen
Und an dem goldnen Sonnenstrahl
Der Berge Spitzen sich entzünden,
Tief unten in dem kleinen Thal
Den neuen Morgen zu verkünden;
Da fährt sie auf aus schönem Traum,
Aus der Gedanken süßer Weide
Und schafft und sinnt, wie sie den Raum
Für den Geliebten zubereite:
Zum Lager trägt sie frisches Moos
Und steiget zu der Grotte nieder,
Um Labung aus des Felsens Schoos
Zu holen für die müden Glieder.
Schon prangt die Keule auf dem Tisch,
Der wilde Eber hat's gegeben,
Und eine Flasche kalt und frisch
Voll duft'gen Weines steht daneben.

Doch Stunde rann um Stunde hin,
Des Waldes Morgenlieder ruhten
Und durch der Zweige Gitter schien
Die Sonne mit des Mittags Gluthen;
Da drang in Wally's Busen auch,
Der finstern Ahnung dumpfe Schwüle,
Waldein klimmt sie von Strauch zu Strauch,
Gejagt von bangem Angstgefühle,
Denn wie ein Donner traf ihr Ohr
Ein Schuß mit dumpfem Wiederhalle —
Ein zweiter drauf, sie kennt das Rohr,
Wie oft hat sie gelauscht dem Schalle,
Wie oft hat sie im Buschversteck
Geharrt, bis dieser Gruß ergangen,

Um auf der Heimkehr froh und keck
Den wilden Jäger zu umfangen.

Heut aber harrt sie lang und spät,
Schon zirpt die Grill' im feuchten Moose,
Der Abend durch die Gipfel weht
Und ihre Kelche schließt die Rose, —
Was blitzet durch die Stämme dort,
Wie blanke Wehr, — was schleppt im Schritte
Sich langsam durch den Hohlweg fort
Mit einer Bahre in der Mitte?
Herr Gott im Himmel! eine Leich'
Des Försters Sohn liegt auf der Bahre,
Wie flattern um die Stirne bleich
Im Abendwind die dunklen Haare!
Und bleicher wanket noch als er,
Wie in des Wahnsinns Finsternissen,
In Ketten Martin hinterher,
Den Hut zerfetzt, das Wamms zerrissen,
Noch einmal zuckt der irre Blick
Hin nach des Busches Laubgehegen,
Da starrt ihm sein gestorben Glück,
Sein hingesunken Weib entgegen.

Gleich bangem Unglück schwebt ein Weib
Vorüber nach dem Felsenhorste,
Die Espe rauscht „vorbei — vorbei!"
Der letzte Tritt verhallt im Forste; —
Ein blasses Weib, daß Gott erbarm —
Flieht über Haidekraut und Ginster,
Ein schreiend Kind gepreßt im Arm
Und sucht die Wege schmal und finster; — —
Und schweigend zieht die stille Nacht
Um's Thal ihr Schattenzelt zusammen, —
Da lodert's hell, das blitzt und kracht —
Die kleine Hütte steht in Flammen.
Noch flackernd weht ein grünes Band
Am Attichbusch und Brombeerstrauche,
Doch nimmer in der Berge Land
Sah Wally mehr ein Menschenauge.

3.

Der Schroffenstein.

Es ragt ein Fels, vom Strom umbraust,
Drauf altes Bollwerk zu erschauen,
Wie eine zorngeballte Faust,
Weit über segensreichen Auen.
Noch hält von Thürmen grau und fest
Ein Kranz die nackte Wand umschlossen,
Wie von der Locke letztem Rest
Die greise Stirne wird umflossen.
An seinem Fuß liegt strohgedeckt
Ein Kirchlein, fern vom Weltgetümmel,
Die Linde rauscht, die Pappel streckt
Ihr zitternd Haupt empor zum Himmel
Und leise schwebt der Nonne Lied
Am Morgen durch die Felsenklüfte,
Des Weihrauchs blaue Wolke zieht
Andächtig durch die stillen Lüfte.

So friedlich ist's dort oben nicht.
Kein frommer Sang ruft zu der Mette,
Kein Glöcklein grüßt des Tages Licht;
Die Trommel rauscht, es klirrt die Kette.
Wie Unkenruf tönt durch die Nacht
Von einer Stunde zu der andern
Der Posten Ruf „habt Acht — habt Acht!"
Zuchtknechte durch die Gänge wandern,
Wenn an der Sünde dunklem Ort,
Mit seines Schlafes gleichen Rechten
Gefesselt hält den blut'gen Mord
Ein Gott der Guten und der Schlechten.
Nur eine Seele fromm und rein
Wohnt unter des Verbrechens Schaaren,
Des Commandanten Töchterlein,
Renata schön und jung an Jahren.

Der frische Morgen zog ins Land,
Noch lag der Reif auf Dach und Zinnen,
Da stand sie an des Walles Rand
Mit feuchtem Blick und trüben Sinnen,
Und schaute nach dem Felsenjoch,
Um das die Wetterwolke krauset,
Wo zwischen dem Gesteine hoch
Im sichern Horst ein Adler hauset;

Dort lag, wohl schon zerfleischt das Haupt,
Ihr Lamm, der Jungfrau stille Freude,
Das, gestern von dem Aar geraubt,
Den gierigen Jungen ward zur Beute.
Und eine Thräne glänzet mild
An ihrem Aug, dem lichten blauen,
Dem Enziane glich ihr Bild,
Wenn Frühlingsperlen ihn bethauen.

Da rauscht ein faltiges Gewand,
Ihr Nacken fühlt ein sanft Berühren
Von einer lieben weichen Hand,
Es schlingt ein Arm sich um den ihren,
Und wie vom Kelch die Perlen hell
Die ersten Sonnenblicke saugen,
So trocknen ihre Thränen schnell
An einem Blick aus frommen Augen.
Aus jenen Augen, die bewacht
Des holden Kindes frühstes Regen,
Dem in des Lebens erster Nacht
Die treue Mutter war erlegen.
Seit jener Nacht kein Tag verflog,
Wo nicht aus dumpfer Klosterzelle
Die fromme Schwester Clara zog
Zum Schlosse bei des Frühroths Helle.
Auch heute durch der Berge Pfad
War mit der Mutterſorge Eilen
Den strengen Mauern sie genaht,
Der Jungfrau ersten Schmerz zu heilen.
Und von der Sehnsucht düstrem Ort
Und von dem schmerzensvollen Schauen
Zieht sie Renata kosend fort,
Bis aus dem Thor, dem altersgrauen,
Der Vater ihr entgegenkam,
Der von der Stirn der Heißgeliebten
Mit einem Kusse zärtlich nahm
Die letzten Wolken die sie trübten

„Nun ists der blutgen Gier genug —
Ein Ende — sprach er — soll ihr werden,
Die Taube scheut den freien Flug,
Es klagt der Hirte um die Heerden,
Doch wo ist einer hier im Land,
Der zu dem Kampf auf Tod und Leben
Sich wagte an die schroffe Wand?

Nur eine Hülfe könnt' es geben:
Dort wo die Thurmruine ragt,
Zieht durch des Abends laue Weste
Der Aar die Kreise, von der Jagd
Heimkehrend zu dem Felsenneste,
Von dort, aus dicht verwachs'nem Strauch
Erreichten ihn des Rohres Blitze,
Allein mir fehlt das sichre Aug,
Uns Allen fehlt der rechte Schütze."

„„Da weiß ich Rath — rief Clara schnell —
Und trüget mich nicht all' mein Sinnen,
Schaff ich den Schützen Euch zur Stell',
Dem nie mißlang ein kühn Beginnen.
Ist Euch der Sträfling nicht bekannt,
Der lange Jahre hier gefangen,
Der wilde Martin nur genannt?
Von dem könnt Ihr den Schuß erlangen,
Wenn nicht des Kerkers lange Haft
Sein Haupt mit Dunkelheit umwunden,
Wenn nicht des Blickes letzte Kraft
Dem Feuerauge ganz entschwunden.""

Sie sprach's und von dem Kloster drang,
Die heil'ge Messe zu verkünden,
Herauf des Glöckleins frommer Klang,
Getragen von den Morgenwinden.
Da eilt sie fort nach flücht'gem Gruß
Und nach der Wiederkehr Versprechen, —
Was macht so eilig ihren Fuß
Und Thränen aus dem Auge brechen?
Ist's nur der Morgenröthe Licht,
Das auf den bleichen Wangen taget,
Ist's nur der Drang der frommen Pflicht,
Was mächtig ihre Pulse jaget?

O, Menschenkind! Du suchst ein Grab
Für Deinen Schmerz im tiefsten Meere,
Du senkst zum Abgrund ihn hinab
Und wähnst, daß er begraben wäre —
Und deckt ihn auch der Welle Schaum
Und modert er in Grabesschlünden, —
In Deines Herzens kleinem Raum
Wirst Du ihn ewig wieder finden.

4.

Der Sträfling.

Senkt sich die erste Frühlingspracht
Hernieder auf die kahlen Berge,
Im kleinen Vogelbau'r erwacht
Zum ersten Sangesgruß die Lerche,
Sie spannt nach einem schönen Traum
Zum Liedesfluge das Gefieder,
Sie steigt und — fällt, entstiegen kaum,
Mit einem Schmerzenslaute wieder.

So träumt, des Elends unbewußt,
Auf hartem Bett, im dumpfen Zimmer,
Ein armer Mann von Waidmannslust,
Von Waldesdunkel, Waldesschimmer:
Er liegt vom Fohrenbusch versteckt,
Schon spannt den Hahn der Finger leise,
Aufwacht das Eichhorn, und erschreckt
Verläßt den schwanken Ast die Meise.
Dort aber wechselt vom Revier
In unbelauschter Morgenstunde
Der Sechzehnender mit dem Thier
Herüber nach dem Waldesgrunde.
Zum rothen Kleegefilde zieht
Er sorglos äßend hin und ahnet
Den Todfeind nicht, ob auch das Lied
Der Amsel ihn zur Rückkehr mahnet.
Der aber zieht der Büchse Schaft
An's Auge, zielt und drückt — es rollen
Zehnfache Donner, — hingerafft
Vom Blei, aufwühlt der Hirsch die Schollen.
Flink! Wildschütz, flink! — er schmält zu laut,
Den Gnickfang mit geübten Händen
Bohr' in die Wirbel, wohlvertraut,
Des edlen Thieres Qual zu enden!

Aufspringen will er, doch ein Band
Von Stahl schnellt ihn zurück zum Bette,
Ach! statt des Stutzen faßt die Hand,
Krampfhaft geballt, die Eisenkette.
Kein schimmernd Laub umschattet ihn,

Es starren nur die nackten Wände
Und auf das Lager sinkt er hin
Und streckt zum Himmel auf die Hände:
„Mein Gott! nur noch ein einzig Mal
Laß Deine Berge, Deine Auen,
Laß Deines blauen Himmels Strahl
Und seiner Wolken Zug mich schauen,
Noch einmal, aus der Ferne nur,
Laß Deines Waldes Lied mir rauschen,
Noch einmal von der stillen Flur
Laß mich der Abendglocke lauschen!“

Horch! Tritte nah'n, der Riegel knarrt,
Umgürtet mit dem Schlüsselbunde,
Eis in dem Blick, Schnee in dem Bart,
Der alte Zuchtknecht macht die Runde.
Doch wie! zum ersten Male glüht
Sein Aug' in ungewohntem Scheine,
Wie eine Blume, die erblüht
Auf der Ruine morschem Steine.
Und gleicht sein Antlitz sonst der Nacht
Auf öder frosterstarrter Haide,
Zuckt heut der Mund, der nie gelacht,
Als wie bewegt von stiller Freude.

„Auf, Martin, auf! es wartet dein
Ein kühner Schuß, — eh' von uns scheidet
Der Abendröthe letzter Schein,
Seist Du zum Werke wohl bereitet.“
Da starrt ihn jener schweigend an,
Weil dunkel ihm die Worte bleiben:
„„Ein Schuß? und mir? — erbarmt Euch Mann!
Ihr seid zu alt, um Scherz zu treiben,
O! sprecht und blicket nicht so kalt,
Wollt Ihr vor Wahnsinn mich bewahren!““
Der Alte brummt: „Du sollst es bald
Vom Kommandanten selbst erfahren.
Jetzt komm mit mir, nach Deiner Wahl
Zu suchen Dir die beste Flinte!“
Er sprachs und mit geheimen Stahl
Lößt er vom Fuß die Eisenbinde.

Und Treppen auf und Treppen ab
Durch längst verfall'ne Gänge schreiten,

Wie durch ein weites stilles Grab,
Im Morgenzwielicht fort die Beiden,
Bis, Schloß und Angel schwer verzkert,
Ein Pförtchen ihnen schaut entgegen,
Das zu der Eisenkammer führt,
Ein dumpf Gewölb mit spitzen Bögen.
Manch Waffenstück aus alter Zeit
Hängt drinnen an bemoosten Wänden
Und manch Geräth, von Mord entweiht,
Entrungen blutbefleckten Händen.

Dort wandelt nun der bleiche Mann
Die schmalen Gänge auf und nieder,
Er schauet Stück um Stück sich an
Und kehrt von jedem schweigend wieder.
Der And're, wie ein Bild von Stein,
Harrt lautlos in der Wölbung Mitte,
Nur seines Auges tiefer Schein
Verfolget des Gefangnen Schritte,
Als plötzlich aus der Ecke traf
Des Wächters Ohr, geschärft zur Lauer,
Ein matter Schrei, daß aus dem Schlaf
Erwacht das Echo an der Mauer,
Und sieh! wie vor der Jungfrau Bild
Lag auf den Estrich hingesunken
Der Sträfling, — einen Stutzen hielt
Er hoch empor, vor Freude trunken:
„Dich hab ich wieder" — jauchzt er laut —
Du bist's, du bist's, der mir geblieben,
Du einz'ger Freund, mir angetraut
Aus jenen schönen Bergen drüben!
Wie siehst du aus, getreues Rohr!
Hast dich wohl aus der dunklen Halle
Viel tausendmal gesehnt hervor,
Und Thränen sind die Flecken alle?
Da prangt sie noch auf glattem Schaft
Die zierlich eingeschnitt'ne Tanne
Und keine Hand — ha! wie sie klafft —
Verschloß seitdem die rost'ge Pfanne,
Und hier! noch aufgeschraubt, mir graut!
Der Stein seit jenem argen Schusse,
Und hier!" — — Der Stimme letzter Laut
Erstirbt in einem heißen Kusse:
Doch ehe dran der Flinte Band

Das sonnengebleichte, konnt' erwarmen,
Sank an der Wölbung feuchte Wand
Von Schmerz gebeugt das Haupt des Armen.

Dem Andern auf die Stirne blaß
Drängt wogend Falte sich an Falte,
Es zuckt die Wimper unter'm Naß
Und mit dem Säbel spielt der Alte.
Die Sonne nur schaut klar und mild
Herab aus hoher Felsenkuppe
Und wirft ihr hundertfältig Bild
Durch's Fenstergitter auf die Gruppe.

5.

Der Schuß.

Wenn sich hinunter in das Thal
Der Tannen Riesenschatten strecken,
Dann sucht der kleinen Sänger Zahl
Die Herberg unter Busch und Hecken,
Ein wirthlich Dach die Fichte weht,
Der Rabe zieht zum schwarzen Aste,
Es spricht der Wald sein Nachtgebet
Und lädt die Müden all zu Gaste.

Auch in den alten Mauern war
Des Abends Stille nun gedrungen,
Die Arbeit läßt der Büßer Schaar,
Der Ketten Rasseln ist verklungen,
Schon schmückt mit seinem goldnen Kleid
Das letzte Roth des Schlosses Fenster,
Schon machen sich zum Flug bereit
Der Dämmrung flatternde Gespenster,
Da in den Abend mild und warm
Tritt mit erwartungsvollen Mienen
Renata an des Vaters Arm
Und Schwester Clara folget ihnen.
Sie ruh'n, wo Immergrün umlaubt
Die Bank, dort an dem alten Thurme,
Der längst sein grauverwittert Haupt
Verloren in der Zeiten Sturme.

Nur noch ein Kranz von Steingeröll
Steht er, bedeckt mit braunem Moose,

Es wuchert an der Treppen Stell
Der Weißdorn und die wilde Rose;
Und in die Nacht den Schreckensgruß
Schickt Kauz und Eule um die Wette,
Lang hatte keines Menschen Fuß
Betreten die verruf'ne Stätte,
Da theilet eine bleiche Hand
Mit dürren Fingern das Gezweige
Und in dem zwilchenen Gewand
Naht Martin auf zerfallnem Steige.
Wie wankt das Knie, wie keucht die Brust,
Sein Antlitz gleicht der Todeslarve,
Das Auge nur in wilder Lust
Strahlt durch die Dämmerung, das scharfe —
Jetzt starrt es vor Entsetzen weit,
Ein Schrei entfährt der bleichen Lippe,
Denn vor ihm huscht im grünen Kleid
Ein blut'ger Schatten durch's Gestrüppe,
Er kennt ihn wohl, schon streift das Band
Des Stutzen von dem Arm die Linke,
Schon zuckt am Schloß die rechte Hand,
Als ob ein edles Waidwerk winke,
Da rauschet kühl und abendlich
Des Waldes Lied vom Berge nieder,
Das tönt so ernst und feierlich,
Wie Grabgesang und Sterbelieder.
Es dringt das stille Thal entlang
Der Abendglocke sanftes Läuten,
Wie eines Todtenglöckleins Klang,
Das spricht: „sollst Dich zum End bereiten!"

Und wie getränkt vom Himmelsthau
Der starre Halm sich neigt zur Erden,
So fühlt der Jäger wild und rauh
Erweicht den starren Busen werden,
Vor seine Seele tritt ein Bild,
Sanft, wie der Abendglocke Tönen,
Wie Waldeslüfte rein und mild,
Mit Gott und Welt ihn zu versöhnen:
Ein blasses Weib, blickt harrend, sein
Durch's Fenster aus der kleinen Hütte,
Es grüßt der kleinen Lampe Schein
Ihn traulich von des Tisches Mitte,
Und ohnweit steht ein Korb, gebaut

Aus Moos und grünem Uferschilfe,
Drin reget sich ein süßer Laut
Und doch so bang, als rief's um Hülfe,
Das wimmert leis, das weint und fleht
Hinaus zum stillen Waldesorte,
Das schlägt an's Herz ihm, wie Gebet,
Und von den Lippen strömen Worte:
„Du Gott, der in des Kerkers Nacht
Erhört am Morgen schon mein Flehen,
Du Gott, der mich hieher gebracht,
Dein Sonnenangesicht zu sehen,
Du Gott, der mich des Rächers Aug'
Im blut'gen Schatten ließ erschauen,
Laß der Vergebung milden Hauch
Das todesmüde Herz bethauen,
Und weil ich's fühle, wie es nagt
Und drängt, den Erdenlauf zu schließen,
Laß mich noch vor der Todesnacht
Ein sühnend Menschenantlitz grüßen."

Horch! horch! aus stiller Höh' ein Schrei
Schlägt an die morschen Wände wieder, —
Der Adler ist's, der dunkle Weih!
Starr ausgespannt sein braun Gefieder,
Schwankt er, ein Kahn auf weitem Meer,
Hoch durch des Lüfte blaue Wellen
Getragen, strebt er beuteleer
Zu nie erstieg'nen Felsenstellen.
Und näher, immer näher schwingt
Er sich in weit gezog'nen Bogen,
Doch, wie sein Ruf hinunter dringt
Zur Bank von Immergrün umzogen,
Da pocht in eines Weibes Brust
Ein müdes Herz in wildem Sturme,
Es starrt ihr Auge unbewußt
Bald nach dem Aar, bald nach dem Thurme. —
Dort strecket einer Flinte Lauf
Sich langsam durch die dichten Blätter,
Noch ruhet bange Stille drauf,
Wie auf dem Meer von Sturm und Wetter,
Mit einem Male zuckend schlägt
Ein Blitzstrahl aus der starren Mündung,
Den hundertfachen Donner trägt
Das Echo durch des Thales Windung,

Und sieh! wie von des Bogens Kraft
Emporgeschnellt, steigt nach den Höhen
Der Lüfte Segler, bis erschlafft
Die Schwinge bricht in Todeswehen,
Und wie das Fahrzeug jähen Falls
Umschlagend sinkt in's Grab der Wellen,
Stürzt er zur Tiefe, auf des Walls
Gewölbter Brüstung zu zerschellen.

In frohem Schrecken springt vereint
Auf von der Bank das Paar der Frauen,
Renata eilt, den argen Feind,
Vom Todesblei durchbohrt zu schauen,
Doch Schwester Clara steht und lauscht,
Angst und Entsetzen in den Blicken,
Ein dumpfer Fall durch's Dickicht rauscht
Und nieder von des Hügels Rücken
Aus des zerfall'nen Thores Rest
Von Fels zu Fels rollt eine Leiche.
Noch hält die Hand den Stutzen fest,
Noch zuckt das Angesicht, das bleiche,
Doch eh' sich ringt die Seele los
Von Erdenweh und Erdenwonne,
Ruht Martins sterbend Haupt im Schoos
Der zu ihm hingesunk'nen Nonne.
Und als sie ruft in tiefster Qual
Des Namens langentbehrte Laute,
Da öffnet sich zum letzten Mal
Das halbgebroch'ne Aug und schaute
In eine Welt voll Lieb und Licht,
In eine Welt — ach! längst vergangen,
In ein geliebtes Angesicht,
Auf theure gramgebleichte Wangen,
Und wie es sinnt und wie es schaut,
Tönts „Wally" noch von seinem Munde,
Und „Wally" war der letzte Laut
In seines Lebens letzter Stunde.

Ein Glühwurm zieht in goldner Pracht
Dicht über sie den hellen Reigen,
Und Alles deckt die stille Nacht
Versöhnend zu mit ihrem Schweigen.

6.

Der Heimweg.

Aus war die Mähr, der Kerzen Schein
Erhellte noch die Stube düster
Und Alle schwiegen, dort allein
Die Wanduhr pflog ihr traut Geflüster,
Auch mir im Schoos entschlummert lag
Die Kleine mit den holden Zügen,
Als unser Schweigen unterbrach
Ein Seufzer, Edmunds Brust entstiegen.
Der, wie vom Hag die junge Tann'
Hinauf zur stolzen Eiche klagend,
Blickt traurig nach dem alten Mann,
Wie tiefes Leid im Herzen tragend. —
Der Förster schaut, wie, wenn es graut,
Am Felsen kau'rt die nächt'ge Eule,
Die aus dem Neste frisch gebaut
Vertrieb der Stürme wild Geheule,
Er saß, als hätt' ein böser Traum
Im tiefsten Herzen ihn verdrossen,
Längst war der perlenweiße Schaum
Auf seinem Lieblingstrank zerflossen,
Da stand er auf und faßt den Krug
Und leert' ihn aus bis auf die Neige:
„Kommt, Freunde, kommt! es ist genug,
Der frische Schnee verdeckt die Steige!"

„„Da führ ich Euch — fiel Edmund ein —;
Doch heut auf ungewohntem Wege:
Durch's Thal, vorbei am Schroffenstein,
Und durch des Klosterwald's Gehege,
Und führ' Euch, wie's der Freund beschrieb,
Zu der dem Herrn geweihten Stelle,
Zu einem Plätzchen, traut und lieb,
Zur einsam stillen Waldkapelle.""

Sein Wort begrüßten Alle froh,
Der Alte nur blickt unzufrieden;
Schon weckt das helle Jagdhallo
Die Hunde auf die jagensmüden,
Schon schickt die mitternächt'ge Stund'
Ihr mahnend Rufen zu uns nieder:

„Gut Nacht, Frau Wirthin!“ — tönt's von Mund
Zu Mund — „in einem Jahre wieder!“

Hinaus, hinaus! mit frohem Drang
Hinaus zur schneebedeckten Haide,
Aus voller Brust ein frischer Sang
Geb' durch die Nacht uns das Geleite; — —
Du einz'ge Freundin! stille Nacht,
Wie oft hab' ich das Lied gesungen,
Wie oft hab' ich es Dir gebracht,
Das einst des Jägers Brust entsprungen.

7.

Welche Nacht ist Waidmann's Lieb'?

(Jägerlied.)

Ich hab' ein Liebchen treu und hold:
Trat einst zu mir im Frühlingsprangen,
Blauveilchen in der Locken Gold
Und Maaslieb schatteten die Wangen.

„Wie bist Du schön, Du Liebchen mein,
Der Abendröthe gleicht Dein Grüßen,
Dein Kuß ist wie die Blüthen rein,
Die an dem Pfirsichbaume sprießen.“

Und wieder einmal schlummernd fand
Ich sie in dunkler Taguslaube,
Ein Aehrenkranz die Stirn umwand,
Die Rose glüht, es schwoll die Traube.

„Wie bist Du schön, Du Liebchen mein,
Ich möcht' von Deinem Arm umfangen,
Bis zu der Morgenröthe Schein
Mich lehnen an die heißen Wangen.“

Doch einmal, einmal naht sie mir
Im lichten Brautgewandes Schimmer,
Um's Haupt schlang sich der Perlen Zier
Und heller Demantsterne Flimmer.

„Du bist die allerschönste Maid,
Du bist die reine, bist die wahre,
Die ich gefreit; im weißen Kleid
Führt Dich der Waidmann zum Altare!“ — —

Mein Liebchen ist die eine Nacht,
Die Winternacht mit ihren Träumen,
In ihrer hellen Silbertracht,
Mit ihren tausend Weihnachtsbäumen.

Und tauch' ich in Dein Sternenmeer,
Du holdes Lieb', mein ganzes Wesen,
Und ist das Herz mir noch so schwer,
In Deiner Brautnacht wird's genesen.

8.

Edmund.

Noch schwebt des Liedes letzter Ton,
Verhallend auf der Büsche Zweigen,
Die von der Flockendecke schon
Belastet sich zur Erde neigen,
Da steigt im hellen Mondenschein
Hoch über des Gehölzes Spitzen
Herauf der finstre Schroffenstein,
Und seine weißen Dächer blitzen,
Wie Grabessteine schneebedacht,
Wie Särge für ein sündig Leben,
Der Posten Ruf erweckt die Nacht;
Wie Geister, die sich Antwort geben.
Ein Jeder lauscht, ein Jeder schweigt,
Nur die erstarrten Pfade krachen,
Und von des Wilddiebs Axt verscheucht
Der Uhu flieht mit gellem Lachen. —
Doch immer tiefer durch den Wald
Zieht sich der Weg zum Thalesgrunde,
Da hemmt den Schritt ein leises „Halt“
Aus unsers kecken Führers Munde,
Und sieh! im sichern Felsenschoos.

Zu heil'ger Ruhe eingebettet,
Von stolzen Pappeln blätterlos,
Gleich starren Wächtern rings umkettet,
Das Klosterkirchlein vor uns liegt,
Ein stummer Gruß aus alten Zeiten,
Der kleine Kirchhof traurig schmiegt
Sich dran mit Esp und Trauerweiden,

Und Leichensteine rings, die fromm
Die eingesunk'nen Gräber zieren,
Sie grüßen uns wie ein Willkomm,
Geschrieben auf des Jenseits Thüren.
Uns führt ein Wink von Edmunds Hand
Hin über die zerfallnen Zäune
Zu einer Tafel in der Wand,
Drauf lasen wir im Mondenscheine:
„Hier ruht im stillen Todtenhaus
Von einem schwer geprüften Leben
Die fromme Schwester Clara aus —
Mag Gott der Seele Ruhe geben!"

Kein Lüftchen rauscht, vom Kirchlein flammt
Des ewgen Lichtes matte Helle,
Als wär's zu einem Todtenamt,
Das wir begingen an der Stelle; —
Wer liegt da draußen, durch den Zaun
Getrennt von Claras Schlummerstätte?
Ist doch der Hügel anzuschau'n,
Als ob sich Der verspätet hätte,
Den jenes Häuflein Erde deckt,
Als hier zur Ruh die Andern kamen;
Das Kreuz, das seine Arme streckt
Tief aus dem Schnee führt keinen Namen.

„Dort" — sprach der Alte, auf die Wehr
Den Arm gestützt, fest und entschlossen —
„Dort liegt der Wildschütz Martin, der
Den Bruder mir dereinst erschossen.
Wohl hat er schwer, was er vollbracht,
Gebüßt bis an des Todes Schwelle,
Todt fand man in derselben Nacht
Die arme Schwester in der Zelle,
Und nebenan in's dürre Land
Begrub man ihn, in's ungeweihte,

Oed ist sein Grab und unbekannt, —
Doch schlummert er an ihrer Seite."
Und wie der Förster also sprach,
Entblößt das Haupt er zum Gebete,
Wir Andern thaten's schweigend nach,
Da zog die Nachtluft scharf und wehte
Vom Schnee die Epheuranke blos,
Die — auf der Nonne Grab entsprungen —
Mit ihrem ewig grünen Schoß
Des Sträflings Hügel hielt umschlungen:
Denn wo der Mensch zu trennen meint,
Da hat die Erde noch Erbarmen,
Und, was geschieden hier, vereint
Natur in ihren Mutterarmen.

Nach Westen zogen ihre Bahn
Die Sterne fort auf fernen Wegen,
Vom nahen Pachthof kräht der Hahn
Dem Weihnachtsmorgen schon entgegen.
Noch knieet Edmund auf dem Grab,
Gedankenvoller Wehmuth lebend,
Da pflückt er einen Zweig sich ab
Und preßt ihn an die Lippen bebend:
„Du bist der einz'ge welke Lohn
Für so viel Dulden, so viel Leiden —
Bin Wally's Kind — bin Martins Sohn,
Und sterb ich, — legt mich zu den Beiden."

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1862.

Nürnberg.
Bauer und Raspe.
1862.

Oed ist sein Grab und unbekannt, —
Doch schlummert er an ihrer Seite."
Und wie der Förster also sprach,
Entblößt das Haupt er zum Gebete,
Wir Andern thaten's schweigend nach,
Da zog die Nachtluft scharf und wehte
Vom Schnee die Epheuranke blos,
Die — auf der Nonne Grab entsprungen —
Mit ihrem ewig grünen Schoß
Des Sträflings Hügel hielt umschlungen:
Denn wo der Mensch zu trennen meint,
Da hat die Erde noch Erbarmen,
Und, was geschieden hier, vereint
Natur in ihren Mutterarmen.

Nach Westen zogen ihre Bahn
Die Sterne fort auf fernen Wegen,
Vom nahen Pachthof kräht der Hahn
Dem Weihnachtsmorgen schon entgegen.
Noch kniet Edmund auf dem Grab,
Gedankenvoller Wehmuth lebend,
Da pflückt er einen Zweig sich ab
Und preßt ihn an die Lippen bebend:
„Du bist der einz'ge welke Lohn
Für so viel Dulden, so viel Leiden —
Bin Wally's Kind — bin Martins Sohn,
Und sterb ich, — legt mich zu den Beiden."

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1862.

Nürnberg.

Bauer und Raspe.

1862.

Vorwort.

Wir könnten diesen neunzehnten Jahrgang unseres Albums wie so manchen andern füglich ohne Geleitsbrief in die Welt senden; denn er dürfte nur die alten Straßenzüge verfolgen, die seine Brüder gingen, und wäre sicher, unter denselben Dächern gütiger Freunde Unterkunft zu finden. Es ist unsern Söhnen wohl gegangen in der Fremde; man hat sie liebreich aufgenommen, vielleicht auf ein günstiges Vorurtheil hin, welches nun einmal uns Nürnbergern zu Gute kommt, vielleicht auch weil sie sich bescheiden hielten und als echte Kinder unserer Stadt über ihren bürgerlichen Stand nicht hinaus wollten.

Niemand verargt den Vätern ihre Freude noch deren Aeußerung, niemand auch die besondere Art des Dankes, die sie sich ersinnen, um den Wohlthätern ihrer Sprößlinge erkenntlich zu sein Wir haben es gewagt, einzelnen der hochmögenden Herren, deren besondere Nachsicht unsere Familienglieder erfahren, ein Symbolum der Gastfreundschaft zuzuschicken, damit hinfort ein Bund bestehe zwischen unserem und ihrem Hause. Werden sie darin einen Zug von Anmaßung finden? Wir glauben kaum; sonst hätten sie sich seither uns nicht zugewandt.

Um endlich ohne Bild zu reden, wir waren so kühn, an manche der Herren, deren besondere Gunst wir bisher genossen, Ehrendiplome zu schicken, und während wir früher nur drei Ehrenmitglieder hatten, die uns vielfach mit Zusendungen erfreuten, nemlich Eckardt in Luzern, Hammer in Dresden, Pichler in Innsbruck, diesen noch folgende hinzuzu-

fügen: Bryant, Cogswell, Dodge, Longfellow in Newyork, Street in Albany, van Osterwyk Bryn in Amsterdam, die seit Jahren im Ausland unsere Bestrebungen Literatur und Leben zu vermitteln mit Theilnahme verfolgten; ferner Carus in Dresden, Gutzkow in Weimar, Prutz in Stettin. Dem Veteranen in der Wissenschaft und Literatur glaubten wir an seinem Ehrentag auch unsererseits unsere Aufmerksamkeit bezeigen zu müssen; denn die Würdigsten zu ehren darf sich niemand zu klein erachten. Die beiden gefeierten Schriftsteller Gutzkow und Prutz aber gaben uns schon so viele sprechende Beweise ihres Wohlwollens, daß wir die Ueberzeugung haben, sie werden auch diese Form unseres Dankes nicht verschmähen. Endlich gesellen sich dazu noch Hartmann in Lintorf bei Osnabrück, ein begeisterter Freund des Schönen, dem die Verbindung mit einer gleichgesinnten Korporation um so erwünschter sein wird, weil ihn Beruf und Wohnort nach andern Richtungen drängen, und Xaver Schmidt in Erlangen, unser nahewohnender Freund, der schon in vielen jugendlichen Seelen die Liebe zum Idealen gepflanzt hat.

Unsere Anhänglichkeit den genannten Herrn hiemit auch öffentlich kund zu geben, glaubten wir diese Stelle geeignet, und das war auch der Hauptgrund, um dessentwillen wir eine Vorrede schrieben. Denn Anlaß und Zweck dieser Blätter nochmals dem Publikum erklären zu wollen, vor dem man so oftmals erschienen, würde nahezu an Beleidigung grenzen.

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

Seite.

Ueber Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Von Dr. H. Wölffel. 1

Ueber Thomas Moore. Von Christian Schwemmer . . . 59

Kaiser Friedrich Rothbart im Untersberg und der Birnbaum auf dem Walserfeld. Von Dr. Paul Merkel. 129

Aus dem Leben der Herzogin Charlotte von Orleans. Von Bibliothekar Lützelberger 140

Landleben und Landleute auf Cuba. Von F. Knapp . . . 172

Reise nach Florenz. Von J. L. Hoffmann 187

Gedichte.

Von Dr. Ebersberger:

1. Salix lacrimosa 275
2. Nach Jahren 277
3. Des Vaters Schrift 278
4. Trinklied 279

Von Luise Hoffmann: Zwei Gräber.

1. Annette Droste Hülshof 280
2. Constanze P. 282

Von Emma Passing:

1. Täuschung 284
2. Die erste Rose 285

Epigramme von Adolph Pichler 286

Von J. Priem:

1. Frühlingshoffen 290
2. Die Theilung der Erde 292

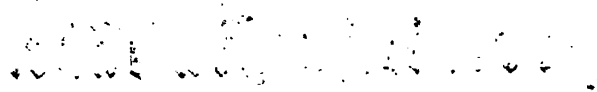
Von Christian Schneller:

1. Haspingers Tod 295
2. Der Poesie Abschied von Tirol 296

Sprüche für das deutsche Sängerfest in Nürnberg . . 298

Ein seltsames Frühstück. Lustspiel von Julius Hammer . . 311

Prosaische Aufsätze.



Ueber

Shakespeare's Kaufmann von Venedig.

Von Dr. H. Wölffel.

Einem wachen, bunten Traume gleicht das Leben; wir sind, sagt Prospero, solcher Zeug als wie zu Träumen. Märchenhaft träumerisch auch zieht des Dichters „Kaufmann von Venedig", dieses komisch-ernste Spiel, in buntem Gedränge der Bilder an unserem Auge vorüber, mit seiner heiteren Umkleidung zum Lächeln auffordernd, und doch mit seinem innig rührenden, ja zum Theil tief erschütternden Inhalt in Spannung und Sorge versetzend. Es ist, wie das Leben, Lustspiel und Trauerspiel zugleich, und doch keines von beiden. Denn wenn es der heilenden und ausgleichenden Zeit Geschäft ist, immer wieder das Gleichmaß des allgemeinen Lebenspulses herzustellen, wenn die Woge des Tages den Tag dahinnimmt, um unter dem Gegenschlag von Freud und Leid, von trotziger Erhebung und verzagter Ergebung über der unveränderte Tiefe des Lebensstromes für den Nachen des Einzelnen wie für das Fahrzeug der Gesellschaft immer wieder klare ruhige Fläche zu erzielen: so zeichnet unser Drama, auch nach dieser Seite, uns getreu den Lauf dieser sublunaren Welt, und in ihr den Menschen, wie er bald gehoben von der Woge, bald zur Tiefe sinkend, nach den Höhen der Wahrheit und Gerechtigkeit strebt, und doch auch wieder im Dunkel der Niederung irrt, von Schein und Verblendung befangen. Ueberhaupt

wird dieses Stück, indem es geflissentlich nur die mittlere Durchschnittssumme des Lebens festhält, ein Miniaturgemälde der wirklichen Gesellschaft und ihres Behabens, und mag wol, wie kein anderes mit gleichem Recht, ein anheimelndes Gleichbild des täglichen Lebens heißen. Da sehen wir ja, was alltäglich begegnet, wie das Glück seinem kecken Ritter und bevorzugten Liebling alle Fülle seiner Gaben in den Schoß schüttet, während es der besonnenen Vorsicht treulos und spottend den Rücken kehrt. Lustig und leicht, bei Wein und Masken und Fackeln tändelt die Jugend auf der Oberfläche des Lebens dahin, und frisches Wagen führt die Braut heim, mit raschem, fast unbedachtem Entschlusse, allen Ansprüchen und Fangarmen unnatürlicher Satzung zum Trotz. Der ernste Geschäftsmann dagegen, belehrt durch Erfahrung, fürchtet die lauernden Mächte der Tiefe; und seine Furcht ist nicht ohne Grund. Denn auf der andern Seite sehen wir das Böse im Kampfe mit dem Guten seine heimlichen Minen graben, um zu stürzen, was ihm zuwider ist; der blind waltende Zufall wird sein Verbündeter und ungeahnt erwächst er zur unheilbringenden Schicksalsmacht, der sich die falsche Fama geschäftig zu Dienste stellt. Da soll das Recht helfen, Unheil verhüten, das Gleichgewicht herstellen; denn wozu steht es sonst mit seiner Wage in der Mitte des Lebens? Aber die Göttin mit der Binde vor den Augen erweist sich ohnmächtig; denn nichts ist ohne Rücksicht gut. Rücksichtslos entscheidend kann ihr nicht umsonst zweischneidiges Schwert eben so leicht den Unschuldigen verwunden, als den Frevler mit gerechter Strafe treffen. Schon bereitet sich der Schein des Rechts zu triumphiren; einen Augenblick droht das Schiff, auf dem das Glück und die Rechtschaffenheit fährt, vom Strudel der Bosheit und des Mißgeschicks verschlungen zu werden: da heilt das erkrankte Leben durch eine unerwartete Krise sich aus sich selbst, der Schein des Rechts wird in dieser Welt des Scheins durch gleichen Schein besiegt, — der Strudel sendet seine Wirbel zurück, die Wogen ebnen sich, eine kleine neckische Brandung noch — und das Schiff der Gesellschaft

ist im Hafen. Im mondbeglänzter Nacht kehrt Alles zu Frieden und Ruhe zurück; die Mächte der Tiefe sind wieder einmal gebannt; das Leben hat sein früheres Geleise wieder gefunden und der nahende Tag verkündet, daß es seinen gewohnten Kreislauf aufs Neue beginnt. — So zieht also dieses Drama auf der Mittelhöhe des Lebens dahin, gleichweit entfernt von den erhabenen Gipfeln, auf denen die Tragödie wandelt, wie von der Niederung des Lustrevierś, wo die Komödie jede weitere Aussicht gefesselt hält. Schon darum ist kein Wunder, daß gerade der „Kaufmann" von jeher sich des ungetheiltesten Beifalls erfreute. Denn die Mehrzahl der Menschen bewegt sich eben mit ihrem Denken und Fühlen, ja das Leben selbst schwebt in dieser Mitte zwischen der ernsten Forderung des Ideals und dem lustigen Tand des bloßen Spiels. Und doch berührt sich das Stück auch wieder in Ernst und Scherz gleich nahe mit der tragischen Strenge des Ideals, wie mit der komischen Maske der Intrigue. Es richtet auch, aber mit dem Maßstab der Milde und des Humors, um einzurichten, nicht um zu verurtheilen; es ergötzt auch, aber nicht um die Lachlust zu befriedigen, sondern um durch Erheiterung zu erfrischen und zu belehren. Aber wenn es nun weder Tragödie noch Komödie ist, was dann? Ich möchte es am liebsten, um den Streit über seine Doppelnatur zu vermeiden, ein humoristisches Drama nennen und es mit Cymbeline nebst Troilus und Cressida in eine romantisch-humoristische Trilogie zusammenstellen, wie wir unbestreitbar im Sommernachtstraum, Sturm und Wintermärchen ein romantisch-allegorisches Dreiblatt haben. Die Gründe für diese Bezeichnung und Zusammenstellung beizubringen, würde nicht schwer fallen, wäre hier Zeit und Ort dazu. Aber wir werden der zugemessenen Frist vollständig bedürfen, wenn wir uns nur über den eigentlichen Gehalt und die Grundidee unsres Dramas verständigen wollen. Außerordentlich weit gehen hier die Ansichten auseinander. Ulrici, Rötscher und Herrig finden den Grundgedanken in dem Satz: summum jus summa injuria, die Spitze des Rechts verkehrt sich zum schneidendsten Un-

recht; Gervinus findet ihn in dem Verhältniß des Menschen zum Besitz; Heine und Wolff in dem Gegensatz der Unterdrücker und Unterdrückten; Rapp in der Bedeutung der Nährigkeit für den Genuß der irdischen Güter; Schlegel nennt es ein Lobgedicht auf die Freundschaft; und Kreyßig endlich lehnt jeden bestimmten Grundgedanken gänzlich ab. Bei solcher Differenz der Ansichten auch unsrer bedeutendsten Kritiker ist von vornherein glaublich, daß die Erklärung und Auffassung unsres Dramas nicht ohne Schwierigkeiten ist, und die Verzichtleistung des neuesten Commentators, die einer Bankerotterklärung nicht ganz unähnlich ist, enthält nur den Beweis, daß es noch nicht gelungen, bis zu der sicheren und leuchtenden Mitte vorzudringen, von der aus Alles gleichmäßig erhellt und völlig klar wird. Suchen wir uns denn an der Hand unsres Dramas selbst zurecht zu finden und des Dichters eigentliche Meinung zu erlauschen.

Ueber die Hauptcharactere seiner kleinen zu Schmerz und Lust erkornen Welt verständigt uns sofort der Dichter selbst in der meisterhaften Exposition, welche der erste Act uns bietet. Drei Scenen, nicht mehr nicht weniger, genügen. Auf der einen Seite Antonio, der königliche Kaufmann, mit seinem offenen Freundesherzen und seiner aufopfernden Dienstwilligkeit; — auf der andern Seite Shylock, der jüdische Wucherer, mit seiner lauernden Tücke und seinem zähen Schachergeist; — in der Mitte, wie zu symbolischer Verkettung der Handlung, Portia, das edle Fräulein von Belmonte, mit ihrem gesunden Humor und ihrem zur Lösung gestellten Räthsel der Liebe.

Antonio ists, der uns zuerst begegnet, inmitten seiner Geschäftsfreunde, den beiden zum Verwechseln ähnlichen Kaufherrn, Salanio und Salarino. Sie bedeuten die Welt, in der er lebt: Geschäft und Gaudo, Kauf und Verkauf, Handelsgedanken bei Tisch, in der Kirche, vom Morgen zum Abend — nichts weiter. Aber in dieser Welt fühlt er sich nicht wohl; er ist verstimmt, traurig, er weiß nicht warum; die Welt ist ihm entleidet und fast kennt er sich selbst nicht mehr in dieser Umgebung. Gleich

seinem Schutzpatron, dem Vater der Mönche, lebt er einsiedlerisch in der Welt, fast wünschelos für sich und unbekümmert um den Mammon seines Reichthums, wie um seine stolzen Galeonen auf dem weiten tückischen Ocean. Man sagt, daß die Eigenschaften der Taufpathen sich auf die geistlichen Pfleglinge übertragen; und so, muß man wol glauben, hat auch Antonio von seinem Namensvater, dem heil. Antonius, jenes kühle Temperament des Bluts und jenen gemäßigten Schwung des Herzschlags ererbt, dem das Glück der Liebe nur in der sanfteren Form der Freundschaft zugänglich ist. Denn als seine Geschäftsfreunde, gute Praktiker vielleicht, aber schlechte Psychologen, wenn nicht in Geschäftssorgen, dann sicher in Verliebtheit den Grund seiner Verstimmung errathen zu haben glauben, weist er diese Vermuthung mit einem entschiedenen „pfui, pfui" beinahe verächtlich, wenn auch in gutmüthigem Tone, von sich. Wie können sie auch nur sich einfallen lassen, daß eine Natur, deren Erbtheil philosophische Beschaulichkeit und selbstverläugnende Menschenliebe ist, noch Raum haben sollte für ein Gefühl, das die Freiheit gefangen nimmt, und dessen wie sehr auch beglückende Bande doch zur Hälfte aus Egoismus, zur Hälfte aus Unruhe und Leidenschaft gewoben sind? Auch Timon hat nie geliebt, und Hamlet muß auf seine Liebe verzichten, um seinem Berufe folgen zu können. Was dem edlen Antonio am Herzen nagt, liegt daher nach einer ganz andern Seite. Wir erfahren was es ist, als bessere Gesellschaft die Geschäftsfreunde vertreibt. Graziano, der lachende Philosoph, sagt es uns, und er kann es wol durch Fühlung wissen, da sein Temperament der directe Gegensatz zu dem Antonios ist. Er ist gewohnt, dieser stets heitere, liebenswürdige Gesellschafter, Alles von der besten Seite zu nehmen und befindet sich dabei ganz wohl. Er will nichts wissen von Schweigsamkeit und Beschaulichkeit, diesem Narrengründling, diesem Schein von Weisheit, Würdigkeit und tiefem Sinn, der sich geberdet, wie wenn man spräche: „Ich bin Herr Orakel; thu ich den Mund auf, rühr sich keine Maus." O nein, er kauft die Welt viel leichter; eine

gute Mahlzeit, ein kecker Witz und eine lustige Gesellschaft, wo man ihn reden läßt und über seine Witze lacht, das geht ihm über alles, und damit ist er vorläufig ganz zufrieden.

Ihr seht nicht wohl, Signor Antonio, — (sagt er)
Ihr macht euch mit der Welt zu viel zu schaffen:
Der kommt darum, der mühsam sie erkauft.

Das also ists, was Antonio am Herzen nagt, das Räthsel der Welt und des Lebens. Er hat in seinem Stande, im Kreise seines Wirkens wol zahlreiche bittere Erfahrungen gemacht von harter Selbstsucht, giftigem Neid, höhnischer Schadenfreude, unmenschlicher Grausamkeit des Wuchers. Er hat gesucht zu helfen und zu lindern, wo und so viel er konnte, und zu diesem Zwecke sein königliches Vermögen sorgfältig erhalten und vermehrt. Aber mußte er nicht inne werden, daß all sein Streben und Wirken doch unzulänglich und nichtig ist, selbst auf der engen Scholle, die er bewohnt? Wer aber hilft dem allgemeinen Uebel, dem Weh der Menschheit ab? Nicht zum Reformator, wie Hamlet, ist er geboren; er hat nicht in Wittenberg studirt. Aber doch, wer ihm sagte, warum die Selbstsucht solchen Raum behalten darf, Unheil zu stiften; warum nicht alle Welt sich zum schönen Lebensgrundsatz christlicher Liebe bekehrt — er würde ihm die Welt und seine eigene Aufgabe verständlich machen, während er nun sich selbst kaum noch, die Welt aber gar nicht versteht. So hat er, ein gereifter Denker, sich endlich resignirt, das Leben des Einzelnen als ein umschränktes Muß zu betrachten, und die Lösung des Räthsels, die er nicht findet, dahingestellt sein zu lassen. Aber Resignation ist immer und überall eine traurige Rolle und so begreifen wir leicht das trübe Kopfschütteln, womit er dem Gratiano entgegnet:

Mir gilt die Welt nur wie die Welt, Graziano:
Ein Schauplatz, wo man eine Rolle spielt,
Und mein' ist traurig.

Ja bis zu solcher Toleranz hat sich die Resignation seiner Menschenliebe gesteigert, daß er dem leichtlebigen aber gutmüthigen Schwätzer, dem Allerweltsfreund Gratiano nicht einmal zürnen

kann wegen der ungeschickten Vorwürfe, die er ihm gemacht; mit ein Wort des Bedauerns wegen seiner Oberflächlichkeit schickt er ihm nach, als er sich nun mit seinem Tischfreund Lorenzo verabschiedet, um bei der Mittagstafel mit Bassanio wieder zusammenzutreffen. Es ist eine feine, psychologisch tief begründete Veranstaltung des Dichters, daß er seinen tragischen Heroen der Menschheit auf ihrer einsamen Höhe dennoch Einen Freund zur Seite giebt; denn Etwas muß der Mensch haben, woran sein Glaube sich halten kann, wenn er leben soll. Lear wäre ohne seinen treuen Kent im Dienstkleide auf einsamer Haide nicht zum rettenden Wahnsinn, sondern gleich Gloster von Verzweiflung unnachtet zum Selbstmord gelangt. Hamlet hält sich durch das ganze Stück nur an seinem Horatio aufrecht, und befiehlt noch sterbend sich und seine Sache in dessen Hände. Timon dagegen geht nur darum wirklich zu Grunde, weil er die treue Freundschaft seines Hausverwalters übersieht und sein Freund und Vorspeisgänger Alcibiades durch Verbannung von seiner Seite gerissen wird. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; und wo nicht die Liebe des Mannes zum Weibe das Herz beglückt, da muß die Freundschaft ihre Stelle vertreten, um in der geräuschvollen Oede der Welt dem einsamen Pilger eine stille Heimat zu bauen.

So hat denn auch Antonio in dieser Welt, die ihn nicht versteht, obwol sie ihn achtet, die das Widerspiel seines Denkens, Fühlens und Lebens ist, in dieser Welt der Geschäfts- und Tischfreunde, der niedern Mammonssorgen und des leichtfertigen Jugendmuthes, dennoch eine Heimat, Einen Trost für seine Seele gefunden in seinem wahren Herzensfreunde Bassanio. Begreiflich also, daß er ihn, als sein einziges theuerstes Kleinod, mit aller Hingebung und Aufopferung umschließt, deren seine Liebe fähig ist. Bassanio will ein Wort der Entschuldigung für den zungenfertigen Freund Gratiano sprechen; es bedarf dessen nicht. Die Liebe suchet nicht das Ihre, sondern was des Andern ist, und Antonio denkt nie zuerst an sich selbst, ja kaum erst hinterher

und wenn es zum Aeußersten kommt. Daher schneidet er sofort dem Freunde das Wort ab, um auf dessen eigenes Bedürfniß einzugehen. Es ist ihm genug, zu wissen, daß Bassanio ihn gesucht hat, um alsbald mit der Sicherheit des Feingefühls, das wahrer Freundschaft so eigen ist, das Herzensanliegen des Freundes zu errathen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Begründung von Bassanios ganzem Lebensglück — um das edle Fräulein von Belmonte, deren Name Portia schon verräth, daß sie gleich Cato's Tochter, Brutus' Portia, das Musterbild einer Gattin zu werden verspricht. Aber Bassanio macht Umschweife; es drückt ihn, daß er für sein Werben des Freundes Mittel in Anspruch nehmen muß. Und doch ist kein anderer Ausweg; denn die seinigen sind erschöpft. Nicht eigentlich durch Verschwendung, sondern weil er gleich Antonio Geld und Gut nur als Mittel zum Zweck achtet, und sich mit ihm in die Doppelrolle Timons getheilt hat. Denn wie Antonio dem Hang zum ungemessenen Wohlthun folgt, so hat Bassanio durch seinen Hang zu edler Geselligkeit achtlos und unbedenklich sich in Schulden gestürzt. Gleichwol möchte er vor der Geliebten nicht unwürdig erscheinen; Fräulein Portia aber ist vom Himmel nicht minder mit Reichthum, als mit Schönheit und Tugend gesegnet. Soll er als Bettler vor ihr auftreten, wenn doch ihr sonnig Haar wallt um die Schläf' ihr wie ein goldnes Vließ, und wie zu Kolchos Strande die vier Winde berühmte Freier von allen Küsten herwehen zu Belmonts Sitz? Aber wie nun mit Antonio reden, um dem Heiligthum seines Herzens nicht zu nahe zu thun und doch des Freundes Unterstützung sich zu sichern, ohne die er keine Aussicht hat, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen? Wie leicht könnte sein Ansuchen in falschem Lichte erscheinen! Dieser Gedanke verwirrt ihm den Kopf; die zarte Scheu der ersten Liebe kommt hinzu, läßt ihn zögern, Umschweife suchen, und so wählt er gerade den verkehrten Weg. Denn indem er vom Entferntesten beginnt, was Antonio schon weiß, daß sein Glücksstand erschöpft sei, daß er sich in Schulden gestürzt,

— stellt er nun, einmal in falschem Geleise, die Sache so dar, als wolle er die reiche Erbin nur heirathen, um von seinen Schulden los zu kommen. Doch Antonio kennt ihn besser und kommt dem Bedürfniß des Zeitverschwenders mit lächelnder Bereitwilligkeit, ja selbst mit Ungeduld, entgegen; ohne Weiteres sich selbst, seinen Beutel und was er nur vermag, ihm zu Dienst stellend. Nur ist jetzt eben all' sein Gut auf der See; und so wird denn beschlossen zu sehn, was in Venedig sein Kredit vermag, um ihn aufs Aeußerste anzuspannen und auf seine Bürgschaft zu borgen.

Inzwischen haben wir Zeit, uns die reiche Erbin von Belmonte zu betrachten, um derentwillen eigentlich die verhängnißvolle Anleihe gemacht werden soll. Es ist nicht unwichtig, dieß hier schon zu bemerken, da Grund dessen Portias späteres entscheidendes Eingreifen in die Handlung aus der scheinbaren Sphäre der bloßen Willkür und Laune in die des wohl motivirten poetischen Zusammenhangs erhoben wird. Sonderbar! auch Portia tritt uns verstimmt und unmuthig über den Lauf der Welt entgegen; auch sie philosophirt über Menschen und Dinge, und wie doch immer das Thun und Vermögen so weit hinter dem bessern Wissen zurückbleibt. „Auf mein Wort, Nerissa, meine kleine Person ist dieser großen Welt überdrüssig". So tritt sie auf die Bühne. Aber ihre Philosophie ist nicht die des düstern Ernstes, sondern die des jugendfrischen Humors, der sich mit allem Andern eher, als mit Resignation und thatlosem Hinbrüten verträgt. Auch unterscheidet sich ihre weibliche Weltbetrachtung wesentlich von der Antonios dadurch, daß sie die sittlichen Unebenheiten des Lebens nicht aus dem Charakter und dem bösen Willen, sondern aus der Schwachheit menschlicher Natur ableitet. Es wird ihr also nicht schwer werden, sich und Andere mit Welt und Leben zu versöhnen. Ueberhaupt jedoch hält sie derlei Grübeleien und abstracten Reflexionen nicht lange Stand; mit einem raschen „Aber" bricht sie ab, um mit einiger Ungeduld auf die nächstliegende Ursache ihrer Verstimmung und ihre zu

lösende Lebensaufgabe zu kommen. „Aber — sagt sie — dieß Vernünfteln hilft mir nicht dazu, einen Gemahl zu wählen". Sie hat auch ihre Noth, die reiche, von der Fülle aller Gaben, die Glück und Natur bieten kann, überschüttete Erbin; eine Noth, von welcher der von Nerissa gepriesene Mittelstand nichts weiß. Ihre Noth liegt eben in dem Worte Wahl; nach der letztwilligen Verfügung ihres tugendhaften Vaters, der sie als gehorsame Tochter mit Selbstverläugnung sich fügt, ohne sie zu begeifen, darf sie nicht Einen wählen und doch keinen ausschlagen. Das macht eben ihre Schönheit und ihr Reichthum. Der fromme Vater hat vorausgesehen, daß zahllose Werber und wol die meisten nur um dieser Güter willen kommen werden, — und um das Glück seines Kindes vor Betrug zu sichern; hat er die gute Eingebung gehabt, es an die Lotterie zu knüpfen, die er mit den drei Kästchen von Gold, Silber und Blei ausgesonnen hat, daß nämlich der, welcher seine Meinung trifft, die eben so tugendhafte und geistvolle, als schöne und mit reichem Erbe ausgestattete Tochter bekommen soll. Daß dabei Zufall und gemeine Selbstsucht sich nicht allzu breit mache, ist weislich vorgesehen; denn eine Klausel bedingt, daß jeder Freier, der hier zu werben kommt, im Falle des Mißlingens auf alle andere Werbung zeitlebens verzichtet. Wirklich sehen wir auch sie alle, die die humoristische Revue der beiden Damen passiren müssen, — als da sind: der ungesittete und eingebildete Neapolitaner, der trutzige und herrische Palatinus aus Ungarn, der anmaßende und leichtfertige Franzose, der ungebildete und grillenhafte Engländer, der feigherzige und rachsüchtige Schotte, endlich der derbe und trunksüchtige Deutsche — meist fürstliches Geblät übrigens — sie alle sehen wir, mit dem gemeinen Egoismus ihres Nationalfehlers behaftet, wie sie sind, auf weitere Belästigung mit ihren Bewerbungen von selbst verzichten. Wie gerne sieht sie Portia scheiden, wie gerne wünscht sie ihnen glückliche Reise! Aber wenn nun doch Freier kämen, die den Wurf wagten, ohne daß sie ihre Neigung ihnen zugewandt hat und zuwenden kann?

Ei nun, sie werden sicherlich falsch wählen, da sie, unaufgefordert vom Blick der Liebe, nur kommen werden, um zu besitzen; als ob das Glück der Liebe sich ertrotzen ließe. Wer das Räthsel der Liebe mit prophetischem Geiste lösen will, den muß vor Allem die Liebe selbst mit der Sehergabe zweifelloser Liebesahnung ausgerüstet haben. Nicht das freie, nur das vorellige Jawort der Tochter wollte der Vater binden. Undenkbar aber ist, daß der Erwählte ihres Herzens nicht käme zur Wahl. Liebe beruht auf der Wahlverwandtschaft der Seelen; — Aug in Auge! und die Liebe ist geboren und begraben zugleich. — der Blick der Liebe tauscht Leben um Leben. Wem Portia's seelenvoller Blick durchs Auge ins Herz gedrungen, so daß nur sie darinnen lebt, und nicht mehr er selbst — wie sollte der versäumen, sein eigenes Leben suchend, zu ihr zurückzukehren? Und hat sie vielleicht schon gewählt, die edle reiche Erbin? die räthselumsponnene, hochgefeierte, von aller Welt begehrte Perle von Belmonte? Gewiß, sie erinnert sich wohl eines Venezianers, eines Studirten und Kavaliers, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, dessen Bekanntschaft sie noch bei Lebzeiten ihres Vaters gemacht; ja, ja, Bassanio, so hieß er, und er verdient Nerissas Lob. Eben wird ein neuer Freier angekündigt; ist er's vielleicht? Welche Täuschung! Es ist vielmehr der schwarze Prinz von Marocco, und wer will es dem schönen geängstigten Mädchen verdenken, wenn es, in seinem anfänglichen humoristischen Unmuth zurückfallend und ärgerlich über die peinliche Lage, mit den Worten die Bühne verläßt: „Hat er das Gemüth eines Heiligen und das Geblüt eines Teufels, so wollte ich lieber er weihte mich, als er freite mich."

Kehren wir von Belmonte nach Venedig zurück, so bringt uns nun nach Shakespeare'scher Weise die dritte Scene den Schatten zum Licht, den directen Gegensatz zu Portias sittlicher und natürlicher Schönheit, durch die Bekanntschaft mit Shylock, dem scheuen, mißtrauischen, hartherzig verschlossenen, in Wucherstunden ergrauten Geizhals. Ganz charakteristisch ist schon sein

Name, den nach Dr. Förmers Versicherung der Dichter auf einem alten englischen Pamphlet fand, welches überschrieben ist: Caleb Shillock, seine Prophezeiung; oder des Juden Weissagung. Nicht umsonst hat Shakespeare diesen Namen in das bedeutsamere Shy-lock abgeändert, so daß nun mit dem jüdischen Klang des Namens zugleich ein symbolischer Anklang, ähnlich etwa unserm deutschen „Neidhardt" unverkennbar sich vereinigt. Shylocks erstes Auftreten ist denn auch gar nichts anders, als die Darstellung seines Namens in einem lebenden Bilde. Bassanio hat ihn aufgesucht, ihm sein Anliegen eröffnet. Wie er scheu und verschlossen einherschleicht an seinem Stabe, der horchende, von der Last der Jahre ungebeugte und doch unter der Gier des Erwerbs sich krümmende Alte, — mit weißem Barte, im jüdischen Rockelor, — ein orientalischer Fremdling in der abendländischen Weltstadt menschlichen Verkehrs. Wie ein unheimlicher blutsaugender Vampyr, wie ein vom Marke der Stadt zehrender tückischer Lindwurm nimmt er sich aus, eine dunkle Schattengestalt auf dem freien Platze, zwischen den sonnenhellen Palästen und Kirchen, zur Seite des Christen mit seinem eingefleischten Hasse gegen Alles was christlich heißt. Wie er lauernd sinnt über Antonios Bürgschaft, wie er zögert mit der Antwort, während ihm doch die heimlich lächelnde Bosheit der Habgier und Rachsucht bei aller scheinbaren Ruhe aus dem schlauen Auge blitzt. „Dreitausend Ducaten — gut; auf drei Monate — gut; und Antonio Bürge — gut". Antonio ist ein guter, will natürlich sagen, ein vermögender Mann; aber seine Mittel stehen auf Hoffnung, Schiffe sind nur Bretter, Matrosen sind nur Menschen; es giebt Landratten und Wasserratten und Shylock hat Respect vor Wasserdieben so gut, wie vor Landdieben. Gleichwol denkt er, er kann Antonios Pfand und Bürgschaft annehmen; nur will er versichert sein und deshalb sich bedenken, und deshalb mit Antonio sprechen. Schon hat er etwas vor; daß es nichts Gutes ist, errathen wir aus der giftig-sarkastischen Erwiederung auf Bassanios Einladung zu Tische. „Ja", sagt

er, „um Schinken zu riechen, von der Behausung zu essen, wo euer Prophet, der Nazarener, den Teufel hineinbeschwor. Ich will mit euch handeln und wandeln, mit euch stehen und gehen, und was dergleichen mehr ist; aber ich will nicht mit euch essen, mit euch trinken, noch mit euch beten". Daß man sich also nur keiner Gemeinschaft zu ihm versehe, bei der eine freundliche Miene, oder gar das Herz ins Spiel kommt. Diese feindselige Stimmung steigert sich, als er eben den Antonio, seinen Gegner und Todfeind wie im Glauben so im Leben (d. h. im „Handel und Wandel"), von ferne kommen sieht. Wie eine Tiegerkatze rüstet er sich innerlich zum Sprung, wetzt er selbst seine Gier, über ihn herzufallen, indem er vor sich hinmurmelt:

Wie sieht er einem falschen Zöllner gleich!
Ich hass' ihn, weil er von den Christen ist,
Doch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt
Umsonst Geld ausleiht, und hier in Venedig
Den Preis der Zinsen uns herunterbringt.
Wenn ich ihm 'mal die Hüfte rühren kann,
So thu' ich meinem alten Grolle gütlich.

Shylock weiß recht gut, daß ihn Antonio nur darum schilt vor aller Kaufmannschaft, weil er unbarmherzigen Wucher treibt. Warum sonst ist es denn sein Erstes, durch Berufung auf das Beispiel Jacobs, als er Labans Schafe hütete, sein Geschäft in den Augen des königlichen Kaufmanns zu rechtfertigen? Aber um sich vor sich selbst zu beschönigen und dem Hasse, der aus seiner Habsucht stammt, eine Folie unter zu legen, schiebt er dem Antonio Haß gegen sein heilig Volk in die Schuhe; eine Lüge, die dieser sofort widerlegt, da er, das Gottvertrauen Jacobs betonend, den Patriarchen gegen Shylock, also den Vater der Juden gegen den einzelnen verdorbten Abkömmling in Schutz nimmt. Als Shylock zurückgeschlagen und seine Vertheidigung mißrathen ist, läßt er sichs eben nicht viel grämen; das Ziel im Auge behaltend, erinnert er den Antonio, der sich mit Abscheu und Verachtung von dem teuflischen Schriftverdreher abgewendet, an die

3000 Ducaten. Aber kaum hat er wieder Gehör erlangt, so gießt er nun, den Vortheil der Lage, wie gemeine Seelen pflegen, benützend, den hündischen Geifer seines zähnefletschenden verbissenen Ingrimms mit höhnischen Vorwürfen über den Gegner aus.

Signor Antonio (sagt er), viel und oftermals
Habt ihr auf dem Rialto mich geschmäht
Um meine Gelder und um meine Zinsen;
Stets trug ich's mit geduld'gem Achselzucken,
Denn dulden ist das Erbtheil unsres Stamms.
Ihr scheltet mich irrgläubig, einen Bluthund,
Und speit auf meinen jüd'schen Rockelor,
Blos weil ich nutze, was mein eigen ist.
Gut denn, nun zeigt es sich, daß ihr mich braucht.
Da habt ihrs; ihr kommt zu mir und ihr sprecht:
„Shylock, wir wünschten Gelder.“ So sprecht ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie ihr von der Schwelle
Den fremden Hund stoßt; Geld ist eu'r Begehren.
Wie sollt ich sprechen nun? Sollt' ich nicht sprechen:
„Hat ein Hund Geld? Ist's möglich, daß ein Spitz
Dreitausend Ducaten leih'n kann?“ oder soll ich
Mich bücken, und in eines Schuldners Ton,
Demüthig wispernd, mit verhalt'nem Odem,
So sprechen: „Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet ihr mich an; ihr tratet mich den Tag,
Ein andermal hießt ihr mich einen Hund:
Für diese Höflichkeiten will ich euch
Die und die Gelder leih'n.“

Aber auch die Demüthigung gelingt ihm nicht. Stolz und ehrlich bekennt sich Antonio zu seinem Benehmen, zu seiner Feindschaft. Er könnte leichtlich wieder so ihn nennen, ihn wieder anspei'n, ja mit Füßen treten. Nur als seinem Feind solle er ihm leihen, damit er, was ihm etwa verfallen ist, nachher mit besserer Stirn eintreiben könne. Wie der königliche Lear, beschwört der königliche Kaufmann, ohne es zu ahnen, das Unheil über sich herauf, in das er stürzen soll. Wenn man aber in diesen stolzen Worten häufig eine den Charakter Antonios in

Schatten stellende Ungeheuer hat finden wollen, so kann ich dem nicht beistimmen. Man übersieht dabei, daß sie nur dazu dienen sollen, den inneren und unversöhnlichen Widerstreit der beiden Lebensprincipien auszusprechen, die sich hier begegnen. Denn Shylock ist eben kein wahrer Jude, und noch weniger ein Vertreter seiner Nation; sein jüdischer Rock ist blos der symbolische Mantel seines Innern; er hat die Bosheit und Härte seines Egoismus auch von sogenannten Christen gelernt. Zu tadeln aber wäre Antonios herber Stolz nur dann, wenn man Shylock als eine noble Figur auffassen dürfte, was er aber schlechterdings nicht ist, wie sogleich sein weiteres Gebaren beweist. Denn als er, anstatt wie er meinte zu demüthigen, nun selbst gedemüthigt ist, nimmt er mit der unterwürfigsten Miene von der Welt die neue Rolle sofort an, und sucht nun durch Verstellung zu erreichen, was ihm mit abgelegter Maske nicht gelang. Liebreich stellt er sich; er will die Schmach vergessen, Freund sein, Liebes thun, das Nöth'ge schaffen und keinen Heller Zins nehmen. Ist das nicht liebreich? fragt er. Damit hat er Antonio bei der Seite gefaßt, wo er am zugänglichsten ist. „Ja, das ist liebreich", erwiedert er; sein ganzes Herz ist augenblicklich gewonnen, wo er thatsächliche Selbstverläugnung sieht, weil in ihr sein eigenes Wesen aufgeht. Shylock hat gut calculirt; das Blendwerk muß gelingen. Es handelt sich nur noch um die Kleinigkeit der Schuldverschreibung, und sicher, Antonio wird sie unterzeichnen, unbekümmert, wie sie auch laute. Sie lautet freilich sonderbar genug; nur zum Spaß indeß, wie Shylocks Tücke lügt: „zum Spaß

Wenn ihr mir nicht auf den bestimmten Tag,
An dem bestimmten Ort, die und die Summe,
Wie der Vertrag nun lautet, wiederzahlt':
Laßt uns ein volles Pfund von eurem Fleisch
Zur Buße setzen, das ich schneiden dürfe
Aus welchem Theil von eurem Leib ich will.

Der nüchterne Bassanio widerspricht freilich der Zeichnung eines solchen Scheins; aber Antonio ist nun einmal bezaubert,

daß der Jude liebreich ist und keine Zinsen will, und so ergiebt er sich der Sorglosigkeit um den möglichen Verfall des Scheins, weist die Bedenken des Freundes zurück und freut sich sogar darauf, daß der Jude am Ende noch ein Christ wird. Dafür scheint freilich die rachelüsterne spöttische Gegenrede, mit der Shylock sich verabschiedet, vorläufig noch wenig Hoffnung zu bieten:

O Vater Abraham! über diese Christen,
Die eigne Härte Anderer Gedanken
Argwöhnen lehrt. Ich bitt' euch, sagt mir doch:
Versäumt er seinen Tag, was hätt' ich dran,
Die mir verfallne Buße einzutreiben?
Ein Pfund von Menschenfleisch, von einem Menschen
Genommen, ist so schätzbar, auch so nutzbar nicht,
Als Fleisch von Schöpsen, Ochsen, Ziegen.

Wir aber sehen aus diesem Schluß des ersten Actes, um was sichs eigentlich handelt. Christliches und widerchristliches Wesen, Selbstverläugnung der Liebe und verhärtete Bosheit der Selbstsucht stehen einander gegenüber, wie zum Kampfe auf Leben und Tod gerüstet. Denn Antonio, Portia und Bassanio repräsentiren, um es kurz und im Sinne des Dichters zu sagen, das christliche Dreiblatt des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung; während dem irrgläubigen Shylock die Hoffnung eine Thorheit und die Liebe eine Raserei ist. Aber der Teufel der Selbstsucht, der in Shylock einen wahrhaft gigantischen Vertreter gefunden hat, weiß sich stets zu beschönigen, seine Blöße zu decken, indem er sich in das helle Gewand der Liebe kleidet; und eben hat er unter dieser Maske Antonios Glauben und damit freies Spiel auf der Bühne dieser kleinen Welt gewonnen. Wir werden uns also nicht wundern, wenn uns der gleiche Teufel von nun an auch in mancherlei andern Gestalten begegnet, die augenscheinlich zur Sippschaft gehören.

Wirklich erscheint er, wie in persönlicher Incarnation, sogleich am Anfang des zweiten Acts. Der Mohrenprinz von Marocco tritt auf, mit seinem Gefolge, — nicht ganz

schwarz, denn er ist nicht der Meister selbst — sondern schwärzlich, aber in blendendes Weiß gekleidet, wie Beides die alte Bühnenweisung ausdrücklich verlangt. Damit man sie ja nicht übersehe, weist er gleich selbst seine schattige Livrei hin, die er, obgleich für furchterweckend, dennoch für liebenswürdig hält und nur dann mit einer andern, ihm nicht natürlichen Farbe vertauschen möchte, wenn es ihm dadurch gelänge, den Sinn der holden Portia zu stehlen. Aber Portia läßt sich überhaupt nicht täuschen durch äußere Farbe; die zarte Forderung eines Mädchenauges kommt bei ihr erst in zweiter Linie. Daher hätte der berühmte — sie sagt nicht edle — Prinz, auch wenn ihre Wahl frei wäre, trotz seines abschreckenden Aeußeren gleiche Ansprüche mit jedem Freier, den sie sah bis jetzt. Das will freilich, wie wir wissen, wenig genug sagen; er muß indeß noch weniger Aufmunterung ja fast Abmahnung erfahren, als er nun auch sein Inneres enthüllt, das seinem Aeußern nur zu sehr entspricht und für die zarte Jungfrau gleich abschreckend ist. Er ist allerdings ein stolzer und tapferer, aber auch ein rücksichtsloser hochfahrender Held, der bei seinem Säbel schwört, mit dem er den Sophi schlug und einen Perserprinz und dreimal selbst den Sultan Soliman besiegte. Und dies eben ist die Tinctur, die er von seinem schwarzen Meister hat, daß er auch am passenden Orte keine Selbstverläugnung kennt, daß er bei all seiner Fürstlichkeit ein ruhmsüchtiger Großsprahler ist, ja die Personificirung der Ruhmsucht selbst. Die wild'sten Augen will er überblitzen, das kühnste Herz übertrotzen, die Jungen reißen von der Bärin weg, den Löwen höhnen, wenn er brüllt nach Raub. Er hat etwas von der Natur eines Raubthiers. Bei alledem ist Ruhmsucht keine gemeine Art des Egoismus, und so ist er mindestens befähigt und würdig genug zur Wahl zugelassen zu werden, obschon nicht würdig das Kleinod zu gewinnen. Es sollte uns leid thun, wenn die anspruchlose liebebedürftige Portia dem blutigen, ruhmdürstenden Säbelhelden zur Beute würde. Im Uebrigen hat die Scene kaum mehr als symbolische Bedeutung;

denn Portia verschiebt die Wahl bis nach Tisch — sie bedarf erst der Erholung von dem gehabten Eindruck.

Auf den ernsten folgt ein lustiger Teufel, wie ihn die liebliche Jessica nennt; es ist Lanzelot Gobbo, der austreibende Zimbermann und Spaßmacher. Er ist bei Shylock, dem wahren ein gefleischten Teufel, in Dienst und Pflicht; und seine gute Laune war es bis jetzt, die jenem Hause, das die Hölle ist, einen Theil seiner Widrigkeit benommen hat; unter welcher des Juden Töchterlein, das holde Reis aus der Wurzel Jesse, zu seufzen hat. Da spielt ihm nun der böse Feind, seine Selbstsucht, den Streich und möchte es besser haben und raunt ihm zu: „Gobbo, guter Lanzelot Gobbo, reiß aus, lauf davon.“ — Es ist eine der köstlichsten Scenen, die Shakespeare'scher Humor je geschaffen; wie der ehrliche Bursche mit seinem Gewissen zu Rathe geht und sich gegen den bösen Feind wehrt, der am Ende doch den Sieg davonträgt. Daß er sich mit seinem alten, zwar nicht pfahlblinden, aber doch so ziemlich stockblinden Vater einen Spaß macht, hätte man ihm nicht so sehr verargen sollen. Denn wenn er wirklich sein eheleiblicher Vater, wenn er ein Gobbo, nämlich ein Spaßmacher ist, nicht blos Gobbo heißt: ei, dann muß er auch Spaß verstehen; Timbermänner nehmen es mit einander nicht so genau. Und am Ende macht der junge Narrenwitz doch dadurch Alles wieder gut, daß er trotz seiner gespreizten Vornehmheit und eingebildeten Superklugheit des alten Mannes Segen begehrt. Der Humor darf nicht aussterben in der Welt, und sollte er nur, wie Lanzelot, von einer schwarzen Schönen Reichthümer gewinnen. Aber zum Hause des bösen Juden soll auch der Alte den Weg nicht mehr finden, da der Junge sich darauf gesetzt hat, es zu verlassen. Sein Präsent mag er lieber bei dem heitern Bassanio anbringen, den sich der junge Reisaus zum neuen Herrn ersehen hat und der eben des Weges kommt. Die stotternde über sich selbst stolpernde Werbung gelingt, und Bassanio, eben beschäftigt mit der Vorbereitung für die Fahrt nach Belmont, nimmt den foppenden Narren in Dienst. Ein omenhaftes Zusammentreffen!

Soll er etwa vom seinem Glück genarrt und gefoppt werden? Soll seine Werbung dieser gleichen? Wir werden sehen. Auch der heitere Gratiano, der am liebsten die Narrenrolle spielt, drängt sich Bassanio auf, will die Fahrt mitmachen, und sein Gesuch wird ihm gewährt, weil er sein keckes, wildes Wesen, das ihm unter Männern gut genug steht, dämpfen will durch ein paar kühle Tropfen Sittsamkeit. Nur den Abschiedsschmaus heut Abend nimmt er aus; da soll's noch einmal prächtig hergehen bei Wein und Masken. Aber wenn nun erst alle Lustigkeit nach Belmont fort ist, wird's wol düster genug werden in der guten Stadt Venedig.

Schon zieht auch, noch mitten im Sonnenschein, die dunkle unheilvolle Wetterwolke herauf, die ihre Nacht über die Stadt zu breiten droht; schon fallen die ersten Schlossen, und Shylocks Haus ist es, das sie treffen. Es ereilt ihn die Nemesis, ehe er's ahnt, um des beabsichtigten Frevels willen, noch ehe er zur That gelangt. Derweil er auf Verrath an Antonio gesonnen, sann auch sein Diener, sinnt auch seine Tochter auf Verrath an ihm. Eben hat er unter der Maske des Liebesdienstes sein gesetzliches Pfund geholt, und den grausamen Schein zum Spaß, nur zum Spaß, unterzeichnen lassen, der ihm ein Pfund Fleisch von seinem christlichen Gegner Antonio verschreibt: — und eben verschreibt sich sein eigenes Fleisch und Blut, sein Töchterlein Jessica mit ihrer ganzen Person in einem artigen Billet doux dem christlichen Gesetzbrecher Lorenz, und dieser kommt maskirt im wirklichen Dienst der Liebe, und holt sich wie zum Spaß, nur zum Spaß, im Maskenzuge den artigen Pagen aus des Vaters Haus. Shylock nimmt die Maske vor, um Böses zu verüben, hier muß sie helfen zur Flucht vor dem Bösen, und fort aus dem Hause, das die Hölle ist. Aber nicht genug; der Geizhals wird auch noch bestohlen von seiner Tochter, — zwar nur um Gold und Steine, aber Gold und Steine bedeuten ihm das Leben; — bestohlen also um einen Theil seines Lebens in dem Augenblick, wo er darauf ausgeht, dem Kaufmann das Leben

zu stehlen. So wird ihm ins Fleisch geschnitten, noch ehe er sein Messer wetzen kann. Je ängstlicher der Vater um den Verschluß seines Hauses sorgt, desto leichtfertiger läuft ihm die Tochter davon; je zäher er mit seinen Ducaten sich finden läßt, desto verschwenderischer geht sein Kind damit um. Sie wirft ihrem Liebsten ein Kästchen voll Juwelen zu, und schon im Fortgehn begriffen vergüldet sie sich mit mehr Ducaten noch. Warum auch nicht? Für Jessica ist ihre Liebe das Leben; wozu denn wäre der Goldkoth nütze, wie ihn die alte Ballade nennt, wenn er nicht dazu dienen soll Leben und Liebe zu schmücken? — Ist es doch, als ob Shylock nur darum eine Tochter haben müßte, damit ihn, da er nun doch einmal kein Gewissen hat, eben durch sie die Nemesis erreichen könne. Denn zu schätzen weiß er das kluge, schöne und auch treue Kind so wenig, daß er es, sein einziges wahres Kleinod und gleichsam sein besseres Selbst, eben auch nicht anders behandelt als seinen Mammon, es hinter Thür und Riegel verschließt, mit herrischen Worten zum schweigenden Gehorsam zwingt und für seinen schnöden Dienst in Anspruch nimmt. So macht er dem treuen Kinde durch rauhe, liebloſe Begegnung und durch den unnatürlichen Zwang seines abschreckenden und grausamen Egoismus die Behausung zum Abscheu und zur Kerkerhölle, in der es als freie Hüterin mit segenvoller Sorge walten sollte. Was Wunder, wenn dann dies eben so kluge als schöne Kind seine Verwerthung in die eigene Hand nimmt, da der Vater es nicht zu würdigen noch zu verwerthen versteht. Denn wenn sie seines Blutes Tochter auch ist — was nach Lanzelots Bemerkung noch in Zweifel steht, — so weiß sie doch sicher, daß sie nicht seines Herzens Tochter ist. Sie schämt sich des Vaters Kind zu sein, und kann es doch selbst nicht gehässig nennen. Denn nicht sündliche Selbstsucht, nur Pflicht der Selbstbewahrung ist es, was sie aus seinem Hause treibt; Jessica, die geistige Tochter aus Davids Stamm, steht dem liebenden Christen weit näher als dem irrgläubigen Juden. Daher ruft sie selbst aus:

O Lorenzo,
Hilf mir dies lösen! treu dem Worte bleib,
So werd' ich Christin und dein liebend Weib!

Treue Liebe soll ihr also helfen von dem Hader, in welchem ihr inneres Wesen mit ihrer Lage sich findet, und das Mittel dazu ist die Flucht aus der engen Haft des jüdischen Egoismus hinüber ins freie Reich christlicher Liebe; ihre Entführung bedeutet ihre Erlösung. Sie hätte wol lange warten dürfen, bis ihr Vater einmal an ihre Ausstattung und Verheirathung dachte; und wenn ja, so hätte er sie lieber einem Nachkommen des Mörders Barrabas, als einem Christensohne gegönnt. Zum Glück hat sie so viel von natürlichem Blut in sich, daß sie, ähnlich ihrer Mutter Lea und deren Urältermutter gleiches Namens, klug genug ist, sich selbst an den Mann zu bringen. Vergißt sie doch außer dem Juwelenkästchen und den Ducaten auch jenen Türkis nicht, einen kostbaren Stein von besonderer Zauberkraft, durch den einst ihre Mutter sich Shylocks Herz gewann. Wenn sie ihn gleichwol nachher in Genua für einen Affen hingibt, so bedeutet dies kaum etwas Anderes, als daß sie mit Lorenzo vereinigt magischer Zauberei nicht mehr bedarf, die doch nur ein Affe jenes wahren natürlichen Zaubers ist, der in der Liebe liegt. Shylock freilich muß untröstlich sein über den Verlust dieses Zauberkleinods und seiner übrigen ihm gestohlenen Götzen; denn er — ist eben ein Götzendiener. Darum fühlt er denn jetzt erst, bei der Kunde von der Unwiederbringlichkeit des Verlorenen, den Fluch, der auf sein Volk gefallen ist wegen seiner Abgötterei und Unbußfertigkeit. Aber damit sind wir schon dem Gange unsers Dramas vorausgeeilt. Hier bliebe vielmehr noch zu erklären, woher der auffallende Widerwille Shylocks gegen die nächtliche Maskerade stammen mag? Ist's der gleichnamige Pol, der ihn abstößt, da er eben unter der Maske der Freundschaft zu Bassanios Feste gehen, und allen früheren religiösen Scrupeln zum Trotz auf den christlichen Verschwender zehren will, um ihn desto eher zu ruiniren? Oder wittert der alte zögernde und bedenk-

liche Schlaukopf die Gefahr, weil ihm, wenn nicht im Herzen, doch in den Gliedern die heimlich gefürchtete Wahrheit des Wortes liegt: mit welchem Maße du misseſt, wird man dir wieder messen? Es iſt wohl beides zugleich der Fall. Dennoch geht er zum Feſte; ſelbſt keine Unglücksahnung hält ihn zurück, wo es gilt, Selbſtſucht und Rache zu befriedigen. Indeſſen wird unmittelbar nach gelungener Ausführung des Maskenſtreiches das Feſtgelage abgebrochen, da ſich während derſelben günſtiger Fahrwind erhoben hat, der zum Aufbruch mahnt nach Belmont, dem heiteren Sitze der Liebe.

Während ſich nun Baſſanio und Gratiano den Winden des Himmels und der wogenden See vertrauen, und Lorenzo mit ſeiner Jeſſica die Grünze zu gewinnen ſucht, um ſpäter mit den beiden Freunden zufällig, wie es ſcheint, eigentlich aber mit ſymboliſch-poetiſcher Nothwendigkeit eben in Belmonte wieder zuſammenzutreffen, unterzieht ſich hier der Mohrenprinz, dieſe Incarnation der heißblütigen Ruhmſucht, der verhängnißvollen Wahl zwiſchen den drei Käſtchen, um mit Portia's Bildniß zugleich ihre Hand zu gewinnen. Warum ihr Bildniß gerade im rechten Käſtchen gefunden wird, liegt nahe genug. Wer recht zu wählen kommt, trägt nur ihr Bild im Herzen, begehrt nichts weiter als ſie ſelbſt, bleibt unverführt von jedem Reiz egoiſtiſchen Triebes. So muß für den, der mit dem Herzen wählt und nicht dabei den witzigen Narren ſpielt, den ihn die Selbſtſucht ſpielen heißt, gerade hierin der ſicherſte Fingerzeig liegen, der ihn an dem trügeriſchen Gold und äffenden Silber vorüberführt. Daß Marocco das goldne Käſtchen wählen wird, läßt ſich zum Voraus mit Beſtimmtheit ahnen. Dieſelbe Glut der goldnen Sonne, die an der Küſte ſeiner heimatlichen Welt den Goldſtaub ausbrütet, brütet auch in ſeinem Blute den Trieb aus, der ihn dem Zuge der Wahlverwandtſchaft folgen heißt. Niemand wußte beſſer als Shakespeare, wie tief die Menſchennatur und ihre Leidenſchaft von klimatiſchen und geographiſchen Verhältniſſen bedingt iſt. Wie es den Nachtfalter vom Glanze geblendet, zur ſengenden

Flamme geht, so kommt der dunkle Marocegner, vom Ruhme geblendet, den sich Portias Schönheit gewann, um sich, der Ruhmgierige, aus dem flammenden Golde sein Urtheil zu holen. Wenn er wagen soll, will er auch gewinnen; das bleierne Kästchen droht aber nur ohne alle Verheißung:

„wer mich erwählt, der giebt und wagt sein Alles dran."

An ihm geht er daher rasch vorüber. Zaudernd schon steht der Egoist vor dem Silber mit der Mädchenfarbe; denn es spricht von Verdienst. „Wer mich erwählt", lautet die Aufschrift, „bekommt so viel als er verdient." Halt ein Marocco! Verdient hat er das Fräulein, das steht ihm fest — durch Geburt, Glück, Zier und Gaben der Erziehung, noch mehr durch Liebe. Weiß er, was Liebe ist, der sie sich zum Verdienste anrechnet? Arme Portia, gewinnt er dich, wirst du zu hören bekommen, wie hoch dich seine Liebe ehrt. Doch Ehrsucht, die niedere Leidenschaft, geht nur auf in der höheren, der Ruhmsucht, aber füllt ihres Geizes weiteren Umblick nicht aus. So wendet er sich denn zum Golde zurück. Hier muthet ihn Alles an, und schon die Aufschrift wirkt entscheidend, denn sie besagt:

„wer mich erwählt, gewinnt, was mancher Mann begehrt."

Aus Hyrkaniens Wüsten, durch Arabiens Oeden, über das wild aufbrausende Reich der See ziehen sie herbei, die fürstlichen Freier, zur schönen Portia. Das ists, hier muß er wählen, mit ihnen gilt's den edlen Wettlauf. Wo er wählt, muß Alles seiner und seiner Geliebten würdig sein; ihr Bildniß darf nicht in schlechtem Blei, noch in minder werthem Silber liegen. Er hat gehört:

In England giebts 'ne Münze, die das Bild
Von einem Engel führt, in Gold geprägt.
Doch der ist drauf gedruckt; hier liegt ein Engel
Ganz drin im goldnen Bett.

Glanz der Schönheit, schimmerndes Außengepränge leiten der Ruhmsucht Wahl. Aber Gold ist nur Staub, Schönheit nur Schein vergänglichen Wesens — und so findet er statt Portias

Bildniß ein Beingerippe des Todes. Wol mancher Mann und Held ersehnt, was er gewann, den Tod, wenn ihm der höchste Schein des Lebens entgeht. Marocco geht mit dem Ausruf: leb wohl denn, Glut! willkommen Frost! und scheidet so von der Bedingung seines Lebens und zu verwundern wäre nicht, wenn verzweifelte Ruhmbegierde ihn den Tod im Schlachtgetümmel suchen hieße. So hat sich hier auf den Pfandschein eignen Ruhmes pochend der Schein der Liebe, werbend um den Schein, in Selbstbetrug verkehrt; in Venedig aber, betrogen von seinem eignen Fleisch und Blut — den Pfandschein des Egoismus als Lügenschein der Liebe in der Tasche — rennt Shylock durch die Straßen und schreit in wild verwirrter Leidenschaft:

mein' Tochter! — mein' Ducaten — o mein' Tochter,
Fort mit 'nem Christen — o mein' christliche Ducaten!

Und alle Gassenbuben folgen ihm und schreien dem niedrigen Geizhals höhnend nach: „die Stein, die Tochter, die Ducaten!" Und so schafft sich denn bis jetzt humoristisch genug die Selbstsucht ihr eigenes Gericht.

Aber auch über des edlen Antonio Haupt verdüstert sich der Himmel; schon heißt es, daß wahrscheinlich ein Schiff von ihm verunglückt ist. Wird es ihm, wird es seinem Freunde Bassanio, den er mit solcher Aufopferung liebt, gelingen, das Schiff ihres Glückes über den Wellen zu erhalten? Noch ist der letztere nicht in Belmont angekommen; noch kommt ihm erst ein anderer Rivale zuvor. Der stolze, anmaßende Prinz von Arragon ist's, der die Wahl unternimmt, der Repräsentant des hochmüthigen, selbstgefälligen Ehrgeizes, die Arroganz in Person. „Maße keiner", sagt er, „sich einer unverdienten Würde an. O würden Güter, Rang und Aemter nicht verderbter Weise erlangt, und würde Ehre durch das Verdienst des Eigners rein erkauft: wie mancher deckte dann sein bloßes Haupt!" So ist zehn gegen eins zu wetten, daß er nur herkam, um Portias Güter zu gewinnen, und mit dem reichen Ehrenschmuck ihrer Habe sein stolzes aber bloßes Haupt zu decken. Allein der kluge Narr verfehlt die Wahl durch eignen Witz;

Liebe läßt sich einmal nicht durch Selbstsucht gewinnen. „Mit Einem Narrenkopf zum Frei'n kam er her und geht mit zwei'n.“ Denn in dem silbernen Kästchen findet er, — nicht Portias, sondern sein eigenes Bild, einen Narrenkopf, der ihm die Hohlheit des schellenlauten sich selbst bespiegelnden Thoren gegenüber abspiegelt. Wie kann, wer mit eigenem Verdienste klingelt, jener zarten Bescheidenheit der Liebe fähig sein, die eigenes Glück nur im Glück des Geliebten sucht und findet? Trotz seiner vermeinten oder wirklichen Verdienste verdient er Portia nicht, die hochgesinnte zartfühlende fürstlich reiche Braut. Sie ist nur dem bewahrt, dessen holder Liebesabgesandter schon, wie ein heißer Tag im April, durch stattliche Begrüßung, artige Worte und Gaben von reichem Werth verkündet, wie köstlich nahe der Sommer ist.

Wer könnte es anders sein als Bassanio, von seinem Gratiano angekündigt? Von keinem andern Freier hören wir, daß er giebt, noch ehe er kommt zu nehmen; Bassanios Neigung zum Geben aber ist uns schon bekannt, und wär' es nur von der reichen Einkleidung Lanzelots oder von dem Abschiedsfeste her, das er seinen Freunden gegeben hat. So muß er wol glücklich werden, denn er wird sicher das dritte Kästchen wählen, dessen Aufschrift von Geben und Hingebung spricht. Hier stehen wir nun im Mittelpunkte des Ganzen, auf der eigentlichen Höhe unsres Dramas. Hier muß sichs zeigen, was das Leben ist, ob Sinn und Vernunft, oder zweckloses Spiel und blinder Zufall; zeigen muß es sich, ob es ein Etwas giebt, das sich als liebende Vorsehung geltend macht in Menschengeschicken und die dunklen Räthsel irdischen Daseins, die allem Witze unerreichbar das Herz bewegen, lösen hilft auf practischem Wege. Bassanio kommt, um seinen Vollmachtsbrief zum Glücke zu eröffnen, — zu eröffnen im Angesichte der im Verborgenen waltenden Schicksalsmacht. Wenn er falsch wählen sollte! wenn in diesem Weltgedicht, das man Leben heißt, die Rollen nicht nach der Wahrheit und inneren Würdigkeit der Spieler vertheilt wären?! wenn das Glück des Lebens wirklich auf den blinden Wurf

gestellt wäre und Herkules im Spiele seinem Knaben Rechas unterliegen könnte?!

Bassanio ist Portias würdig in jeder Hinsicht. Adelig als Kavalier durch Geburt und Sitte, als Studirter durch Reichthum und Bildung des Geistes, erscheint er in unsern Augen doch am meisten geadelt durch die innige, väterliche Freundschaft des edlen Antonio, jenes königlichen Kaufmanns, der sonst die Welt so theuer und sorgsam kauft. Die selbstvergessene Liebe Antonios läßt uns nur übrig zu denken, daß er im Gatten sein eigenes, nur jüngeres und darum noch von der Hoffnung der Jugend umblühtes Selbst wieder erkennt. In der That ist freudiges Vertrauen in die verhüllten Wege der Vorsehung und in das Glück seiner Zukunft ein charakteristisches Merkmal in Bassanios Wesen. Häßlichen Verrath nennt er selbst das Mißtrauen, das ihn im entscheidenden Augenblicke anficht und am Glücke seiner Liebe zweifeln heißt. Daher fort mit Zweifel und Mißtrauen! er kann diese Folter nicht länger ertragen, will nichts von nochmaligem Aufschub wissen; ungeduldig begehrt er, seinen Vollmachtsbrief zu erbrechen, der mit dem Doppelsiegel der Liebe und Gegenliebe so treu und fest verschlossen ist. Portia ihrerseits, welche den beiden vorigen Freiern so rasch und keck den Vorhang des Schicksals vor den verhängnißvollen Kästchen hat wegziehen lassen: — jetzt zögert und säumt sie und bittet um Aufschub, in holdseliger Weiblichkeit, in wunderbarer Verwirrung zagend, die ihr pochendes Herz über sie ausgießt.

Ich bitt' Euch, wartet; ein, zwei Tage noch,
Bevor ihr wagt; denn wählt ihr falsch, so büße
Ich Euern Umgang ein; darum verzieht.
Ein Etwas sagt mir, (doch es ist nicht Liebe)
Ich möcht' Euch nicht verlieren; und Ihr wißt,
Es räth der Haß in diesem Sinne nicht. —
Halb bin ich Euer, die andre Hälfte Euer —
Mein, wollt' ich sagen; doch, wenn mein, dann Euer,
Und so ganz Euer. O die böse Zeit,
Die Eignern ihre Rechte vorenthält!
Und so, ob Euer schon, nicht Euer.

Sie redet nur um die Zeit zu dehnen, die Wahl noch zu verzögern. Doch muß es ja sein. Noch einmal läßt sie sich, ihr Bangen verdeckend im neckenden Wortkampf, das Bekenntniß seiner Liebe wiederholen, dann ermuthigt sie sich und ihn zum gewagten Gang mit dem dunklen Verhängniß, das in den Kästchen verschlossen liegt:

Hinzu denn! Eins darunter schließt mich ein,
Wenn ihr mich liebt, so findet ihr es aus.

Das war ein Wort, vom Himmel eingegeben, ein Wort untrüglicher Weissagung, das die Wahrheit des Lebens, wie den ganzen Sinn unsres Dogmas in sich faßt. Denn eben für die Kraft der Liebe ist das Räthsel berechnet; der wahren Liebe steht das Buch des Schicksals offen; für sie giebt's keine Blendung, weil keinen Schein — für sie giebt's kein unlösliches Räthsel.

Portia läßt ihrem Freunde Musik ertönen, derweil er wählt; es ist die süße Harmonie der Liebe, die aus ihrem Herzen in melodischem Gesange hinüberquillt in das Herz des Freundes, und dort alle Truggeister irrender Gedanken zur Ruhe singt und einzig nach hält, jenes untrügliche Gefühl, das, aus göttlicher Tiefe entströmend, die Lösung alles Geheimnisses, weil aller Wahrheit und Offenbarung selige Quelle ist. Liebe ist das Wesen der Gottheit; Liebe ist der Schöpfung Urgrund; Liebe der Lebenspuls des Christenthums; Liebe endlich das innigste Seelenverständniß der Geister. Aus Liebe zu seiner Tochter hat der Vater das Liebes-Räthsel gestellt, die Liebe hilft es dem Liebenden lösen. Bassanio sieht die Aufschrift der Kästchen gar nicht an; er bedarf keiner Warnung noch Weisung; sein eigenes Herz leitet ihn sicher genug. Vorüber am Gold; es ist nur äußerer Schein, und „äußrer Schein ist oft sich selber fremd;

Die Welt wird immerdar durch Zier berückt."

Recht, Gottesdienst, Tugend, Tapferkeit und Schönheit wird durch Schein und äußere Zier von Unrecht, Irrwahn, Laster, Feigheit und Eitelkeit heuchlerisch und betrüglich nachgeahmt. „Kurz Schönheit ist die Schein-Wahrheit, womit die schlaue Zeit

auch Weise singt." Nicht die äußere Schönheit Portias ist seiner Werbung Leitstern, noch weniger ihr Reichthum. So kann ihn auch nicht gleißendes Gold verführen und noch weniger das Silber mit seiner Verheißung, dieser gemeine bleiche Botenläufer von Mann zu Mann, der ohne Unterschied der Tugend und Würdigkeit sich auch dem schlechtesten zu Dienste stellt.

Doch du (entscheidet er sich), du magres Blei,
Das eher droht als irgend was verheißt,
Dein schlichtes Ansehn spricht beredt mich an:
Ich wähle hier, und sei es wohlgethan!

Und es ist wohlgethan; die anspruchslose Hingebung, die Demuth und schlichte Einfalt der Liebe hat verstanden, was Liebe ersonnen. Nicht auf den glänzenden Höhen des Ruhms, nicht im eitlen neidischen Treiben der Welt — in der ungeschminkten stillen Klause des eigenen Herzens wohnt das Glück. Dieses Schreines Schlüssel trägt er selbst bei sich; er braucht ihn nicht erst zu fordern, wie die andern Freier. Und indem er nun öffnet, was kann er Anderes finden als Portias Bildniß, so holdselig und schön, so voller Reiz der Wahrheit und des Lebens, daß er im Sinnen und Schauen der Liebe fast vergißt, daß sein holdes Leben noch außer ihm lebt. Ja er würde es vergessen, enthielte nicht der Zettel seines Glücks am Schlusse die Weisung, seiner Liebsten zu nahen und sie mit holdem Kusse anzusprechen.

Ein freundlich Blatt (sagt er) erlaubt, mein holdes Leben,
Ich komm', auf Schein zu nehmen und zu geben.

Das ist freilich auch ein Schein, der eine Anweisung enthält, aber welch eine andere als der Shylocks. Freilich erlaubt auch dieser Schein, ein Leben zu nehmen, aber in Liebe, nicht in Haß, und nur — um das eigene dagegen zu geben. Auch dieser Schein ist verbindlich, er giebt volles Anrecht auf höchsten Gewinn, allerdings. Aber Bassanio weiß recht gut, daß es sich bei der Einforderung dieses Scheins nicht um den Zwang des Rechts handelt, daß er trotz seiner Vollmacht um den Preis

seines Ringens betrogen wäre, wenn ihn nicht der freie Beifall der Geliebten kühnt, den Schein bestätigend zeichnend anerkennend mit holdem Jawort.

Und Portia in diesem Augenblick? die mit Bangen der Entscheidung geharrt, mit seligem Entzücken die Wahl geschaut? O über sie hat der Dichter — und mit wie einfachen Zügen — allen Segen wie alle Wonne der selbstvergessenen hingebenden Zartheit der Liebe ausgebreitet. Anspruchslos für sich möchte sie doch um des Geliebten willen noch tausendmal so schön, zehntausendmal so reich sein als sie ist. Nur das Einzige begehrt sie, in seiner Schätzung hoch zu stehen; für ihn will sie lernen, von ihm sich lenken lassen, keinen Willen haben als den seinigen. Wie voll innigem Zartgefühls ist ihre Rede, wenn sie, gleichwol mit einem leisen Anstrich ihres natürlichen Humors sagt:

Doch meine volle Summa
Macht etwas nur: das ist, in Bausch und Bogen,
Ein unerzogenes, ungelehrtes Mädchen,
Darin beglückt, daß sie noch nicht zu alt
Zum Lernen ist; noch glücklicher, daß sie
Zum Lernen nicht zu blöde ward geboren.
Am glücklichsten, weil sich ihr weich Gemüth
Dem Einen überläßt, daß Ihr sie lenkt
Als ihr Gemahl, ihr Führer und ihr König.

So schenkt sie ihre Freiheit, ihre Macht, und all ihr Eigenthum an geistigen Gaben wie an Gütern des Glücks mit ihrem eignen Selbst ihm ganz zu eigen; indem sie ihm, nur Treue um Liebe fordernd, den Verlobungsring übergiebt. Bassanio aber, der Anspruchslose, seines eigenen Werthes unbewußt, und eben um dieser Selbsterniedrigung willen erhöht zur höchsten Stufe des Glücks — er weiß kaum, wie ihm geschieht; fast in stummer Verwirrung nimmt er sein Glück wie das Gnadengeschenk einer höheren Macht dahin, und aus dem Chaos seiner Freude taucht nur der eine klare sichere und selbstbewußte Gedanke auf, daß das Symbol der Treue nur mit seinem Leben von seinem Finger weichen soll.

Kann es uns sehr befremden, wenn in den Zauber solcher

Liebesherrlichkeit auch die Umgebung der beiden Glücklichen hineingezogen wird? wenn plötzlich Bassanio und Nerissa mit ihrem „Freud und Heil“ den Wunsch vortragen, zu gleichem Glücke sich verbinden zu dürfen? Sind sie beide doch auch kaum etwas Anderes, als die getreuen Schattenhälften Bassanios und Portias. Aber eben mit dem Hervortreten dieser Schatten führt uns das Drama aus dem romantischen Garten idealer Liebesheimat zurück in die rauhe wirkliche Welt. Schon der Eintritt Lorenzos mit seinem Heidenkind müßte uns an Venedig und Antonio und den Juden erinnern. Zum Ueberfluß aber kommen sie in Begleitung Salerios, des Kaufherrn und Freundes aus der Handelswelt. Wir ahnen wol, der Brief, den er von Antonio bringt, wird düster genug lauten. Schon bisher haben wir nicht mit ungemischter Freude den glücklichen Erfolg der Liebeswerbung mit angesehen, da wir zuvor die Gerüchte von dem Scheitern der Schiffe Antonios durch Tubal bestätigen, seinen Ruin als unvermeidlich bezeichnen hörten. Und dazu die lauernde, rachedürstende Gestalt Shylocks, die den Heißhunger ihres Hasses in unerbittlicher Verstockung am Fleische des liebreichen Christenmenschen sättigen will. „Er sehe sich vor mit seinem Schein! — er verlieh immer Geld aus christlicher Liebe — er sehe sich vor mit seinem Schein!“ Welche Grausamkeit wäre nicht von diesem verhärteten Philosophen der Habsucht und des Hasses zu erwarten? Welches Erbarmen dürfte man von einem Rabenvater hoffen, der auch nicht einen Funken Liebe für sein eignes Kind hat? der in tragikomischer Verzweiflung der Selbstsucht ausruft: „Ein Diamant fort, kostet mich zweitausend Ducaten zu Frankfurt! — Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen, und hätte die Juwelen in den Ohren! wollte sie läge eingesargt zu meinen Füßen, und die Ducaten im Sarge!“

Der Brief ist denn auch so feindseligen Inhalts, daß er die Farbe von Bassanios Wangen scheucht. Antonio meldet, daß alle seine Schiffe verunglückt sind, daß die Verschreibung an den Juden verfallen ist, und daß er nur noch den einen Wunsch habe, den

Freund bei seinem unvermeidlichen Tode zu sehen. Doch verzichtet er auch hierauf, wenn es nicht Bassanios Liebe ist, die ihn überredet zu kommen. Es ist ein Trost, und nimmt dem Tode die Hälfte seiner Bitterkeit, im Angesicht des Freundes für den Freund zu sterben, ein letztes Liebeswort zu tauschen, und so mit dem Bewußtsein von dieser Welt zu scheiden, nicht blos geliebt zu haben, sondern auch geliebt zu sein. Welch ein Kaufmann, der das Glück des Freundes gerne mit seinem Leben kauft, wenn er nur einen letzten Blick der Liebe gewinnt! Aber das ist überhaupt das Geschick der Liebe, daß sie theuer zahlen muß, was sie der Welt an Glück und Frieden abgewinnen will. Selbstverläugnung und Aufopferung, als getreuer Schatten, folgen ihr auf Schritt und Tritt. In edelster Selbstverläugnung mahnt denn auch Portia den Gatten zum sofortigen Aufbruch, nach augenblicklicher Vermählung, und stellt ihm Geld zur Verfügung, um zwanzigmal die kleine Schuld zu zahlen.

Kommt mit mir (sagt sie),
Ihr sollt auf euern Hochzeitstag von hier.
Begrüßt die Freunde, laßt den Muth nicht trüben,
So theu'r erkauft, will ich euch theuer lieben.

So soll denn wirklich, wie es scheint, Bassanio in seinem Glücke genarrt werden, und war es also kein leeres Omen, daß sich ihm der concessionirte Narr Lanzelot Gobbo, und der nicht concessionirte Narrenspieler Gratiano an die Fersen hing, als er nach Belmont sich aufmachte. Wären es nicht lustige Schalksnarren, sondern so ernste und bittere Narren wie der Lear's und wie Apomantus, so würde uns alle Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang schwinden müssen. Und dieß um so mehr, da wir, mit dem Blick nach Venedig hinüberschweifend, Antonio bereits unter der Aufsicht des Gefängnißwärters und Shylock aller Gnade sein Ohr verschließen und mit der unmenschlichsten Hartnäckigkeit rachsüchtiger Bosheit auf seinem Schein bestehen sehen.

Acht' auf ihn, Schließer! sagt mir nicht von Gnade,
Dieß ist der Narr, der Geld umsonst ausleih. —
Acht' auf ihn, Schließer!

Antonio bittet ihn um Gehör, er schneidet ihm das Wort ab.

Ich will den Schein, nichts gegen meinen Schein!
Ich that 'nen Eid, auf meinen Schein zu dringen.
Du nanntest Hund mich, eh du Grund gehabt:
Bin ich ein Hund, so meide meine Zähne. —
Ich will den Schein, ich will nicht reden hören,
Ich will den Schein, und also sprich nicht mehr.

Man hat es getadelt, daß Antonio seinen Todfeind, den er doch so sehr verachtet, um Gnade bittet. Aber die Bitte um Gnade, die Shylock zuerst zurückweist, gieng sicher von dem anwesenden Freund Salanio aus. Hätte Shylock Antonio reden lassen, er hätte etwas ganz Anderes hören müssen; der stolze, ehrliche Kaufmann, obwol durch Leiden gebeugt, hätte ihm vorgestellt, wie so gar nicht seine jetzige Härte zu der frühern Versicherung paßt, daß er ihm mit dem Darlehen einen Liebesdienst erzeigen wollte; gemahnt hätte er Shylock, daß er, von dem er schon geglaubt, er werde noch ein Christ werden, doch nicht wieder in seine alte Hartherzigkeit zurücksinken solle, ja vielleicht auch hätte er gegen die Gültigkeit des Scheines geltend gemacht, daß ja Shylock ihn nach ausdrücklicher eigner Versicherung nur zum Spaß habe ausstellen lassen. Dieß und nichts Anderes ists auch, was Shylock selbst aus Antonios Munde erwartet. Eben darum schneidet er ihm ja das Wort ab mit der Gegenrede: „sagt mir nichts gegen meinen Schein!“ Als aber Antonio ihn so hartnäckig aller christlichen Vermittlung sich entziehen sieht, da kommt er freilich von seinem in gutem Glauben an das bessere Selbst in jedem Menschen gefaßten Meinung zurück, und verzichtet nun auf alle doch nur nutzlose Bitte um Gehör. Er weiß nun selbst, daß kein Ausweg mehr ist, daß er sich zum Tode zu bereiten hat. Denn der Doge kann und darf das Gesetz nicht beugen zu Gunsten des Einzelnen, die Gerechtigkeit des Staates muß um des allgemeinen Besten willen ihren Lauf haben.

Aber wo Recht und Gesetz nicht mehr helfen kann, da findet vielleicht die Liebe noch den Ausweg der Rettung. Portia dankt ihr Lebensglück der Gefahr Antonios; sie ist verpflichtet ihn daraus

zu erlösen, wenn sie kann; und schon ist ihr Rettungsplan entworfen. Aber warum denkt sie nicht, daß Bassanio mit der dreifachen und zwanzigfachen Erbietung der verfallenen Summe zum Zweck gelangen werde? Weil Jessica ausdrücklich versichert hat:

Als ich noch bei ihm war, hört' ich ihn schwören,
Er wolle lieber des Antonio Fleisch,
Als den Betrag der Summe zwanzigmal,
Die er ihm schuldig sei; und, Herr, ich weiß
Wenn ihm nicht Recht, Gewalt und Ansehn wehrt,
Wird es dem armen Manne schlimm ergehn.

Portia ist klug genug um zu sehen, daß in diesem Handel mit Gewalt und Ansehn nichts auszurichten ist. Ihr Humor hat leicht herausgefunden, daß nur der Schein des Rechts durch den bloßen aber strengen Buchstaben des Gesetzes so ernste Gefahr heraufbeschworen hat. So sinnt sie denn darüber, ob nicht am Ende eben der Buchstabe des Gesetzes auch einen Ausweg biete, und die zweischneidige Schärfe des Rechts zu Gunsten Antonios und gegen Shylock gewendet werden könne. Sofort sendet sie einen Brief voraus an den rechtsgelehrten Doctor Bellario zu Padua, ihren Vetter, um in höchster Eile die nöthigen Papiere und seinen Habit zurückerhalten; wirft sich dann, schon unterwegs, um gleich Brutus Portia die Gefahr des Mannes zu theilen, wirklich in männliche Kleider, und so alle jungfräuliche Verzagtheit dahinter lassend oder verbergend eilt sie sammt Nerissa nach Venedig zum Gericht. Die Selbstaufopferung und Selbstverläugnung Portias erreicht hiemit ihren Höhepunct, denn sie verläugnet sogar ihr eignes Geschlecht und alle Zartheit ihres Wesens, nur um der Pflicht der Liebe zu genügen. Daß Shakespeare selbst dem scheinbar phantastischen Unternehmen Portias diesen ernsten tiefen Sinn beigelegt wissen wollte, ist unverkennbar. Denn nicht nur muß Lorenzo unmittelbar vor der Ankündigung ihres Entschlusses die Selbstverläugnung und Opferfreudigkeit Portias ausdrücklich und mit Anerkennung hervorheben:

Mein Fräulein, sag ichs schon in einem Beisein,
Ihr habt ein edles und ein ächt Gefühl
Von göttergleicher Freundschaft, das beweist Ihr,
Da Ihr die Trennung vom Gemahl so tragt.

Auch nach ihrer Abreise bildet das Lob, das ihm Jessica spendet, den eigentlichen Kern der ganzen Schlußscene unsres Acts.

Es schickt sich wol (sagt sie),
Daß Don Bassanio fromm sein Leben führe,
Denn da sein Weib ihm solch ein Segen ist,
Find't er des Himmels Lust auf Erden schon. —
Die arme, rohe Welt
Hat ihres Gleichen nicht.

Portia selbst aber entgegnet Lorenzo:

Wie wenig ist es, was ich aufgewandt,
Um meiner Seele Ebenbild zu lösen
Aus einem Zustand höll'scher Grausamkeit!
Doch dies kommt einem Selbstlob allzunah.
Darum nichts mehr davon; hört andre Dinge.

Und nun eben legt sie, um ihren Plan ins Werk zu setzen, die Führung ihres Hauses in die Hände der beiden, aus der Verfolgung der Welt in ihr Asyl geflüchteten Liebenden, und vertraut so das Gut der Liebe der treu bewahrenden Hut der Liebe. Sie wolle, sagt sie, in ein Kloster gehen, bis zu Bassanios Rückkehr, zu leben in Beschauung und Gebet. Sie hätte nicht nöthig gehabt, vor den beiden ihren Plan zu verbergen; aber die Linke soll ja nicht wissen, was die Rechte Gutes thut. Sinnig ist hiebei, daß der Dichter sie gerade das Gegentheil von dem, was sie vorhat, zur Verhüllung wählen läßt, und so die nutzlose beschauliche Frömmigkeit in Contrast setzt mit dem echten Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Das ist der Glaube, der die Welt überwindet und Berge versetzt, weil er die Hände nicht müßig in den Schoß legt, sondern in der Kraft Gottes, d. i. in der Kraft der Liebe einhergeht. Denn die Liebe glaubet Alles und duldet Alles, wie in Antonio, sie hoffet Alles und löset Alles, wie in Bassanio; aber sie überwindet, heilet und

dessert auch Alles, wie in Portia. Es kann dem Unternehmen Portias nicht fehlen; denn der Haß ist blind, die Liebe aber sehend, der Haß im Unrecht, die Liebe im Recht. Das Auge der Liebe wird die Blöße des Hasses sicher entdecken und durch ihre Enthüllung ihn beschämen, durch Beschämung ihn übertrinken und vernichten. So können wir ruhig dem Erfolg der Gerichtsverhandlung entgegensehen, in welcher der Schein des Rechts über das Wesen der Gerechtigkeit, der Buchstabe des Gesetzes über den Geist der Gesetzgebung, das unchristliche Princip der Selbstsucht über das christliche Princip der Liebe, mit Einem Worte: die Unmenschlichkeit über die Menschlichkeit triumphiren zu wollen scheint.

Die Gerichtsscene unsres Dramas ist weitaus die effectvollste im ganzen Stück, und man möchte — zumal nach einer so gelungenen Vorführung *) — am liebsten nichts darüber sagen, um sich ganz dem aus Rührung und Abscheu, aus Ernst und Heiterkeit gemischten Eindruck zu überlassen, den sie auf jeden Hörer machen muß. Gleichwol werden wir auch sie noch näher betrachten, zergliedern und im Einzelnen beleuchten müssen, um zur vollen Einsicht in die wahre Bedeutung des Ganzen zu gelangen, und mit sicherer Ueberzeugung endlich die Grundidee heraus zu finden, auf der unser Drama sich erbaut. Denn ohne eine solche Unterlage ist nun einmal, — sei es in Architectur, Sculptur, Malerei, Musik oder Poesie — durchaus keine Kunstschöpfung möglich. Die vorliegende Gerichtsscene aber hat der Dichter in psychologischer Charakteristik sowohl, wie in dramatischer Präcision augenscheinlich mit der allergrößten Sorgfalt ausgearbeitet. Es ist daher nicht eben zu verwundern, daß man unter dem Gewicht ihres Eindrucks gerade in ihr den eigentlichen Kern und Mittelpunct, die wahre Peripetie unsres Dramas finden zu müssen glaubte, und demgemäß hinsichtlich der Grundidee auf eine ganz falsche Fährte gerieth. Und doch hätte von dieser Annahme

*) Herr Dr. Julius Hammer hatte unmittelbar vorher der Versammlung die Scene vorgetragen.

schon die Erwägung abhalten sollen, daß Shakespeare sonst durchaus den Angel- und Wendepunct auch mit der zeitlichen und räumlichen Mitte der Handlung zusammenlegt; eine Oekonomie, die kein Dramatiker ungestraft bei Seite setzt, so wenig als die Eintheilung in fünf oder drei Acte eine willkührliche ist und durch jede beliebige andere ersetzt werden könnte. Nun folgen aber unsrer Scene nur noch zwei, und dazu, wie es scheinen will, im Verhältniß zum Ganzen sehr unbedeutende Scenen. Sollen wir nun glauben, daß Shakespeare diesmal so weit von seiner Regel abgewichen sei, die Peripetie fast an das Ende des Stückes zu verlegen? — Die Wahrheit scheint mir: unser Drama hat, ganz seinem humoristischen Character entsprechend, eine doppelte Peripetie, eine tragische und eine heitere, wenn auch nicht geradezu komische. Beide bekunden die romantische Färbung des Ganzen, die sich mehr in symbolischer Spiegelung des Lebens, als in nüchterner Darstellung begreiflicher Wirklichkeit gefällt; beidemale tritt die Wendung, obschon im tiefsten Grunde wohl motivirt, doch plötzlich und unerwartet ein, wie ein Blitz, hier aus düsterem, dort aus heiterem Himmel. Muß es nicht wie ein grausamer Witz des Schicksals erscheinen, wenn Bassanio auf der Höhe seines Glücks die Trauerbotschaft empfängt, die ihn um den Hochzeitstag betrügt und mit dem Verluste des Freundes bedroht; des Freundes, in dessen Gefahr die Quelle seines Glückes liegt? Und ist es nicht scheinbar eben so nur ein wohlgelungenes Bonmot, ein schlagendes Witzwort zur rechten Zeit, womit Portia Shylocks grausame Absicht vereitelt, und das Frohlocken der Siegesgewißheit mit dem unerbittlichen Humor des Schicksals in die vernichtendste Niederlage verwandelt? Nicht umsonst hat der Dichter die Brautscene und unsere Gerichtsscene in fast unmittelbare Nähe gerückt; weder diese noch jene allein, erst beide zusammen bilden die wahre, und — wie wir bald sehen werden — aus dem Grundgedanken mit Nothwendigkeit sich ergebende Doppelmitte, um welche sich unser Drama, nicht wie ein Kreis um sein Centrum, sondern wie eine Ellipse um

ihrem zweifachen Angelpunct bewegt. Will man diese Anschauung nicht gelten lassen, so bleibt gleichwol möglich und nothwendig, die Doppelperipetie zu behaupten und damit dem humoristischen Charakter des Stückes gerecht zu werden. Wir müßten den Doppelumschlag dann, auf den dritten Act zurückgehend, in dem Puncte suchen, wo unmittelbar neben der aus der Selbstsucht auftauchenden Gefahr auch schon deren Ueberwindung durch das energische Unternehmen der Liebe, wie ich oben nachgewiesen, zum Voraus angekündigt wird. —

Gestatten Sie, ehe wir zur speciellen Beleuchtung unsrer Scene kommen, noch eine zweite Erwägung von allgemeinerem Inhalt, die dazu dienen soll, den Dichter gegen einen, auf den ersten Blick nicht ungegründeten, Vorwurf in Schutz zu nehmen, welchen man ihm bezüglich der Motivirung dieser Scene gemacht hat. — Die Gefahr, die sich über Antonios Haupt dichter und dichter zusammenzog, ist nun da; der Gerichtstag ist angesetzt, an welchem das Endurtheil über den verfallenen Schein erfolgen soll, und wir wissen, das Gesetz läßt so wenig einen Ausweg als Shylocks Verstocktheit eine Hoffnung übrig. Antonio scheint rettungslos verloren; die Kunde brachte schon Salerio mit nach Belmont: Nicht eins seiner Schiffe, bestätigt er, entgieng den drohenden Klippen, und — fügt er hinzu —

Und außerdem, so scheint es, hätt' er selbst
Das bare Geld, den Juden zu bezahlen,
Ertrinken' es nicht. Nie kannt' ich ein Geschöpf,
Das die Gestalt von einem Menschen trug,
So gierig, einen Menschen zu vernichten.
Er liegt dem Doge früh und spät im Ohr,
Und klagt des Staats verletzte Freiheit an,
Wenn man sein Recht ihm weigert: zwanzig Handelsleute,
Der Doge selbst und die Senatoren
Vom größten Ansehn reden all ihm zu:
Doch niemand kann aus der Chican' ihn treiben
Von Recht, verfallner Buß' und seinem Schein.

Es fehlt also nicht an Vermittlungsversuchen, welche die

Menschlichkeit gegen die Unmenschlichkeit, den wahren Menschen Antonio gegen den Scheinmenschen in Judengestalt in Schutz nehmen wollen; allein alle Bemühungen der Handelswelt wie der Behörden selber sind fruchtlos — es ist zu spät. Aber, sagt man, warum mußte es so weit kommen? wie ist es denkbar, daß sich unter den vielen Freunden Antonios, die hinterher so geschäftig sind, nicht ein einziger fand, der ihm rechtzeitig die Summe vorstreckte, um ihn zu retten? Hierauf ist zu erwiedern, man bedenke doch, wer die sind, von denen man ein solches freiwilliges Erbieten von 3000 Ducaten, sage dreitausend Ducaten, erwartet. Alle wahren Freunde Antonios, Bassanio, Gratiano und Lorenzo sind ja in Belmont; bloße Geschäftsfreunde, Handelsleute sind es, sagt der Dichter mit ausdrücklicher Betonung, unter welchen Antonio einsam in Venedig zurückblieb. Und nun möchte ich wol wissen, wer die Welt besser kennt, ob Shakespeare oder seine Tadler. Muthe man doch heutzutage einem Geschäftsmann zu, seinem bloßen Geschäftsfreund, und noch dazu freiwillig, die Summe von 3000 Ducaten anzubieten, wenn dieser nach der allgemeinen Meinung dem völligen Ruin nahe ist. Welche Entschuldigungen wird man hören! der eine wird an die Gerüchte nicht glauben; der andere wird selbst von baarem Geld entblößt sein; ein Dritter wird den armen Mann bedauern, aber keinen Schritt thun wollen, ehe Antonio selbst ihn darum angeht, — man kann ja nicht wissen, ob er nicht schon anderweitig Hülfe gesucht und gefunden hat; ein Vierter endlich wird sagen, es ist ihm doch nicht mehr zu helfen, warum soll ich mir den Hals brechen, um den Finger ihm zu heilen — ganz wie die Welt und die Scheinfreundschaft in Timon calculirt. Und hält man ihnen den verfänglichen Pfandschein vor: so wird es heißen, ei was, das ist eine bloße Chicane, da wird der Doge mit seinem Ansehen schon helfen; — oder: so weit treibt's der Jude doch nicht und was dergleichen Ausflüchte sind. Für diejenigen aber, welche des Dichters Ueberzeugung in diesem Puncte nicht theilen wollen, sollte zu fernerer Rechtfertigung schon der eine

Umstand genügen, daß Antonio, als er seinen noch unversehrten Credit für Bassanio aufs Aeußerste anspannen wollte, sich dennoch genöthigt sah, bei Shylock zu borgen. Hätte er bei seinen Geschäftsfreunden offene Kassen und willige Hände gefunden, so würde er gewiß nicht an seinen Todfeind gekommen sein und dem verachteten Wucherer ein Wort der Bitte gegönnt haben. Hören wir doch aus Salerios Munde selbst, daß auch jetzt noch, da es schon zu spät wäre, den Schein einzulösen, trotz der zwanzig Handelsleute, die so eifrig vermitteln wollen, Antonio gleichwol das Geld dazu nicht hat; auch ist es während der Gerichtsscene nur Bassanio, der sich erbietet, die Summe doppelt und dreifach zu erlegen. Freilich kann man sagen, es ist eben diese ganze Bürgschaft sammt Bassanios Einwilligung durchaus unwahrscheinlich. Aber darum handelt es sich hier nicht, sondern nur darum, ob der Dichter, die romantisch-märchenhafte Unterlage des Ganzen einmal zugegeben, die ernste Gefahr Antonios hinreichend und richtig motivirt hat oder nicht. Und in dieser Beziehung, glauben wir, hat er sich selbst vor allem Vorwurf gesichert. Ganz unbegreiflich aber ist es, wie man hat meinen können, Antonio hätte vor der Verfallzeit nach Belmont schreiben und Hülfe bei Bassanio suchen, oder dieser hätte nicht so sorglos sein und früher an die Gefahr des Freundes denken sollen. Abgesehen davon, daß die Sorge um das eigene Selbst ein falscher und völlig fremder Blutstropfen in Antonio wäre — vergißt man denn ganz und gar, wie sorgsam der Dichter schon im ersten Act Antonios wie Bassanios Sorglosigkeit motivirt hat? Und weist sich denn nicht die Zuversicht des königlichen Kaufmanns auf die Unerschütterlichkeit seines Glücksstandes allen falschen Gerüchten gegenüber zuletzt als richtig aus? Nur daß er eben das Unberechenbare, den Zufall der verspäteten Heimkehr seiner Schiffe, nicht in Berechnung genommen hat. Aber sicher hat er von einem Tage zum andern trotz aller umlaufenden Gerüchte, trotz dem unruhigen Andringen seiner Gläubiger, seine philosophische Ruhe und besonnene auf sorgfältige kaufmännische

Berechnung gestützte Zuversicht bewahrt, bis zum letzten Augenblick, so daß er gar nicht daran dachte, anderwärts Hülfe zu suchen; wobei man überdieß immer im Auge behalten muß, daß er den Juden diesmal für liebreich hielt, und schon als einen Adspiranten zum Christenthum ansah. Und wie vollständig und ausdrücklich entschuldigt der Dichter Bassanios Sorglosigkeit zu Belmont! Als der den Unglücksbrief schon in der Hand hat, will er das unmöglich Scheinende noch nicht glauben.

Doch ist es wahr,
Salerio? (fragt er) — Sind denn alle Unternehmen
Ihm fehlgeschlagen? Wie, nicht eins gelang?
Von Tripolis, von Mexico, von England,
Von Indien, Lissabon, der Berberei?
Und nicht Ein Schiff entging dem furchtbar'n Anstoß
Von Armuth droh'nden Klippen?

Nach Antonios Versicherung mußten alle seine Schiffe längst vor der Zeit herein sein; ein einziges hätte genügt, die Gefahr abzuwenden — und Bassanio soll zu tadeln sein? Gewiß, wer Shakespeare auf einer Nachlässigkeit in der Motivirung betreffen will, der muß mit dem Mikroskop der Kleinmeisterei suchen und es wird ihm nicht gelingen. —

Nun aber zurück zur Beleuchtung unsrer Gerichtsscene. Dreierlei ist es, worauf schon in der Gruppirung zu achten sich verlohnt und wovon der ganze Eindruck des Vorgangs abhängt: einmal, die erhabene obwol keineswegs fühllose Ruhe und Ergebung des Angeklagten, sodann die cynische scheue und bandlose Blindheit und Bosheit des Hasses in dem Kläger; endlich die unvergleichlich, ja fast übermenschlich schöne kluge und gerechte Handhabung des Gesetzes durch Portia. Welch bedeutsamer Entwurf des Vordergrunds unsrer Scene. Antonio und Shylock, contrastirend wie Licht und Finsterniß in Haltung, Miene, Wort und Geberde, der Gegensatz edler Humanität und unedler, ja verworfener Inhumanität, und zwischen beiden Gericht und Urteil, zu entscheiden, wem das bessere Recht zustehe, wer von bei-

den der lebenswürdigere sei! — Mit dem Dogen und seinen Senatoren zugleich tritt Antonio nebst seinen Freunden in den Gerichtssaal; der Angeklagte vor dem Ankläger. Erst bei versammeltem Gericht und Publicum wird der vor der Thür harrende Shylock zugelassen und vor den Dogen geführt, nicht, um seine Klage zu begründen, oder überhaupt nur einfach vernommen zu werden, sondern um vor Allem eine Mahn- und Strafrede zu hören. Mag immerhin diese Procedur mit der sonstigen Ausnahmsstellung der Juden im Mittelalter harmoniren, sie macht jedenfalls zugleich und vorwiegend den Eindruck, als ob nicht Antonio, sondern Shylock der Angeklagte wäre. Sie macht diesen Eindruck und soll ihn machen; nicht etwa zum Mißfallen, sondern unter dem Beifall der Zuschauer. Denn bei dem Gericht so gut, wie beim Publicum steht die moralische Ueberzeugung fest, daß in diesem Handel nicht der Verklagte, sondern der Kläger einen verdammenden Urtheilsspruch verdient. Nur wenn der Schauspieler sich in der Rolle Shylocks vergreift, und statt des niedrig gesinnten rachgierigen Wucherers, den großartigen und geistreichen, mit dem Ingrimm eines Jahrtausends erfüllten Repräsentanten einer unterdrückten Nation eintreten läßt, — nur dann würde freilich diese Procedur der Hintansetzung und, wenn man will, der präjudicirlichen Mißachtung einen gehässigen, ja empörenden Eindruck machen, zugleich aber auch, indem sie dem Juden unsre Theilnahme sicherte, das ganze Drama aus allen seinen Fugen reißen. Wohlweislich hat Shakespeare sogar der Möglichkeit eines solchen Eindrucks vorgebeugt, indem er noch vor dem Eintreten Shylocks, dessen Charakter durch den Dogen selbst als den eines mitleids- und erbarmungslosen — nicht Juden — sondern Unmenschen feststellen läßt. Es ist nicht zu läugnen, Doge und Senatoren sind für Antonio und gegen Shylock zum Voraus eingenommen; und wie sollten sie auch nicht? Aber gerade je parteilicher ihre moralische, persönliche Ueberzeugung ist, desto reiner und heller glänzt die Unparteilichkeit des Gerichtsverfahrens selbst. Der Doge hemmt ideal den Antonio zum Vor-

uns; er macht ihm keine Hoffnung der Freisprechung; es steht also fest, daß dem strengsten Recht sein Lauf gelassen werden soll, aller moralischen Ueberzeugung und persönlichen Theilnahme zum Trotz. Auch Antonio selbst erklärt, daß er keinen Spruch zu seinen Gunsten erwarte, da das Gesetz kein Mittel biete, ihm Shylocks Haß zu entziehen und dieser sich gegen jede freiwillige Milderung des streng gesetzlichen Verfahrens verstocke. Er weiß nicht anders als daß es für ihn den letzten Kampf mit seinem Feinde auf Blut und Leben gilt; einen Kampf, in dem er äußerlich und physisch vor den Augen der Welt unterliegen muß, innerlich aber und moralisch vor dem Auge der ewigen Gerechtigkeit als Märtyrer der Liebe Sieger bleiben wird. Und um diesen Sieg kann sich's für ihn doch eigentlich nur handeln; für ihn, dem die Welt nur gilt, wie die Welt; wie eine Bühne nur, auf der er eine traurige Rolle zu spielen berufen ist. Die Rolle heißt: Kampf mit der Selbstsucht, Hingebung der Liebe; er will nun auch den Schluß derselben spielen und sein Leben mit seinem Tode besiegeln. Geduld und Gleichmuth sind treffliche Waffen für den Sieg des Geistes über die Leidenschaft und Wuth der Bestialität, aber sie retten das leibliche Leben vom Tode nicht.

Der Doge indeß möchte den theuern Mann noch im Leben behalten, denn das Leben bedarf der aufopfernden Liebe und also Antonios. Deshalb macht der Hüter Venedigs selbst noch vor Beginn der eigentlichen Verhandlung einen letzten Versuch, ein Abkommen durch gütlichen Vergleich zu treffen. Er weist in seiner Mahnrede Shylock auf die aller Welt unglaubliche Bosheit und Unmenschlichkeit seines Verfahrens, und dagegen auf die Pflicht der Liebe und Menschlichkeit hin. „Wir alle", so schließt der Doge, „wir all' erwarten milde Antwort, Jude." Was ist's, daß dem Gebieter zuletzt das strenge Wort mit dem herben Ausdruck der Verachtung in den Mund legt, während er sanft und versöhnlich in fast väterlichem Tone mit der Nennung des Namens Shylock und also persönlicher Achtung seine Rede

begonnen hat? Ist's etwa die Ungeduld und der freche Hohn, der bei solchen Zumuthungen in der Miene und Geberde des Verstockten zu lesen ist? Was es auch sei, der Jude beweist sich sofort — nicht als Mensch, der von Lieb' und Menschlichkeit weiß, — sondern nur als Jude, d. h. als echter eingefleischter Gesetzestrotz, dem alle Humanität ein Greuel ist, ja alle Menschheit selbst, die nicht beim heil'gen Sabbat schwört, zu fordern Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Mit unbeugsamer Starrheit besteht er auf der Forderung seines Scheins, der ihm, wie er wol weiß, nicht minder durch die Freiheit, als durch die Gerechtsame der Stadt verbürgt ist. Wollte der Doge den Schein um seines wahnwitzigen Inhalts willen durch ein Machtwort annulliren, so wäre dies ein Eingriff in die freie Disposition der Bürger über sich und über ihre Habe; denn freiwillig hat Antonio sein Fleisch verpfändet. Wollte er den Juden als Fremdling mit seiner allem christlichen Gefühl und aller christlichen Lebenssitte Hohn sprechenden Klage abweisen, so wäre dies ein Eingriff in die Gerechtsame der Stadt, welche die Freiheit des Handels und die Gleichheit Aller vor dem Gesetz als obersten Grundsatz aufgestellt hat und als Bedingung ihres Lebenspulses festhalten muß. Die Erwartung und Meinung der Welt aber, — ei was kümmert sie einen Shylock. Seine wahrhaft hündische Gegenrede zeigt an sich schon deutlich, daß Ehre und Achtung das Allerletzte ist, worauf er Rücksicht nimmt. Auch die sittliche Entrüstung Bassanios über so fühllose Grausamkeit bringt ihn keinen Augenblick aus der Fassung; er hat kein Verständniß dafür, daß sein Haß und Antonios früheres beleidigendes Benehmen gegen ihn zwei himmelweit verschiedene Dinge sind; er weiß nicht, und will nicht wissen, daß es einen Zorn der Liebe giebt, der den Fehler züchtigt, um den Fehlenden zu belehren, und nicht selbst durch Connivenz und Nachsicht der Förderung des Unrechts schuldig zu werden. Daß Antonios Beleidigungen nur aus dieser Quelle flossen, wissen wir gewiß, da er eben in dem Augenblicke, wo er dem Juden eine liebreiche That zutraute, ausdrücklich von dessen

möglichen Bekehrung spricht. Jetzt freilich ist er eines Andern belehrt und weiß nur zu gut, daß bei dem Juden mit Vernunft und sittlicher Entrüstung, so wenig etwas auszurichten ist, als mit begütigenden Worten und Bewegung des Schienbeins. Darher versucht denn nun Bassanio, trotz der Abmahnung des Freundes, das letzte und gemeinste Mittel der Ausgleichung, indem er auf die Habsucht des Wucherers rechnet. Aber er soll bald erfahren, daß er sich verrechnet hat; der Jude überbietet selbst sein Anerbieten; er würde nicht das Sechsfache der Summe nehmen, er wollte seinen Schein. Und doch welchen andern Zweck kann und darf der Schein nach dem wahren Sinn des Gesetzes haben, als die Rückzahlung der geliehenen Summe zu sichern, und was weiter dürfte Shylock nach dem Geiste der Rechtsinstitution fordern, als etwa eine beliebig zu bestimmende Vergnügensentschädigung? So tritt bei diesem Handel die bloße Rechtsform in den grellsten Contrast mit dem wahren Inhalt und der Substanz des Rechtsfalles selbst. Und eben diese juristische Unreinheit und Immoralität des Falles, nicht blos die humane Theilnahme für den Gefährdeten ist es, was den Dogen und seine Senatoren also stoßen und scheu machen muß, kurzweg das Urtheil zu fällen. Daher die Zögerung mit dem Spruch und das Gewährenlassen jedes Versuchs zur Vermittlung, ja der wiederholte Versuch des Dogen selbst. „Wie hoffst du Gnade, da du keine übst!“ hatte er zuletzt noch sich ernst und streng an das religiöse Gefühl, an das Gewissen Shylocks gewendet. Aber da kommt er an den Rechten; Shylock hat weder Gewissen noch Religion, leidet gute Worte in dem Vermögen des Beutels, im Rechte des Kaufes auf Was er kauft, das ist seinem Rechte verfallen; ob es gnädig oder ungnädig gebraucht, darüber steht Niemanden eine Frage zu. Das Pfund Fleisch, das er verlangt, ist theuer gekauft, ist sein, und er will's haben: — was soll da für Ungemach dabei sein? Er ist auch ein Kaufmann, und er weiß, was Kaufrecht heißt. Freilich kauft er weder Glück noch Liebe, aber er kauft Befriedigung, Sättigung des Rachedurstes, und er wird sich sein Kaufrecht nicht schmä-

legen lassen, wird auch zuweilen moralischer Diebstahl. Das einzige Mittel, scheint es, das er kennt, ist der ungesetzliche Diebstahl, und zwar nur darum, weil er selbst nicht bestohlen sein will. Die Bedeutung dieser Vergleichsversuche aber für unser Drama ist sicher keine andere, als die Gesinnung der Parteien, ihren moralischen Werth oder Unwerth klar zu machen, wornach bei der Rechtsverhandlung selbst keine Frage mehr sein kann. So wird das sittliche Verdammungsurtheil vom Publikum schon gefällt, noch ehe das rechtliche Urtheil hinzutritt. Dies aber ist nothwendig, wenn der Vorgang nach der Absicht des Dichters den Charakter nicht eines privatrechtlichen Einzelfalles, sondern eines allgemeinen Weltinteresses annehmen soll.

Die öffentlichen, wenn auch nicht eigentlich gerichtlichen Vergleichsversuche sind denn also sämmtlich gescheitert; ein gütliches Abkommen hat sich als unmöglich erwiesen, und Shylock dringt nun auf Recht und richterlichen Spruch. Aber der Gerichtshof zaudert noch immer; der Fall ist zu abnorm, zu sehr verwickelt für das einfache Rechtsbewußtsein, das allen Sinn und Zweck der Rechtspflege durch die Macht des Buchstabens verkehrt, alle Grundsätze der öffentlichen Moral wie des richterlichen Gewissens völlig verkehrt und auf den Kopf gestellt sieht. Soll das Gesetz selbst dazu helfen, ein Menschenleben zu vernichten, während es doch den Mord verbietet? Soll der Richter ein bejahendes Urtheil sprechen, wie der Wortlaut es verlangt, während er sich doch sagen muß, daß sein Ja ihn, den Richter, zum Mitschuldigen an einem Verbrechen stempelt? Der Doge und seine Senatoren sind nicht eigentlich rechtsgelehrte Richter; eine Art höherer Jury erscheinen sie nur als Hüter und Wächter des Gesetzes. Sie sind vertraut genug mit den klaren gesetzlichen Bestimmungen, um den einzelnen gewöhnlichen Rechtsfall darunter zu subsumiren, und demgemäß das Recht zu ertheilen; aber in einem so abnormalen, unverwendbaren Fall, wie dieser, der das Gesetz mit sich selbst in Widerspruch bringt, da erst das Recht zu finden, das ist nicht ihre Sache. Das ist Sache der rechtsgelehrten Docto-

zen an den Universitäten, und darum haben sie nach Padua gesandt, den berühmten Bellario zur Entscheidung der Sache zu entbieten. Daher erklärt denn auch der Doge entschieden, er werde von seiner Befugniß Gebrauch machen, und den Spruchtermin hinausschieben, wenn heute dieser Rechtsbeistand nicht erscheine.

Zwar erscheint er in der That nicht selbst, der edle Rechtsverfechter Bellario; doch wird eben ein Bote angekündigt, der einen Brief von ihm bringt. Hiedurch ändert sich augenblicklich die ganze Scene; Unschlüssigkeit, Zaudern und Aufschub hat ein Ende; die Entscheidung wird und muß heute noch fallen, denn sicherlich enthält der Brief das Rechtsgutachten des gelehrten Doctors, nach welchem der Gerichtshof das Urtheil fällen will. Die Nachricht macht auf die verschiedenen Parteien einen sehr verschiedenen Eindruck, der nicht ohne Absicht von dem Dichter ausdrücklich constatirt wird. Denn jetzt erst, auf diesem Absirpunkte der Entscheidung kann sich vollständig offenbaren, was Liebe und was Haß für das menschliche Leben bedeuten. Bassanio fühlt sich ermuthigt, er hofft für Antonio; er kann in rührender Einfalt seines biederen Herzens nicht anders denken, als daß — wenn Recht noch Recht bleibt — im schlimmsten Falle doch nur ihn die Buße treffen könne, da er ja zuletzt am ganzen Handel schuld ist. Antonio seinerseits, krank, wie er doch einmal ist, am Herzweh über den Lauf der Welt, wo selbst das Recht der allgemeinen Verderbniß unterliegt, — er will nichts von Befreiung und Rückkehr in's Leben hören; Bassanio soll seine Stelle ersetzen. Während aber hier die Liebe, wie bei Orest und Pylades, um den Vorrang des Opfertodes sich streitet, weht in gräßlichem Contrast auf der andern Seite teuflische Selbstsucht das Messer ihres Hasses an der eigenen Sohle. Shylock ist sicher, daß ihm sein Opfer nicht entrinnen kann, und in der Freude darüber hat er gar kein Ohr für Gratianos Empörung, die den sonst immer heiteren und freundlichen Weltmann so ganz über seine Natur hinausreißt, daß er sich in den bittersten und ver-

zweifelhaften Schmähworten ergeht. Mit lächelndem Sarkasmus erwidert der Siegestrunkene:

Stell deinen Witz her, guter junger Mensch,
Sonst fällt er rettungslos in Trümmern dir.
Ich stehe hier um Recht.

Indeß wird seine blutige Ungeduld doch noch ein wenig sich gedulden müssen; denn das Schreiben entscheidet noch nicht, es empfiehlt nur einen jungen Rechtsgelehrten aus Rom, aus jener Capitale, wo geistliches und weltliches Recht vereint das Steuer führt, — aus jenem Ursitz alles Rechtsbewußtseins und aller Rechtsschöpfung, dem die Welt noch heute den Codex ihrer Gesetze verdankt. Von dort her kann ja wol ein Doctor kommen, der für den neuen Fall ein neues Gesetz zu finden weiß, wenn er nicht irgend eine von den Andern übersehene Rechtsnovelle zur zur Aushülfe im Kopfe hat. Fast wie ein Bote Gottes, zum mindesten wie ein Prophet des Rechts erwartet tritt Portia ein, verhüllt unter dem anspruchslosen Namen Balthasar, der englischen Bezeichnung des eben so jugendlich frischen als anspruchslosen Blümchens Tausendschön.

Nun erst beginnt die eigentliche Verhandlung. Die Parteien werden dem Richter vorgeführt, und Portia constatirt vor Allem die Identität der Personen, die gesetzliche Zulässigkeit der Klage, und die Authenticität des Scheins. Da Alles in Ordnung befunden ist, spricht sie mit dem Doppelsinn des zum gütlichen Vergleiche rathenden und doch schon seines durchschlagenden Rechtsmittels bewußten Richters:

So muß der Jude Gnad' ergehen lassen.

Hierin liegt, daß das Recht des Juden unantastbar, aber auch, daß Antonio gerettet ist, wenn es gelingt, den Juden zum Verzicht auf sein Recht zu zwingen. Shylock hört das Letztere auch sogleich heraus; wodurch man ihn zwingen will, das möcht' er wissen; und er soll's noch erfahren, aber nicht sogleich. Die Göttin der Gerechtigkeit, in ihrer jungfräulichen Hoheit und Reine, obwol bewaffnet mit der Strenge des Gesetzes, steht

doch unparteiisch zwischen den Parteien, weder des Einen noch des Andern Schaden suchend. Sie ist zunächst und vor Allem dazu da, auszugleichen, zu versöhnen, Frieden zu stiften; erst wenn ihr Sühneberuf zurückgewiesen wird, zu richten und zur Unterwerfung zu zwingen. Daher hält Portia auch dem Juden noch den Weg der Sühne und jener Genugthuung offen, die in der Selbstbefriedigung durch freien Verzicht auf die strenge Verfolgung des Rechtes liegt. Nicht überreden, nur zu bedenken geben, nur Raum schaffen für diese freie Selbstbefriedigung will Portia, wenn sie mit unvergleichlich schönen Worten die himmlische Art und den zwiefachen Segen der Gnade preist, und sie gleichsam als die höchste und letzte noch über der Majestät des Rechtes und der Gewalt stehende Instanz bezeichnet, zu der alle Menschen ihre Zuflucht nehmen müßten, weil durch des Gesetzes Werk kein Fleisch gerecht wird. Aber was hilft solche Predigt dem, der keine Ohren hat zu hören? Was weiß ein Shylock davon, daß Liebe des Gesetzes Erfüllung und Gnade und Milde und Versöhnung die Grundbedingung menschlichen Bestehens ist? Wahngläubig in seinem Gesetzestrotz, wie er als Jude, wahngläubig mehr noch in seiner schnöden Selbstsucht, wie er als verstockter Geizhals ist, fordert er mit Ungeduld seine Thaten auf seinen Kopf. Verblendet von seinem Haß, ahnt er nicht im Entferntesten, daß die himmelschreiende Bosheit und Ungerechtigkeit, die in dem Inhalt seiner Forderung liegt, längst die Strenge göttlicher Gerechtigkeit herausgefordert hat, die ihm bald genug durch ihre Dienerin, die menschliche Rechtspflege, sein Thun auf seinen Kopf bezahlen wird. Aber noch ist die Frist der Gnade, und Portia läßt es mit dem Einen Versuch zur Ausgleichung nicht bewenden. Sie macht ihn darauf aufmerksam, daß er doch eigentlich als Ehrenmann sich mit der Rückzahlung des Darlehens befriedigt finden könne, obendrein, da ihm die dreifache Summe als Entschädigung des Verzugs geboten werde. Wozu, fragen wir, diese vergebliche Wiederholung der schon einmal mißglückten Vergleichs-Versuche? Wir ahnen, daß sie

jetzt, mitten in der Verhandlung, eine andere Bedeutung haben, als vor derselben. Es wird durch sie nun juristisch, weil durch den Schreiber Nerissa protocollarisch constatirt, daß Shylock wie auf Gnade und Milde so auf Heimzahlung und Entschädigung, überhaupt auf alles andere verzichtet, als auf seinen Schein und strengstes Recht. Nur so gewinnt Portia die nöthige juridische Unterlage für ihr späteres strenges Rechtsverfahren; denn was nicht in den Acten, das ist für den Richter nicht in der Welt. Nur ein solcher, in aller Form Rechtens niedergelegter Verzicht schließt jede etwaige spätere Inanspruchnahme aus. Wirklich beruft sich Portia, als nachher Shylock sich mit seinem Capitale begnügen will, auf die laut Protocoll bereits vorliegende Erledigung dieses Punctes:

Er hat's vor offenem Gericht geweigert:
Sein Recht nur soll er haben und den Schein.

Gleiche Gründlichkeit Sorgfalt und Umsicht eines echten Juristen neben äußerster Unbestechlichkeit bewährt Portia auch in ihrem weiteren Verfahren. Sie achtet das formelle Recht hoch genug, um Bassanios Bitte:

Beugt einmal das Gesetz nach eurem Ansehn;
Thut kleines Unrecht um ein großes Recht!

sofort mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Und doch hatte Bassanio nichts weiter verlangt, als daß der wie von Gott gesandte Richter nach dem eigentlichen Zweck der Verpfändung judiciren und Shylock zur Annahme einer Entschädigung zwingen soll, und wäre es auch der zehnfache Betrag der verbürgten Summe. Diese unparteiische Aufrechthaltung des einmal gültigen Gesetzes, das dem Pfandgläubiger die Buße nach dem Wortlaut des Scheines zuspricht, trägt dem jungen aber weisen Richter von Shylock das Prädicat eines Daniel, eines göttlichen Propheten des Rechts ein; und Portia wird es sich eben durch ihr Halten an der Form des Rechts und am Wortlaut des Scheins wirklich verdienen, nur in ganz anderer Weise, als der Jude ahnt. Eben darum, weil auf diesem Wortlaut die Spitze des

Rechtes steht, läßt sie sich, bevor sie ihren Ausspruch thut, vorsichtiger Weise den Schein selbst im Original noch produciren, um öffentlich vor den Ohren und unter Zustimmung des Juden den buchstäblichen Inhalt desselben durch Verlautbarung gerichtlich festzustellen.

Shylock dringt auf den Spruch, bei seiner Seele schwörend, daß er von Barmherzigkeit und Nachgiebigkeit nichts wissen wolle, daß er hier *stehe* auf seinem Schein, mit ihm also stehen und fallen wolle. So, wenn er fällt, geschieht ihm nur sein Recht, das er ausdrücklich begehrt hat. Doch wozu nun noch die Zögerungen und Vorbereitungen vor dem endlichen Spruch? Warum muß erst noch Antonio seinen Busen für das Messer des Gegners entblößen? wozu die Frage nach der Wage und die Mahnung an Shylock, einen Feldscheer zu nehmen, damit Antonio sich nicht verblutet; eine Mahnung, die von dem Juden in cynischer Weise mit dem Wortlaut seines Scheines zurückgewiesen wird? Wozu noch vor dem Spruch die ernste und rührende Abschiedsscene zwischen Antonio und Bassanio, bei der sich doch Portias Humor kaum noch in Schranken hält? Einzig und allein zu dem Zwecke, um nachher den Juden des *wirklichen Attentats* auf eines Bürgers Leben laut Protocoll und Zeugen überführen zu können. Und so sehen wir in dieser gerichtlichen Procedur nicht das Mindeste, was überflüssig, störend oder zweckwidrig wäre; vielmehr erscheint die strengste Einhaltung aller Rechtsformen gepaart mit der äußersten Kaltblütigkeit juristischer Umsicht und Besonnenheit. Und nun erst der Spruch selbst, scharf, präcis formulirt nach dem Wortlaut des Scheins:

> Ein Pfund von dieses Kaufmanns Fleisch ist dein:
> Der Hof erkennt es und das Recht ertheilt es.
> Und aus der Brust darfst du dies Fleisch ihm schneiden:
> Das Recht bestimmt es und der Hof gewährt es.

Nur — und das ist des rechtsgelehrten Richters Clausel, der gekommen ist, das *Gesetz* unter strengster Rechtstheilung aufrecht zu halten — nur darf dabei kein Tropfen Christenblut

vergossen werden, sonst wird ein anderes, ein höheres Gesetz Venedigs verletzt, das gegeben ist, nicht blos ein Menschenleben, sondern das Christenleben, und so mit dem Christenthum, d. h. mit dem Grundsatz der Liebe, die Seele alles irdischen Daseins, das wahre Leben der Welt selbst zu sichern. Portia zwingt den Juden nicht auf seinen Schein zu verzichten, er mag das Pfund Fleisch nehmen; aber er thuts auf eigene Gefahr, denn der Schein giebt ihm kein Tröpfchen Blut; die Worte sind ausdrücklich: ein Pfund Fleisch! Welche Selbstironie des Gesetzes und aller bloßen Gesetzlichkeit! welch schneidender Widerspruch zwischen dem höheren Rechtsbewußtsein und der untergeordneten, aber darum nicht minder giltigen Rechtsform! Denn daß für das unbefangene Rechtsbewußtsein die anerkannte Berechtigung, ein Pfund Fleisch aus dem Leibe eines Menschen zu schneiden auch die des Blutvergießens mit einschließt, ist eben so selbstverständlich, als es gewiß ist, daß das Letztere durch das Gesetz Venedigs ausgeschlossen wird. Schein also gegen Schein — Buchstabe gegen Buchstabe — so löst sich humoristisch das noch kurz zuvor so dunkle Räthsel wahrhaft tragischer Verwicklung, in welche einzig die Ohnmacht und unvermeidliche Unvollkommenheit der Gesetzgebung hineingeführt hat, und täglich hineinführen kann. Denn alle Codificirung des Rechts beruht auf der stillschweigenden, aber grundfalschen Voraussetzung, daß es möglich sei, die unendliche Mannichfaltigkeit des Lebens in allen seinen denkbaren, oder vielmehr undenkbaren Rechtsfällen einzufangen, zu classificiren, rubriciren, subsumiren, kurz im Buchstaben zu fixiren. Als ob die persönliche Freiheit eine berechenbare Größe und der Buchstabe eine elastische Millionen-Null wäre! Tausend und aber tausend Fälle giebt es, in denen die Wahrheit des Rechts dem Scheine des Rechts unterliegt und der Richter gegen seine moralische Rechtsüberzeugung, aber gezwungen durch die strikte formelle Beweisführung, einen Spruch thut und thun muß, auf den er lieber verzichten möchte. Denn nicht immer ist eine Portia zur Hand, die mit der Sehergabe eines Daniel die Blöße des Streit-

objects sicher herausfindet, die Schneide des Gesetzes mit dessen eigener Gegenschneide schartig schlägt und so das Unrecht mit und trotz seinem Schein zum Rückzug zwingt. — Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung unsrer Rechtskatastrophe, so dünkt mich die Vernünftigkeit und poetische Berechtigung gerade dieser Lösung oder Verwicklung unbestreitbar. Der Jude, als Gesetzkundiger, hätte wissen sollen, daß er sich einen solchen Schein gar nicht ausstellen lassen durfte, weil er ihn nicht ausführen konnte, ohne in Conflict mit einem Criminalgesetz zu kommen. Hat er dies in der Verblendung seines Hasses vergessen, so mag er's nun zu seinem Schaden inne werden. Portia ihrerseits, was konnte sie als Vertreterin der Gerechtigkeit anders thun, als was sie that? Zu dem Antrag etwa, eine ergänzende Ausnahmsbestimmung in das Schuld- und Pfandgesetz aufzunehmen, war es nun einmal zu spät. Die Absicht des Mordes aber lag augenscheinlich vor. Zu einer That, die sie straft, kann die Justiz nicht ermächtigen. Es muß sich also im Criminalcodex eine gegentheilige Bestimmung finden. Portia sucht und findet; findet sogar ein Ausnahmsgesetz, das recht eigentlich für den Fall paßt, weil es, wenn nicht den Schein annullirt, doch seine Ausführung hindern kann, da es in seinem Wortlaut eine noch schärfere Spitze bietet, als der Wortlaut des Scheines. Wäre übrigens der Schein vollständig, und enthielte er auch das Wort Blut, so wäre das nemliche Gesetz nur um so anwendbarer gewesen; da es den Schein für null und nichtig, weil gesetzwidrig erklärt hätte. So ist in der Auffindung und Anwendung der betreffenden Gesetzesstelle durchaus nichts Unvernünftiges, und, wie ich meine, auch nichts Unjuristisches. Daß gleichwol der plötzliche Umschlag als Selbstironie des Gesetzes erscheint, rührt nur daher, daß es in dem nemlichen Augenblick sich selbst aufhebt, wo es sich geltend macht, und daß es sich als ohnmächtig gerade da erweist, wo es die höchste Macht, die Macht über Leben und Tod, in Anspruch nimmt. Denn täuschen wir uns nicht! Antonio wird zwar durch Portias Weisheit gerettet, aber nicht durch

die Macht des Gesetzes, sondern trotz der Ohnmacht desselben, und einzig darum, weil es ein Shylock war, mit dem er zu thun hatte. Hätte der Jude nicht eben so viel Egoismus, als Feindeshaß besessen, so konnte er, um seinen Feind zu vernichten, sein eigenes Leben in die Schanze schlagen und das Gesetz hätte ihn daran nicht gehindert. Das Gesetz ist also weit entfernt, eine Leben rettende Macht zu sein; indem es aber den Schein davon behauptet und in die Welt ausgehen läßt, fällt dieser, an der Wirklichkeit der Dinge abprallend, als Reflex und Gegenschein seiner selbst, d. h. als Ironie auf das Gesetz zurück. Daß übrigens gerade dieser Gedanke der Selbstironie des Gesetzes und der Gesetzlichkeit als anspruchsvoller Lebensmacht für Shakespeare der springende Quell gewesen ist, aus dem er die ganze Lösung der Verwicklung schöpfte, kann gar keinem Zweifel unterliegen, da er ihn sogar symbolisch und gleichsam verkörpert auftreten läßt. Denn eben in diesem Augenblick des humoristischen Umschlags hat der gute junge Mensch Gratiano seinen verdüsterten Witz wirklich wiederhergestellt, und gebraucht nun seine Lunge, ohne ihr ferner mit Schreien weh zu thun, in sehr gemüthlicher Weise dazu, dem Juden einmal ums Andere ironisch zuzuraunen: „Gerechter Richter, merk' Jud! — o weiser Richter! Ein zweiter Daniel! ein Daniel, Jude!" Und Portia ihrerseits gebraucht nun die Strenge des Rechtsbuchstabens gegenüber dem Buchstabenhelden von vorhin mit solcher Unerbittlichkeit, daß in der Entwicklung der Katastrophe selbst schon die Ironie der Nemesis, ja man möchte sagen, der göttliche Humor einer in ihren Wegen dunklen, aber stets gerechten Weltregierung zu Tage kommt. — Ueberrascht, geschlagen, aber immer noch sich selber treu, thut Shylock nur die einzige etwas kleinlaute Frage: „ist das Gesetz?" und als er durch Augenschein überzeugt ist, will er sich mit seinem Capital begnügen, nachdem ihm der größere Gewinn, den er mit dem Tode des Kaufmanns gemacht hätte, entgangen ist. Als ihm auch dieses auf Grund seines constatirten Verzichtes verweigert wird, will er sich trotzig und mit einer Verwünschung

zurückziehen. Aber so soll er nicht entkommen. Sein Gesetzestrotz soll zerschmettert werden durch den Arm des Gesetzes; er soll sich beugen müssen der Macht, die er durch Mißbrauch zu höhnen gedachte. Erfahren soll er, daß wie vor Gottes Gericht schon die Absicht des Frevels, so vor menschlichem Gericht wenigstens der erwiesene Versuch des Verbrechens nicht straflos bleibt. Seine Thaten auf seinen Kopf — er soll erfahren, was das bedeutet. Weil er die Gnade verachtet und geschmäht, soll er selbst um Gnade bitten müssen, und so zu der Anerkennung gezwungen werden, daß das Leben nicht auf Recht und Gesetz steht und stehen kann, sondern allein auf dem, wogegen er bisher angekämpft hat, auf den Geist der Liebe, welcher das Princip des Christenthums ist, und der allein befähigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen und das verwirkte Leben zu schenken. Nachdem ihm Portia auf Grund der früheren Feststellungen und mit dem Gesetzbuch in der Hand seinen Mordversuch nachgewiesen, und wie er deßhalb Hab und Gut und Leben verwirkt, herrscht sie ihm zu:

Drum nieder, bitt' um Gnade bei dem Dogen!

Doch dieser voll Ernst und doch voll Sanftmuth kommt ihm zuvor mit den Worten:

Damit die siehst welch' andrer Geist uns lenkt,
So schenk' ich dir dein Leben, eh' du bittest.

Ja selbst die Hälfte seiner verfallenen Habe wird ihm vom Dogen — aus Demuth, sagt er — geschenkt; die andere Hälfte von dem so böswillig gefährdeten Antonio für des Gegners Tochter und Schwiegersohn bewahrt, und zwar auf die mahnende Frage der nun in ihr eigenes Wesen wieder zurückgetretenen Sachwalterin der Liebe, Portia. Aber so die Selbstsucht beschämen, heißt sie in ihrem innersten Wesen vernichten, und einen Shylock zu der Anerkennung zwingen, daß Liebe wirklich höher steht als Recht, und daß er nicht leben kann ohne Gnade, was heißt es im Grunde anders, als ihn zwingen, daß er ein Christ wird. Die Bedingung daher der Annahme des Christenthums, die An-

tonio, der Glaubenshelb, aufstellt, die der gnadespendende Doge als unerläßlich bekräftigt, die Shylock, der gebrochene, innerlich vernichtete Wahnwitz der Selbstsucht eingeht, — diese Bedingung ist gar nichts Anderes, als das symbolische Siegel für die bereits erzielte Consequenz dieser Gerichtskatastrophe. Ob Shylock wirklich sich hat taufen lassen, erfahren wir nicht; ja nicht einmal, daß er noch lebt; er wird vielmehr im weiteren Lauf des Drama's behandelt wie ein Todter, oder doch wie einer, der bei lebendigem Leibe beerbt wird. Und dies mit vollem Recht; denn wenn er noch lebt, ist doch er es nicht mehr der lebt, sondern ein völlig anderer; Shylock muß selbst dem Namen nach todt sein, da sein Wesen überwunden, vernichtet ist.

So ist denn der schließliche Gesammteindruck unsrer Scene kein anderer, als: Triumph der Liebe über die Selbstsucht. Hier im öffentlichen Gerichtssaale zu Venedig, wie dort im stillen Räthselsaale zu Belmont ist es derselbe Grundgedanke, der sich in überraschender Klarheit aufdrängt, ja selbst symbolisch verkörpert unserm Auge darstellt. Die Liebe ist mächtig, die Selbstsucht ohnmächtig; jener gelingt, was dieser fehlschlägt. Liebe löst die dunklen Räthsel und Verwicklungen des Lebens, führt aus der Nacht einer düstern Gegenwart hinüber in den Tag einer heitern Zukunft, findet einen Ausweg, des Heils auch da noch, wo selbst das Recht nicht mehr helfen kann. Liebe also ist die eigentliche Grundmacht des Lebens; ohne sie kein Verständniß des Welträthsels, keine sichere Basis der Gesellschaft, kein Glück, keine Rettung, keine Zukunft des Lebens. Liebe fußt auf der Wahrheit des Rechts, denn sie selbst ist das Grundgesetz der Welt; Haß steht nur auf dem Schein des Rechts, denn er unterwühlt unter dem Deckmantel des Gesetzes die Grundveste des Lebens. Darum muß Liebe siegen kraft göttlicher Vollmacht und Eingebung, Haß aber und Selbstsucht, wie stolz und feindselig sie sich auch geberden, müssen weichen und unterliegen durch ihre eigene Blöße trotz allem Schein. Ja Liebe ist durch ihr eignes Wesen so weltüberwindend, daß sie selbst den Haß zu bekehren vermag, so lange

er noch menschlich und nicht geradezu satanisch ist. Shylock willigt wirklich ein, sich taufen zu lassen und versteht sich zur Schenkungsurkunde, die er, wie wir hören, in der That auch unterzeichnet. So aber bekehrt er sich ja von seinem bisherigen Irrglauben, als ob die Welt nur dazu da wäre, um ausgebeutet zu werden, und verzichtet auf sein eigenes bisheriges Ich, das die Incarnation der Selbstsucht war. Die Möglichkeit solcher Bekehrung liegt allein darin, daß Shylocks Haß auf der Selbstsucht ruht. Denn nur der Haß an sich, als nackter Geist der Verneinung und des Todes ist der absolute Gegensatz der Liebe, nicht aber die Selbstsucht. Als Karrikatur der berechtigten Selbstliebe ist vielmehr die Selbstsucht nur der in sich erstarrte Fluß der Liebe, welchen aufzuthauen dem warmen Sonnenschein freier Liebeshuld nicht unmöglich ist. Wie tief Shakespeare über diese Dinge gedacht hat, mag man daran sehen, daß er gerade an die Selbstliebe Shylocks dessen Bekehrung anknüpft. Denn nur der Instinct der Selbsterhaltung, dieser letzte aber auch stärkste Hort gegen die Todesmacht des Bösen, nur die Liebe zum eigenen Leben ist es, die Shylock auf seine unverwehrte Rache verzichten, Gnade empfangen und die Verpflichtung zu einem neuen Glauben und Leben übernehmen heißt. Die Bekehrung aber ist eine vollständige; sein Gelübde „ich bins zufrieden" klingt nicht etwa trotzig oder ärgerlich, sondern demüthig und ergeben. Daß den Büßer in diesem Augenblick ein Unwohlsein befällt, ist ganz in der Ordnung; es ist die Krisis seiner Genesung. Er wird aus ihr als neuer Mensch erstehen; und der neue Name, den er, getauft auf den Namen der Liebe, empfängt, wird nur das Siegel sein seiner inneren Erneuerung, deren Wahrheit er mit einem ersten Act der Liebe bekräftigt. Niemand wird glauben, daß der alte selbstsuchtkranke Shylock im Stande gewesen wäre, die Schenkungsacte zu unterzeichnen.

Was soll ich nun noch über unsern letzten Act und über die Neckerei mit den Ringen sagen? Zwei Worte werden genügen uns hierüber ins Klare zu setzen. Es ist vielfach erkannt,

daß unser Drama seiner ganzen Natur nach einen heitern Ausgang fordert, und wir setzen hinzu, — einen romantisch-humoristischen. In der That gemahnt mich die wundervolle Gartenscene wie ein muthwilliger Schalk, dem heiterer Friede auf der Stirne und sinniger Ernst im Auge wohnt, während sein lächelnder Mund uns ein Märchen aufbindet. Bassanio liebt sein Weib, wie sein eigenes Leben; ihre Liebe ist sein Glück; ihr Besitz sein Leben. Glück, Liebe und Leben hängt für ihn an der Bewahrung des Ringes, mit dem sie sich ihm zu eigen ergeben. So lange blos der fremde Doctor bittet, besteht er die wenn auch schmerzliche Probe; der Bitte des Freundes aber, den unverhofften Lebensretter mit dem begehrten Kleinod zu belohnen, kann und darf er das ernste Opfer nicht versagen. Es ist das Zeichen der Wahrheit seiner Freundschaft, die sich vermaß zu betheuern:

Doch Leben selbst, mein Weib und alle Welt,
Gilt höher als dein Leben nicht bei mir.

Durfte er für den Freund, der ihm sein Glück mit dem Opfer des eigenen Lebens erkauft hätte, weniger thun als eben dieses Glück für die Rettung des Freundes daran zu wagen? Gefahr gegen Gefahr; Bewährung um Bewährung. Konnte Portia ihren Freund auch nur anders wünschen? Dennoch quält sie ihn, die Grausame, damit er auch im Leiden seinem Freunde gleich sei, mit Vorwürfen nach der Rückkehr in die Heimat. Ein Trost nur für Bassanio, daß jetzt auch ihm der Freund zur Seite steht und sein Opfer erkennt und würdigt! Aber die Grausamkeit der Liebe ist nicht so bitterer Art, wie die der Selbstsucht; und die Richterin, die so schön von Gnade zu reden wußte, wie könnte sie mitleidslos und unversöhnlich sein? Was anders könnte die scheinbare Grausamkeit zu bedeuten haben, als Neckerei der doppelt beseligten Liebe, die sich vor Fülle des Glückes über die durch Untreue eben bewährte höchste Treue ihres Freundes nicht zu lassen wiß und den Humor zu Hülfe rufen muß? In solcher Nacht, wo das schüchterne Sehnen der Liebe

in einer Dido sich zum Verzweiflungsruf nach dem fliehenden Geliebten steigern müßte; wo zauberkundige Liebe — Medeen ähnlich — den Feind des Geliebten zu verjüngen unternimmt, wo Jessica sich selbst dem Liebsten in die Arme wirft, und sie, die kleine Schelmin nun eben mit falschem Vorwurf gebrochner Treue ihn verläumdet — und er vergab es ihr.: in solcher Nacht sollte Portia dem Geliebten um scheinbar gebrochne Treue ernstlich zürnen? Ist es doch im Garten der Liebe zu Belmont, wo sich alle Liebende zusammenfinden, wo Luna, das Himmelslicht der Liebe, so süß auf dem Hügel schläft, wo Lorenzo selbst so wunderherrlich von der Sphärenharmonie der goldnen Himmelsflur, vom Liebeschor der hellgeaugten Cherubim, wie von der süßen Macht der Töne irdischer Musik zu reden weiß, die zur Versöhnung zwingt. Und Portia tritt ein in diesen Garten als in die ihr eigene Heimat; beglänzt von oben wie vom milden Lichte himmlischer Liebe trägt sie unter dem Zujauchzen seliger Geister das Bewußtsein einer guten That im Herzen, die sie. — doch nur dem Schimmer der kleinen Kerze vergleicht, die ihr aus ihrem eigenen Saal entgegenleuchtet. „So scheint die gute That in nächt'ger Welt." In so reiner Stimmung der Seele, gleichsam ein Abbild himmlischer Liebe, empfangen überdies von sanfter Musik, die Liebe ihr entgegenbringt — was könnte die liebenswertheste aller Frauen Anderes im Herzen tragen als Frieden und Versöhnung? Und so endet denn das letzte neckende Schwanken der aufgeregten Gefühle mit süßem Frieden, mit erneuter Verlobung; — gerne schenkt sich Liebe um Treue zum zweitenmale; denn Geben ist seliger als Nehmen, und Versöhnung und Gnade ist die schönste, reinste Blume der Liebe. Kein Dichter hat je der Liebe himmlische Macht und Schöne so herrlich besungen: sie ist das Mondlicht der nächtigen Welt.

Ueber
den englischen Dichter Thomas Moore.

Zu den bedeutsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur-Geschichte ist der Umstand zu zählen, daß beinahe gleichzeitig mit der klassischen Periode unserer neueren poetischen Literatur auch in Großbritannien die Dichtkunst zu jener reichen und glänzenden Entfaltung gelangte, welche nicht mit Unrecht als das goldene Zeitalter der modernen britischen Literatur bezeichnet werden kann. Wie die deutsche, so ringt sich auch die britische Muse in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gewaltsam los von den veralteten Anschauungen und steifen, geisttödtenden Formen, welche vorher eine unumschränkte Herrschaft geübt hatten. Das klassische Alterthum, welches bis dahin fast durchgehends nur höchst äußerlich aufgefaßt worden war und durch die antiken Namen und Bezeichnungen, welche ihm die Schriftsprache für moderne Begriffe und lebende Personen in geschmacklosestem Uebermaße abborgte, nur zur Verunstaltung der spärlichen poetischen Ideen jener Zeit beigetragen hatte, war in den Neueren zu Fleisch und Blut geworden und hatte all' ihr Denken und Fühlen mit seinem Geiste so gewaltig durchdrungen, daß es auf's Neue dem Kultus der Freiheit und der reinen, schönen Menschlichkeit die Stätte bereitete und durch das neu geweckte Gefühl der Vaterlandsliebe die Rückkehr zu höherer Würdigung des Volksthümlichen und Nationalen vermittelte. Gleichzeitig mit der höchsten Blüte, welche die moderne Dichtung auf antiker Grundlage ent-

faltet, regen sich die Keime einer Poesie, welche ihre volle Kraft dem Einheimischen und Vaterländischen zuwendet: das Volkslied findet wieder die wohlverdiente Beachtung und Pflege und der heimische Stoff erscheint in dem ihm allein zugehörigen heimischen Gewande. Aber früher und mächtiger als in Deutschland kommt diese neue Richtung, welche nach der Geltendmachung unterdrückter, ihrem Untergange zueilender Stammeseigenthümlichkeit ringt, in Großbritannien zum Durchbruche; denn hier sind es Völker, welche eine uralte, eifersüchtig bewahrte nationale Selbstständigkeit besessen hatten, welche noch mit wehmüthigem Stolze auf die glorreichen Thaten ihrer Vorfahren zurückblicken und welche nicht ohne blutige Kämpfe und schweren Druck zu einem einheitlichen Staate mit dem übermächtigen England verbunden und bei demselben erhalten werden konnten, während die deutschen Stämme, von Alters her durch ein gemeinschaftliches Band vereint, sich zwar in dynastischen Fehden oft zerfleischt hatten, nie aber von dem tiefen Nationalhasse gegen einander beseelt waren, welcher bis vor wenigen Jahrzehnten den Schotten und Engländer getrennt hatte und welcher bis auf diesen Tag den Irländer vom Engländer scheidet. So gewann denn auch der Gegensatz, in welchem sich das schottische und irische Nationalgefühl gegenüber dem britischen und namentlich dem specifisch englischen befindet, einen ganz bestimmten Ausdruck in den lyrischen Gedichten von Robert Burns und Thomas Moore, welche zum größten Theile alsbald den lautesten Widerhall in den Herzen des schottischen und irischen Volkes gefunden haben und stets die schönsten Denkmäler der Sitte, der Gefühls- und Anschauungs-Weise und der Geschichte dieser Nationen bleiben werden.

Allein Thomas Moore hat nicht nur durch seine Volkslieder ein unschätzbares Kleinod seines Vaterlands vom Untergange gerettet, indem er in diesen den alten Volksweisen Irlands ein neues volksthümliches Gewand verlieh, sondern er hat auch zu gleicher Zeit in der englischen Literatur eine so hohe Stufe des Ruhmes und der Auszeichnung erreicht, daß er selbst neben dem

in Meteorenschönheit strahlenden Byron seinen Rang zu bewahren und, als dieser in ein frühes Grab gesunken war, unter den lebenden Dichtern Großbritanniens die erste Stelle ohne Nebenbuhler zu behaupten wußte.

Geboren am 28. Mai 1779 zu Dublin als Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns, dessen Familie außer diesem Sohne noch zwei um einige Jahre ältere Töchter bildeten, hatte Moore von Kindheit auf eine überaus sorgfältige Erziehung erhalten. Einem Privatlehrer, dem damals in Dublin als Professor der schönen Literatur und Beredtsamkeit in hohem Ansehen stehenden Samuel Whyte, war der erste Unterricht des Knaben anvertraut worden, der in den Schulwissenschaften bald so überraschende Fortschritte machte, daß er schon in seinem 14. Jahre unter die Zöglinge der Dreifaltigkeits-Universität zu Dublin aufgenommen ward — Fortschritte, die um so erstaunlicher erscheinen, als seine Erziehung keineswegs ausschließlich auf die Erwerbung gelehrter Kenntnisse gerichtet war. Denn der Privatlehrer, der nach Moore's Zeugnisse ein freundlicher und wohlwollender, zugleich aber höchst eitler Mann war, ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, durch seinen frühreifen Schüler die Bewunderung der feinen Gesellschaftskreise Dublins auf sich zu lenken und so mußte der kaum zehnjährige Knabe bei Aufführung von Kinderschauspielen, welche sein Lehrer veranstaltete, darstellend mitwirken und für die damals in der Mode befindlichen Liebhabertheater der Aristokratie seiner Vaterstadt Epiloge verfassen. Und wie hätte diese Anregung bei dem werdenden Dichter in dessen Gemüthe bereits der Fantasienreichthum schlummerte, dessen buntes Farbenspiel nach kaum zehn Jahren zu glänzender Entfaltung gelangen sollte, ohne die tiefste und nachhaltigste Wirkung bleiben sollen? Der zehnjährige Thomas begnügte sich nicht mit den theatralischen Vorstellungen, welche sein Lehrer zu geben für gut fand, sondern er wußte bald auch einen Kreis von Altersgenossen um sich zu versammeln, für welche er selbst Stücke nach seiner Wahl und seinem Geschmacke zurecht machte, verehrte in

süßer Bewunderung die schönen Schülerinnen seines Lehrers nicht als irdische Geschöpfe, sondern als höhere Wesen aus luftigen Regionen und fuhr dabei fort, die einmal geweckte Neigung zu poetischer Produktion auch insgeheim nach Herzenslust zu pflegen. Ja! kaum ein paar Jahre später — er hatte das 13. Jahr noch nicht erreicht — hatte er die Kühnheit, zwei Erstlingsgaben seiner Muse an eine zu Dublin erscheinende literarische Zeitschrift einzusenden, welche dieselben bald darauf in ihre Spalten aufnahm und den Verfasser als „ihren geschätzten Korrespondenten" nannte und begrüßte.

Schon im darauffolgenden Jahre hatte ihn die Dreifaltigkeits-Universität unter die Zahl der Studierenden aufgenommen und auch hier fand sein Dichtertalent eine so schmeichelhafte Anerkennung und Aufmunterung, daß wir den Eindruck und die Nachwirkung derselben noch ganz unverkennbar in der Erzählung erblicken, in welcher er dieses Ereigniß 50 Jahre später, als er bereits unbestritten den ersten Rang unter den lebenden Dichtern Englands behauptete, in der Vorrede zur Gesammtausgabe seiner Werke geschildert hat.

„Auf der Hochschule", sagt er, „fand meine Reimfertigkeit zum erstenmale Beachtung, als ich bei einer Vierteljahresprüfung ein Gedicht in englischer Sprache eingereicht hatte. Die kurzen Aufsätze, welche bei diesen Gelegenheiten gefordert und vielfach als bloße Formsache behandelt wurden, pflegten, wie ich glaube, ohne Ausnahme in lateinischer Prosa verfaßt zu werden und die Behandlung eines Themas in englischen Versen mußte daher unfehlbar einiges Aufsehen erregen. Als nun der Augenblick der Beurtheilung gekommen war, blickte ich mit nicht geringer Besorgniß auf die prüfenden Lehrer der verschiedenen Abtheilungen, welche sich, wie gewöhnlich, zu diesem Zwecke im Hintergrunde des Saales versammelt hatten und meine Bangigkeit wuchs, als ich den würdigen Inquisitor, in dessen Hände mein Geschick gelegt war, die ehrfurchtgebietende Gruppe verlassen und auf den Tisch, an welchem ich saß, zuschreiten sah. Er neigte sich zu

mir herab und fragte nicht ohne einiges Mißtrauen, ob ich die von mir eingereichten Verse selbst verfaßt hätte. Ich bejahte dies und erhielt die erfreuliche Antwort: „„Dieses Gedicht macht Ihnen alle Ehre und ich werde nicht versäumen, Sie der Beachtung des prüfenden Senats zu empfehlen.““ Dies war der Erfolg eines Wagnisses, das ich nicht ohne einige Zaghaftigkeit unternommen hatte und die Belohnung, welche mir der Senat zuerkannte, bestand in einem schön gebundenen Exemplar der Reisen des Anacharsis mit dem in nicht eben klassischem Latein beigefügten Zeugnisse, daß mir diese Auszeichnung propter laudabilem in versibus componendis progressum ertheilt worden sei.“

So hatte Moore seine dichterische Laufbahn nicht nur in einem ungewöhnlich frühen Lebensalter, sondern auch unter Umständen begonnen, welche ihm den dornigen Pfad ersparten, auf dem die meisten großen Dichter den steilen Gipfel des Ruhms erklimmen mußten.

Geliebt und gehegt im Schoße einer Familie, welche in glücklichen Verhältnissen lebte; belobt und belohnt von Vorgesetzten und Lehrern; anerkannt von Alters- und Studien-Genossen; zugelassen, ja selbst gesucht in den Kreisen der Aristokratie, in denen er sich sein ganzes Leben hindurch mit besonderer Vorliebe bewegte, schien seine Jugend einem heitern Frühlingsmorgen zu gleichen. Und doch umlauerten den knabenhaften Jüngling Gefahren, welche all' dieses Glück zu vernichten und sein Leben für immer zu vergiften drohten.

Moore war Irländer und Katholik.

Sein Vater hatte ihm von früher Jugend auf tiefes Gefühl für die Leiden seines schwer heimgesuchten Vaterlandes und seiner bedrückten Glaubensbrüder einzuflößen gewußt. Schon dem zwölfjährigen Knaben hatte er im Jahre 1792 an einem politischen Festmahle theilnehmen lassen, bei welchem die junge französische Republik mit begeistertem Zurufe begrüßt und die Hoffnung ausgesprochen wurde, „daß der frische Lufthauch von Frankreich herüber der irischen Eiche frisches Grün zufächeln werde.“ Auch

hatte selbst der Knabe schon unter dem Drucke der Pariastellung zu leiden, zu welcher das stolze England den irischen Katholiken seit Jahrhunderten verdammt hatte. Ohne die Emancipationsakte von 1793 wäre ihm sogar jede Landesuniversität verschlossen gewesen; akademische Grade und eine lange Reihe von Staatsämtern blieben auch nach der theilweise zugestandenen Duldung dem Katholiken unerreichbar. Nach wie vor lastete auf dem verarmten Volke der Druck unerschwinglicher Zehnten, welche die Prälaten der englischen Hochkirche selbst in Provinzen von ausschließend katholischer Bevölkerung erhoben, in welchen sie niemals eine seelsorgerische Handlung ausübten oder auch nur ausüben konnten. Nach wie vor wurde bei der Eintreibung dieser Abgabe mit grausamer Härte verfahren, der zahlungsfähige Schuldner von seinem ärmlichen Erbgute verjagt und dem Hungertode preisgegeben. Die Parlamentsakte von 1793 hatte durch ihre ungenügenden, vom Drange der Noth dem herrschenden Volksstamme abgerungenen Zugeständnisse dem irischen Volke den Druck, unter welchem es seufzte, nur noch klarer zum Bewußtsein gebracht und so gelangte die Verschwörung, welche sich in den Jahren 1797/8 von den nördlichen Provinzen aus über ganz Irland erstreckte und deren letztes Ziel auf eine gänzliche Lostrennung von der englischen Herrschaft gerichtet war, zu einer eben so raschen als allgemeinen Verbreitung.

Dublin befand sich bald mitten in diesem Strudel und namentlich die Universität war ein Hauptherd des Aufstandes geworden.

Die Theilnahme des damals 17 Jahre alten Thomas Moore an diesen politischen Strebungen und Ereignissen war zwar nur eine untergeordnete. Sein jugendliches Alter und seine Verbindungen mit der Aristokratie mochten es den Leitern der Verschwörung bedenklich erscheinen lassen, ihn zu tief in ihre Pläne einzuweihen. Allein ganz unberührt konnte den für sein irisches Vaterland begeisterten Jüngling die rasch vorwärts schreitende Bewegung um so weniger lassen, als er durch Bande inniger Freund-

schaft mit älteren Studierenden verbunden war, die ihn zur Mitarbeiterschaft an einer in Dublin erscheinenden revolutionären Zeitschrift zu bestimmen wußten. Hier erschienen denn freilich Aufsätze, über deren Kühnheit der jugendliche Verfasser, wenn er sie gedruckt vor sich sah, gewöhnlich selbst am heftigsten erschrak; aber davon, daß Alles vorbereitet war, um das, was hier in Schrift und Wort gepredigt wurde, in kürzester Zeit in blutigen Thaten auszuführen, davon hatte Moore wohl kaum eine Ahnung. Um so leichter gelang es der ängstlichen Sorgfalt der Seinigen, ihn durch rechtzeitige Warnung vor dem traurigen Schicksale zu bewahren, das der tiefer eingeweihten und schwerer kompromittirten Parteigänger harrte. Ein glücklicher Zufall, vielleicht auch die Milde der Richter dem Minderjährigen gegenüber, kam diesem Bemühen zu Hülfe und rettete ihn vor der Vernichtung seiner wissenschaftlichen Ausbildung, welche ihn schon um seiner beschränkten Mitwissenschaft und Theilnahme willen bedrohte; denn selbst die Verweigerung des Zeugnisses gegen die angeschuldigten Verschwörer genügte, um die Entlassung von der Hochschule und die Ausschließung von jeder höheren Lehranstalt nach sich zu ziehen.

Allein, wenn er sich so auch für seine Person gerettet wußte, so war darum doch der Eindruck nicht minder gewaltig, welchen das plötzlich über sein Vaterland und viele Familien seiner nächsten Umgebung hereinbrechende Verderben auf sein Gemüth ausüben mußte. Sah er ja doch viele Männer, die er zu den Edelsten und Besten seines Volkes zu zählen gewohnt war, so manchen Freund und Gefährten, den er um seiner Talente und Kenntnisse willen bewundert, um seines Charakters willen lieb gewonnen hatte, ein Verbrechen mit dem Kerker, ja selbst mit dem Tode und im glücklichsten Falle mit Flucht und Verbannung bezahlen, in welchem er selbst nur irregeleitete Tugend, das Uebermaß der Liebe zum Vaterlande und den Mangel kluger Vorsicht und Berechnung erblicken konnte. Der Kelch des politischen Märtyrerthums war zu nahe an seinen Lippen vorübergegangen, als daß er nicht dessen ganze Bitterkeit hätte erfassen und dabei klar

einsehen sollen, daß ihm durch seine Naturanlage Neigung und Kraft zu gleicher Aufopferung versagt sei. Mochten ihm auch die gefallenen Patrioten im Strahlenglanze des Heldenthums erscheinen, zur Nacheiferung ihrer Thaten fand er sich nicht getrieben, wohl aber schien es ihm ein heiliges Vermächtniß, ihr ruhmvolles Streben und ihren Untergang der gerechteren Nachwelt im Gesange zu überliefern.

Das tragische Geschick seiner Heimath und ihrer blutig zu Grabe gegangenen Söhne und Vorkämpfer war es aber auch, welches durch seinen mächtigen Eindruck auf die Seele des Jünglings seinem Leben und Fühlen, seinem Schauen und Dichten wahren und tiefen Inhalt verlieh. Mitten unter die Bestrebungen des Friedens und der Wissenschaft, unter Scherz und Tändelei war der Ernst des Lebens und die unerbittliche Strenge des Schicksals getreten und hatte dem sorglos dahin flatternden Jünglinge ihr ernstes Antlitz zugewandt und seiner Muse eine Feuertaufe verliehen, welche ihr die Unsterblichkeit verbürgte.

Fortan erblicken wir in dem Seelenleben des Dichters einen Dualismus, der den bestimmtesten Ausdruck in seinen Werken findet; einen Zwiespalt zwischen seiner ursprünglichen Natur-Anlage, welche sich, gesteigert durch seine Erziehung, zuweilen selbst auf Kosten der Tiefe des Gemüthes und Stärke des Charakters der sorglosen Laune und dem heitern Lebensgenusse zuwendet und zwischen dem Feuer heiliger Begeisterung, zu welcher ihn sein vor grauen Jahren in Glück und Ruhm strahlendes, seit Jahrhunderten aber blutig im Staube liegendes Vaterland hinreißt. Als psychologische Nothwendigkeit aber erscheint es, daß gleichwohl das tragische und elegische Element im Schaffen des Dichters in der ersten Zeit nach jener Katastrophe in den Hintergrund trat, ja beinahe gänzlich jener leicht dahinlebenden Richtung Raum geben mußte. Die Ereignisse waren zu neu und zu wuchtig, die Eindrücke zu erschütternd, um jetzt schon künstlerisch bewältigt zu werden: das Gefühl, selbst einer schweren Gefahr glücklich entronnen zu sein, übte seine ermunternde, aufheiternde

Wirkung, welche durch die Jugend und den angeborenen Frohsinn des Dichters unterstützt wurde und zu diesen unbewußt wirkenden Momenten kam noch die Veränderung seiner Umgebung und seiner äußeren Lebensverhältnisse.

Moore hatte Irland verlassen und bewegte sich in den heiter geselligen Kreisen London's, wohin er gekommen war, um seine juristischen Studien zum Abschlusse zu bringen. Doch weder der Staub der Akten, noch der Puder der Perücken ehrwürdiger Richter und Anwälte vermochten die Schwingen seiner Muse zu lähmen oder ihn zum Abfall von seiner Vorliebe für das klassische Alterthum und die schönen Wissenschaften zu verleiten; vielmehr war es gerade dieses erste Jahr seines Londoner Aufenthaltes, welches das erste größere Werk zur Reife brachte, mit dem er als Dichter vor die Oeffentlichkeit trat.

Schon mehrere Jahre zuvor, — wie er sagt, von seinem 14. Jahre an, — hatte er sich zur Uebertragung der Anakreontischen Liebeslieder in englische Reimverse angeregt gefühlt und hatte auch einige seiner Versuche der Prüfungskommission der Dubliner Hochschule vorgelegt. Allein dieselbe hatte an dem erotischen Inhalte Anstoß genommen und aus pädagogischen Rücksichten unterlassen, den jugendlichen Dichter zur Fortsetzung dieser Bestrebungen aufzumuntern. Moore, weit entfernt, sich hiedurch irre machen zu lassen, setzte indessen seine anakreontischen Studien mit eben so großer philologischer Gewissenhaftigkeit als dichterischer Vorliebe fort, so daß er im Jahre 1800 die gereimte Nachdichtung jener zum größten Theile überaus zarten und lieblichen Trink- und Liebeslieder erscheinen lassen konnte, für welche irgend ein frommer Betrug den berühmten Namen Anakreon's in Anspruch genommen hat. Der von seinem Stoffe begeisterte Nachdichter freilich war damals so tief von der Ueberzeugung durchdrungen, in diesen Liedern den vom Untergange geretteten Rest der Werke des teischen Sängers zu erblicken, daß ihm auch der leiseste Zweifel an ihrer Aechtheit als freventliche Entweihung erschienen wäre. Erst in viel späterer Zeit, bei seinem Aufenthalte

in Rom, wurde sein Glaube erschüttert und mußte der jetzt allgemein gangbaren Ansicht weichen, welche diesen Dichtungen ein weit späteres Zeitalter anweist und den für sie vindizirten Namen des Verfassers als usurpirt erklärt.

Moore's Nachdichtung dieser Lieder ist ein Meisterstück in ihrer Art. Die Schönheit und Eleganz der Sprache die Gewandheit des Reimes, die kongeniale Richtung des modernen Nachdichters und des antiken Schöpfers sind Vorzüge, welche kaum ein anderer Dichter seinem Werke in gleichem Maße hätte verleihen können. Dennoch würden diese Vorzüge allein den erstaunlichen Erfolg nicht erklären, welcher diese Dichtung von ihrem ersten Erscheinen an begleitete. Aber Moore's anakreontische Oden waren mehr als die bloße Uebertragung eines fremden Originals. Sie dürfen nicht einseitig vom ästhetischen Standpunkte betrachtet, sondern können nur unter gebührender Beachtung des ethisch-religiösen Moments richtig gewürdigt werden, gleich wie die Uebertragung der Dichtungen Mohammed Schemseddin's in Daumer's Hafis, mit welcher das Werk unseres Dichters merkwürdige Analogieen so wohl an sich als in seinen Wirkungen darbietet. Beiden waren mehrfache Uebersetzungen derselben Dichtungen vorhergegangen und doch wurde erst durch sie das Original der klassischen Literatur ihres Vaterlands als unentreißbares Eigenthum errungen; denn ihre Vorgänger waren weder glücklich gewesen in der Bewältigung und Aneignung des fremden Stoffes, noch war ihre Zeit so empfänglich für die alte Lehre, die ihr im neuen Gewande gepredigt wurde. In diesen Uebertragungen aber, in Moore's Anakreon wie in Daumer's Hafis, war der alte Dichter mit neuem Leben beseelt; verjüngt trat er unter die neue Generation, nicht als ehrwürdiges Gespenst aus grauer, fremder Vorzeit, sondern mit Fleisch und Blut als ihres gleichen, als der, der mit ihr denkt und fühlt, wünscht und begehrt, genießt und leidet und kein fremdartiger Klang, keine störende Härte verrieth den fernliegenden Ursprung und trübte die Wirkung des klassischen Kunstwerks.

Die Zeit war dem Erſcheinen dieſes erſten Werkes unſeres Dichters beſonders günſtig.

Die Aufklärung, welche ſich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über ganz Europa verbreitete, hatte die Oberhand über den Spiritualismus des noch unter der Aſche fortglimmenden Puritanerthums gewonnen; das klaſſiſche Alterthum wurde allenthalben mit erneutem Eifer und erhöhter Vorliebe gepflegt, denn in ſeinen Schöpfungen war die reine, ſchöne Menſchlichkeit mit ihren auf das Diesſeits gerichteten Wünſchen auf's glänzendſte vertreten und die Berechtigung zu dem unbefangenen heitern Lebensgenuſſe ausgeſprochen, welche der Geiſt der neuen Zeit an die Stelle der ſtrengen Forderung der Entſagung und Kreuzigung des Fleiſches geſetzt wiſſen wollte.

So erklärt die ganze Zeitrichtung die glänzende Aufnahme einer Dichtung, welche noch überdies für die Engländer einen ganz beſondern Empfehlungsbrief an der Stirne trug; denn der Prinz von Wales hatte auf Verwendung eines iriſchen Peers geſtattet, dem Buche ſeinen Namen mit einer Widmung vorzudrucken.

Der jugendliche Dichter war durch ſein erſtes Werk ein berühmter Mann und Gegenſtand der begeiſterten Huldigungen geworden, welche die vornehme Welt London's den hervorragenden Talenten ihres Vaterlandes in oft überreichem Maße zu ſpenden pflegte. Die meiſten bedeutenderen engliſchen Dichter der Neuzeit haben dieſen Kulminationspunkt ihrer ſozialen Stellung erlebt, aber wohl keiner hat denſelben vom Beginne ſeiner Laufbahn an ſo dauernd zu bewahren und ſo innige Beziehungen mit Perſonen und Familien, die ihrer Geburt und ihrem Reichthume nach den höheren Geſellſchaftskreiſen angehörten, zu knüpfen und zu unterhalten gewußt, als Thomas Moore.

Von Natur gewandt und biegſam, wußte er ſich gegebenen Verhältniſſen leicht anzuſchmiegen; die Erziehung und der Umgang, den er ſchon zu Dublin genoſſen hatte, verliehen ihm jene ſichere und leichte Haltung, welche eben ſo weit von ſchüchterner

Befangenheit als von Anmaßung entfernt ist; die Lebendigkeit seines Naturells, sein heiterer Sinn und schlagfertiger, aber nie tief verwundender Witz; seine eben so gewählte als fließende Sprache bei Toast und Erzählung; seine Begeisterung für die für die Musik und die in England so seltene und hochgeschätzte Gabe des Gesanges und musikalischen Vortrags waren Vorzüge, welche seine unscheinbare Gestalt und minder schöne Gesichtsbildung vergessen ließen und ihn im Salon und im engern Familienkreise zum eben so willkommenen Gaste machten, als bei den ungezwungeneren, oft ausgelassenen und rauschenden Gelagen der Freunde.

Und wie hätte bei solchen Eigenschaften dem Anakreontiker die Gunst der Frauen fehlen sollen, — ihm, dem gefeierten Sänger der Liebe, der zu Ruhm und Ehre emporgestiegen war, sobald er zum erstenmale die jugendlichen Schwingen erprobt hatte.

Der betretene Pfad hatte sich unserm Dichter in zu rosigem Lichte gezeigt, als daß er ihn nicht kecken Schrittes weiter verfolgen sollen und so wandte er sich denn von dem griechischen Sänger des Weins und der Liebe zu den römischen Erotikern. Allein sie vermochten ihm keinen genügenden Ersatz zu bieten für das Urbild, dessen Eleganz und Zartheit ihn so mächtig angezogen hatte. Er fand, wie er sagte, daß Ovid die Liebe behandle wie ein Wüstling, Properz wie ein Schulmeister, daß von Catull der bessere Theil verloren gegangen sein müsse und daß Tibull, ungeachtet aller Tiefe und Zartheit der Empfindung, im Ganzen doch eine so durchaus verdorbene Phantasie besessen habe, wie sie nur sein moralisch versunkenes Zeitalter habe entschuldigen können. So waren es denn auch nicht Uebertragungen oder Nachdichtungen, sondern eine Sammlung lyrischer Originalgedichte, welche Moore ein Jahr nach seinen anakreontischen Liedern unter dem Titel „Dichtungen des verstorbenen Thomas Little" zu London erscheinen ließ.

Wer diese Gedichte nur aus den Bruchstücken kennt, welche davon in die im Jahre 1840 veranstaltete Gesammtausgabe der

Werke unseres Dichters übergegangen sind, vermag sich wohl kaum das fromme Entsetzen zu erklären, welches dieselben bei ihrem ersten Erscheinen in vielen Kreisen Englands hervorriefen und das der Dichter sehr wohl vorhergesehen hatte, indem er ihnen klüglich einen erdichteten Namen und eine abbittende Einleitung vorsetzte. In dieser späten Ausgabe sind in Folge der Nachgiebigkeit des alternden Dichters gegen die veränderte Zeitrichtung die sämmtlichen charakteristischen und darunter nicht selten gerade die lieblichsten von „Little's" Dichtungen weggeblieben, die übriggelassenen aber mit einer Anzahl matter und unbedeutender Erzeugnisse aus späterer Zeit unter dem Gesammttitel „Jugendgedichte" zusammengefaßt, an deren Spitze sich freilich die apologisirende Vorrede zu Gunsten des minderjährig verstorbenen Thomas Little, der, wenn er zu seinen Jahren gekommen wäre, gewiß auch würdevoller und frömmer gedichtet haben würde, räthselhaft und beinahe komisch ausnimmt, während sie an ihrer ursprünglichen Stelle keineswegs unberechtigt erscheint. Denn der Hauptgegenstand dieser Dichtungen, die Liebe, ist fast ausschließlich in einem epikuräischen, mitunter geradezu frivolen Sinne behandelt, wenn auch den gebildeten Briten ein feiner Takt stets an den Grenzen des ästhetisch Erlaubten hinleitet und vor den Ausschreitungen bewahrt, welche uns so manchen gleichgestimmten Chanson des französischen Volksdichters ungenießbar, ja widerlich machen.

Moore's Talent einer vollständigen Beherrschung und Bewältigung des Stoffes in stets gefälligen und lieblichen Formen zeigt sich auch hier im vollsten Lichte und manches seiner kleinen Liebeslieder darf die Vergleichung mit dem Besten, was je in dieser Gattung geschaffen wurde, nicht scheuen. Dagegen erinnern uns die unter den Erstlingen eines englischen Lyrikers unvermeidlichen „Schulexercitien", welche bruchstückweise auch in diese Sammlung übergegangen sind und einige Balladen voll Gespensterspuk und Romantik nur zu sehr an die Jugend des Verfassers, dessen Talent, so bedeutend es sich auch in seinen ersten Kind-

gebungen erwiesen hatte, dennoch keineswegs zu seiner vollkommenen Reife gediehen war.

Die Gedichte Little's können gewissermaßen als der Abschluß der Lehrjahre in Moore's poetischer Laufbahn betrachtet werden. Denn bald nach ihrem Erscheinen trat in seiner Umgebung und in seiner bürgerlichen Stellung eine Veränderung ein, welche auf seine Welt- und Lebensanschauung einen wesentlich bestimmenden Einfluß ausübte.

Das Amt eines Registrators bei dem Admiralitätsgerichte zu Bermuda hatte ihn auf diese an der Ostküste Nordamerika's gelegene Insel gerufen. Allein der engbegrenzte Beruf und das vereinsamte Leben auf dem von Fremden nur selten besuchten Eilande vermochten ihm natürlich die geistigen Anregungen nicht zu ersetzen, welche ihm die berauschenden Strömungen der Hauptstadt Englands gewährt hatten und so konnte er ungeachtet der ehrenvollen und herzlichen Aufnahme, welche ihm sein bereits vorausgeeilter Dichterruhm bereitet hatte, in seinem längeren Verweilen doch nur eine traurige Verbannung erblicken. Dabei übte die verführerische Nähe der nordamerikanischen Freistaaten, die er auf der Ueberfahrt nur im Fluge hatte berühren können, fortwährend ihre gewaltige Anziehungskraft. Hatte er ja doch, wie er selbst sagt, schon in seiner irischen Heimath, wo das Mißvergnügen über die heimischen Zustände den Reiz des Fremden zu steigern pflegt, die trügerischen Ideen von der Vortrefflichkeit der Verfassungen der amerikanischen Staaten und von der primitiven Glückseligkeit des amerikanischen Volkes eingesogen und in der neuen Welt die einzige Zufluchtsstätte vor wirklicher oder vermeinter Unterdrückung, jene paradiesische Atlantis lieben gelernt, wo verfolgte Patrioten ihre Träume verwirklicht und sich von den Geistern des Friedens und der Freiheit begrüßt zu sehen hofften.

Nach kurzem Aufenthalte auf Bermuda vom Herbste des Jahres 1803 bis zum Sommer 1804 übergab er daher sein Amt einem Stellvertreter und suchte Land und Leute Amerika's

auf einer längeren Reise, während welcher er namentlich in Washington, Philadelphia, Buffalo und Quebec verweilte, näher kennen zu lernen.

Den allzu hohen Erwartungen, welche Moore von den amerikanischen Freistaaten gehegt hatte, folgte nun freilich die bitterste Enttäuschung. Die rohen Ausbrüche wilder Parteileidenschaften, die grauenhafte Virtuosität und Raffinirtheit des Lasters bei Kulturzuständen, die sich noch auf den ersten Stufen der Entwicklung befinden, erregen in ihm einen an Abscheu grenzenden Widerwillen, der sich in poetischen Briefen an die Freunde in der Heimath ausspricht.

So schreibt er seinem Freunde Spencer vom Erie-See:

Was nur die Schöpfung eint in bunter Zier,
Groß oder lieblich, blüht und athmet hier.
Kühn ragen Berge, reiche Gärten glüh'n,
Hell strahlen Seeen, stolze Ströme zieh'n;
Der Geist allein, ohn' dessen Lebensspur
Die Welt 'ne Wüste bleibt, der Mensch ein Thonkloß nur,
Der Geist, der Geist allein, in Stumpfsinn eingewiegt,
Ist's, der gefesselt hier schmachvoll am Boden liegt.
Nimm Wilde, Christen, Demokraten, Alle
Vom rohen Wigwam bis zur Rathshalle,
Vom nackten Wilden, ob er Sclav', ob frei,
Zum Kultivirten, gleich an Barbarei,
Ein dumpfes Chaos ist's, ein fruchtlos Streben
Von halb polirtem, halb barbar'schem Leben,
Wo jedes Unheil unser'er alten Welt
Zur Rohheit dieser neuen sich gesellt *)

Amerika ist der poetischen Produktivität europäischer Dichter nicht günstig — wir erinnern nur an Lenau — und auch Moore fühlte sich während seiner siebenzehn Monate dauernden Abwesenheit von England zu dichterischem Schaffen weniger angeregt als jemals. Zwar darf der Werth seiner poetischen Briefe, auch wenn wir sie mehr für Eingebungen des Unwillens als für Ge-

*) übers. v. Oelkers.

scheute den Muse ansehen — facit indignatio versum — doch nicht unterschätzt werden und an sie reiht sich noch so manches Bedeutende, das die Pracht und Großheit der Natur, die Niagara-Fälle, der Ontario-See, der Lorenz-Strom und ähnliche Bilder ins Leben gerufen hatten; allein er selbst war mit dieser Reise so wenig zufrieden, daß er voll Bitterkeit sagte, sie habe ihm nichts als Befriedigung der Neugierde eingetragen, obwohl er sie nicht aus Neugierde unternommen habe.

Einen wohlthuenden Kontrast zu den amerikanischen Gedichten bilden die während seines Aufenthalts auf Bermuda entstandenen, von denen wir als das Anmuthigste einen Liedercyclus hervorheben, der unter dem Namen „Oden an Rea“ eine wohl kaum ganz erdichtete Herzensgeschichte feiert.

Vergebens sträubt sich der Dichter gegen die Fesseln, welche ihm Rea, eine liebliche Bermudanerin, anzulegen droht, vergebens ruft er sich alle Leiden in's Gedächtniß, die ihm die Liebe schon verschuldet; ein Spaziergang mit der heimlich Geliebten am Strande des schweigenden Meeres, unter der düstern Pracht des hochstämmigen Haines läßt die schwer bekämpften Gefühle zu hellen Flammen auflodern und wie sie so dahin wallen, von keinem sterblichen Auge bewacht,

Da ließ nimmermehr beschreiben sich
All' unser Wünschen, Sinnen;
'S war mehr noch als der Mund je sagt,
Als Tugend je zu fühlen wagt,
Nur Liebe mag's beginnen.

Empor hob zitternd meine Hand
Die Muschel von dem gold'nen Sand,
Matt vor uns schimmernd feuchte;
Zu Deinem Mund hob ich sie auf,
Du küßtest sie und ich darauf,
O Gott, wie süß mir's däuchte!

Aber noch besiegt er das eigene Herz und spricht entsagend die warnende Bitte aus:

O Nea, wollen wir nicht mehr
Einsam am wilden Strand einher,
Verderben müßt' es bringen.

Doch kaum ist ihm der schwere Kampf gelungen, da erwacht aufs neue die gewaltsam unterdrückte Liebe, als Nea beim glänzenden Feste den Schwarm der Verehrer verläßt, die Hand des bange harrenden Dichters ergreift und im anmuthsvollen Tanze an seiner Seite dahin schwebt. Fast schwinden ihm die Sinne; der Augenblick hat entschieden, und fortan weilen seine Gedanken nur bei ihr. Jede Begegnung, jeder Blick wird ihm zum Liede, und begeistert singt er:

Wärst du das Eiland, theures Lieb,
Und ich umspülte dich als Welle,
Nie sollte eines Menschen Fuß
Berühren diese heil'ge Stelle!

O wär' ich in dem dunkeln Schacht
Die Mine Goldes, zu umfangen
Dich reine Perle, deine Pracht
Sollt' nie für fremde Augen prangen!

Und wär' ich ein Orangenbaum
Und du die schönste meiner Blüthen,
Ich wollte deinen duft'gen Flaum
Vor Zephyr's Küssen selbst behüten.

O gönne diesen Seufzer nicht
Den Wellen, laß' auf sie nicht sinken
Dein Auge, dessen mildes Licht
Ihr glühender Spiegel brennt zu trinken.

Dein wallend Haar, der Wange Glüh'n
Erglänzt im feuchten Elemente
Und zieht mich nach der Tiefe hin,
Daß nichts vom theuren Bild mich trennte.

O Seligkeit! mein kühles Grab,
Mein bräutlich Bett fänd' ich im Strome,
Zu süßem Kuß sink ich hinab
Und stürb' am Busen dein Phantome.

Sieh der Magnolie Blatt sich beugend
Hin nach der klaren Spiegelflut,
Wie Nea's seid'ne Wimper neigend
Beschattet ihres Auges Glut.

O holdes Lieb, wohin ich richte
Den trunknen Blick, ist deine Spur:
Dein Auge strahlt im Sternenlichte,
Dein Lächeln auf der blüh'nden Flur.

Was in der Schöpfung weiteu Schranken
Nur immer lieblich, hold und rein,
Bezaubernd Sinne und Gedanken,
Ist, süße Nea, Alles dein.

Wie selig wäre der Dichter, wenn ihm die Tochter des Südens folgen könnte in das Land seiner Heimath, das des Schneegeistes Fittig bedeckt, jenes lieblichen Geistes, von dem er ihr erzählt:

Seiner Schwinge Flaum ist wie die Perle so weiß,
Die leis deine Lippe deckt dort,
Und er fällt auf der Erde Grün, Liebchen, so leis,
So sanft wie auf's Herz je dein Wort.
O, flieh zu dem Land, wo er's Jahr begräbt auch
Wie gewiegt er als Kind es zuvor;
Schön sind eure Wälder und Balsam ihr Hauch,
Da der Schneegeist sie nie doch erkor!
Wie süß ihn zu schaun, wenn von Lüften gepflegt,
Den Busen der Früh' schmückend weiß,
Den Flor, gleich dem Priester Dianens, er legt
Um die Stirn dem jungfräulichen Reis.
Doch glaub' nicht, der Flor, den er breitet so kalt,
Sei ein strenger vestalischer Flor.
Nein, nein, würdest sehen, wie schnell er entwallt
Wenn dies Land je der Schneegeist erkor. *)

Doch so hohes Glück ist dem Dichter nicht beschieden. Entsagend muß er sie verlassen, nichts bleibt ihm als die theure Erinnnerung nun sein höchstes Gut, wie er ihr scheidend zuruft:

*) übers. v. Oelkers.

Es ist kein Blick, kein Wort von dir,
Das je mein Herz vergißt;
Du zeigtest keiner Locke Zier,
Flocht'st nie dein Haar schön, daß es mir
Nicht im Gedächtniß ist.

Kein leises Wort ist, das der Pracht
Des Zaubermund's entsprang,
Das nicht mit steter, tiefer Macht
Mir den bezwung'nen Sinn bewacht,
Als wär' es Himmelsgesang.

Vergäß ich nun auf einmal noch
All', was mich heimsucht so —
Und doch, du Zaubermaid! und doch
Stürb' lieber ich, eh' ich das Joch
Von der Erinn'rung floh! *)

Moore war im Jahre 1804 von Amerika nach London in der Absicht zurückgekehrt, nunmehr bleibend in England zu verweilen. Des ihm nicht zusagenden Amtes auf Bermuda hatte er sich, wie schon erwähnt, durch Bestellung eines Vertreters entledigt, welcher nach Uebereinkommen die nicht unbedeutenden Einkünfte mit dem Dichter theilen sollte. Er selbst wollte fortan nur seinem Dichterberufe leben und hatte sich deshalb auf ein reizendes Landhaus zurückgezogen, das ihm durch die Großmuth eines Gönners, des Marquis von Landsdowne eingeräumt worden war. Hier in ländlicher Stille, die er nur selten mit dem Geräusche der Hauptstadt vertauschte, genoß Moore, der sich wenige Jahre nach seiner Rückkehr von Amerika die liebenswürdige und hochgebildete Miß Betsy Dyke zur Gattin erkoren hatte, die Freuden eines glücklichen Familienlebens, und hier fand er auch die Ruhe und Sammlung, welche seine folgenden größeren Schöpfungen erheischten.

Dem Dichter, der zugleich Musiker, Sänger und Komponist war, konnten Werth und Bedeutung der Weisen und Gesänge

*) übers. v. Oelkers.

nicht entgehen, die als ein von den Vätern überkommenes, treugehegtes Gut zum Theile schon seit Jahrhunderten im Munde des Volkes seiner Heimath fortlebten. Er schreibt hierüber an die Marquise von Donegal: „Unsere Musik ist, wie schon oft ausgesprochen und noch öfter empfunden wurde, der treueste Kommentar zu unserer Geschichte. Der Ton kecker Herausforderung, gefolgt von schwermüthiger, hoffnungsloser Niedergeschlagenheit, die Ausbrüche wilder Empörung dahin sterbend in duldender Ergebung, die Sorgen des einen Augenblicks verschwunden im Leichtsinn des nächsten, diese ganze romantische Mischung von Lust und Leid, eine natürliche Frucht des Ringens eines lebhaften Gemüthes, das den Druck, der auf ihm lastet, abschütteln oder vergessen will, — alles dies sind Züge unseres Volkscharakters und unserer Geschichte, die wir in unserer Musik kräftig und wahr ausgesprochen finden; ja, es gibt so manche Weise, die man kaum hören kann, ohne einer Zeitperiode oder eines Ereignisses zu gedenken, welchem ihr Ausdruck ganz besonders zu entsprechen scheint. Gar manchmal glauben wir dann beim Klange einer Melodie, die in lebendigem Zeitmaße und hellem Tone dahinrauscht und doch hie und da von einer schwermüthigen Reminiszenz gedämpft wird, die tapfern Genossen Montrose's für ihren König dahinziehen zu sehen, obgleich ihnen die ganze Treulosigkeit Carl's und seiner Minister so wohl bekannt und ihr früheres Leiden so lebhaft im Gedächtniß ist, daß eben dadurch die Hochherzigkeit ihres Opfers noch unendlich erhöht und gesteigert wird. Carolan's klagende Weisen rufen uns zurück in das Zeitalter, in dem er lebte, als unsere armen Landsleute ihren Gott in Höhlen anbeten oder auf immer das Land ihrer Geburt meiden mußten, gleich dem Vogel, der sein Nest flieht, wenn es die Hand des Menschen durch ihre Berührung verletzt hat; und in so manchem Liede hören wir das letzte Lebewohl des Verbannten, in dessen Klagen um die Bande der Liebe, die er in der Heimath zerreißt, sich die sanguinische Hoffnung auf den Ruhm mischt, der ihn in der Ferne erwartet, — eines Ruhmes, wie

er errungen ward auf dem Felde von Fontenoy, als der Muth der irischen Katholiken das Geschick des Tages zu Frankreichs Gunsten gewandt und George II. den denkwürdigen Ausruf erpreßt hatte: „„Verflucht seien die Gesetze, die mich solcher Unterthanen berauben!““

Aber auch dieses letzte, kostbare Kleinod seines Vaterlandes sah Moore dem drohenden Untergange entgegeneilen; denn zu Grabe gegangen waren jene alten Minstrels, die vordem die Harfe der grünen Insel belebt und in früheren Jahrhunderten unter Heinrich VIII. und Elisabeth blutige Verfolgungen überstanden hatten und die Gesänge selbst drohten mit der alten Keltensprache, in welcher sie verfaßt waren, zu verschwinden. Da faßte ein Londoner Buchhändler, Power, — vielleicht angeregt durch den Erfolg der nicht volle zwei Jahrzehnte früher von Thomson mit neuen Texten herausgegebenen schottischen Nationalgesänge, zu denen Burns so viel Treffliches beigetragen hatte — den Entschluß, eine Sammlung dieser irischen Weisen mit neuen Dichtungen in englischer Sprache erscheinen zu lassen.

Ob der Plan von Power selbst ausging, oder ob, was uns wahrscheinlicher dünkt, Moore es war, welcher den Anstoß zu diesem Unternehmen gab, wagen wir nicht zu entscheiden. Gewiß aber ist, daß die sämmtlichen Dichtungen, welche den in zehn Abtheilungen in den Jahren von 1807 bis 1837 erschienenen irischen Melodieen unterlegt sind, ohne Ausnahme Thomas Moore zum Verfasser haben. Und Moore war es auch, der zur Lösung dieser Aufgabe befähigt und berufen war, wie kein Anderer. In wessen Brust hätten diese Klänge so gleichgestimmte Saiten berühren können, als in der des liederreichen Sohnes von Erin, der seit seinen Jugendjahren die Liebe und den Schmerz um seine theure Heimath still im Herzen trug und längst schon der Zeit harrte, wo er diesen Gefühlen Worte leihen durfte?

Mit der Gewissenhaftigkeit der tiefsten Verehrung ordnet sich Moore den Eigenthümlichkeiten der ihm vorliegenden Weisen unter; sie sind ihm stets die Hauptsache, der sich seine Dichtung

fügen muß, auch wenn ihr dadurch oft drückende Fesseln angelegt werden und um dem Ganzen den vollen Werth eines Nationalwerks zu erhalten, sind die Gegenstände, die er besingt, wenigstens in den ersten Abtheilungen, fast ausschließlich seiner irischen Heimath, ihren Sagen und ihrer Geschichte entnommen.

So haben Moore's irische Melodieen für sein Vaterland dieselbe Bedeutung erlangt, wie die Volkslieder von Burns für Schottland. Und doch sind sowohl die beiden Dichter selbst als auch ihre Werke so wesentlich von einander verschieden, daß sich außer ihrer begeisterten Vaterlandsliebe und ihrem Streben, den Volksgesang ihrer Heimath vom Untergange zu retten, nur wenige Vergleichungspunkte darbieten.

Burns, der schlichte Landmann, durch und durch Naturalist, der seine Lieder singt, wie der Vogel auf dem Baume in dem Idiom, an dessen Klang er von Jugend auf gewöhnt war und dessen er selbst sich unter seiner ländlichen Umgebung zu bedienen pflegte, der seine Liebe und seinen Haß in gleicher naiver Offenheit zur Schau trägt, und seine Gegner in Staat und Kirche so rücksichtslos schmäht und verspottet, als er seine Helden rühmend erhebt — und Moore, der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehende Dichter, mit dem klaren, weltmännischen Blicke, der sorgfältig alle Klippen vermeidet, welche ihn durch die politische Lage seines Vaterlands und den Druck, der auf diesem lastet, bedrohen und dem es nur auf diesem Wege gelingen konnte, ein Werk zu schaffen, das seinen Landsleuten zu Trost und Stolz gereichte und zugleich die Sympathieen der gebildeten Welt dem lange verachteten Irland zu erringen, ohne das stolze England zu verletzen, das in diesen Liedern eine Perle seiner eigenen klassischen Literatur anerkennen mußte.

Der schottische Volksdichter hatte freilich leichteres Spiel gehabt. Denn kaum war der Kampf in seinem Lande beendet, als auch schon die Hochlande und ihre Bewohner in romantischem Glanze erschienen, über den selbst der frühere Parteihader vergessen wurde. Der schottische Volksdichter durfte ohne Bedenken

aus der Geschichte seines Volkes, ja selbst aus deren jüngsten Zeitabschnitten schöpfen und jede Großthat verherrlichen, die er in ihren Annalen verzeichnet fand. Nicht so der Ire. Er war auf den halb schon der Sage angehörenden Kreis der ältesten Geschichte seines Landes angewiesen und durfte der neueren Ereignisse und Geschicke nur in allgemeinen Andeutungen und Gleichnissen gedenken, wollte er nicht seinem Vaterland ein unheilbringendes Danaergeschenk verleihen, indem er den Parteihaß steigerte, sich selbst aber Anfeindungen und Verfolgungen preisgab.

„Der Angelsachse und Kelte", sagt Macaulay in seinem großen Geschichtswerke, „sind in Schottland mit einander ausgesöhnt, während dies in Irland nie der Fall gewesen ist. In Schottland werden alle großen Thaten beider Raçen als gemeinsames Gut betrachtet; der Ruhm, der durch sie errungen wurde, ist das große Eigenthum des ganzen Landes; der alte Stammeshaß ist so vollständig erloschen, daß man sehr häufig einen Niederländer mit Wohlgefallen, ja! mit Stolz von den demüthigendsten Niederlagen reden und singen hört, die je seine Vorfahren erlitten. In welchem hervorragenden Manne der Neuzeit hatte sich wohl das Clan- und Nationalgefühl stärker ausgeprägt, als in Sir Walter Scott? Und doch mußte dieser, wenn er die Verfassung der Clane und ihre Siege feierte, ganz vergessen, daß er ein Sachse war und daß es seine eigenen Vorfahren gewesen waren, welche von den numerisch schwächeren Schaaren der durch Abstammung und Sprache von ihnen verschiedenen Hochländer in die Flucht gejagt wurden."

„In Irland ist die Fehde noch nicht ausgestritten. Die Erinnerung an die Schlachten von Newton Butler, von Cork und Waterford würde den größeren Theil der Bevölkerung mit Haß und Erbitterung erfüllen und der berühmteste irische Dichter unserer Zeit würde es für Verrath an seinem Vaterlande gehalten haben, das Lob der Sieger zu singen."

Durch diese Worte des großen Geschichtsschreibers erhalten wir genügende Aufklärung des allerdings auffallenden Umstandes,

daß Moore in seinen irischen Melodieen der Geschichte seines Vaterlandes nur in jenen fernliegenden Epochen Erwähnung thut, deren Helden, in sagenhaften Nebel gehüllt, durch keine Kunst mehr zu Leben und klarer Gestaltung erweckt werden können. Schmerzlich beklagt er selbst in seinen Liedern, daß es dem Sohne Erins nur vergönnt ist, im Stillen den Untergang seines Vaterlandes zu beweinen, dessen Geist gebrochen, dessen Stolz entflohen, das zu lieben Verrath, das zu schützen ein Todesverbrechen ist.

„Doch", fährt der Sänger fort, „ob der Ruhm auch entschwand, ob die Hoffnung auch floh,

O Erin, doch lebt ihm dein Nam' im Gesang,
In der Stunde ja selbst, wo das Herz ihm noch früh,
Denkt er dein und des Unrechtes, das dich umschlang.
Durch der Fremden Gefild soll dein Klageton flieh'n,
Ueber's Meer sei der Seufzer der Harfe entführt,
Bis die Zwingherrn selbst, die dich mit Ketten umzieh'n,
Dem Gang der Gefangenen lauschen gerührt."

Nicht immer aber sind es die Töne der Klage und der duldenden Entsagung, welche der irischen Harfe entströmen; zuweilen flackert auf's Neue ein Strahl der Hoffnung empor, freilich nur um bald darauf wieder in finstere Nacht zu versinken.

Man glaubt die Worte der verschworenen irischen Patrioten zu hören, so kecker Muth und sichere Zuversicht spricht sich in dem Liede aus

Wie die Lamp' in dem Tempel zu Kildare ein schien
Und brannte durch Zeiten voll Sturm und voll Nacht,
So das Herz, welches Leiden vergebens umzieh'n:
Sein Geist überlebt sie stets frisch und voll Pracht!
Erin, o Erin, so glänzend erweist
Durch der Sclavenmacht Thränen sich immer dein Geist.

Es fiel manch ein Volk, du bist jugendgefüllt,
Auf geht deine Sonn' erst, wenn andre schon ruhn:
Ob auch Morgengewölk deinen Morgen umhüllt',
Voller Mittag der Freiheit umstrahle dich nun.
Erin, o Erin, ob lang auch in Nacht,
Dein Stern schimmert, sank auch der Stolzesten Pracht!

Starr, ob sie auch Regen, ob Sturm sie auch traf,
Lag die Lilie schlummernd in Winter's Grau'n
Bis des Lenzes Berührung sie weckt aus dem Schlaf,
Und Freiheit und Licht auf sie segnend nun schau'n.
Erin, o Erin, dein Winter floh jetzt
Und Hoffnung, durchlebend ihn, blühet zuletzt. *)

Todesmuthig zieht der junge irische Held zum Kampfe fort aus den Armen der Geliebten, die ihn in schmerzlicher Ahnung entläßt ohne Hoffnung des Wiedersehens, nur mit der stets wiederkehrenden Bitte, ihrer zu gedenken. Es ist eines der schönsten Lieder, welches den Reihen der irischen Melodieen eröffnet:

Der Ruhm lockt dich von hinnen,
Doch selbst auf seinen Zinnen
Gedenke du noch mein!
Wenn dir mit vollen Händen
Die Menschen Weihrauch spenden,
O, dann gedenke mein!
Magst du in andern Armen
An Freundesbrust erwarmen,
Und mag dir, fern mir Armen
Die Freude süßer sein:
Doch sind die Freund' am nächsten,
Ist deine Lust am höchsten,
O, dann gedenke mein!

Wenn bei dem Abendsterne
Du schwärmest in der Ferne,
O dann gedenke mein.
Wir sahen oft ihn prangen
Wenn nachts wir heimgegangen,
Geliebter, denke mein!
Will einst der Sommer fliehen,
Und siehst du Rosen glühen,
Die letzten, die noch blühen,
Die liebsten Blumen dein,
Denk, wer in schönen Stunden
Sie dir zum Kranz gewunden,
O, dann gedenke mein!

*) übers. v. Oelkers.

Siehst du das Laub sich färben,
Verwelken, fallen, sterben —
O, dann gedenke mein!
Wenn deine Augen schauen
Zum Tanz geschmückte Frauen,
O, dann gedenke mein!
Ist bei dem Klang — sanft bebend,
Die Seele dir erhebend,
Gefühl und Herz belebend —
Nur Eine Thräne dein:
Dann werde dieser Klang dir
Ein Lied, das oft ich sang dir,
Und dann gedenke mein! *)

Doch wie ist es gekommen? was ist aus dem muthigen Jünglinge geworden? Wohl hat er den Tod des Helden gelitten, aber eitle Hoffnung des Ruhms! Die Sache, das Vaterland, für das er in den Tod ging, ist unterlegen; kein Ton des Preises, ja kaum ein Klagelaut darf sich hervorwagen und bange, mit gedämpfter Stimme singt der Barde:

O nenne ihn nicht! sanft ruh' sein Gebein,
Wo man kalt ihn und theilnahmlos senkte ein;
Im Stillen nur fließ' uns're Thräne um ihn,
Wie der nächtliche Thau auf des Grabes Grün.

Denn weint auch der Nachtthau so schweigsam herab,
Er verschönt doch das Grün auf des Todten Grab,
Und die Thräne bewirkt. wenn auch heimlich sie fällt,
Daß sein Andenken lang' in uns grün sich erhält.

Und die Helden-Jungfrau, die ihn mit so edler Entsagung zum ruhmvollen Kampfe entsandt hat —

Fern weilt sie dem Land, wo ihr junger Held ruht,
Sieht von Freiern sich seufzend umgeben,
Doch nur Thränen erweckt ihr der Drängenden Glut,
Denn bei ihm ruht ihr Glück und ihr Leben.

Und ein schauriges Lied aus der Heimath Gefild,
Das er liebte, entströmt ihrer Kehle,

*) übers. v. Wilhelm Andreä.

Doch sie All', deren Ohr es mit Wohllaut erfüllt,
Ahnen nimmer den Schmerz ihrer Seele.

Der gelebt nur für sie, ging zum Tod für sein Land,
Das nur konnte an's Leben ihn binden,
Eh' des Vaterlands Schmerz aus dem Herzen entschwand,
Wird sein Liebchen er dort wieder finden.

O bereitet ihr Bett, wo der Sonnenstrahl sinkt
Und sich rüstet zum herrlichen Morgen,
Und bescheinend ihr Grab dann herüber blinkt
Von dem Eiland der Thränen und Sorgen. *)

Solche Gesänge mit ihren in Irland allgemein bekannten und verstandenen Beziehungen zu Personen und Ereignissen, über die noch kaum ein Jahrzehnt dahin gegangen war, mußten freilich eine gewaltige Wirkung auf ein Volk äußern, das unter Druck und Verfolgung an seiner Nationalität und seiner Kirche festhielt. Wie hätte der irische Katholik gleichgültig bleiben sollen, wenn ihm in den theuren Klängen der Heimath das Lied entgegentönte, welches unter der allegorischen Anrede eines irländischen Landmannes an seine Geliebte seine eigene Anhänglichkeit an die Kirche seiner Väter in folgenden rührenden Strophen besang:

Durch Leid und durch Gefahr schmückt dein Blick mir die Bahn,
Bis Hoffnung grünt aus jedem Dorn, der mich umfah'n;
Je dunkler das Geschick, so heller war Lieb entbrannt,
Bis Schmach zu Ruhm, bis Bangen zu Thatenlust gewandt;
O! Sclav war ich, bei dir fühlt frei sich nun mein Sinn
Und segnet Leiden selbst, wodurch ich dir theuer bin.

Die feind dir, war geehrt, doch dich traf Hohn und Druck,
Wildroſig war dein Kranz, doch sie trug goldnen Schmuck;
Sie lud zu Tempeln mich, du weilst in ödem Raum,
Herr'n waren ihre Freund' und deine — Sclaven kaum;
Doch wollt' in kalter Erd' ich lieber bei dir sein,
Als frei'n, was mir nicht lieb und nicht gedenken dein.

*) überſ. v. Priem.

Hart schmäh'n dich, die gesagt, daß leicht dein Treuschwur bricht —
Wenn falsch du jemals warst, so bleich sähst du dann nicht!
Auch sagen sie: so lang dein Herz die Ketten trägt,
Sei tief auch schon darein die Sclavenspur geprägt —
O! glaub' es nicht — solch' Herz beugt keiner Kette Druck —
Wo dein Geist strahlend weht, strahlt auch der Freiheit Schmuck! *)

Moore's Dichtertalent ist vorwiegend lyrisch. Seine Lieder waren es, welche seinen Ruhm in England begründeten und sie sind auch von allen seinen Schöpfungen die sichersten Bürgen seiner Unsterblichkeit geblieben. Gleichwohl vermochten diese lyrischen Dichtungen bei der zur Zeit ihrer Entstehung verhältnißmäßig nur spärlich verbreiteten Kenntniß der englischen Sprache und bei den großen Schwierigkeiten einer auch nur einigermaßen befriedigenden Uebertragung nur langsam und allmählich auf dem Kontinente Eingang zu finden. Einem späteren Werke war es vorbehalten, dem Dichter auch in unserm Vaterlande allgemeinere Theilnahme und Anerkennung zu erwerben.

Es war dies die episch-lyrische Dichtung Lalla Rookh.

Schon um das Jahr 1812 ging Moore mit dem Gedanken um, ein größeres Gedicht in orientalischem Kostüme, wie er sich ausdrückte, zu verfassen. Freunde, denen er seinen Plan mittheilt hatte, ließen es an aufmunterndem Zuspruche nicht fehlen und ihren Bemühungen war es gelungen, die Longman'sche Buchhandlung in London zu der Zusicherung eines Honorars von 3000 Guineen für den Dichter zu vermögen, ehe sie auch nur eine Zeile des Gedichts zu Gesicht bekommen hatte, — ein schlagender Beweis für das Ansehen des Dichters, dessen Ermessen es noch überdies anheim gestellt blieb, wann das Werk in die Hände der Verleger gelangen sollte.

Allein erst im Jahre 1816 wagte Moore die Dichtung, welcher er jahrelange Vorstudien gewidmet hatte und bei deren Ausführung er mit einer beinahe ängstlichen Sorgfalt zu Werke gegangen war, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ganze Bibliothe-

*) übers. v. Oelkers.

der orientalischer Literatur hatte er gelesen und studiert; ja er hatte während jener Zeit im Geiste so ausschließlich in den fernen Ländern verweilt, welche den Schauplatz seiner Dichtung bilden sollten, daß er, nach seinen eigenen Worten, mit ihrer Scenerie, mit ihren Erzeugnissen und mit den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen ihrer Bewohner beinahe vertrauter geworden war, als mit Dingen, welche viel mehr im Bereiche seiner Umgebung lagen. Nur diesem gänzlichen Versenken in den fremden und fernliegenden Gegenstand konnte es aber gelingen, ein Werk zu schaffen, in welchem die dichterische Divinationsgabe so glänzende Triumphe feiert, wie in Lalla Rookh und das nicht allein auf Engländer und Europäer überhaupt den Eindruck eines dem Oriente selbst entsprungenen Kunstwerks macht, sondern auch in persischer Uebersetzung nach Ispahan gelangte und selbst Orientalen durch seine Treue in Scene und Kolorit bewundernde Anerkennung abgewann. In Deutschland hatte Lalla Rookh bald nach ihrem Erscheinen glänzende Aufnahme gefunden und war im Jahre 1822 am preußischen Königshofe von fürstlichen Personen in lebenden Bildern mit Gesang zur Darstellung gebracht worden. Die jüngst verstorbene Kaiserin Wittwe von Rußland, welche hiebei die Titelrolle übernommen hatte, gab durch ihren Wunsch die Veranlassung zu der ersten Uebertragung des Gedichtes in deutsche Sprache, welche der damals gleichfalls als Darsteller betheiligte bekannte Baron De la Motte Fouqué versprach und bald darauf auch ausführte.

Moore hat diese Dichtung einen „orientalischen Roman" genannt; allein der Schwerpunkt des Ganzen ist weniger in der einfach lieblichen Novelle, die gleichsam einen kostbaren Rahmen bildet, als vielmehr in den lyrisch-epischen Gedichten zu suchen, welche von dieser Erzählung umschlossen werden.

Im elften Regierungsjahre Aurengzeyb's, des Sultans von Delhi, also etwa um das Jahr 1670, — erzählt uns der Dichter — war Abdallah, König der kleinen Bucharei, der zu Gunsten seines Sohnes dem Throne entsagt hatte, auf einer Wall-

fahrt zum Grabe des Propheten nach Delhi gekommen und von Aurengzeyb mit hoher Auszeichnung gaſtfrei aufgenommen worden. Um ihre gegenſeitige Freundſchaft noch feſter zu beſiegeln, beſchloſſen die Fürſten, den jungen König von Bulgarien mit der jüngſten Tochter des Sultan's zu vermählen. Nach orientaliſcher Sitte wurden die Kinder, über welche in dieſer Weiſe verfügt werden ſollte, um ihre Einwilligung nicht befragt; es verſtand ſich von ſelbſt, daß beide ſich der von ihren Vätern getroffenen Wahl unbedingt zu unterwerfen hatten. Lalla Rookh, in unſerer Sprache „Tulpenwange", dies war der Name der Prinzeſſin, vor deren Liebreiz Leila, Schirine und Dewildee ſammt allen Heldinnen der Minneſänge Perſiens und Hindoſtans verſchwinden mußten, ſollte alsbald den Hof ihres Vaters verlaſſen und in Caſchmir ihres Bräutigams harren, welcher in dieſem reizenden Thale ſein junges Glück einige Monden lang genießen und dann erſt ſeine Königin über die ſchneeigen Hügel ſeiner Heimath zuführen wollte. Was nur die indiſche Kaiſerſtadt an Glanz und Pracht vermochte, wurde aufgeboten, um das Scheiden der Kaiſertochter zu verherrlichen, als ſich der buntblinkende Brautzug in hellem Sonnenſchein auf der Straße nach Lahore fortbewegte. Allein kaum waren die erſten Tage der Reiſe verfloſſen, als ſchon der ſtete Wechſel anmuthiger Gegenden, der anfänglich Geiſt und Sinn der Prinzeſſin gefeſſelt hatte, ſeinen Zauber verlor und weder die Laute ihrer Perſiſchen Sclavin, noch das anmuthvolle Spiel ihrer Tänzerinnen den trägen Schritt der Mittags und Abends an den Raſtpunkten langſam dahinſchleichenden Stunden zu beleben vermochte. Schon war gegen das gefürchtete Geſpenſt der Langweile, das der Prinzeſſin drohend näher und näher rückte, jede Waffe vergeblich aufgeboten worden, da erinnerte man ſich eines jungen Dichters aus Caſchmir, den der Bräutigam entgegengeſandt hatte, damit er der Geliebten die Zeit der Reiſe durch ſeine lieblichſten Erzählungen kürze. Selbſt Fadladin, der Großvezir und Kämmerer des Harems, der das Amt eines Reiſemarſchalls und Oberhofmeiſters der Prinzeſſin bekleidete, ein Mann

voll bitterer Härte und Tadelsucht, der vom Pinselstriche eines cirkassischen Augenlids bis zu den tiefsten Geheimnissen des Wissens, von der Bereitung eines Rosenkonfekts bis zur Anlage und Ausführung eines epischen Gedichtes Alles seiner unerbittlichen Kritik unterzog — selbst Fadladin konnte dem Wunsche der Prinzessin nicht widerstehen und Feramors, der Sänger, erschien im Zelte Lalla Rookh's. Ein Jüngling, beinahe in ihrem eigenen Alter, schön wie Krischna, Indiens Apoll, der Abgott der Frauen, in einfach edlem und doch überaus kostbarem Gewande tritt er vor die Königsbraut und zum Klange der arabischen Zither ertönt sein liebliches Lied. Wie im Traume entschwinden ihr nun Stunden um Stunden; versunken in der Liebe Lust und Leid, das Feramors im Gesang ihr offenbart, harrt Lalla Rookh sehnend vom Mittag zum Abende und vom Abend zum Mittag um an den Stätten der Rast seinen Tönen zu lauschen; aber kaum ist noch die Hälfte der Reise zurückgelegt, da überrascht sie ihr eigenes Herz und entdeckt, daß ihre Gefühle noch viel mehr dem schönen Sänger angehören, als seinen Liedern. Sie beginnt ihre Liebe zu bekämpfen, sie will Feramors nicht mehr sehen, seine gefahrbringenden Lieder nicht weiter hören; und doch als seine Zither zum letztenmale erklungen ist, als er selbst sich ihren Blicken entzogen hat und nun die Reise sich zum Ende neigt, als sie das Thal beweten und einziehen in der Stadt, die in einem Meere von Blumen und bunten Lichtern schwimmt, da fühlt Lalla Rookh nur zu tief, daß ihr Blick unter der drängenden Menge nur ein Antlitz sucht und daß ihre Liebe zu dem Sängerjünglinge im Verborgenen schon zu solcher Macht emporgewachsen ist, daß sie ihrem Gemahle nur noch die Treue und Ergebung der Pflicht, nimmermehr aber ein liebendes Herz entgegenbringen kann. Nach qualvoll durchwachter Nacht — denn schon auf den folgenden Morgen ist die Hochzeit festgesetzt — wird Lalla Rookh, geschmückt wie ein Opferlamm, doch strahlend im vollen Glanze ihrer Schönheit, in den goldbedeckten Saal geführt. Aber kaum hat Aliris, der jugendliche König Bucharens,

seinen Thron verlassen und die Hand seiner Braut ergriffen, als diese mit lautem Aufschrei ohnmächtig vor ihm hinsinkt. Ihr Glück war zu groß, als daß sie es so plötzlich und unvorbereitet hätte ertragen können; denn Feramors, der heimlich so heiß Geliebte, war es, der ihr als Bräutigam entgegentrat. Unter der Maske des Sängers hatte der König Buchariens seine Braut von Delhi nach Kaschmir geleitet und durch den Zauber seiner Persönlichkeit ein Glück errungen, um welches Macht, Glanz und alle Schätze seiner Krone vergeblich geworben haben würden.

So weit die in Prosa geschriebene Novelle, in welche die Dichtungen, durch welche Feramors das Herz der Prinzessin gewinnt, kunstvoll verwoben sind.

Ein düsteres Gemälde eröffnet den Reigen:

Der verschleierte Prophet von Khorassan.

Im Gau der Sonne, dort wo ihr erster Blick das Perserreich begrüßt, thront über Millionen Mokanna, der Prophet, das Antlitz umweht von dem Silberschleier, der das Auge deckt, dessen Strahl die sündhaften Sterblichen nicht zu ertragen vermöchten.

Entfaltet ist die ganze Pracht seines Divans zu einer hochwichtigen Feier.

Der junge Held, der schreitet aus der Menge,
Mit reichem Gurt und silberhellen Bogen,
Das Haupt mit Pelz bucharisch wild umzogen,
Ein Bild der Schönheit, das erbeben macht,
Des Kriegs Planet in einer Sommernacht; —
Der Jüngling, — ein Bekehrter, Schaaren werth
Von kühlerm Muth und unversuchterm Schwert, —
Er kommt, gespornt von kühnem Trieb und Wahne,
Zu schwören zu der Gottgesandten Fahne.
Trotz seiner Jugend ist dem West bekannt
Der Name Azim schon; im Streite übermannt
Eh' von der Wange noch der Flaum gewichen
Und jenseits des Olymp' in Haft der Griechen,
Verweilt er dort, bis Friede brach die Bande.

Heimgekehrt aus Hellas, deren herrliche Vergangenheit sein Herz erhoben, sieht er kaum den stolzen Wahlspruch „Freiheit der Welt“ auf Mokanna's Fahne prangen, als schon auch er zu diesem Banner schwört, um Blut und Leben der Erringung dieses höchsten Gutes dieser und der künftigen Welt zu weihen. Mit Jubel empfangen der Prophet und seine Schaaren den Heldenjüngling, dem nach kurzer Zeit der Lehre und Prüfung der weiße Turban schmücken soll, der ihn auf immer an Mokanna kettet. Auch des Propheten Harem hatte hinter seidnem Vorhange am Feste Theil genommen; versunken in den blendenden Anblick hatten die Frauen kaum die Begierde bemeistert, zu schauen, was der geheimnißvolle Schleier wohl bedecke, als plötzlich Eine von ihnen mit lautem Schreckensrufe bleich zu Boden sinkt. Zelika war es, die ihren Azim vor des Thrones Stufen knien sah, ihn, der einst ihre Seligkeit gewesen war, bis sie der Krieg getrennt und Azim mit dem Perserheere nach Thraziens Gebirgen fortgeführt hat.

Manche neue Monde waren hingegangen, zwei Sommer waren schon entschwunden, da schlägt die Trauerkunde an Zelika's Ohr: Azim ist todt! Dies ist mehr als das liebende Herz zu tragen vermag

vor den bangen Sorgen
Verblich selbst ihres Weißes junger Morgen;
Und ob sich auch die Lebenskraft ihr bald
Auf's Neu erhob mit lieblicher Gewalt,
Neu ihr Gesundheit sproß, blieb wie in Ranken
Verwirrt die Kette zierlicher Gedanken.
Warm, lebhaft, sanft, wie in des Glückes Tagen
Kehrt auch der Geist, jedoch vom Ziel verschlagen,
Ist irrend Schiff, dem alle Sterne flehn
Ihr Himmelslicht, der Leitstern nur nicht schien.
Sie lächelte, die Sonne war enthüllt,
Doch war's ein Leuchten unstet, fremd und wild;
Und wann sie zu der Laute Saiten sang,
War es Entzückung halb, halb Schmerz, was klang,
Wie Bülbüls Tönen, die wenn sie erliegt

Dem Schmerze, von des Sängers Kunst besiegt,
Sich sterbend an die Todeslaute schmiegt.

In dieser Gemüthsverfassung hat Zelika die Botschaft des Propheten getroffen, die an des Morgenlandes auserkorene Schönen erging, auf daß sie sich dem Chor der Auserwählten anschlössen, die der Prophet dem Himmel wollte weihen. Das getrübte Auge ihres Geistes vermag den Trug, die Gefahr, die sie umlauert, nicht zu durchschauen; sie wird Mokanna's Beute und mit furchtbarem Eide kettet sie der Prophet für immer an sein Geschick. In diesen Banden liegt sie gefangen, als sie bei seines Festes Glanz Azim am Throne knieen sieht. Gleich einem Blitzstrahle kehrt ihr plötzlich Vernunft und Besinnung zurück, aber nur, damit sie desto schaudernder den Abgrund erfasse, in welchen sie gesunken ist; denn noch an demselben Tage belauscht sie unfreiwillig ein Selbstgespräch Mokanna's, das ihr die ganze Bosheit und Verworfenheit des Lügenpropheten entdeckt. Vernichtet ist das Glück ihres Lebens, vernichtet nun auch ihre Hoffnung auf die Seligkeit des Himmels; denn mit schamloser Frechheit gesteht ihr der Prophet, daß seine Heiligkeit nur Trug und Schein ist und enthüllt ihr zugleich sein Antlitz, das an gräulicher Häßlichkeit selbst teuflische Fratzen überbietet.

Um aber das Maß ihrer Qualen voll zu machen, gebietet ihr der Tyrann, Azim durch die Macht ihrer Reize an seine Sache zu fesseln. Vergebens sucht sie ihrem Peiniger Widerstand zu leisten, die Mahnung an ihren Eid zwingt sie bald zum blinden leidenden Gehorsam.

Mokanna hat kein Mittel unversucht gelassen, die Sinne des edlen Jünglings zu umstricken, aber alle Künste sind an der Treue Azim's gescheitert, vor dessen Seele stets nur Zelika's Bild schwebt. Eben haben ihn die vom Propheten abgesandten Sängerinnen und Tänzerinnen beschämt verlassen, da hört er einen leisen Seufzer ertönen und gebeugt, gebrochen, ein Bild des Jammers liegt Zelika zu seinen Füßen. Im ersten Ent-

zücken des Wiedersehens beachtet Azim kaum den Zustand der Geliebten, feurig hebt er sie empor und ruft ihr zu;

Steh auf, geliebte Zelika, entzücke
Mich nur mit Einem deiner holden Blicke,
Daß d'raus dein Leben, deine Liebe strahle,
Im Glanz des Auges mindestens sich male.
Komm, steh auf deinen Azim, — ach Ein Blick
Wie einst wär' Himmel, welcherlei Geschick
Dich brachte' hieher, es war zum Heil für mich!
Und nun — die süßen Lippen regen sich —
Belebt vom Kuß sind die erstarrten Glieder,
Und ich umfaß sie, mein, ganz mein sie wieder!
O des Entzückens — jetzt, in dieser Nacht,
Wär' mir die ganze Welt zur Wahl gebracht,
Dich hätt' ich auserkoren, dich allein
Von allen Gütern, die sie kann verleih'n —
Dich hier zu haben — dich mir wieder nah,
Dich, meine beste, reinste Zelika!"

Und wirklich war's der theuren Lippen Macht,
Die von den Augen trieb die finst're Nacht,
Und wie bei'm Hauch des Lenzes nach und nach
Der Schnee vergeht, und d'runter werden wach
Azurne Blumen, öffnen starrend jetzt
Sich ihre Augen — hell — doch nicht wie letzt,
Lebendig, wild — in Lust mit Weh versetzt;
Als wenn zu liegen nur für Augenblicke
Nach seinem Herzen schon ihr Herz beglücke;
Als nähm' es ihm die Hälfte seines Harmes
Erwacht zu sein im Kreise seines Armes.
Doch als sie hörte gut und rein sich nennen
Es war zu viel — zu gräßlich das Erkennen!
Aus seinen Armen schaudernd aufgeschreckt,
Sprach sie, ihr schuldig Angesicht verdeckt,
In einem Ton, der hätt' ein Herz von Stein
Zerrissen durch sein Weh: „o Himmel — rein!"

Mit grausamer Offenheit entdeckte sie dem Geliebten ihren Fall und ihre Schande und warnt ihn vor dem argen Truge

des Propheten. Doch Azim hört nur die Stimme der Liebe, in glühenden Worten beschwört er sie, mit ihm zu fliehen, und schon vermag sie seinem Drängen nicht mehr zu widerstehen, da ertönen die furchtbaren Laute: „Dein Eid, dein Eid!“ und gewaltsam losgerissen entschwindet sie aus seinen Augen.

Der Schluß des Gedichtes führt uns in das Lager des Kalifen, der die glaubenstreuen Muselmänner um das schwarze Banner geschaart hat, um die weiße Fahne des verschleierten Propheten zu Boden zu werfen. Schon treffen sich die Heere; mörderischer Kampf entbrennt; aber die Schaaren der Gläubigen wanken und neigen sich zur Flucht vor dem wilden Anprall von Mokanna's fanatischen Horden. Da erscheint ein Jüngling in den Reihen des Kalifen, der, Alles vor sich niederwerfend, den Propheten selbst zu erreichen trachtet. Es ist Azim. Im Nu hat er das Geschick des Tages entschieden und Mokanna's Heer in die Flucht gejagt, der von Ort zu Ort gehetzt endlich mit dem Reste seiner Getreuen in einer Bergfeste eng eingeschlossen wird.

Wie nun alle Hoffnung der Rettung verschwunden ist, versammelt der Prophet das gelichtete Häufleín der Seinen und entschlossen, den Betrug bis zum letzten Augenblicke fortzusetzen, verheißt er ihnen, am nächsten Tage sein Strahlenantlitz zu enthüllen und den Feind durch die Lohe seines Blickes zu versengen. Sie selbst soll ein heiteres Mahl für den letzten Kampf stärken; aber Keiner von ihnen erblickt das kommende Frühroth, denn Mokanna hat ihnen vergifteten Wein gereicht, der Alle in einer Nacht dahinrafft. Allein ist er nun mit Zelika, die er auf seiner Flucht stets mit sich geschleppt hat. Auch sie nöthigt er den Giftbecher zu trinken, dann stürzt er sich in ein Bad von flüssigen Flammen, die ihn spurlos verzehren.

Aber zu langsam wirkt das Gift in Zelika's Adern, noch lebt sie, als die Feste erstürmt wird und um den feindlichen Speeren ein sicheres Ziel zu sein, schmückt sie sich mit dem Silberschleier des Propheten. Azim, der Erste, der die Wälle über-

singen hat, dringt ein und durchbohrt in wilder Hast den verhaßten Todfeind. Da sinkt der Schleier und zu Tode getroffen liegt Zelika in seinen Armen. Ihr letztes Glück ist es, daß die geliebte Hand ihrem jammervollen Dasein ein Ende macht und mit der Verheißung, ihrem Azim im Traume zu erscheinen, wenn es den sel'gen Geistern vergönnt ist, von ihrem Glücke den zurückgelassenen Lieben Kunde zu geben, haucht sie ihr Leben aus.

Es floß die Zeit und Jahr auf Jahre schwanden,
Und wen'ge lebten derer, die gestanden
Mit nassem Blick an jenem Trauertage
Bei'm Tod des Mädchens und des Jünglings Klage:
Als einst bei einem Grabe, dem die Wogen
Des lieblichen Amu vorüberzogen,
Ein greiser Mann, der alt geworden dort,
An diesem Grabe betend fort und fort,
Zum letztenmale kniete, und ob ihm
Der Tod gleich dunkel über ihm, doch ging
Ein Blick noch aus vom Auge, ein Entzücken
Den Tod erhellend, gleich wie wir erblicken
Am Himmelsrand den letzten Streif von Licht,
Der schwand, wo ringsum alles Nacht, noch nicht;
Im Schlummer sah' er, einem Traum vereint,
Für die er heiß gebetet und geweint
So manches Jahr, sie war herabgekommen
Und hatte sie selig, hatte er vernommen!
Für dieses dankt der Greis, als er es sah,
Und starb, wo nun dem schönen Strome nah
Er ruhig schläft bei seiner Zelika.

So sehr auch die Dichtung, welche wir so eben in kurzen Umrissen mitzutheilen versuchten, die Vorzüge der türkischen Erzeugnisse Mosen's theilt, und sich durch eine fließende und gewählte bilderreiche Sprache, durch tadellosen Versbau, reinen Reim, vor Allem aber durch eine hohe Meisterschaft in der Farbengebung auszeichnet, so vermag sie doch nicht den ungetrübten Eindruck eines ächten Kunstwerks auszuüben. Die Charaktere Azim's und Zelika's sind bei aller Vorliebe, mit der sie der

Dichter im Einzelnen gezeichnet hat, doch im Allgemeinen und Ganzen zu skizzenhaft gehalten, um den Vordergrund des Gemäldes auszufüllen und lassen eben dadurch den verschleierten Propheten nur allzusehr hervortreten, in welchem wir wohl nicht mit Unrecht eines der verfehltesten Geschöpfe dichterischen Geistes erblicken.

Es ist dem Dichter unverwehrt, Grauen und Entsetzen zu erwecken; allein so hoch er auch diese Empfindungen steigern mag, immer möge er sich sorgfältig hüten, daß sich mit ihnen auch nur das leiseste Gefühl des Ekels vermische. Gegen diese Grundlehre der Aesthetik hat aber Moore schwer gesündigt, als er seinen Mokanna schuf, jene häßliche Mißgestalt an Leib und Seele, von welcher wir uns mit um so größerem Widerwillen abwenden, als uns der Dichter ohne alle Andeutung darüber gelassen hat, wodurch das Antlitz dieses Menschen zu so schauerlicher Verunstaltung gelangt ist und wie sein Gemüth in den Abgrund der Verworfenheit versinken konnte, in welchem er sich in wahnsinniger Rachgier und wahrhaft teuflischem Behagen bewegt.

Diese räthselhafte Unklarheit, der Mangel an aller Motivirung des Außergewöhnlichen und Abnormen ist geradezu ein Fehler, der bei einem Dichter, wie Moore, wohl unser Nachdenken verdient.

Ein Blick auf die poetische Literatur Englands zur Zeit als Moore Lalla Rookh dichtete, scheint uns Aufschluß hierüber zu geben.

Es war dies die Zeit, wo das Gestirn Byron's am literarischen Horizont gipfelte; gerade in den Jahren 1812 bis 1816 waren dessen episch-lyrische Dichtungen, der Giaur, die Braut von Abydos, der Corsar und Lara erschienen, fast lauter türkische Erzählungen, welche nach Form und Inhalt derselben Dichtungsart angehörten, die Moore für Lalla Rookh gewählt hatte.

Sie konnten nicht ohne Einfluß auf das werdende Werk bleiben und gerade im „verschleierten Propheten" und in den später zu besprechenden „Feueranbetern" tritt ihre Einwirkung am sicht-

barsten zu Tage. Darum glauben wir in Moore's Mokanna eine mißlungene Nachbildung der geheimnißvollen, düstern Heldengestalten zu erkennen, welche jenen Dichtungen Byron's einen so eigenthümlichen Reiz verleihen, welche aber nur Byron allein schaffen vermochte und an deren Nachahmung jeder andere Dichter nothwendig scheitern mußte.

Doch es ist uns nicht vergönnt, uns mit dieser Dichtung hier eingehender beschäftigen zu können und wir verlassen daher dieses trübe Bild, um uns der anmuthigen Lichtgestalt zuzuwenden, die uns im „Paradies und der Peri", der zweiten Erzählung des Dichters Feramors, entgegentritt.

An den Pforten des Paradieses steht trauernd eines jener holden Wesen, welche, ähnlich den Feen und Elfen, der Sage nach in der Schöpfung eine Stufe höher als die Menschen, aber niedriger als die Engel einnehmen. Eine Peri ist es, die Tochter eines gefallenen Geisterstammes, welcher um der Sünden ihrer Vorfahren willen der Himmel bis zu ihrer Entsühnung verschlossen ist. Mit wehmüthiger Sehnsucht lauscht sie den Quellen des Lebens, welche in Eden mit melodischen Tönen dahinrauschen und unter Thränen beklagt sie das Geschick, welches ihr eine Seligkeit entzieht, vor welcher alle Wonnen des Weltalls nur einen schwachen Abglanz bieten können. Den Engel, der an den Thoren des Paradieses Wacht hält, rührt ihre flehende Klage und er verkündet ihr das Wort der Verheißung, daß

Der Peri selbst mag sein vergeben,
Die bringt empor zu Gottes Zelt,
Die schönste Gabe aus dem Leben.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes schwingt sie sich auf und geleitet von einem Strahle des erwachenden Morgens senkt sie sich auf die Erde hernieder. Wie sie nun ängstlich lauschend nach der ersehnten Gabe späht, da gewahrt sie im Lande Indien ein blutiges Schlachtfeld, bedeckt von den Leichen der Söhne des

Landes, welche vergebens die Freiheit ihrer Heimath gegen Mahmud's Schaaren vertheidigt hatten. Alle sind gefallen, nur

Ein junger Krieger hielt noch Stand,
Allein, an seines Flusses Seite,
Das Schwert zerbrochen in der Hand,
Ein letzter Pfeil nur noch zum Streite.
„Leb'", rief der Sieger, „leb' und dein
„Sind Kronen, die ich kann verleih'n!"
Stumm blieb der ungebeugte Muth,
Stumm wies der Jüngling auf die Fluth,
Gefärbt mit seines Landes Blut,
Dann sandt' er, ohne Wort im Schmerz,
Den Pfeil hin nach des Feindes Herz.
Das falsche Rohr verfehlt' das Ziel;
Es lebte der Tyrann, er fiel! —
Die Peri sah ihn dort erliegend
Und als der blut'ge Kampf zu Ende,
Auf einem Strahle niederfliegend
Empfing sie noch die letzte Spende
Des Blutes, das sein Herz vergossen,
Eh' frei sein Geist der Brust entflossen.

Jubelnd bringt die Peri dem Engel diese Gabe; aber mit getäuschter Hoffnung sieht sie sich zurückgewiesen; denn so schön und edel die Gabe auch ist, so vermag sie ihr doch die Pforte des Himmels nicht zu erschließen. Hin nach dem Mondgebirge richtet sich nun ihr Flug, versunken in die Herrlichkeit Aegyptens nimmt sie spät erst wahr, wie dieses ganze Land dem Todeshauche der Pest verfallen ist. Mit tiefem Mitgefühle beklagt sie das harte Geschick der armen Menschen, die den Fall ihrer ersten Aeltern so schwer büßen müssen, da erblickt sie einen Jüngling, von edler Gestalt und Haltung, der einsam und verlassen des Augenblicks harrt, der auch seine letzte Lebenskraft dahinraffen wird.

Verlass'ner Jüngling! Eines wandte
Zur Freude noch sein letztes Sorgen —
Daß sie, die er seit Jahren kannte,
Und liebte und bald sein auch nannte,

Vor diesem Gifthauch war geborgen;
In ihres Vaters Fürstenhallen,
Wo kühlende Fontänen fallen,
Die Luft gesäubert durch den Brand
Von süßem Holz aus Indiens Land,
Rein ist, wie sie die Heil dort fand.
Doch sieh, — wer schleicht heran so blühend
Im melancholischen Laubengange,
Gleich der Gesundheit Botin glühend
Der Rose Pracht auf zarter Wange?
Sie ist's — fernher im Mondgefunkel
Erkannt' die Braut der junge Held,
Die eh' mit ihm sucht Todesdunkel,
Als ohn' ihn Herrschaft aller Welt!
Sie schlingt den Arm um ihn erschrocken,
Naht ihren Mund dem bleichen Mund,
Flicht ihre seegenetzten Locken
Um seines glüh'nden Hauptes Rund.

Vergebens beschwört der Jüngling die Geliebte, ihn und diesen Ort des Todes zu fliehen; mit Worten süßen Trostes und der ganzen Hingebung der Liebe pflegt sie den Sterbenden und als sich sein Auge für immer schließt, da haucht auch sie in langem letztem Kusse ihr Leben aus.

Mit banger Eile hascht die Peri den letzten Seufzer der treuen Seele:

Hoch schlägt ihr Herz bei ihrem Hoffen
Die Palme jetzo zu erreichen,
Sie wähnt das Himmelsthor schon offen,
Im Blick des Engels günst'ge Zeichen,
Schon hört in Paradieses Zweigen
Sie hell krystallner Glöcklein Ton,
Wenn sich die Bäume lieblich neigen
Im Ambrah auch vor Allah's Thron,
Sie kann die stern'gen Kelche zählen,
Die ringsher um die Seefluth blinken,
Aus deren Strand entsühnte Seelen
Den ersten Trank der Wonne trinken.

Doch wieder ist ihr Hoffen vergebens; der Engel hält das Thor verschlossen und spricht:

Treu war die Jungfrau und es malen
Ob Allah's Haupt glanzhelle Zeilen
Ihr Thun, es Engeln mitzutheilen.
Doch sieh nur, der krystall'ne Schein
Bleibt fest vor Eden. Heil'ger viel
Als die noch muß die Gabe sein,
Die dich erhebt an's sel'ge Ziel.

Mit schwerem Herzen schwebt die Peri zum drittenmale hinab zur Erde; in einem Tempel Syriens hofft sie den Zauber zu ergründen, der ihr endlich den Himmel erringen soll. Ein Kind, ein holder Knabe, spielt in rosiger Unschuld unter den Ruinen in Baalbecks Thale, als sich ein Reitersmann naht mit finsterem Blicke, auf dessen Stirne manche schwere Schuld geschrieben steht. Als fände er darin Balsam für die Qualen seines schuldbewußten Gewissens, so weilt sein Auge auf dem Kinde und wie der Besperruf erschallt von Syriens tausend Minareten und der Knabe auf die Kniee fällt und in frommer Andacht sein Gebet stammelt, da ist auch des Sünders Herz erweicht, er kniet bei ihm nieder und in sein Gebet mischen sich die Thränen tiefer, aufrichtiger Reue.

Als schon kein Sonnengold mehr schien
Lag noch das Paar auf seinen Kniee'n;
Da plötzlich strahlt ein schön'res Licht,
Denn je aus Sonn' und Stern es bricht,
Die Reuethräne lieblich an,
Die von des Sünders Wange rann.
Wohl kam es Menschen Augen vor
Wie Nordlicht oder Meteor, —
Doch die entzückte Peri sah:
Ein Engelslächeln kam so nah
Herab, die Thräne zu begrüßen,
Die Eden's Thor ihr soll erschließen.

TAYLOR INST. OXFORD

Der Kampf ist aus, der Himmel erstritten, errungen durch die Reuethräne des Sünders, welche die Peri als schönste Gabe darbringt und unter Jubelgesang fliegt sie dem Ziele ihres Sehnens zu.

Der Ausspruch des strengen Kritikers Fadladin, daß sich diese leichtere Dichtungsart zu den großen Werken des Geistes verhalte, wie Goldfiligran von Zamara zu den ewigen Baudenkmalen Aegyptens, ist nicht ohne alle Berechtigung; aber zierliche Filigranarbeit kann in ihrer Art ein nicht minder vollendetes Kunstwerk sein, als ein großartiges Gebäude in der seinigen; kommt es ja doch vor Allem nur darauf an, daß das Werk die seiner Gattung entsprechende größtmögliche Vollendung erreiche. Dies ist aber dieser kleinen, einfachen Dichtung unzweifelhaft gelungen und wir dürfen wohl behaupten, daß Niemand, der dieselbe zumal in den für jede Uebersetzung unerreichbar schönen Versen des Originals liest, sich eines tiefen, gemüthlichen Eindruckes wird entschlagen können.

Die großartigste und bedeutendste der in die Novelle Lalla Rookh verwebten poetischen Schöpfungen ist aber unstreitig die hierauf unter dem Titel „die Feueranbeter" folgende Dichtung.

Moore hatte bereits eine Reihe von Gedichten, welche seinem orientalischen Romane eingefügt werden sollten, begonnen und unvollendet wieder bei Seite gelegt; schon drohte eine Muthlosigkeit, die ihn am Gelingen zweifeln ließ, das ganze Werk in Frage zu stellen, als er auf den Gedanken gerieth, die schweren Kämpfe der Gheber oder Feueranbeter des alten Persiens gegen ihre stolzen muhammedanischen Ueberwinder zum Gegenstande einer erzählenden Dichtung zu machen. „Von diesem Augenblicke an", berichtet er, „erfaßte mich auf's Neue ein tiefes Interesse für meine ganze Aufgabe. Die Sache der religiösen Duldung war es wieder, die mich entflammte und der Geist, der in den irischen Melodien gesprochen hatte, fand sich bald auch im Morgenlande heimisch."

Auch hier ist es also wieder der Dichter des irischen Volkes

und Landes, der uns in allen bedeutenderen Schöpfungen Moore's entgegentritt; die Liebe zu seinem Vaterlande und der Schmerz über die Leiden desselben sind es, welche auch hier wieder den Grundton bilden.

In vier Abschnitten, welche durch kurze Episoden der Ereignisse auf Lalla Rookh's Reise geschieden sind, entrollt uns der Dichter ein prachtvolles Gemälde des letzten Kampfes, der mit der Vernichtung der letzten Feueranbeter endigt und in sein Verderben auch Glück und Leben eines edlen Liebespaares mit hineinrafft.

Lange schon schmachtet Persien unter der Bedrückung seiner arabischen Eroberer, aber so grausam auch bisher die Zwingherren gehaust haben, so hat es doch noch Keiner dem neu in's Land gesandten Emir Al Hassan gleichgethan, ihm,

Dem Sprossen jener Mörderbrut,
Dem Koran treu, treu grimm'gem Streite,
Verhoffend, daß Ungläub'ger Blut
Ihn nächsten Wegs zum Himmel leite!

Zugleich mit diesem Wütherich ist ein liebliches Wesen in Iran's Land eingezogen. Es ist Hinda, Al Hassan's Tochter,

Ein Mädchen, Engelbildern gleich
Im Kindheitstraum, — und dennoch reich
An Frauenschönheit, hoch und weich! —
Der Blick so rein, daß seinem Licht
Das Laster birgt sein Angesicht.
Und doch, ein jugendliches Sprüh'n,
Webt sich in heil'ger Flamme Glüh'n,
In jener Welten sel'ge Lust
Das zarte Schmachten ird'scher Brust!
Ein Wesen, halb schon gottbelebt,
Wo durch die leisen Erdenschatten
Des Himmels Strahlenkrone schwebt.
Der Sonne gleich auf laub'gen Matten
Erglänzt ihr Licht im milden Hauch,
So warm und doch so schattig auch,

Daß holder selbst das tiefe Dunkel
Sich zeigt, als lichtes Glanzgefunkel.

Eifersüchtig bewacht Al Hassan dieses Kleinod seines Herzens. Ein Thurm auf rauhem Felsen, geschmückt mit aller Pracht des Morgenlandes, aber steil und unzugänglich, umschließt die reizende Hinda, tief verborgen für das Auge jedes Mannes, bis einst der stolze Emir den Gatten für sein Kind erkoren haben haben wird.

So hat's der Vater wohl gedacht,
Als er, um nach des Tages Glut
Zu fah'n den kühlen Hauch der Nacht,
Den Thurm erbaut, hoch ob der Flut;
Gar köstlich zierend seine Räume,
Wähnt er so fest ihn als geschmückt;
Träum' nur, du weiser Schlummr'er, träume
Sieh nicht, was muth'ger Liebe glückt!
Der kühnen Liebe, die nur Wonnen
Im Sieg fühlt, mit Gefahr gewonnen,
Und die ihr schönstes Segenspfand
Am liebsten pflückt an Abgrund's Rand!
Sie höhnt die Feigen, die nur tauchen
Nach Perlen, wenn die Woge ruht!
Umtost von wildem Sturmeshauchen
Scheint ihr nur just die Perle gut
Die sie entrafft der dräu'nden Flut.

Und solch' kühne Liebe hat denn auch schon geworben um Arabiens liebliche Tochter; ein fremder Jüngling hat einst in mitternächt'ger Stunde ihre einsame Wohnung erklommen und als er die erste Furcht der Jungfrau besiegt, im Sturm ihre Liebe errungen. So manche Stunde des Glücks hat seitdem die Liebenden vereint, aber Name, Stamm und Vaterland des Geliebten ist Hinda stets unbekannt geblieben; ja manchmal, wenn zu wilder Glanz sein dunkles Augenlid erhellte

Bebt sie, ihr Herz sei hingegeben
Dem Geist, der durch die Lüfte zieht,

Doch nie mehr darf zum Himmel schweben;
Gleich jenen Engeln aller Zeit,
Die, glüh'nd vom Reiz der Erdenmaid
Und stürzend sich in's Weltgewimmel,
Um Frau'n verscherzten ihren Himmel!

Doch wann hätte so heiße, glühende Liebe, wie sie diese jungfräulichen Herzen erfüllte, nicht durch tiefes Leid zum Untergange geführt?

Wieder hat der junge Held den Thurm der bange-harrenden Hinda erstiegen, wieder schmiegt sie sich mit den süßesten Worten der Liebe an ihn, aber niemals ist er ihr so entstellt erschienen; des Auges Glut scheint geschwunden, blaß ist die Wange, gesenkt sein Blick, Alles kündet schweres Unheil. Vergebens sucht sie diesen finstern Geist zu bannen, ein einz'ger Blick verräth ihr, daß alle Hoffnung verschwunden und daß bittre Trennung ihr Loos ist. Da bricht sie in schmerzliche Klagen aus:

O, ruft sie, meine Ahnungsschmerzen!
O meines Traums Prophetenmacht!
Wir trennen uns! — Noch diese Nacht!
Solch' Glück verwelkt, mir war's verkündet! —
'S war Glanz vom Himmel, — doch es schwindet! —
Ach! schon als Kind im ersten Regen
Der Hoffnung trog mich stets mein Sinn!
Lieb' durft ich Blum' und Baum nur hegen,
So welkten sie zuerst auch hin.
Wenn ein Gazellchen ich erzog
Am dunkelsanften Blick mich labend
Und früh mir's zahm entgegenflog,
So starb's auch schon gewiß am Abend.
Nun du, mein Glück, mein Himmelsschein
Auch träumend nie war mir bewußt,
Ein schön'res Heil als dein zu sein,
Weh, daß auch du nun scheiden mußt!

Noch einmal belebt sie eine letzte Hoffnung, als sie aus des Geliebten Munde vernimmt, daß es nicht die Gefahr ist, welche

ihn abschreckt, wiederzukehren, ja daß noch kein Wagniß jemals ihn beben machte. Hat ihr ja doch der Vater stets verheißen, daß sie eines Helden Braut werden soll, unter seinen Fahnen soll er streiten, ein Sieg über jene nach heiligem Rechte verfluchten Feuerknechte soll ihm ihre Hand erringen .Da wirft der Jüngling mit wilder Geberde den Mantel ab und in der Tracht seiner Glaubensgenossen und seiner Heimath steht der Feueranbeter vor ihr. Nicht um der Liebe willen hat er jenes erste Mal Hinda's Thurm erstiegen, offen gesteht er es nun selbst und ruft ihr zu .

Dein Vater — bebe nicht — fürwahr
Der, dem dies holde Aug entflammt,
Ist heilig mir, wie der Altar,
Dem unser frommes Feuer entflammt!
Doch wiss', ihn sucht' ich jene Nacht,
Als ich von meinem Wachtboot aus,
Sah dieses Thurmes Leucht' erwacht,
Und durch der Felsenklippen Graus
Nach meiner Beute klomm! — Im Nest'
Des Geiers — ach du weißt den Rest —
Fand ich das Täubchen, weiß und rein.
Dein ist der Sieg — die Sünde dein —
Wenn Liebe mir Gedanken stahl,
Geweiht der Rache strengem Mahl.
O hätt' ich nie dich, nie geschaut!
Und o, spräch' nicht mein Herz so laut:
Welch' selig Glück uns hätt' umlacht
Ohn' jene strenge Schicksalsmacht!
Wärst du ein persisch Kind, geboren
Im Nachbarthal bei unserm Heerd,
Wir hätten gleiches Spiel erkoren,
Am selben Altar Gott verehrt —
Dann, dann, in all dem süßen Band,
Wie ein gemeinsam Vaterland
Es webt — wie schlugen unsre Herzen
Für Iran's Heil und Iran's Schmerzen!
In deiner Laute süßem Klang

Hört' ich der Vorwelt ernsten Sang
Und ahnt' aus deinem holden Blick,
Bald kehr' uns Sieg und Ruhm zurück!
Wenn der bedrängten Heimath Geist
Aus dir nun blickte, sprach' und klagte,
Wo gäb's, wenn dieser Säbel kreist,
Den Feind, der ihm zu trotzen wagte?
Weit von einander nun gescheucht
Sind wir — weit wie das Schicksal reicht!
Als Band: nur Lieb in zarter Scheu;
Als Scheidung: Heimath, Glauben, Stamm!
Nur dann sind wir in Lieb uns treu,
Wenn Alles uns in Trug verschwamm.
Dein Vater — Iran's grimmster Feind —
Vielleicht auch du — nein! — Es erscheint
So lieblich nimmer ja das Hassen!
Nein, lieb bleibt dir das Vaterland
Deß', der um dich konnt' Alles lassen,
Nur nicht sein Land voll Blut und Brand!
Sehn andre Augen ungetrübt
Dort Wittwen jammern, Krieger fallen,
Du weißt, wie treu ein Gheber liebt,
Und weinst um seinethalb mit Allen!

Dies sind des Jünglings letzte Worte. Feuerzeichen flammen am Strande empor, und nach flüchtigem Lebewohl ist er aus ihren Blicken entschwunden. Ein Fall in die Fluthen schlägt an Hinda's Ohr und schreckt sie empor aus der Betäubung, in die sie versunken war. Sie wähnt ihn verloren und will gleichfalls ihr Grab in den Wellen suchen, da sieht sie des Geliebten Boot mit starken Ruderschlägen dahinfliegen:

Leicht, lieblich, weht's im günst'gen Stoß
Des Windes hin durch Mondscheinblick,
Als trüg' es Frieden nur im Schoß
Und ließ' kein brechend Herz zurück.

Al Hassan hatte sich bitter getäuscht, als er in Persien nur ein zu Boden getretenes, knechtisch unterwürfiges Volk zu finden

hoffte. Noch leben Söhne Irans, welche treu ihrem Vaterlande und dem Glauben der Väter, sich um Hafed, ihren jugendlichen Führer schaaren und die Muselmänner in täglichen Schlachten bekämpfen. Hafed war es gewesen, der den Thurm des Emir erklomm und wehe diesem, wenn er ihn in jener ersten Nacht an der Stelle seines holden Kindes gefunden hätte. Hafed ist es auch, der die Fahne der Freiheit am grünen See entfaltet und gefolgt von dem Bergvolke Kerman's, Tod und Entsetzen im Heerlager der Gläubigen verbreitet, und der, als endlich seine todesmuthige Schaar der tausendfachen Uebermacht Al Hassan's weichen muß, sich mit der kleinen Zahl seiner Helden in's Gebirge durchschlägt. Schauerlich thront ihr Zufluchtsort, eine letzte Feste der Freiheit, über'm Meere

So hoch, daß oft der Albatros
Im Schlummerflug die Mauern traf
Und, wild aufstarrt' aus luft'gem Schlaf,
Erstaunend, daß hier Menschen bauen,
Inmitten seiner wolk'gen Auen.
Landwärts trennt von den klipp'gen Thürmen —
Fest wohl selbst vor der Zeiten Stürmen —
Der Menschen Wohnungen zumal
Ein weites, tiefes Zauberthal;
So grundlos, so von Nacht umwoben,
Daß nie ein Auge drang hindurch,
Ein Raum schien's für der Geister Toben,
Die, irr aus ihrem Grab erhoben,
Tanz hielten in der Höhlenburg.

Gleich fernem Donnern drang ein Sausen
Herauf, als wie von nächt'ger Flut,
Nicht Blick, nicht Ohr weiß, ob das Brausen
Vom Meer kommt in den nächt'gen Klausen
Gefangen, ob von Feuersglut;
Denn rings stand Klipp' und Felsenhang
Auf unterird'scher Flammen Gang.

Von hier, von dem alten Heiligthume ihres Gottes aus, sollen Rachezüge zur See den Feind verfolgen, dem sie in offener

Feldschlacht nicht mehr Stand zu halten vermögen. Hier schwören sie, auszuharren, bis auch der Letzte gefallen ist.

Siebenmal schon hat sich das Dunkel der Nacht auf Oman's See herabgesenkt, seit das flüchtige Ghebernschiff der Tochter des Emir den heißgeliebten Freund entführt hat — eine qualvolle Ewigkeit für die arme Hinda, die durch jedes Schwertes Schärfe, durch jedes Pfeiles Flug nur sein Leben bedroht sieht; und als vollends am achten Morgen der Vater ihr mit freudestrahlendem, unheildrohendem Blicke verkündet, daß Verrath noch diese Nacht den verhaßten Feind seiner Gewalt überliefern werde, da sinkt sie mit bleicher Lippe und starrem Auge zu Al Hassan's Füßen. Wohl mißdeutet dieser die Ursache ihres Leidens, er ahnt nicht, daß die Liebe es ist, welche seine blühende Tochter so kläglich verwandelt hat und beschließt nur, sie eiligst aus diesem Lande voll Mord und Blut in ihre friedliche arabische Heimath zu entsenden. In Sturm und Ungewitter trägt das Schiff die willenlose, betäubte Hinda fort von Iran's Küste; sie achtet nicht auf das Brausen des Sturms, nicht auf die Welle, die sich rollend bricht am Bug, nicht auf den Schlachtruf der ihr zu Häupten ertönt. Da plötzlich bricht mit lautem Krachen das Verdeck zusammen, mit dem Rufe „Für Gott und Iran" dringen die Feueranbeter ein, und getrennt von den Ihrigen sieht sie sich in der Macht der gefürchteten Feinde. Gleich einem Traume tritt auf einmal eine wohlbekannte geliebte Heldengestalt vor sie und wehrt mit mächtiger Hand dem Andrange der Krieger, aber sogleich ist auch dieses Bild verschwommen und Ohnmacht umschleiert ihre Sinne. Wie sie erwacht, sieht sie sich auf fremdem Schiffe, nur von unbekanntem Kriegsvolke umgeben, das mit Windeseile den schauerlichen Gheberfelsen zusteuert. Schon sind sie eingelaufen in die unterirdische Höhlung, der letzte Blitzstrahl ist verschwunden und tiefes Dunkel umfängt sie,

Doch, träumt sie? Hüllt ihr, — kaum entflohn —
Die Furcht den Geist auf's Neue schon?
Wie oder kam ein süßer Ton

Durch's Dunkel flüsternd leis ihr nah:
„Muth, Lieb, Dein Gheber ist ja hier!"
Kein Traum ist's, deutlich klang es ja
Das süße Wort, dein Gheber hier!
Es ist sein Ton; sie irret nicht;
So weit der Hauch der Schöpfung geht
Ist eine Stimme nur, die spricht
So lieb, so sanft und so beredt.
Nein, eher werden Maienrosen
Verkennen ihre Nachtigall,
Entschleiernd ihren Busen, kosen
Mit Sängern aus der größern Zahl,
Als Liebe Töne mißversteht,
Darin der Liebe Athem weht.

Unter einem Sturme wechselnder Gefühle, denn in die Wonne über die Nähe des Geliebten mischt sich die Angst der Verzweiflung über das ihm heute noch drohende Verderben, gelangt Hinda beim Heiligthume der Feueranbeter an. Ein letztes schmerzlich süßes Wiedersehen folgt, als Hafed erscheint und sie in dem gefürchteten Häuptlinge ihren theuern, heißgeliebten Gheber erkennt, der von der Eroberung des Schiffes an gleich einem guten Geiste über ihr gewacht, aber sich stets ihren Blicken entzogen hatte. Erst als er verspricht, sie mit dem Scheine des nächsten Frühroths ihrem Vater zutückzusenden, da erwacht auf's Neue ihre Angst; sie weiß es ja, daß Hafed den nächsten Morgen nimmermehr schauen wird. Sie enthüllt ihm den Verrath, der ihn umsponnen hat, sie warnt ihn vor der drohenden Gefahr, sie beschwört ihn mit der ganzen Beredtsamkeit der Todesangst und Liebe, mit ihr zu fliehen, selbst seinen Glauben will sie annehmen, nur retten, retten soll er sich. Allein vergebens! Kurz wenn auch schwer ist der Kampf der Pflicht und Liebe; schon ruft sein Meerhorn mit schrillem Tone die Seinigen zum letzten Kampfe. Der Hut der Getreuesten übergibt er die bebende Hinda; noch hofft sie, er werde folgen, als schon das Boot mit ihr auf Omans Bucht dahin gleitet. Er selbst harrt mit dem

Reste seiner kleinen Schaar bei einem Ausfall der zahllos heranstürmenden Feinde. Und als nach schauerlichem Blutbade, in welchem die letzten Feueranbeter ihr Leben theuer verkaufen, er allein noch übrig ist, da schleppt er sich aus tausend Wunden blutend hin zum Altar des Sonnengottes, auf dem der Holzstoß schon bereitet steht, der den letzten Gheber verzehren soll.

Mit unverwandtem Auge späht indessen die angstdurchbebte Hinda, die Stirne an den thaukalten Mast gepreßt, nach dem Orte, wo sie den Abgott ihres Herzens in letzter Todesnoth weiß.

Doch sieh! — was schwebt am Felsenkranz?
Gilt's ein Signal? — 'S ist Fackelglanz!
Was will sein einsamliches Glimmen?
Jedwedes Auge starrt im Nu
Empor zum Altar, — Hindà, Du
Mit Augen, die schon halb verschwimmen!
Ein Augenblick, — und lodernd flog
Die Todesglut zum Himmel hoch
Und hat ein Trauerlicht verfandt
Auf Fels und Wellen nachtumschattet;
Und Hafed, als Erscheinung stand
Verklärt vor Altars Flammenflut
Hoch, schaurig, wie ein Geist der Glut
Im eignen Element bestattet!
„'S ist er", so ruft sie bebend aus, —
Doch eh' sie schweigt, sinkt er zurück,
Hoch fliegt der Grabesflammen Braus
Und hin ist ihr und Persiens Glück!

Ein Schrei, der bang noch los sich ringt, —
Dann, wie um nach der Glut zu fassen,
Von der nicht mehr die Augen lassen,
Fliegt in das Meer sie und versinkt
Tief, tief, — wo nicht mehr Angst und Schmerz
Berühren darf ihr schuldlos Herz.

Voll tiefen Mitgefühles läßt eine Peri über ihrem feuchten Grabe den Klagegesang ertönen und verheißt ihr und ihrem Helden den ewigen Ruhm der Nachwelt.

Nach dieser großartigen, sowohl in der Schilderung von Ereignissen und Charakteren, wie in der seemischen Malerei gleich vollendeten Dichtung macht der letzte Gesang des königlichen Sängers, bei allen Schönheiten im Einzelnen und ungeachtet seiner Mannigfaltigkeit im Rhythmus und Versbau doch nur den Eindruck eines anmuthigen Spielwerks, ähnlich einem harmlos heitern Lustspiel, das uns unmittelbar nach der Darstellung einer ergreifenden Tragödie geboten wird, und in schneidendem Kontraste mit den Stimmungen und Gefühlen, welche jene erweckt hat, den Nachgenuß des vorhergegangenen erhabenen Kunstwerks stört und verdirbt. Wir begnügen uns, dieses Gedicht, welches unter dem Namen „das Licht des Harems" einen Liebeszwist und dessen Versöhnung zwischen dem Sultan Selim und seiner Favoritin Nurmahal besingt, nur vorübergehend zu erwähnen, und verlassen zugleich die Dichtung Lalla Rookh überhaupt, bei welcher wir länger verweilen zu müssen glaubten, theils in Ansehung ihres poetischen Werths an sich, theils um ihres Verhältnisses zu den übrigen Dichtungen Moore's und um ihrer allgemeinen literarhistorischen Bedeutung willen, theils aber auch, um das in Deutschland wiederholt ausgesprochene Urtheil, Lalla Rookh sei lediglich eine künstliche Spielerei ohne tiefern Werth, durch die Dichtung selbst zu widerlegen.

In den Feueranbetern gipfelt die Meisterschaft Moore's auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung.

Weder zuvor noch später ist es ihm gelungen, den Kampf widerstreitender Gefühle mit so viel Wahrheit und Treue, mit solcher Glut und Zartheit zur Darstellung zu bringen.

Hafed, in dessen Brust die Liebe zum Vaterland durch die erste, feurige Liebe zu einem ebenso lieblichen als edlen weiblichen Wesen, das sich ihm ganz zu eigen gegeben, das nur für ihn und in ihm lebt, auf eine harte Probe gestellt wird, die er mit männlicher Kraft und Entsagung besteht, treu seinem Glauben, seiner Heimath und dem Gebot der Ehre und Hinda, welche Heil und Leben nur in dem Geliebten findet und Vater und

Vaterland, ja die ganze Welt über ihre Liebe und über die Gefahr des theuern Hafed vergißt, sind poetische Gestalten, die sich dem Besten was je in dieser Gattung geschaffen wurde, würdig zur Seite stellen. Hier, aber auch nur hier darf Moore mit dem sonst weit überlegenen Byron in die Schranken treten.

Es ist nicht das geringste Verdienst dieser Dichtung, daß der Held und seine treue Schaar von allem Fanatismus durchaus frei gehalten sind, ein Verdienst, das um so größer erscheint, je näher gerade diese Gefahr lag, der nur ein Dichter zu entgehen vermochte, der den Fanatismus an Freund und Feind so gründlich verabscheute wie Moore.

Ein besonderes literarhistorisches Interesse gewinnt aber die Dichtung Lalla Rookh, auch abgesehen davon, daß sie zugleich mit den irischen Melodieen Moore's bedeutendste Schöpfung geblieben ist, noch ganz vorzüglich dadurch, daß sie Zeugniß gibt für den mächtigen Einfluß, den die wachsende Bekanntschaft mit der Natur, den Sitten und der Poesie des Orients in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts auf die Dichtung der Engländer und der europäischen Kulturvölter überhaupt geübt hat und der sich in der gleichzeitigen englischen Literatur allenthalben verfolgen läßt, wenn er sich auch nirgends so entschieden ausgeprägt findet, als in diesem Werke Moore's.

Es möchte aber zugleich ein schlagender Beweis sein, mit wie großem Unrechte man aus dem poetischen Kosmopolitismus mancher deutschen Dichter Besorgnisse für das deutsche Nationalgefühl abzuleiten pflegt, wenn wir gerade die größten Dichter einer Nation, welcher viel eher das Uebermaß, als der Mangel ihres Nationalbewußtseins zum Vorwurfe gereicht, denselben Weg mit fast noch größerer Kühnheit und allgemeinem Beifall betreten sehen.

Oft scheint ein eigenthümliches Verhängniß über denjenigen zu walten, welchen das Glück eine Zeit lang mehr als andern Sterblichen zu lächeln schien; jenes seltsame Spiel des Schicksals, welches außerordentliche Erfolge und Glücksfälle durch um so

schwerere Schläge gleichsam wieder aufzuwiegen trachtet, der „Neid der Götter", wie es die Alten nannten.

Auch Moore erfuhr diesen jähen Wechsel des Geschicks; denn kaum waren wenige Jahre verflossen, seit ihm die Dichtung Lalla Rookh goldene Lorbeeren gewonnen hatte, als er sich durch die Unredlichkeit seines Stellvertreters in Bermuda in eine höchst bedenkliche Lage versetzt sah. Veruntreuungen, welche jener verübt hatte, führten zu Entschädigungsforderungen gegen den Dichter, dessen Haftbarkeit für die Handlungen des von ihm bestellten Vertreters außer allem Zweifel lag und der sich bei der Höhe der Ansprüche, welche sowohl der Admiralitätshof als auch Privatpersonen gegen ihn erhoben — sie überstiegen die Summe von 6000 Guineen — gezwungen sah, England zu meiden, wenn er nicht seine Freiheit mit dem drohendem Schuldgefängnisse vertauschen wollte.

Es war im Jahre 1819 als er auf einer Reise, die er größtentheils in Begleitung des jetzigen Ministers Lord John Russell unternommen hatte, in Italien von der schlimmen Wendung seiner Verhältnisse Kunde erhielt und alsbald beschloß, dem drohenden Sturme auszuweichen und seinen Wohnsitz vorerst in Paris aufzuschlagen. Dorthin beschied er auch seine Familie und verweilte daselbst, bis er zu Ende des Jahres 1822 ungefährdet nach England zurückkehren konnte, weil inzwischen ein gütliches Uebereinkommen zwischen ihm und seinen Gläubigern zu Stande gebracht worden war.

Die Wahl gerade dieses Verbannungsortes ist bezeichnend für unsern Dichter, der die Freuden geselligen Umgangs und die Anregungen und Zerstreuungen einer Weltstadt selbst da nicht missen wollte, als ihm die Verhältnisse ein möglichst zurückgezogenes Leben aufzuerlegen schienen, und der sich nur zu gerne in die heiter belebten Kreise hineinziehen ließ, welche damals eine große Anzahl vornehmer und reicher Engländer in Paris vereinten. Daß der gefeierte Dichter von diesen mit Begeisterung aufgenommen wurde und daß ihn eben dieser Umgang zu erhöh-

tem Aufwande nöthigte, waren Umstände, die er hätte vorhersehen können, als er sich für Paris entschied. Und doch war er gerade zu seiner Zeit mehr als je darauf angewiesen, ein poetisches Stillleben zu führen; denn seine Mittel gingen zu Ende, die ihm von Freunden dargebotene Hülfe hatte er in edlem Stolze abgelehnt und sein dichterisches Talent, war daher der einzige Rettungsanker vor neuer schwerer Bedrängniß geblieben. Gleichwohl war gerade jene Zeit für Moore an poetischen Gaben nicht eben fruchtbar; die Glanzperiode seines Schaffens war mit, Lalla Rookh zu Ende gegangen und fast nur epigonenartig reihen sich an sie die „Liebesverhältnisse der Engel", die einzige bedeutendere Frucht des Pariser Aufenthalts und zugleich das letzte größere Werk Moore's in gebundener Rede.

Selten wohl ist der in einer Dichtung verkörperte poetische Gedanke mit der übrigen Lebensanschauung und Lebensführung ihres Schöpfers in grellerem Widerspruche gestanden, als in diesem Gedichte, welches der irrthümlichen Uebersetzung einer Bibelstelle seinen Ursprung verdankt.

Die Septuaginta hatten nämlich den 2. Vers im VI. Kapitel der Genesis folgendermaßen übertragen: „Und es geschah, daß die Engel Gottes sahen die Töchter der Menschen, daß sie schön waren, und sie nahmen sie zu Weibern, welche sie wollten."

Diese von den Kirchenschriftstellern übereinstimmend in das Gebiet der Sage verwiesene Version von Liebesverhältnissen der Engel mit sterblichen Jungfrauen, welche jene ihrer himmlischen Reinheit beraubten, hatte durch ein seltsames Zusammentreffen die beiden größten englischen Dichter jener Zeit, Byron und Moore, ganz unabhängig von einander zu poetischer Produktion angeregt.

Unter Moore's Händen nun gestaltete sich diese Sage zur Grundlage einer allegorischen Dichtung, in der Form nur wenig abweichend von den in die Novelle Lalla Rookh verwebten episch-lyrischen Gedichten, welche zu bildlicher Darstellung bringen sollte: „Das Herabsinken der Seele aus ihrem Zustande ursprünglicher

Reinheit, die Einbuße an Licht und Seligkeit, die sie erleidet, während sie den vergänglichen Freuden dieser Welt nachjagt und die Strafen, mit denen sowohl das eigene Gewissen, als auch die sühnende Gerechtigkeit Gottes alle Unlauterkeit und jedes übermüthige Eindringen in die Geheimnisse des Himmels heimsucht." In diesem Sinne sollte die Erzählung ein Seitenstück zu der Sage von Amor und Psyche bilden, welche nach Moore's Ansicht „ebenfalls ihren Hauptreiz der analogen moralischen Idee" verdankt.

Der Inhalt dieser Dichtung läßt sich kurz in Folgendem zusammenfassen:

Drei Engelsjünglinge, welche um ihrer Liebe zu sterblichen Jungfrauen willen vom Himmel verbannt sind, treffen auf unserer damals noch im Schmuck der Jugend prangenden Erde zusammen und beginnen einander die Geschichte ihres Falles und ihrer Leiden zu erzählen.

Der Erste war für eine Jungfrau entflammt, welche jedem zärtlichen Gefühle fremd, nur nach dem Himmel trachtete und die Liebe ihres Engels nur dazu benützte, ihm das Zauberwort abzulocken, welches die Boten des Himmels aussprechen, wenn sie sich von der Erde wieder zum Himmel aufschwingen wollen, kaum aber hat sie diese ersehnte Lösung erhascht, als sie selbst mit gläubiger Inbrunst dasselbe ausspricht und nach den himmlischen Regionen entschwebt. Vergebens versucht der Engel ihr zu folgen, für ihn hat das Wort seinen Zauber verloren, erschlafft sind seine Flügel und voll Scham und Reue sieht er sich an die Erde gefesselt.

Glücklicher und doch bejammernswerther ist der zweite Engel. Im Traume hat er sich in das Herz reizenden Lilis gesenkt und sie mit so heißer Sehnsucht erfüllt, daß sie zu ihm fleht, er möge ihr doch in Wirklichkeit erscheinen. Gerne gewährt er diese von ihm selbst so heiß ersehnte Bitte und nun beginnt ein Liebeleben, das Beiden die seligsten Stunden bereitet. Mit feurigem Wissensdurste hängt Lilis an dem Munde des Geliebten, der ihr die

Geheimnisse des Himmels enthüllt und mit strahlendem Auge verkündet sie die empfangene Lehre dem staunend lauschenden Volke. Doch nur kurz ist das Glück des liebenden Paares. Eines Abends, da sie innig vereint in einem Garten weilen, beschwört Lilis den Engel bei seiner Liebe, sich ihr in der ganzen Fülle seiner Göttlichkeit zu zeigen. Wohl durchbebt diesen eine dunkle, unheilverkündende Ahnung; allein getrübt vom Erdenduste vermag sein Blick die Gefahr nicht zu durchschauen, welche der Geliebten droht, wenn er ihr Flehen erhört. In seinem vollen Strahlenglanze tritt er vor sie, besiegt von dem Anblick himmlischer Schöne sinkt sie in seine Arme, aber noch ehe er es gewahr wird, verwandelt sich die rosige Lippe im glühenden Kusse zu Asche und ein Leichnam liegt in des Engels Umarmung. Das Feuer, das von dem Antlitz und den Fittigen des Engels flammte, hat seine ursprüngliche Reinheit verloren und ist zur verzehrenden Glut geworden, welche der holden Lilis das Leben raubt und sie zu noch viel herberem Schmerze des zerknirscht zurückbleibenden Engels dem Orte der ewigen Pein überliefert.

Gerührt durch den Schmerz, der den Engel bei dieser Erzählung durchschauert, sind seine beiden himmlischen Gefährten neben ihm auf die Kniee gesunken und flehen mit ihm die Gnade des Allmächtigen für die arme Lilis an, als plötzlich ein lieblicher Gesang aus dem nahen Walde ertönt. Es ist Nama, welche ihren Geliebten ruft und alsbald ist Zaraph, der dritte Engel, seinen Brüdern entflohen, um der holden Stimme zu folgen. Ihr Gesang war es gewesen, der ihn dem Himmel entzogen und an Nama's Seite geführt. Seitdem hat Beide das Glück reiner Liebe beseligt, von keinem Mißtone je gestört, denn nie war Nama's Herz bethört, von des Wissensdurstes eitlem Verlangen, dessen Fluch ihr ganzes Geschlecht von Eva bis zu ihr empfangen. Glaube, Hoffnung und vor Allem Liebe erfüllen ihr ganzes Herz und in Demuth tritt sie mit Zaraph vor den Herrn, um die Buße zu empfangen, die er ihnen auferlegt, denn auch die Liebe dieser Beiden ist ja ein Vergehen und muß durch Strafe gesühnt

werden. Aber dem liebenden Paare leuchtet die ewige Gnade und der milde Spruch lautet, daß

so lang bestehn
Wird grünes Land und Ocean,
Sie beide wandern hier, wo nie
Gestalt und Herz verwandeln sie;
Nach oben schau'nd zum Ziele weit,
Deß' Licht scheint fern doch sicher dort;
Pilger der Lieb! ihr Weg ist Zeit
Und Ewigkeit ihr Heimathsort.
Bedrängt indeß von all' dem Streit,
Den diese Welt der Liebe leiht:
Von Hoffnung, Wunsch, erfüllt doch nimmer,
Frost, drin die wärmsten Seufzer zeigen
Als Erdendunst sich, eh' sie steigen;
Von Zweifeln und der Qual, die immer
Ach! hier dem Glücke selber eigen.

Moore hatte diese ursprünglich für größere Dimensionen berechnete Dichtung im richtigen Gefühle der Schranken seines Talentes abgekürzt der Oeffentlichkeit übergeben, sobald er erfahren hatte, daß sein Freund Byron denselben Stoff einer dramatischen Dichtung zu Grunde gelegt habe, von welcher er fürchten mußte, daß sie sein Werk in Schatten stellen und um einen großen Theil des Erfolges bringen werde, wenn sie vor diesem erscheinen würde. Eine Vergleichung dieser beiden Dichtungen läßt auch in der That die überlegene Schöpferkraft Byron's in's hellste Licht treten.

Zwar können dem Werke Moore's mannichfaltige Schönheiten im Einzelnen und insbesondere eine hohe Formvollendung und überaus sorgfältige Ausführung nicht abgesprochen werden; allein diese Vorzüge vermögen keineswegs die Mängel einer matten, dürftigen und durchaus nicht völlig originellen Erfindung und Auffassung aufzuwiegen. Zudem haben allegorische Nutzanwendungen noch jede Dichtung an ihrem Werthe geschädigt. Sie beschränken die Freiheit des Schaffens und rauben in gleicher Weise dem Dichter, wie dem Leser und Hörer jene volle Unbe-

fangenheit, welche die einzige lautere Quelle künstlerischen Hervorbringens und Genießens bleibt. Ist nun vollends die Idee, welche allegorisch dargestellt werden soll, im Dichter selbst nicht recht lebendig geworden, so äußert der Eindruck des Anempfundenen, Aeußerlichen und Gemachten unfehlbar seine störende und verstimmende Wirkung. Der Dichter wird „nie Herz zum Herzen schaffen, wenn es ihm nicht von Herzen geht.“ Und wie hätte Moore, der Nachdichter der anakreontischen Lieder, der Schöpfer von Little's Gedichten und Lalla Rookh, der Sänger der Freiheit und der Liebe mit recht inniger Ueberzeugung in der Liebe zu den Töchtern der Menschen ein Vergehen erblicken können, für welches selbst Engel gerechte Strafe leiden.

Wie anders gestaltet sich derselbe Stoff unter der Schöpferhand Byron's!

Während Moore die Liebe zu erniedrigen scheint, indem er in ihrem Gefolge nur Reue und Buße erscheinen läßt, hat Byron in dem lyrischen Drama „Himmel und Erde“ eine Apotheose der Liebe geschaffen, jener allgewaltigen Leidenschaft, welche das ganze Wesen der Liebenden erfaßt und durchdringt, und kein Wünschen und kein Hoffen, aber auch kein Bangen und Zagen mehr kennt, wenn sie nur das Ziel dauernder Vereinigung erreicht.

Byron's Engel verachten die warnende Stimme Noah's und seines Sohnes Japhet, sie trotzen dem Erzengel, der sie mit dem Zorne des rächenden Jehovah bedroht und als sich nun die Thore des Himmels aufthun und die Brunnen der Tiefe sich erschließen, um das unselige Menschengeschlecht zu vertilgen, da schweben sie mit den holden Töchtern Kain's, die ihre Liebe sich erkoren, ihren ewigen Sternen zu, um hier höhere Freuden zu kosten, als ihnen der Himmel, aus dem sie nun ob ihres Ungehorsams verbannt sind, zu bieten vermöchte.

Welch' ein Unterschied in den Werken beider Dichter! Aber freilich, Byron schöpfte aus der tiefsten Tiefe seines Herzens, indem er diese Dichtung schuf, leidenschaftlich erregt von dem

bebenden Glücke einer gefahrumdrohten Liebe, der letzten seines Lebens und der einzigen, welche ihn wahrhaft beseligte; Moore dagegen war mit bedächtiger Reflexion daran gegangen, mitten unter den Zerstreuungen seines Pariser Aufenthalts eine Allegorie zu dichten, welche mit den Gefühlen, die ihn bewegten, in keinem Zusammenhange stand.

Den wahren Inhalt seines Denkens und Fühlens hat aber Moore, abgesehen von einigen wenigen Jugendgedichten, nur in den Werken ausgesprochen, welche seiner Vaterlandsliebe und den Geschicken Irlands ihren Ursprung verdanken; nur sie sind in glühender Begeisterung seinem Herzen entquollen; in ihnen allein ist er ein wahrhaft großer Dichter.

Fast in allen seinen übrigen Dichtungen dagegen ist es nur reflektirtes Licht, das uns entgegenleuchtet; hier finden wir überall viel des Angeregten, des An- und Nachempfundenen, des ursprünglich Geschaffenen aber nur wenig, und wenn gleichwohl auch hier nicht selten durch überraschende Schönheiten unsere Bewunderung und unser Urtheil eine Zeit lang gefangen genommen wird, so ist es doch immer nur die Formvollendung und überaus feine Receptivität des Dichters, durch welche der Mangel urkräftiger Produktivität gewandt verdeckt wird.

Aber nur wenn er die Phasen des eigenen Lebens und Fühlens und die höchsten Fragen, die die Menschenbrust bewegen, künstlerisch zu bewältigen trachtet, erfreut sich der Dichter der bleibenden Jugend und Zeugungskraft des Geistes, während die ohne innere Nothwendigkeit, willkürlich auf äußerlich bleibende Objekte gelenkte Produktionskraft vor der Zeit schwindet und erlischt.

Bei keinem größeren Dichter hat sich dies so schlagend bewährt, als bei Moore.

Noch einmal will er die Kräfte in einem größeren Gedichte versuchen. Aber das in gereimten Versen begonnene Werk bleibt Bruchstück und der Dichter nimmt den Stoff erst später wieder

auf, um ihn in dem 1827 erschienenen Roman in ungebundener Rede zu vollenden.

Eine gedehnte Selbstbiographie des Helden erzählt uns, wie Alciphron, ein junger Athener, Anhänger und trotz seiner Jugend bereits Oberhaupt der Sekte Epicurs, zur Zeit Kaiser Valerians seine Vaterstadt verläßt und nach Aegypten zieht. Dort hofft er den Zaubertrank der Unsterblichkeit zu finden. Lange schon hat er vergebens gesucht, da führt ihn der Zufall in das Innere einer Pyramide und hier erblickt er tief im unterirdischen Gemäuer ein Mädchen am Sarge ihrer Mutter stehend. Der erste Anblick genügt, um ihn in heißer Liebe entbrennen zu lassen. Fromme Scheu hält ihn ab, ihr schon an diesem Orte zu nahen; sie entfernt sich, ohne ihn bemerkt zu haben, und fortan bleibt ihm ihre Spur verloren, bis er fast willenlos und ohne Hoffnung sich in einen jener unterirdischen Tempel locken läßt, in welchen die geheimnißvolle Macht der Isispriester waltet. Mit dem ganzen Apparate der Zauberflöte, der hier in breiter Ausführlichkeit dargestellt ist, wird er den mystischen Prüfungen unterworfen und zur Einweihung in den Geheimbund vorbereitet. Aber noch im letzten Momente bevor er die Weihe erlangt, trifft er die geliebte Alethe und vernimmt aus ihrem Munde, daß die Lehre dieser Priester mit allen ihren Wundern auf eitel Trug und Blendwerk beruhe. Alethe selbst ist heimlich Christin, sie sehnt sich fort aus diesen unheiligen Heiligthümern und flieht mit Alciphron auf einem Nilboote in's Gebirge von Thebais zu Melanius einem Einsiedler. Hier wird Alciphron in die christliche Offenbarungslehre eingeweiht, doch ehe noch seine Bekehrung vollendet ist, bricht eine blutige Verfolgung über die junge Gemeinde herein, welcher Melanius und Alethe zum Opfer fallen. Vergebens waren alle Rettungsversuche Alciphon's, denn Alethe selbst ringt mit heiligem Feuer nach der Märtyrerkrone, die sie auch erlangt, nachdem ihr noch kurz vor ihrem Tode Stärkung und Trost durch die Bekehrung des Jünglings geworden ist, dem sie in reiner, geistiger Liebe vereint war. Alciphron

aber führt noch viele Jahre ein fromm beschauliches Leben in der Wüste, bis ihn die Glaubensverfolgung unter dem Kaiser Diocletian trifft und er in hohem Alter sein Leben in den Kupferminen von Palästina endigt.

Zu beurtheilendem Eingehen auf diesen Roman mangelt hier der Raum und wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß die in demselben enthaltenen vortrefflichen Schilderungen des Landes Aegypten hauptsächlich dem Verkehr unsers Dichters mit Alexander von Humboldt während seines Pariser Aufenthaltes und den Mittheilungen dieses großen Todten unserer Nation ihren Ursprung verdanken.

Noch haben wir eine Richtung der dichterischen Thätigkeit Moore's in's Auge zu fassen, die wir bisher absichtlich nicht berührten, obwohl sie der Dichter beinahe vom Beginne seiner Laufbahn an mit großer Vorliebe gepflegt und durch sie kaum eine geringere Popularität erlangt hat, als durch seine größten Meisterwerke.

Es sind dies seine satyrischen Gedichte.

Hier zeigt sich sein sprudelnder Humor und stets schlagfertiger Witz im glänzendsten Lichte, wenn auch vermöge seiner eigenen heitern Lebensanschauung selbst seine Satyre einen mehr heiter gutmüthigen Charakter beibehält und sich weder zu der ernsten sittlichen Entrüstung der Alten erhebt, noch den tief verwundenden Stachel Byrons, Leigh Hunt's oder Gifford's besitzt. Gleichwohl müßten wir fürchten, zu ermüden, wollten wir hier Moore's satyrische Gedichte näher besprechen.

Die politische Satyre — und die Satyren der Engländer sind fast ohne Ausnahme politisch — verliert zugleich mit dem Verschwinden der Zustände, welche sie geißelt, ihren Hauptreiz. Schon die nächstfolgende Generation, welche den Druck, gegen den sich ihr Stachel gekehrt hatte, nicht selbst erlebt und gefühlt hat, vermag sich kaum mehr vollständig in das Gefühl ihrer Väter zu versetzen, welches damals in den Worten des Dichters seinen beredtesten Ausdruck gefunden hat. Gehört nun der Sa-

theiler noch vollends einer fremden Nation an, so ist das Interesse an seinen Werken noch viel beschränkter und wir begnügen uns daher, von den vielen satyrischen Dichtungen Moore's, welche in die Jahre von 1802 bis 1824 fallen, nur die bedeutendsten zu nennen. Es sind dies die unter dem Pseudonym Thomas Brown des Jüngeren erschienenen „Aufgefangenen Briefe des Zweipfennig-Postbeutels" und „die Familie Fudge in Paris", von denen jenes im Jahre 1812 veröffentlicht wurde und in kurzer Zeit 14 Auflagen erlebte, während dieses zu gleicher Zeit wie die „Liebesverhältnisse der Engel" in Paris verfaßt und im Jahre 1822 herausgegeben worden war.

Die innern Zustände Englands waren seit der Regentschaftsübernahme des nachmaligen Königs Georg IV., als Castlereagh an der Spitze des Ministeriums stand und Eldon als Kanzler die oberste Rechtspflege ausübte, in einen Zustand gerathen, in welchem das Wort des Römers difficile est satyram non scribere wieder einmal Wahrheit geworden war. Jede freiere Regung in Staat und Kirche ward ängstlich niedergehalten und verfolgt und doch gaben bei aller Heuchelei und Scheinheiligkeit die Hof- und höchsten Regierungskreise das größte öffentliche Aergerniß. Wir erinnern nur an den Prozeß der Königin Caroline und an Castlereagh's Selbstmord. Die Freiheit der Presse existirte nur dem Namen nach und wenn wir der Thatsache gedenken, daß Leigh Hunt im Jahr 1811 in den Tower gesetzt wurde, weil er geschrieben hatte, „von allen Monarchen seit der Revolution wird der Nachfolger Georg's III. die günstigste Gelegenheit haben, sich populär zu machen", und daß derselbe Schriftsteller im Jahre 1812 wiederum eine Bestrafung und zwar diesmal zu zweijährigem Gefängnisse erlitt, weil er den Prinzregenten einen „korpulenten Mann von 50 Jahren" genannt hatte, so finden wir es begreiflich, wie jüngst ein greiser englischer Schriftsteller, der jene Zeit mit durchlebt hatte *), die damalige Re-

*) J. C. Trelawney.

gierung England's mit dem Regimente der Bourbonen in Neapel vergleichen konnte.

Unter solchen Umständen waren freilich selbst minder bedeutende Dichter des ungetheilten Beifalles gewiß, wenn sie Personen und Zustände in den Bereich ihrer Satyre zogen.

Nur selten erweitert Moore das Feld seiner Satyre, indem er über das Gebiet der Politik hinausgreifend die Laster und Verkehrtheiten seiner Zeitgenossen zum Gegenstande des Spottes macht, wie er dies in der komischen Oper „das Parlamentsmitglied oder der Blaustrumpf" und in der bereits erwähnten „Familie Fudge", zu Deutsch etwa „Windbeutel", gethan hat.

Mit unübertrefflichem Humor ist uns hier das Leben einer englischen Familie von nicht eben musterhaftem Charakter in Paris geschildert.

Herr Fudge, ein schwachköpfiger, charakterloser Emissär des Ministers Castlereagh, der für Geld und Auszeichnungen zu Allem bereit ist, soll die Stimmung in den verschiedenen Kreisen der französischen Hauptstadt beobachten, ist aber dieser Aufgabe nicht entfernt gewachsen und liefert daher die verkehrtesten Berichte. Der Sohn Robert, an der Gränze zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter angekommen, kennt keine höhern Genüsse, als die Freuden der Tafel und stellt deßhalb in seinen Briefen ausschließlich kritische Betrachtungen über die Vorzüglichkeit der Pariser Restaurationen an; sein Hofmeister, der Irländer Phelim O'Connor, schwärmt indeß für den verbannten Napoleon und für die irische Reform und endlich Fräulein Biddy, Robert's ältere Schwester, in deren Briefen fast ausschließlich Toilette und Heirathen Raum finden, glaubt das Herz eines fremden Kavaliers erobert zu haben, in welchem sie zuerst bescheiden genug den incognito reisenden König von Preußen, dann einen Oberst der französischen Armee vermuthet, der aber am Ende vor ihren Augen hinter seinem Cadentische Cambric ausnißt und sich als der ehrsame Leinwandhändler Calicot entpuppt.

Den satyrischen Werken Moore's schließen sich in gewissem

Sinne die im Jahre 1824 in Prosa geschriebenen Memoiren des Kapitän Rock an.

Wieder sind es die Leiden und Bedrückungen seiner irischen Glaubensgenossen, für die er in die Schranken tritt; aber was er im Gedichte nur andeuten oder allegorisch darstellen konnte, das wird hier mit klaren Worten ausgesprochen und einzeln hervorgehoben.

Der Hauptmann Rock, eine in Irland wohlbekannte mythische Person, tritt hier gewissermaßen als Repräsentant des katholischen Irland auf und erzählt die Geschichte seines Vaterlands vom Beginne unserer Zeitrechnung an. Bei der Periode der englischen Herrschaft angekommen, zollt er mit bitterer, höchst wirksamer Ironie allen Mißgriffen der Regierung und der herrschenden Partei die unbedingteste Anerkennung, da sie stets nur in seinem Interesse gewirkt und durch die unablässige Steigerung des Mißvergnügens am meisten dazu beigetragen habe, die Macht und den Einfluß seiner Familie, als der unverbesserlichen Rebellen und Feinde der bestehenden Ordnung, zu stärken und zu vermehren.

Je mehr sich aber die Schilderung der Gegenwart nähert, desto weniger vermag, von den Gefühlen der Entrüstung überwältigt, der Dichter den ironischen Standpunkt festzuhalten; der Hauptmann Rock tritt mehr und mehr in den Hintergrund, bis er zuletzt gänzlich verschwindet und eine vernichtende Kritik der irischen Zustände den Schluß des Ganzen bildet.

Moore's dichterische Schöpferkraft hatte sich, wie wir bereits hervorgehoben haben, in ungewöhnlich frühen Jahren entfaltet, hatte aber auch in verhältnißmäßig früher Zeit wieder zu versiegen begonnen. Schon in den zu Anfang der zwanziger Jahre entstandenen Werken vermissen wir die Frische und Kraft des Genius, der im Beginne des männlichen Alters seinen Rang unter den ersten Dichtern Englands und der neueren Zeit überhaupt errungen hatte. Mit dem Romane „der Epikuräer", also kaum 48 Jahre alt, beschloß Moore eine Reihe seiner größeren poetischen Werke. Zwar wurden die irischen Melodieen bis zum

zum Jahre 1834 fortgesetzt, auch entstanden bis gegen das Ende der dreißiger Jahre noch zahlreiche lyrische Produkte, welche leider ohne strenge Wahl und Selbstkritik in die Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen wurden; aber verschwunden war der Hauch, der seine Jugendgedichte belebt hatte, es waren zum größten Theile nur schwache Nachklänge zu den Melodien, die einst durch die Saiten seiner Leyer gerauscht hatten. Er selbst mochte fühlen, daß die Schwingen seiner Muse erschlafft waren; denn er wandte sich nun fast ausschließlich biographischen Werken zu. So entstanden sein Leben Sheridan's, sein Leben Lord Byron's und als letztes Werk im Jahre 1840 seine eigene, freilich nur sehr skizzenhaft gehaltene Selbstbiographie.

Ohne auf diese Werke, deren Besprechung überdies außer dem Bereich unserer Aufgabe liegt, da wir es nur mit dem Dichter Moore zu thun haben, näher einzugehen, glauben wir doch noch mit wenigen Worten der persönlichen Beziehungen zwischen Byron und Moore Erwähnung thun zu sollen.

Ihr erstes Begegnen war feindlich gewesen.

Byron hatte Moore in seiner Satyre „Englische Dichter und schottische Regensenten" dem Spotte preisgegeben, indem er eines vereitelten Zweikampfes zwischen diesem und dem gefürchteten Kritiker Jeffrey mit dem Bemerken gedachte, daß beide nur blind geladene Waffen geführt hätten. Diese Behauptung beruhte auf einem Irrthum und Moore glaubte daher, seinen in Zweifel gezogenen Muth durch eine Herausforderung an seine Lordschaft beweisen zu müssen. Allein Byron erhielt den Brief mit der Forderung erst als er im Jahre 1811 von seiner orientalischen Reise nach Hause zurückgekommen war. Die inzwischen abgelaufene Zeit von anderthalb Jahren erleichterte die Bemühungen vermittelnder Freunde und so gelang es, die Sache in einer für beide Theile ehrenvollen Weise beizulegen.

Von diesem Augenblicke hatte sich zwischen den beiden Dichtern ein Freundschaftsband geknüpft, das beruhend auf gegenseitiger Anerkennung und Achtung, bis zu Byron's Tod währte.

Ein reichhaltiger Briefwechsel, den Moore so weit er aus den Briefen seines Freundes bestand, in seiner Biographie dieses Letzteren veröffentlicht hat, gibt Zeugniß, welche hohe Meinung Byron von dem Talente Moore's hegte und welchen Werth er auf dessen Urtheil zu legen pflegte.

Wahrhaft rührend schilderte Moore selbst die Aufnahme, die er auf seiner italienischen Reise im Jahre 1819 auf der Villa La Mira bei Venedig bei Lord Byron fand; wie dieser sich von seiner geliebten Teresa, — der Gräfin Guiccioli —, welcher damals seine ganze Zeit gewidmet war, einen Abend erbeten und diesen mit dem Freunde nach alter Weise und in schmerzlich-süßer Erinnerung an die Tage der Heimath und die Freuden London's da beide noch die Helden des Tages in den fashionablen Gesellschaftskreisen gewesen waren, zugebracht habe.

Aber dennoch würden wir irren, wollten wir die gegenseitigen Beziehungen der beiden britischen Dichter mit dem edlen Bunde geistig verklärter Freundschaft vergleichen, der unsere beiden deutschen Dichterfürsten vereinte.

Die poetischen Genien des durch und durch subjektiven, innerlich tief erregten Byron und des reflektirenden, receptiven Moore waren zu verschieden geartet, um einander Anregung und Förderung bringen zu können. Darum hat auch Moore's Muse auf Byrons Dichtung keinen, Byron aber auf Moore nur vorübergehenden Einfluß geübt, der einzig in den oben erwähnten Dichtungen zu Lalla Rookh wahrnehmbar wird. Auch können wir uns der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß Moore in seinem Freunde eben so sehr dem Pair von England als dem großen Dichter huldigte; denn Moore fühlte sich von dem Klange aristokratischer Namen sein Leben lang mehr denn billig angezogen und ließ sich durch seine Verehrung zuweilen zu einer Nachgiebigkeit hinreißen, die dem Charakter des Mannes nicht eben zur Ehre gereicht. Dies war namentlich nach Byron's Tode dessen Verwandten gegenüber der Fall.

Byron hatte ihm bei seinem Besuche auf La Mira, wohl in

einem Vorgefühle seines nahen Todes, das Manuscript seiner Memoiren, das er zartfühlend als ein Geschenk für einen im Kindesalter stehenden Sohn Moore's bezeichnete, mit der Bitte anvertraut, dasselbe nach seinem Tode zu veröffentlichen, da hier so manches Dunkel aufgehellt, so manche Anklage widerlegt sei, auf welche er während seines Lebens nicht habe antworten wollen.

Gleichwohl glaubte Moore, als Byron wenige Jahre später in Missolunghi gestorben war, dem Willen der lebenden Verwandten mehr Achtung schuldig zu sein, als dem Wunsche seines todten Freundes nnd übergab dieses kostbare, unersetzliche Vermächtniß den vernichtenden Flammen.

Dieses schwere Unrecht an den Manen des Freundes und an seinem eignen guten Namen vermag die mit Wohlwollen geschriebene Biographie Lord Byron's um so weniger zu sühnen, als durch diese Handlung Moore's Glaubwürdigkeit eine schwere Einbuße erlitten hatte.

Mit dem Jahre 1840 hat Moore seine schriftstellerische Thätigkeit beendigt, wenigstens ist aus späterer Zeit kein Werk von ihm bekannt geworden.

Seinen späteren Jahren war die Sonne untergegangen, die ihne einst so hold gelächelt hatte und trübe nahte ihm der Abend des Lebens. Zwar war sein Alter durch bedeutende Honorare seiner letzten Werke und durch eine Staatspension, die ihm Lord Russell erwirkt hatte, äußerlich sorgenfrei, auch war ihm die geliebte Gattin seiner Jugend bis zum Tode treu vereint geblieben, aber seine vier Kinder waren theils in blühender Jugend, theils im kräftigen Mannesalter vor ihm zu Grabe gegangen und dem Greise selbst erlosch allmählig die Leuchte des Geistes.

Ein Gehirnleiden hatte ihn befallen und sein Tod machte am 26. Februar 1852 nur einem Zustande ein Ende, der seit mehreren Jahren lediglich ein trauriges Vegetiren der animalen Lebenskräfte genannt werden konnte.

Da klang es denn gleich einer düstern Prophezeihung herüber in sein Alter, was er einst in den Tagen der Jugend gesungen hatte:

Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geschwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach;
Wenn sein Herz zuerst entsagen muß
Seinen Träumen, bunt und hoch,
Dann wäre jäher Tod Genuß,
Denn was bringt das Leben noch?

Sinkt die Sonn' in Afrika, dann bricht
Plötzlich die Nacht herein;
So müßte, stirbt der Liebe Licht,
Auch vollbracht das Leben sein!
Nicht ein nord'scher Tag, durch Dämm'rung trüb
Fortglimmen und verziehn,
Ein Feuer, von dem nur Asche blieb,
Ein Schimmern, doch kein Glüh'n!

Kaiser Friedrich Rothbart im Untersberg und der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Von Dr. Paul Merkel. *)

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin nach jetzt:
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinab genommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Wer von Ihnen, hochgeehrte Anwesende, kennt dieses schöne Lied nicht? In wem hat es nicht die freudige Erinneruug an eine ruhmreiche Vergangenheit unsers theuern Vaterlandes wach gerufen, wen nicht schmerzlich bewegt mit dem Gedanken an seine jetzige Ohnmacht? Welches Lied endlich gibt es, das unsere Wünsche und Hoffnungen für Erhebung Deutschlands aus seiner Schmach und Verachtung mehr erregte, das ihnen kräftigeren

*) Leider hat diesen jungen Gelehrten, der körperlichem Siechthum zum Trotze durchs Knaben- und Jünglingsalter mit rastlosem Eifer der Wissenschaft oblag und in den germanistischen Studien einen Trost fand für lange Leiden, wenige Wochen, nachdem dieser Vortrag gehalten worden, der Tod hingerafft. Have pia anima!

Ausdruck gäbe? — Weil aber jeder Freund des Vaterlandes, wenn er dies Lied singt, hört, oder liest, stets fortgerissen wird von den verschiedenartigsten Empfindungen und Gefühlen, die ihn dabei ergreifen, denken wir in der Regel gar nicht an das, was dieses Lied zunächst besagt. Es verdrängt die untergelegte Deutung den ursprünglichen Sinn desselben völlig aus unserem Gesichtskreise. Und doch ist dieser Inhalt an und für sich schon unserer Betrachtung werth und führt uns, wenn wir ihm noch weiter nachgehen und seinen Ursprung verfolgen, mitten hinein in eine längst dahingegangene Welt altdeutschen heidnischen Glaubens. — Sie werden es mir also, hoffe ich, nicht ungerne gestatten, auf diesen Inhalt des Gedichtes näher einzugehen und mich an der Hand der Dichtung und Sage in's Reich der Helden und Götter begleiten.

Als das deutsche Reich, einst so angesehen und mächtig, immer mehr und mehr seiner Auflösung entgegenging und durch die Schwäche seiner Kaiser, die Selbstsucht seiner Fürsten und die Uneinigkeit der Völker seinen Feinden ein Spott und zum Spielballe der Hierarchie wurde, da blickte jeder wahre Deutsche mit Sehnsucht zurück nach den Zeiten eines Karl des Großen, Friedrich I. und anderer Häupter, da das deutsche Volk noch dem Auslande Gesetze vorschrieb und der deutsche König vom Papste um seinen mächtigen Beistand angerufen wurde. Und dieses verlangende Zurückblicken nach einem der abgeschiedenen Helden, der da komme und die entschwundene Herrlichkeit des Vaterlandes zurück bringe, hat auch in der Sage seinen Ausdruck gefunden. Diese Vorkämpfer deutscher Größe sind dem Volke nicht gestorben. Sie leben unsichtbar fort und ruhen in der Tiefe der Berge, bis der günstige Augenblick naht. Dann brechen sie mit Heeresmacht hervor, überwinden die Feinde ihres Volkes und stellen Sicherheit und Ordnung wieder her. „So ist, nach dem Glauben des Volkes, Kaiser Friedrich nicht todt, sondern sitzt heute noch verholen im Berge Kyffhäuser, und wenn die Zeit vorhanden ist, kommt er hervor an's Tageslicht. Dann

wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit werden. Zuweilen redet er mit den Leuten, die in den Berg kommen, zuweilen läßt er sich auswärts sehen. Gewöhnlich sitzt er auf der Bank an dem runden steinernen Tisch, hält den Kopf in der Hand und schläft, mit dem Haupt nickt er stetig und zwinkert mit den Augen. Der Bart ist ihm groß gewachsen, nach einigen durch den steinernen Tisch, nach andern um den Tisch herum, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung reichen muß bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal darum." Für das hohe Alter dieser Vorstellung fehlt es uns nicht an Belegen. Bereits in einem Gedichte von 1350 ist die Hoffnung auf die Wiederkehr Kaiser Friedrichs ausgesprochen, der Friede, Recht und Ordnung wiederherstellen werde. Mit prophetischem Geiste verkündet der Dichter das Herannahen eines Weltkampfes, in dem sich die beiden Häupter der Christenheit bekriegen werden. Einer wird nur darauf denken dem andern zu schaden an Gut und Leben; furchtbar wird mit Raub und Brand gehaust werden. Wenn aber kein Mensch auf Erden den Kampf mehr stillen kann, dann erscheint, von Gott gesandt, Kaiser Friedrich. Er bringt den tiefsten Frieden zurück, daß Jedermann ohne Wehr sicher herumgehen kann, und Freude kehrt wieder auf der Welt. Er zieht mit einem großen Heere von Männern und Frauen in's gelobte Land:

Er vert dart hin zum dürren pawm ân alles widerhap.
daran so lenkt er seinen schilt; er grunet unde pirt;
so wirt gewun(nen) daz heilig grap
daz nymmer swert darn(m)p gezogen wirt.

Er stellt Recht und Ordnung wieder her, unterwirft die Heiden, demüthigt die Juden, bricht die Macht der Geistlichen und beschränkt ihre Zahl, zerstört die Klöster, verheirathet die Nonnen und läßt die Mönche Landbauer werden. „Wan daz geschiht, so kument uns guotiu jär", schließt der Dichter. — Hier wird

das rettende Erscheinen des Kaisers mit einem großen Entscheidungskampfe in Verbindung gebracht. Und welcher Kampf hätte dem deutschen Dichter des 14ten Jahrhunderts größer und bedeutender sein können, als der zwischen Kaiser und Pabst, Deutschland und Welschland? Was konnte dem Deutschen dieser Zeit für die Ruhe und Wohlfahrt seines Vaterlandes nothwendiger erscheinen, als die Demüthigung des übermächtigen und stolzen Klerus? — Aber auch unsere Volkssage bringt die Erweckung des schlummernden Helden mit einer grausenhaften Entscheidungsschlacht in Verbindung, obgleich sie über die Person und den Zweck der Erscheinung des Friedefürsten sich nimmer recht klar ist.

„Bei Salzburg auf dem sogenannten Walserfeld soll dermaleinst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuh rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walserfeld steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfieng zu grünen und ein vollkommner Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen, wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann wird der Baierfürst seinen Wappenschild daran aufhängen und niemand wissen, was es zu bedeuten hat.“ — Hier erweitert sich schon die Scene. Statt des Kampfes der zwei Hauptmächte der Christenheit stehen sich hier alle Guten und Bösen gegenüber und die Schlacht endigt mit dem Siege der Guten. Der Gedanke an die nationale Wohlfahrt hat dem Streben nach dem Wohle der ganzen Menschheit Platz gemacht. Dieser Kampf aber des guten Princips mit dem bösen ist noch deutlicher ausgesprochen in einer anderen Gestalt unserer Sage, nach welcher Kaiser Friedrich im Untersberge schläft. „Wenn sein, um den Tisch wachsender, Bart zum dritten Male

die letzte Ecke desselben erreicht hat, tritt dieser Welt letzte Zeit ein. Der Antichrist erscheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht; die Engelsposaunen ertönen und der letzte Tag ist angebrochen." — Hier verschwindet der schlummernde Kaiser und seine Beziehung zu dem bevorstehenden Streite hinter dem großartigen Entscheidungskampfe, der nunmehr menschliches Maß überschritten hat. Mit diesem Vernichtungskampfe der himmlischen und höllischen Mächte sind wir aber zugleich, wie mit Einem Schlage, um 1000 Jahre zurückversetzt in die Zeit König Ludwig des Deutschen. In einem von dem genannten König eigenhändig niedergeschriebenen Gedichte erzählt der unbekannte Verfasser, was er von den weisen Männern seiner Zeit über die letzten Dinge erfahren hat. Das, leider nur in einem Bruchstücke erhaltene, Gedicht schildert den himmlischen Lohn der Frommen und die Bestrafung der Gottlosen in der Hölle, wie auch die Vorgänge des jüngsten Tages. Unter anderem findet sich dort die Beschreibung eines Kampfes zwischen Elias, der für das ewige Leben streitet, und dem Antichrist, welcher für den Satan zu Felde zieht. Die betreffende, überaus poetische Stelle lautet wie folgt:

Das hört ich erwähnen die Weisen auf Erden,
Da solle mit dem Antichrist Elias streiten.
Der Wolf ist gewaffnet; da wird gestritten.
Die Kämpen sind so kraftvoll, der Kampfpreis ist so groß!
Elias streitet um das ewige Leben,
Er will den Rechtliebenden das Reich bestärken:
Darum soll ihm helfen Der des Himmels Gewalt hat.
Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
Steht bei dem Satanas, der ihn versenken wird.
Darum soll er auf der Walstatt verwundet fallen,
In derselben Reise des Sieges entrathen.
Doch wird auch Elias wund werden in dem Kampfe.
Wenn dann des Elias Blut in die Erde träufet,
So entbrennen die Berge, der Bäume steht
Nicht Einer in der Erde, die Wasser all ertrocknen,
Die See verschwindet, der Himmel schwält in Lohe,

Der Mond fällt nieder, Mittelgard brennt,
Kein Felsen steht fest. Da fährt der Rachetag
In's Land mit der Lohe die Laster heimzusuchen.
Da kann der Freund dem Freunde nicht vor dem Feuer frommen,
Wenn der breite Erdgrund dann all verbrennt
Und Feuer und Licht Alles fegt und reinigt ꝛc.

In der ausgehobenen Stelle unseres Gedichtes wird allerdings nur von einem Kampfe des Elias mit dem Antichriste gesprochen, doch wie im Eingange des Bruchstückes ein Heer der Teufel und ein Engelheer sich um des Abgeschiedenen Seele streiten, so haben wir uns wohl auch den Elias und den Antichrist nicht als Einzelkämpfer zu denken, sondern als Vorkämpfer zweier gewaltigen feindlichen Heere.

So sind wir nun mit diesem Gedichte am Wendepunkt unserer Sage angekommen. Hier zeigt sich nämlich nicht nur Zusammenhang mit den späteren Volkssagen, sondern es enthält diese Dichtung ganz unverkennbar Züge, welche sich, wenn wir sie mit der eddischen Lehre vom Weltuntergange vergleichen, als Reste altheidnischer Vorstellungen und altgermanischen Glaubens erweisen. Nach dem Glauben der alten Germanen erhebt sich nämlich gegen das Ende der Welt ein gewaltiger Streit zwischen den Göttern (Asen) und ihren Feinden, den Riesen, geleitet vom abtrünnigen Loki und seinen Kindern, dem Wolfe, der die Sonne verschlingen wird, und der, die Welt im Meere umgebenden, Midgardschlange, vereint mit Muspels Söhnen, den Bewohnern des Flammenreiches, ihren Führer Surtur an der Spitze. So heißt es in der poetischen Edda:

Surtur fährt von Süden, der Riese mit dem Schwert,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter.
Steinberge stürzen, Riesenweiber straucheln,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel klafft.

Auf Seite der Götter stehen die Helden Walhallas. Ihr Führer ist Odin, der höchste Gott. In erbittertem Kampfe

fallen die Häupter beider Parteien und nur Surtur bleibt übrig, der Feuer über die Erde streut und die ganze Welt verbrennt:

Schwarz wird die Sonne, die Erde versinkt,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne,
Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

Nachdem so die Welt gereinigt ist von den durch die Sünde verderbten Bewohnern — denn auch die Götter hatte das Verderben ergriffen — taucht eine neue Erde aus dem Meere auf und wird neu bevölkert durch ein unverdorbenes Menschenpaar, das dem Brande entgangen ist. Der schuldlos gemordete Gott Baldur sammt Hödur, der ihn absichtlos getödtet, kehren aus der Unterwelt zurück und sie werden, nebst den reinen Söhnen der gefallenen Asen, ein ewiges glückseliges Leben in kindlicher Unschuld genießen.

Da werden unbesät die Aecker tragen,
Alles Böse schwindet, Baldur kehrt wieder.
In des Siegesgotts Himmel wohnen Baldur und Hödur.
Einen Saal seh ich heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhen:
Da werden werthe Fürsten wohnen
Und ohne Ende der Ehren genießen.
Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von Oben, der Alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an.

Vergleichen wir nun beide Sagen mit einander, so zeigt sich eine unleugbare gegenseitige Verwandtschaft.

Hier erheben sich am Ende der Welt die Urfeinde der Götter um mit ihnen auf Leben und Tod zu kämpfen, dort die himmlischen Heerschaaren zum Kriege mit den höllischen Mächten. Nach der Edda streitet Thor mit der weltumgürtenden Schlange aus dem Geschlechte der Riesenwölfe, im Muspille Elias, welcher auch

sonst den Donnergott vertritt, mit dem Antichriste, der im Urtexte „Warch“ genannt wird, ein Wort, das Frevler, ursprünglich aber Wolf bedeutet. Beide fallen im Gefechte, wie die Edda uns erzählt. Das deutsche Gedicht läßt beide schwer verwundet werden.

In der nun folgenden Erzählung von der Ursache des Weltbrandes weichen die Dichtungen von einander ab, jedoch scheint die Verschiedenheit der Auffassung nicht durch christlichen Einfluß hervorgerufen zu sein, sondern die altdeutsche Version gleichberechtigt mit der eddischen. Das ist aus einer Stelle des angelsächsischen Heldengedichtes Beowulf ersichtlich, nach welchem das Schwert des Helden schmilzt, sobald es mit dem Blute eines riesigen Meergeistes in Berührung kommt, wonach also dem Blute eines übernatürlichen Wesens eben so wohl verzehrende Hitze zugeschrieben wird, wie im Muspille dem Blute des Elias.

In der weitern Schilderung der Vorgänge bei der Weltzerstörung zeigt sich wieder viel Uebereinstimmung. Die Berge stürzen ein, die Gestirne fallen und Himmel und Erde gehen in Flammen auf. So weit überhaupt die alte Anschauung vom Weltuntergange sich mit dem christlichen Bewußtsein des Dichters vereinigen ließ, hat er, wie man sieht, dieselbe beibehalten. Es wurde dies nicht nur durch die mehrfache Aehnlichkeit der biblischen Lehre vom jüngsten Gericht mit dem heidnischen Glauben an die sogenannte Götterdämmerung begünstigt. Auch die im Mittelalter verbreitete legendenhafte Ausführung des Bibelwortes vom Antichrist kam hier zu statten. Mit Anknüpfung an das elfte Kapitel der Apokalypse wurde das Leben des Antichrist zu einer Legende ausgesponnen, welche eine karikirte Nachahmung des Erdenlebens des Heilandes bildet. Für unsere Geschichte sind nur die Züge von Bedeutung, daß einer der zwei Propheten, welche der Antichrist tödten läßt, Elias ist und daß der Antichrist, wie er gen Himmel fahren will, von dem Cherub mit flammendem Schwert zurückgeworfen und von den Teufeln in die Hölle gestürzt wird.

Wie schwer ein deutscher Dichter in den ersten Zeiten nach der Bekehrung der Germanen zum Christenthum bei Betrachtung der letzten Dinge sich des Gedankens an den heidnischen Weltbrand entschlagen konnte, zeigen nicht nur die im oben erwähnten Gedichte befindlichen Anklänge, sondern auch der Name, welchen die Alten der Zerstörung der Welt beilegen. Die Stelle unseres Gedichtes: „Da kann der Freund dem Freunde nicht vor dem Feuer frommen", lautet im Urtexte: dâr ni mac denne mâk andremo helfan vora demo Muspille. Dieses Muspilli aber ist das Muspell der Edda, von dem es dort heißt: Vor der Schöpfung der Erde war im Süden eine Welt, Muspell geheißen; die ist hell und heiß, so daß sie flammt und brennt und allen unzugänglich ist, die da nicht heimisch sind und keine Wohnung da haben. Surtur ist er geheißen, der an der Grenze dieses Landes sitzt und es beschützt; er hat ein flammendes Schwert und am Ende der Welt wird er kommen mit Heeresmacht und die Götter besiegen und die ganze Welt in Flammen verbrennen." Selbst der Dichter der unter dem Namen Heliand bekannten altsächsischen Evangelienharmonie des neunten Jahrhunderts, der sich strenger an die Darstellung der heiligen Schrift hält, kann sich von der Erinnerung an die heidnische Vorzeit nicht so völlig losmachen, daß er sich nicht dieser altgewohnten Bezeichnung für den Weltbrand bediente. Er sagt:

mudspelles megin obar man ferid, d. i. die Gewalt des Mudspel (der Weltzerstörung durch Mudspel) bricht herein über die Menschen;

und übersetzt II. Petr. 3, 10 mit den Worten:

mutspelli comit an thiustrea naht al so thiof ferid darno mit is dâdiun, d. i. Muspel kommt in düsterer Nacht, wie ein Dieb dahergeht, heimlich mit seinen Thaten.

Wie wir aus dem Gesagten ersehen, greift die Sage von der Schlacht auf dem Walserfeld tief hinein in die deutsche Mythologie.

Doch auch der Glaube an den im Berge schlafenden Kaiser

und seine Glück bringende Wiederkunft geht auf die nämliche Quelle zurück. Als das Christenthum in Deutschland unaufhaltsam vorgedrungen war und der heidnische Glaube weichen mußte, da trösteten sich seine Anhänger mit der Hoffnung, daß ihre Götter nur zeitweilig dem siegreichen Christengotte das Feld geräumt hätten, um einst bei günstigerer Zeit wieder hervorzubrechen aus ihrem Verstecke und ihre alte Herrschaft herzustellen.

Der in den Berg verwünschte Kaiser Karl oder Friedrich, welcher von Zeit zu Zeit aus seinem Zauberschlaf erwacht und fragt, ob die Raben noch um den Berg fliegen, ist Odin (Wodan). Vor dem übermächtigen Christenthum hat er sich in das Innere der Erde zurückgezogen und harrt seiner Boten, der Raben, die ihm Kunde bringen, daß der Augenblick da sei, sein Reich zurück zu erobern und auf's Neue die Welt zu beherrschen. Wenn aber der Kaiser am jüngsten Tage hervorkommt an die Oberwelt zur großen letzten Schlacht, als Richter seinen Schild am Baume aufhängt und seinem Volke Friede und Glück zurück bringt, so weist dies hin auf den mächtigen, namenlosen Gott der Edda, den Starken von Oben, der den Streit entscheidet, Zwiste schlichtet und ewige Satzungen anordnet.

So trägt die besprochene Sage in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen die Spuren von anderthalb Jahrtausenden an sich. Ursprünglich mythologischen Kernes nahm sie später ein christliches Gewand an und erhielt endlich patriotisch-politische Deutung, ohne daß sie jedoch selbst heut zu Tage ihren Ursprung ganz verleugnete. In der Urzeit deutschen Heidenthums faßte diese Sage alles in sich, was der Deutsche an Befürchtungen und Hoffnungen hegte für die Zukunft der Menschen- und Götterwelt und ein Leben nach dem Tode. Vor tausend Jahren war sie ein Zeugniß dafür, wie tief der deutsche Geist den Christenglauben in sich aufgenommen hatte, ohne doch dabei sein eigenes Wesen aufzugeben. Im Mittelalter concentrirte sich um diese Sage das Verlangen nach Abschüttelung des Kirchenjoches und Herstellung eines christlichen Weltreiches deutscher Nation. Und

wenn in unsern Tagen Friedrich Rückerts schönes Lied erschallt, dann weckt es in allen Herzen den Wiederhall und die Sehnsucht nach der verlorenen Einheit, Stärke und Größe des Vaterlandes, dann ist es ein Gelübde der Jugend, nach Kräften mitzuwirken an diesem großen, erhabenen Werke.

Gleich einem alten Tempel steht diese Sage da, auf dessen Trümmern das obsiegende Christenthum eine Kirche errichtete, die selbst wieder in einer Zeit politischer Erregung, weltlichen Zwecken gewidmet und dann leer gelassen. die Merkmale jeder Periode ihres Gebrauches an sich trägt und auch jetzt noch des Baues erste Bestimmung ahnen läßt.

Aus dem Leben und den Briefen der Herzogin Elisabetha Charlotte von Orleans.

Von E. C. J. Altzelberger.

I.

Wie bekannt ist es eine Erbsünde des Deutschen, das ihm Eigenthümliche an Sprache, Sitte, Lebensweise, Tracht in der Berührung und Vermischung mit andern Völkern leicht aufzugeben, ja sogar eine Ehre und Freude darin zu finden, sein deutsches, ihm angebornes Wesen zu verleugnen, das Fremde für schöner, besser zu halten als das Einheimische, und Bildung gerade in der Aneignung des Geistes eines andern Volkes zu suchen. Vorzüglich ist dies seit langer Zeit im Verhältniß zum französischen Volke der Fall, und wir wissen, wie besonders von der Regierungszeit Ludwigs XIV. an eine solche Ueberfluthung Deutschlands mit Franzosenthum entstand, daß es zweifelhaft schien, ob noch irgend ein Theilchen deutschen Geistes sich irgendwo erhalten werde. Alles, Fürsten und Herren, Gelehrte und Ungelehrte, beugte sich vor der Herrlichkeit, welche von Versailles ausging, und wer nur immer konnte, rannte nach Paris, um dort seine Sitte zu lernen und des Lebens Hochgenuß zu schlürfen.

Bei dieser Hingebung, ja Wegwerfung des Deutschen an Fremdes ist es gewiß für den, welcher sich davon frei zu erhalten sucht, stets eine innige Freude, Jemanden zu bemerken, der von solcher Befangenheit, von solchem Aufgeben des eigenen Selbst wirklich sich frei zu erhalten weiß und mitten im Taumel aller Andern fest auf eigenen Füßen stehen bleibt. Aber nicht blos Freude wird uns ein solcher Anblick gewähren, sondern er wird

zum wahrhaften Erstaunen werden, wenn wir sehen, daß dieser Jemand eine Frau und zwar eine fürstliche Frau am Hofe Ludwigs XIV. ist. Welch' ein Muth, welche Seelenstärke und Ausdauer, welche Liebe und Anhänglichkeit an deutsches Wesen, welche Entsagung gehörte nicht dazu, an einem solchen Hofe nicht allein dem Eigenen treu zu bleiben und trotz aller feindseligen und spottenden Umgebung daran festzuhalten, sondern sich sogar Achtung, Anerkennung und Verehrung zu erzwingen! Diesen erquickenden Anblick, dieses ergötzende Erstaunen gewährt uns eben das Leben der Herzogin Elisabetha Charlotte von Orleans, wie es uns in ihren Briefen sie selbst vorlegt. Deßhalb habe ich denn dafür gehalten, es möchte einer verehrten Versammlung auch eine Freude gewähren, einiges Nähere über die Fürstin aus ihren Briefen zu erfahren. Sie ist ja ohnedies durch Heise's Schauspiel und Sternberg's Roman in neuester Zeit zu größerer Bekanntschaft im deutschen Volke gekommen, und ich kann nur bedauern, daß es mir nicht möglich war, zu mehreren Schriften über sie und Auszügen aus Briefen von ihr, welche schon vor langen Jahren erschienen sind, zu gelangen, um besonders über ihre Jugendjahre und die erste Zeit ihres Aufenthaltes in Paris irgend etwas Ausführlicheres geben zu können.

Ein großer Verlust für die Geschichte jener Zeit wie für die unsrer Fürstin ist jedenfalls das Fehlen jener vielen und langen Briefe, welche die Herzogin an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover schrieb, und derjenigen, welche sie von ihr empfing. Diese müssen viel wichtigere Dinge enthalten haben als diejenigen, aus welchen wir hier unsere Schilderungen entnehmen können, weil Elisabetha Charlotte selbst einmal den Befehl gibt, Briefe davon zu verbrennen. *) Vermuthlich konnten die Briefe

*) Während dem Druck dieses Bögens ersehe ich aus der A. A. Zeitung, daß Professor Ranke diese Briefe im Archive zu Hannover gefunden und im 5. Bande seiner französischen Geschichte bereits benützt hat. Mein Vortrag über Charlotte stammt schon aus dem vorigen Jahre. Anmerk. d. Verf.

an die Kurfürstin auf einem Wege gesendet werden, der das Eröffnen nicht fürchten ließ, was bei Sendungen durch die Post, wie die Herzogin klagt, stets der Fall war. Es darf uns daher auch nicht wundern, wenn uns die Briefe, aus denen wir hier schöpfen, über gar Manches im Dunkeln lassen, was uns wichtiger sein würde als dasjenige, was sie uns geben.

Die uns zu Gebote stehenden Briefe sind von der Herzogin in den Jahren 1676—1722, also in einem Zeitraume von 46 Jahren an vier von ihren Stiefgeschwistern gerichtet, an einen Bruder, Karl Ludwig, den sie nur Karlluz nennt, an einen Karl Moritz und an zwei Schwestern, Luise und Amelise. Der Briefe an Karlluz sind nur wenige und sie reichen bis ins Jahr 1683. Die meisten davon nämlich sind verloren gegangen. Vom Tode Karl Ludwigs im Jahre 1688 an finden sich einige Briefe an Moritz, die übrigen sind an Amelise und Luise gerichtet. Von 1709 an, wo auch Amelise gestorben war, nur noch an Luise.

Wolfgang Menzel in Stuttgart hat sich das Verdienst erworben, diese merkwürdigen Briefe zum ersten Mal und als einen Band der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart im Jahre 1843 herauszugeben, und zwar aus den Familienurkunden der Grafen von Degenfeld.

Es war ein trauriges Geschick für unsere Elisabetha Charlotte, welches ihre Briefe in diese Familie brachte. Der Kurfürst von der Pfalz nämlich, der Sohn jenes unglücklichen Friedrich, welcher König von Böhmen werden wollte und dadurch den dreißigjährigen Krieg hauptsächlich entzündete, und seiner schönen Gemahlin, Elisabetha Stuart, Prinzessin von England, Karl Ludwig, der Vater unserer Charlotte, war vermählt mit einer Prinzeß Charlotte von Hessenkassel. Ein Sohn, Karl, und eben unsere Elisabetha Charlotte, geboren im Jahre 1652 zu Heidelberg, waren aus dieser Ehe bereits hervorgegangen, als das hartköpfige und störrige Gemüth der Kurfürstin den Frieden der Ehe immermehr störte, das Zerwürfniß sogar bis zu thät-

licher Mißhandlung steigerte und auf diese Weise zur Trennung führte. Die Kurfürstin ging nach Kassel zurück und der Kurfürst vermählte sich in zweiter Ehe mit einem Fräulein von Degenfeld, welches der Kaiser zur Raugräfin erhob. Von dieser unebenbürtigen Stiefmutter wurden unsrer Charlotte fünf Stiefbrüder und drei Stiefschwestern geboren, welche sie merkwürdiger Weise in scharfem Widerspruche mit ihrem Stolze auf reines Geblüt und ihrer Abneigung gegen Mißheirathen mit treuer, zärtlicher Liebe umfaßte und für die sie sorgte, so weit es nur in ihren Kräften stand.

Die zweite Ehe Karl Ludwig's war Ursache, daß die junge Prinzessin zu ihrer Tante Sophie, Kurfürstin von Hannover zur Erziehung kam. Sophie war eine der geistreichsten, trefflichsten Fürstinnen jener Zeit und durch merkwürdige Fügung nicht allein Kurfürstin, sondern auch die Mutter von Königen geworden. Als Tochter des vertriebenen Böhmenkönigs Friedrich, welcher mit seiner Gattin fast bettelte und dessen Sarg endlich sogar in Lothringen, als man ihn vor den Kaiserlichen flüchten wollte, verloren ging, so daß man nicht einmal weiß, wo seine Gebeine ruhen, als Tochter eines solchen unglücklichen Vaters hatte Sophie den ebenfalls armen und nachgebornen Prinzen Ernst August von Braunschweig geheirathet, der aber durch einen sonderbaren Glücksfall seine Brüder überlebte und Kurfürst von Hannover wurde, und dessen Sohn Georg eben durch seine aus dem Blute der Stuarts stammende Mutter den Anspruch auf den britischen Thron erbte. Sophien's Tochter, Sophie Charlotte, wurde dem ersten König von Preußen Friedrich I. vermählt, und ihre Enkelin, Georgs I. Tochter, Sophie Dorothea, dem zweiten König von Preußen Friedrich Wilhelm I., wodurch die Kurfürstin Sophie die Großmutter Friedrichs des Großen ward.

Diese geistreiche, schwer geprüfte, gemüthsstarke Fürstin also wurde die mütterliche Erzieherin unserer Charlotte, und in Hannover verlebte diese daher die schönsten, fröhlichsten Tage ihrer Jugend und hing sich mit einer Liebe, Dankbarkeit und Verehr-

ung an ihre Tante, von welcher alle ihre Briefe ein fortgehendes Zeugniß liefern; und ein Briefwechsel fand zwischen Beiden statt, der sich nicht begnügte mit einigen Seiten sondern oft bis 20 Bogen betrug. Wie viel Wichtiges, Anziehendes würden diese Briefe uns wohl geben, wenn sie erhalten wären! Denn wie Charlotte so oft sagt, nur die Tröstungen in den Briefen ihrer Tante erhielten sie aufrecht.

Ein ergreifendes Zeugniß dieses innigen Verhältnisses der beiden Fürstinnen geben uns besonders die Briefe Charlottens über den Tod ihrer Tante, welche sie im Juni und Juli 1714 an ihre Schwester Luise schrieb; und sie seien zugleich die ersten, welche ich Ihnen mittheile, um Herz und Gemüth, Art und Weise unserer Herzogin aus ihren eigenen Worten alsbald kennen zu lernen.

Marly, Sonntag 24. Juni 1714.

Herzallerliebste Luise! Weillen ich aus einem Schreiben von Hannover, worinnen leyder der Verlauf von unserm leyder allzugroßen Unglück ersehen, daß man Euch zurückgerufen, undt ich also nicht zweiflen kann, daß Ihr jetzt wieder zu Hannover seydt, drum schreibe ich Euch, nicht um mich mit Euch zu trösten, sondern um meine Thränen, so mir häufig jetzt aus den Augen rinnen, mit den Euren zu mischen. Unser Verlust ist unendlich. Mein Weinen kann aufhören, aber nie meine Traurigkeit nicht. Diese liebe Kurfürstin Selig war all mein Trost in allen Widerwertigkeiten, so mir hier so häufig zugestoßen sein. Wenn ich es J. Liebden Selig geklagt und Schreiben wider von sie empfangen, war ich wider ganz getröst. Nun bin ich allß wenn ich ganz allein auf der Weldt were. Ich glaube daß mir unser Herr Gott diß Unglück zugeschickt umb mir die Angst deß Sterbens zu benehmen, denn es wohl gewiß ist, daß ich nun ohne Leydt mein Leben enden werde, und ohne nichts in dieser Weldt zu regrettiren. Meine Kinder seindt versorgt, haben auch Trost genuug in dieser Weldt, umb mich bald vergessen zu können; also hält mich nichts mehr auf, wenn es Gottes Will wirdt sein

mich abzufordern. Wenn es bald geschehen könnte, wäre es eine große Gnade vor mir, denn so käme ich meiner Qual ab.

Merly, 1. Juli 1714.

Diese liebe Kurfürstin Selig hatt mich durch dero gnädige Schreiben aus mancher Betrübniß und Herzenleydt gezogen, so ich hir im Landt empfunden; aber nun lebe ich ohne Trost und habe auch keinen nirgends zu hoffen. Also könnt Ihr, liebe Luise, leicht erachten, was vor ein elendes und trauriges Leben ich hinfüro bis an mein Endt führen werde. Die Thränen hören auf, aber der innerliche Schmerzen undt Traurigkeit wird bis an mein Ende währen. Ich weiß selber nicht mehr, l. Luise, ob ich Euch geschrieben habe, wie ich dieß Unglück erfahren und wie man mirs durch meinen Beichtsvatter hat ankünden lassen. Es kam mir ein Zittern an als wenn man in einem starken Fieber den Frost hat. Ich wurde auch dabei bleich wie der Todt, war wohl eine Viertelstundte ohne Weinen, aber der Athem fehlte mir als wenn ich erstücken müste. Hernach kamen die Thränen häufig und währten Tag und Nacht. Darnach wurde ich wieder trucken und erstickte, bis die Thränen wider häufig kamen. Das hat so bisher gewährt.

Ach liebe Louise, wie weit bin ich von Matante Sophie Tugenden und Verstand! Ach nein, in dieser Welt ist J. Liebden Selig nicht zu vergleichen. Mein Gott, liebe Luise, wie kann ich mich unmöglich von diesem Unglück wider erholen. Matante war mein einziger Trost in allen Widerwärtigkeiten hier. Sie machte mir mit ihren lustigen Briefen Alles leicht, was mir auch am betrübsten gedaugt hat. Sie hat mir dadurch bisher das Leben erhalten. Zu dem, vor was soll ich mich conserviren. Ich bin Niemandts nichts nutz und mir selber beschwerlich.

Wie wenig wird wohl dem lebensfrohen Mädchen, welchem bei seinem fast mehr männlichen als weiblichen Gemüthe Tanz und allerlei muntere, ausgelassene, ungezwungene aber unschuldige

Spiele die höchste Lebensluft an der Seite der heiteren Tante gewährten, in jenen schönen Tagen zu Hannover daran gedacht haben, daß sie einst aus Frankreich in so kummervollen Briefen den Tod der Geliebten beklagen müsse! Aber der unglückliche Hang deutscher Fürsten, von Frankreich her Schutz und Hülfe, Glanz und Freiheit zu erwarten, hat auch sie hinweggerissen aus der Mitte der deutschen Freunde und Geliebten, hinweggeführt aus den schönen Gauen des Vaterlandes, um sie hineinzuwerfen in den Strudel fremder Menschen, wo sie sich nicht heimisch fühlte und ein Leben voll Kampf und Unlust führte.

Seit dem Schlusse des westphälischen Friedens hatte Frankreich fort und fort seine Hände ausgestreckt nach deutscher Erde, und vorzüglich die schönen pfälzischen Lande waren es, welche sich zunächst der Eroberungslust Ludwig's XIV. ausgesetzt sahen. Da überkam dem Vater unsrer Elisabeth Charlotte der unglückselige Gedanke, durch eine Verbindung mit dem Königlichen Hause von Frankreich seinen Ländern Schutz und Frieden gewinnen zu wollen, während von der andern Seite gerade das Gegentheil angestrebt ward. Philipp, Herzog von Orleans, der Bruder Ludwigs XIV., war Wittwer geworden, und für ihn bestimmte man als zweite Gattin unsere Charlotte. Kaum 19 Jahre alt musste sie im Jahre 1671, ohne dabei ihr Herz befragen zu dürfen, dem französischen Prinzen ihre Hand reichen und dabei zugleich zur katholischen Kirche übertreten. Sie fühlte, was sie war und sprach es auch selbst in den Worten aus: „So bin ich denn das politische Lamm, welches für das Land soll geopfert werden.“ Uebrigens mag gerade der Uebertritt zu einer andern Kirche dasjenige gewesen sein, was ihr am wenigsten schwer fiel, obgleich es für den ersten Anblick uns bei ihrer sonst bewiesenen Selbstständigkeit und Unnachgiebigkeit befremden könnte. Aber einer pfälzischen Prinzessin konnte das Wechseln der Kirche nichts Ungewohntes sein, da gerade in der Pfalz Fürst und Volk es öfters gethan hatten. Daraus mag es auch gekommen sein, daß Elisabeth Charlotte alle Glaubenseiferei bitter hasste und

über die trennenden Lehrsätze und Gebräuche der verschiedenen Kirchen und die daraus hervorgehenden Streitigkeiten und Verfolgungen so freisinnige, ja sogar geringschätzige Ansichten hegte, daß sie uns auf's Höchste erstaunen machen. In zwei Briefen vom Jahr 1697 an Luise schreibt sie: „Es ist eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müssen. Die drei christlichen Religionen, wenn man meinem Rath folgte, sollen sich vor Eine halten und sich nicht informiren, was man drinnen glaubt, sondern nur, ob man nach den Evangelien lebt, und deßwegen predigen, wenn man übel lebt, aber die Christen unter einander heurathen lassen und in welche Kirche gehen als sie wollen, ohne es übel zu finden, so würde mehr Einigkeit unter den Christen sein." — „Die Pfaffen können nie ohne Zank bleiben. Haben sie nicht gegen andere Religionen zu streiten, so disputiren sie untereinander, wie ich alle Tage hir sehe. Ich halte es mit dem, was der gute, ehrliche Oberster Webenheim mir als pflegt zu sagen: Es ist nur Eine gute und rechte Religion in der Weldt und die kann sich in allerhand Religionen und Sprachen finden, nämlich die von den ehrlichen Leuten, denn die seindt überall Einer Meinung, und weillen man durchaus nicht ehrlich leben kann, man lebe denn nach den Präzepten der Evangelien, also ist das gar gewiß die rechte Religion, aber das Häuflein ist gar klein." — Wir können uns denken, in welche unangenehme Verhältnisse eine Frau von solchen Gesinnungen an einem Hofe gerathen mußte, der bei aller Sittenlosigkeit gar bald in verfolgungssüchtige Frömmelei verfiel.

Charlotten's Gemahl, Herzog Philipp von Orleans, einziger Bruder des Königs, war durch dessen Neid und Eifersucht von Jugend auf absichtlich weibisch und weichlich erzogen worden und dem Dienste jeder Neigung hingegeben. Dennoch war er weder ganz ohne Geist noch ohne Tapferkeit und er zeichnete sich öfter in den Kriegen seines Bruders aus. Als aber einmal nach einer in den Niederlanden gewonnenen Schlacht, wo auch Ludwig

zugegen war, das Volk gerufen hatte: Hoch dem Könige und dem Herzog von Orleans, der die Schlacht gewonnen hat, da füllte sich die Seele des Königs mit bitterer Eifersucht gegen den Bruder und er hielt ihn von da an von allen Staatsgeschäften fern und in tiefer Unterthänigkeit, welcher sich Philipp in Bewahrung treuer Anhänglichkeit fügte. Aber unthwendig mußte sich nun sein Leben in den leeren Eitelkeiten, Vergnügungen und Ausschweifungen des Hoflebens verlieren. Er hatte sich im Jahre 1661 mit der Prinzessin Henriette Anna von England vermählt, von der ihm zwei Töchter geboren wurden; die Ehe war aber nicht glücklich und als 1670 die Herzogin starb, wollte die Welt behaupten, sie sei an Gift gestorben, welches ihr der Busenfreund des Herzogs, Chevalier Lorraine beigebracht, gewiß ein Umstand, der, wenn er auch nicht erwiesen, doch unserer Elisabeth Charlotte gerade keine große Lust machen konnte, Herzogin von Orleans zu werden. Indeß, sie fügte sich gehorsam dem Willen des Vaters, und wenn ihre Ehe auch keine glückliche war, so spricht sie doch in ihren Briefen mit vieler Schonung von ihrem Gemahl, dem Monsieur, da sie im Stande war, dessen andere Liebschaften mit Geduld zu ertragen und sich an einem freien, nach ihrem Wohlgefallen eingerichteten Leben genügen zu lassen. Gleiches aber mit Gleichem zu vergelten, fiel ihr nie ein, und wenn ihr rein sittliches, treues, in Paris wie ein Wunder erscheinendes Leben ihr auch viel Spott, Hohn und sogar Haß zuzog; wenn sie auch viel Feindschaft erregte durch den offenen Tadel der frechen Liederlichkeit, und ihr Leben vielfach vereinsamt ward, so erzwang sie sich doch am Ende nicht nur die Achtung ihres Gemahls, sondern auch des stolzen und ausschweifenden Königs, der sie eben um ihrer Gradheit und Offenheit willen lieb gewann.

Zwei Töchter hatte ihr Gemahl von seiner ersten Gattin, und es zeugt gewiß für die Güte und Tüchtigkeit unsrer Charlotte, daß sie mit diesen Stieftöchtern auf dem freundlichsten Fuß lebte und besonders mit Marie, welche Königin von

Spanien geworden war, in dem lebhaftesten Briefwechsel stand.

Sie selbst bekam drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter; doch starb der älteste Knabe bald wieder. Dabei aber war ihr das Härteste, daß sie ihre Kinder nicht selbst nach ihrem Gutdünken erziehen durfte, sondern dieselben meist von sich fern gehalten und Erziehern untergeben sah, die, wie wir später hören werden, traurige Erfolge erzielten. An dem stolzen, auf seine Bildung hochmüthigen Hofe eines Ludwig XIV. war es natürlich, daß man einer deutschen Prinzessin nicht ihre Kinder überließ, damit sie nicht etwa mit deutschem Geiste erfüllt und französischer Sitte entfremdet werden möchten. War ja doch die Mutter eigensinnig und kühn genug, von den Herrlichkeiten des französischen Hofes, die doch alle andern Fürsten Deutschlands so begierig waren zu schauen und nachzuahmen, nicht betäuben zu lassen, sondern unter allen seinen Ausschweifungen und Lüsten, unter allen Sitten und Gebräuchen, unter allen Verschwendungen, Listen und Ränken, unter allem Geräusche französischer Sprache deutsche Sittenreinheit, Einfachheit, Ehrlichkeit, deutsche Sprache und sogar deutsches Essen beizubehalten und ihren Ekel vor allen jenen französischen Eitelkeiten unverholen auszusprechen. Ist es ein Wunder, daß sie war wie ein weißer Rabe unter den schwarzen, über den alle andern herfielen, um ihn auf jede Weise zu zerzausen, um ihn zu ärgern, zu tücken, zu schaden und wo möglich alles Ansehens und aller Geltung zu berauben?

Wie mochte ihr wohl sein, der einfachen, frohherzigen, naturwüchsigen deutschen Fürstentochter, als sie von Metz aus, wo sie ihren Glauben abgeschworen, auf Paris zog und an der Seite ihres geckenhaften Gemahls hinkam vor das Angesicht jenes stolzen, gefürchteten Königs, von dessen Hof nie gesehener Glanz ausging, von dessen Herrschaft die Welt erklang! Ewig Schade, daß wir keine Briefe aus dieser Zeit von ihr haben, um einzuschauen in die Gefühle ihres Herzens. Wie ihr zehn Jahre

später war, nachdem ihr Stiefbruder Karl Ludwig sie besucht hatte, das sagt uns ein Brief von

St. Cloud, 26. Juni. 1681.

„Wiß denn, herzlieb Carlluz, daß es hier noch eben ist, wie Ihr es gelassen habt, eben so voll falscher Teufel, welche mich stets hassen und mir soviel Desagrementen zuwegebringen, als es nur immer möglich ist. Drumb gestehe ich Euch hiemit frei heraus, daß ich seyder eine Zeither so grittlich und von bösem Humor gewesen bin, daß es mir durchaus unmöglich gewesen, auch das geringste anzufangen, und umb die Wahrheit zu bekennen, so hat mich noch dazu Euer und Euer Geschwistrig Zustand betrübt, insonderheit als ich gesehen, daß ich Euch so wenig Nutz sein kann, und daß jemehr ich meinem Bruder vor Euch rede, jemehr irritire ich ihn gegen Euch." Und einer von

Versailles, 22. Jul. 1682.

„Herzallieb Carlluz, ich schreib Euch jetzt, ob ich zwar heute schon so grittlich bin, wie eine Wandlaus und dessen leyder nur zu viel Ursach hab, denn es geht jetzt mit mir von allen den Leuten, die Ihr wohl kennt und wo von Ihr schon etliche eshantillons gesehen habt, wie Ihr hir waret, tausendmal ärger als zu der Zeit, und diese Teufels werden täglich toller und rasender. Gott weiß, was sie endlich mit mir anfangen werden. Aber von diesen traurigen Sachen will ich Euch nicht sprechen, denn ich bin versichert, daß Ihr mich lieb habt und daß es Euch gar leydt sein wirdt zu vernehmen, daß dieß Ritterzeug, so die Oberhandt bei Monsieur hat undt mir alles Leydt anthut, so nur zu erdenken ist. Zndem ist auch kein Mittel hirzu; derowegen am besten, daß ich davon schweige und diejenigen nicht mit meinem chagrin betrübe, so mich lieb haben."

Was Charlottens Stellung am französischen Hofe in jedem Falle zunächst sehr erschwerte, war sicherlich, daß sie weder von Gesicht noch Wuchs der Schönheit sich erfreute. Denn nicht allein daß Schönheit vor Allem verehrt ward, so konnte den leichtsinnigen Franzosen die eheliche Treue und Sittenreinheit der

Herzogin nicht anders, denn nur als Folge ihrer eigenen Unliebenswürdigkeit erscheinen. Irre würden wir aber doch gehen, wenn wir ihre Gestalt blos allein nach ihrer eigenen Beschreibung und zwar aus einer späten Zeit beurtheilen wollten. Denn sie hat den Muth, über ihre Schönheit sich selbst lustig zu machen und hat deßhalb ohne Zweifel des Scherzes wegen sich häßlicher geschildert, als sie wirklich war. Wenigstens hat in einem noch von ihr sich findenden Kupferstiche ihr allerdings nicht schönes Antlitz doch durch den klaren Ausdruck der innern Heiterkeit und Aufrichtigkeit, Herzlichkeit und zugleich Entschiedenheit ihres Wesens viel Anziehendes und Wohlthuendes, und wenn sie auch nicht von feinem, zarten Wuchs und schönen Formen der Bewegung war, so darf sie doch schwerlich auch so plump und unbeholfen gedacht werden, als sie sich selbst macht, da sie eine gewandte Tänzerin und eine kühne, leidenschaftliche Reiterin und Jägerin war. Doch hören wir ihre eigene Beschreibung, die sie ihrer Schwester Amelise im Jahre 1698, also in ihrem 46. Jahre, macht: „Wenn man schön ist, währt es doch nicht, und ein schön Gesicht ändert bald. Allein ein gut Gemüt ist zu allen Zeiten gut. Ihr müßt meiner sehr vergessen haben, wenn Ihr mich nicht unter den Häßlichen rechnet. Ich bin es all mein Tag gewesen und noch ärger hir durch die Blattern worden. Zudem so ist meine taille monstreuse in Dicke; ich bin so viereckt wie ein Würfel; meine Haut ist redlich mit Gelb vermischt; ich fange an grau zu werden, habe ganz vermischte Haare schon; meine Stirn und Augen sind sehr ronzellicht, meine Nase ist ebenso scheff als sie gewesen, aber durch die Kinderblattern sehr brodirt sowohl als beide Backen. Ich habe die Backen platt, große Kinnbacken, die Zähne verschlissen, das Maul auch ein wenig verändert, indem es größer und ronzellicher geworden. So ist meine schöne Figur bestellt." Der Schluß dieses Briefes zeigt deutlich, daß die Herzogin absichtlich übertreibt, aber das Ganze läßt zugleich ein sehr lebhaftes und achtunggebietendes Bild dieser Frau vor uns treten. Ein Weib, das mit solch' köstlicher

Heiterkeit über ihre Häßlichkeit zu schreiben vermag, muß sicher sein, daß es statt der mangelnden äußeren Schönheit eine andere, bessere besitzt, und der Anfang des Briefes spricht es auch deutlich aus, welche gemeint.

Alles Außenwerk war unsrer Herzogin eben nur Außenwerk, ohne wahrhaften Werth, und so waren ihr die strengen Förmlichkeiten des französischen Hofes, durch welche der König sein Ansehen erhöhen wollte, eine schwere, verhaßte Last. Deßhalb ist es ihr auch unbegreiflich, wie Friedrich, der neue König von Preußen, auch sich und seinem Hofe diese Last aufzulegen sucht. „Der König von Preußen, schreibt sie an Amelise im Jahre 1706, sucht Alles hervor, was möglich, umb mehr Ceremonien zu haben. Das kann ich wohl nicht begreifen; denn wie Ihr wißt, so bin ich der Ceremonien Erbfeindt.“ Ebenso war sie großem Kleiderprunke abgeneigt, und die Einfachheit, welche sie in dieser Hinsicht beobachtete, macht uns fast erstaunen. „Ich sehe schir nie, wie die Leute gekleydt sein und behalt es noch weniger“, schreibt sie an Luise im Jahre 1695. „Meine einzige continuirliche Kleidungen seindt grand habit, und Jagtskleydt, wenn ich reite. Sonsten trag ich nichts, auch mein Leben keine robe de chambre noch manteau, habe auch in meiner Garderobe nur ein einzigen Nachtsrock, nur damit aufzustehen und zu Bette zu gehen, sonst Nichts.“ Dabei aber hielt sie streng auf Ordnung des Anzugs, und ihre Schwiegertochter, eine schöne, geistreiche und liebenswürdige Dame, eine natürliche Tochter des Königs von der Montespan, aber höchst nachläßig und träge, so daß sie ihr Leben größtentheils auf dem Sopha liegend hinbrachte, durfte nie vor ihr erscheinen, ohne vollständig geordneten und gehörigen Anzug. Uebrigens machte sich Charlotte auch ein Vergnügen daraus, ihren Freundinnen in Deutschland aus den Pariser Herrlichkeiten schöne Sachen auszuwählen und zuzusenden.

Wie in ihrem Anzuge war unsre Herzogin auch sehr genügsam und schlicht in ihren Vergnügungen, und sie fand sich von den entweder steifen oder fesselos ausschweifenden Lustbarkeiten

des französischen Hofes abgestoßen, ja angeekelt, wenigstens war das in der Zeit der Fall, aus welcher wir Briefe lesen. Denn ob sie nicht im Anfang ihres Lebens am Pariser Hofe, in ihren Jugendtagen mehr und lieber Antheil an den Vergnügungen genommen hat, wissen wir nicht bestimmt, müssen es aber voraussetzen, einmal weil sie ja von Natur heiter und lebenslustig war und dann, weil, so lange die Königin lebte, auch in den Vergnügungen des Hofes noch mehr Anstand, Sitte und unschuldige Lust herrschte. Nachdem aber seit 1683 die Maintenon den König völlig beherrschte, Frömmigkeit und Laster inniges Bündniß schlossen und durch die Aufhebung des Edikts von Nantes die Glaubensfeindseligkeiten und Verfolgungen begannen: da mußten nothwendig die Lustbarkeiten des Hofes entweder zu steifer Verhemmlichung der Maintenon werden, oder in die grauenhaftesten Sittenlosigkeiten ausarten, wobei zu tiefem Kummer unserer sittlichstrengen Liselotte ihr Sohn, der Herzog von Orleans, eine nur allzubedeutende Rolle spielte. Ihre Briefe sind voll von Angaben über die unglaubliche, schauderhafte Entsittlichung des damaligen französischen Hofes, aber sie sprechen davon in einer so unverblümten, offenen Sprache, daß es uns nicht gestattet ist dergleichen hier in öffentlicher Versammlung laut werden zu lassen; wir müssen aber mit Staunen ermessen, wie allgemein, offen geübt und leichtfertig beurtheilt die niedrigsten Laster sein mußten, wenn eine Frau an eine jungfräuliche Stiefschwester in dieser Art zu schreiben kein Bedenken trug. Mit Trauer gedenkt sie daher der besseren Zeiten des Hofes und schreibt im Jahre 1698 an Luise: „Die, so sich die Sachen hir nicht so schwer einbilden, als sie in der That sein, meinen, der König und der Hof seien noch, wie sie vor diesem gewesen; aber Alles ist leyder dermaßen geändert, daß, wer seyder der Königin Tode vom Hof gewesen wäre und nun wieder herkäme, würde meinen, er käme in eine ganz andere Welt. Hirauf wäre noch viel zu sagen, aber es ist der Feder nicht zu vertrauen, denn alle Briefe werden gelesen und wieder zupitschirt.“ Und

1702 schreibt sie: „Wäre der französische Hof noch wie vor diesem, da man hir zu leben konnte lernen, aber da Niemandes mehr weiß, was Politeß ist, außer der König und Monsieur, da alle junge Leute an nichts als pure abscheuliche Desbauchen gedenken; da man die am artigsten findt, so am plumpsten sein, da wollte ich Niemandts rathen, seine Kinder beizuschicken. Denn anstatt daß sie was Guts sollten lernen, werden sie lauter Untugenden lernen. Also habt ihr wohl groß recht, übel zu finden, daß die Teutschen ihre Kinder jetzunder in Frankreich schicken wollen. Die seindt aber gewiß zu estimiren, die ihr Gut und Bludt vors Vaterland geben, und ich bin auch hierin Eurer Meinung. Ich wollte, daß wir beyde Mannsleute wären und im Krieg. Aber dieß ist wohl ein ohnnöthiger Wunsch; man kann's aber oft nicht lassen." „Dieß Land", heißt es an einer andern Stelle, „ist greulich verführerisch für junge Leute und sie erwerben mehr Ehre im Kriege, als hir nichts zu thun als herumb zu schlendern und zu desbauchiren, wozu, unter uns gerett, mein Sohn nur gar zu viel Inclination hat."

Außer den sinnlichen Ausschweifungen waren als Unterhaltungen Spiel und Tanz die Hauptsache, besonders das erstere, und von seiner Art gibt uns die Herzogin eine ergreifende Schilderung. „Das Tänzen", schreibt sie 1695, „ist nun ganz aus der Mode überall hir in Frankreich. Sobald Assembleen sein, thut man nichts als Landsknecht spielen. Dieß Spil ist am meisten in vogue, aber die jungen Leute wollen nicht mehr tanzen und seyder unsers Herrn Vaters Sel. Todt habe ich nicht getanzt, und aus zweien starken Ursachen spil ich nicht. Die erste ist, daß ich kein Geldt habe, und die zweite, daß ich das Spiel nicht liebe. Das Spilen ist hir greulich hoch und die Leute werden wie tolle Menschen, wenn sie spielen, Eins heult, das andere schlägt mit der Faust auf der Tafel, daß die ganze Kammer drüber zittert, der dritte lästert Gott, daß einem die Haare darüber zu Berg stehen, Summa Alle sein wie verzweifelte Menschen, welche einem bang machen, sie nur anzusehen",

Und 1699 an Amelise: „Das Cartenspil und insonderheit das Landsknecht richt tolle Händel hir an. Seyder diesen Winter seindt 4 wackere Offizierer in einer solchen Verzweiflung gerathen, daß sie sich selber umb Leben gebracht haben. — Diese 4 Offizierer hätten besser gethan, sich bei dem deutschen Zeitvertreib zu halten und Spilger zu spielen und Milch zu trinken, so wären sie nicht in die Verzweiflung gerathen, sich selber zu erschießen und zu vergiften, wie diese gethan haben."

Ueber die Vergnügungen der Frauen schreibt sie in einem Briefe vom Jahre 1699 an Amelise, welche sich einige Zeit im Bade Schwalbach aufgehalten hatte: „Schwalbach ist ein artiger und glücklicher Ort, weil man dort frei leben kann, ohne daß man übel findt, was man thut. Solchen Ort kann man in Frankreich nicht finden. Die französischen Damens laßt über Euere innocente Luft lachen, wie sie wollen; sie haben keine so wahrhafte Freude nicht. Man mag sie nur bei ihrem Spil von 24 Stunden sehen, umb davon zu judiziren, wie verzweifelt sie aussehen. Eine weint die bittern Thänen, die ander ist feuerroth undt gehen ihr die Augen im Kopf, als wenn sie in die Gichter fallen wollt, die dritte ist bleich wie der Todt und wie halb ohnmächtig, und Männer und Weiber sehen aus, wie die Besessenen, können Niemandes beinahe umb sich leiden. Das seindt hiesige Freuden, aber warlich nicht die meinen. Wollte lieber mit guten Freunden im grünen Gras bei einem Brunnen essen, wie Ihr und Luise, die Frau von Degenfeldt und Schelm gethan habt."

Tief lassen uns diese Worte in das Gemüth der Herzogin schauen, welche in allen den glänzenden Lustbarkeiten und Zeitvertreiben des Hofes doch die rechte Freude, die wahre Ergötzung vermißte und mit trauernder Sehnsucht nach den unschuldigen Freuden ihrer Jugend zurückblickte, die sie in der paradiesischen Gegend Heidelbergs in aufjauchzender Luft genoß. „Ich weiß nicht", sagt sie einmal zu Luise, „ob Ihr euch noch erinnert, wie ich in meiner Jugend gar lustig gewesen bin und gar viel

gelacht habe. Jetzt lache ich oft in 6 Wochen nicht, denn seine Hände in Unschuld waschen, gibt wohl vor sich selber ein ruhig Gewissen, allein es gibt kein angenehm commerce, und mit einem ruhigen Gewissen kann einem doch die Zeit bitter lang fallen und manche sehr langweilige Stunden haben. Ich bekümmere mich nicht über der Welt Wesen; aber es macht mich die Welt genung verachten und wenig Lust zu nehmen, in Gesellschaft zu sein."

Bei solchem Gemüthe unsrer Herzogin, bei solchen Verhältnissen, wem könnte es seltsam dünken, wenn sie sich ganz auf sich zurückzog, wenig Antheil an Festen und Vergnügungen nahm und nur auf der Jagd sich ihre Gesundheit erhielt, im Theater Ergötzung fand, und im Briefwechsel mit ihren Freundinnen hauptsächlich Trost und wahrhafte Freude suchte. Sie schildert uns selbst diese ihre Lebensweise in einem Briefe vom Jahre 1698 aus St. Cloud.

„Zum Sterben habe ich eben keinen gar großen Trost von nöthen. Ich wünsch den Todt nicht und scheu ihn auch nicht. Ohne den heidelbergischen Katechismus kann man wohl lernen, sich nicht zu sehr an die Welt zu attachiren, insonderheit hir im Landt, da Alles so voller Falschheit, Neydt und Boßheydt ist undt alle Laster so unerhört im Schwange gehen. Allein weillen sterben gantz wider die Natur, kann man's doch nicht wünschen, ob man gleich die Welt nicht liebt. Hir an diesem großen Hof hab ich mich schir zum Einsidler gemacht und es seyndt gar wenig Leute hir im Landt, mit welchen ich umgehe; bin auch ganze Tage lang allein in meinem Cabinet, worinnen ich mich mit Lesen und Schreiben occupire. Kömmt Jemandes mich zu sehen, sehe ich sie ein Augenblick, rede vom Wetter oder von Zeitungen; dann wider in meine Einsamkeit. Viermal die Woch hab ich Schreibtag. Montag in Savoyen, Mittwoch nach Modena, Donnerstag und Sonntag schreibe ich großmächtige Briefe an Matante nach Hannover, von 6—8 fahre ich mit Monsieur undt unsern Damen spatzieren, drei Mal die Woch fahre ich nach

Paris und alle Tage schreibe ich an meine Freundinen so dort sein. Ein oder zwei Mal die Woch jage ich. So geht meine Zeit hin."

Die Jagd, zu der sie das Reiten erst in Frankreich gelernt hatte, war ihr auch wegen ihrer Gesundheit ein unentbehrliches Vergnügen und sie muß ziemlich kühn und verwegen dabei gewesen sein, denn sie jagte nicht allein Hirsche sondern auch Wölfe, und 25 Mal, gesteht sie uns, sei sie dabei gestürzt, doch nur einmal mit Schaden. Sie verstauchte sich nämlich den rechten Arm, konnte ihn längere Zeit nicht brauchen und um des Schreibens nicht entbehren zu müssen, lernte sie schreiben mit der linken Hand.

Neben der Jagd war die Comödie ihre liebste Unterhaltung und im Jahre 1701, nach dem Tode des Königs Jacob von England, den seine eigene Tochter vom Throne gestoßen, weßhalb er in Frankreich als Flüchtling leben mußte, und um welchen Charlotte trauern mußte, weil er mit dem französischen Hofe verwandt war, schreibt sie einmal: „Zweimal die Woche ist Comödie, aber Ihr könnt wohl gedenken, daß ich nicht hinein gehe, welches mich genung malifizirt. Denn ich gestehe, daß die Comödie noch der größte Spaß ist, so ich in dieser Welt habe, und die einzige Lust, so mir nicht verleydt." Sie weiß auch den Genuß dieser Unterhaltung gegen die Angriffe der Frömmler auf eine nicht ungeschickte Weise zu vertheidigen. „Ich habe Euch schon letztmal meine Meinung geschrieben über die Pfarrn und Pfaffen, so die Comödien verbieten, sage also weiter nichts darauf als nur, daß wenn die Herrn ein wenig weiter als ihre Nase sehen wollten, würden sie begreifen, daß der gemeinen Leut Geld an den Comödien nicht übel angelegt ist. Erstlich seindt die Comödianten arme Teufel, so ihr Leben dadurch gewinnen, zum Andern, so macht die Comödie Freude, Freude gibt Gesundheit, Gesundheit Stärke, Stärke macht besser arbeiten, also sollten sie es mehr gebieten als verbieten." Und es war ja auch in ihren Tagen die Blüthenzeit eines Moliere, Racine, Corneille ꝛc.,

wer wollte ihr es verdenken, wenn sie sich an einem Tartüffe oder an einer Iphigenie ergötzte, ja sich selbst zu Thränen bringen ließ, und dies auf folgende Weise rechtfertigt: „Man kann über ein Märchen gar wohl weinen, denn alle tendre sentimenten attendriren die guten Gemüther. Wenn ihnen dergleichen sentimenten zu Ohren kommen, stellt man sich in selben Platz und denkt, wie einem in solchem Fall zu Muthe ist. Findt also nicht, daß es lächerlich ist, die weinen zu sehen, so sich auf ein so tendre objet als eine Mutter ist, so ihre Tochter opfern wirdt sehen, zu attendriren. Das hat nichts ridicules und ich bin versichert, daß der noble venetianisch Pfaff, so durch ein solch spectacle ist touchirt worden, kein bös Gemüth hat. Also kann man ihm diese Schwachheit durch ein gut Motiff entschuldigen, denn Iphigenie ist ein gar touchant Stück, hat mich oft weinen gemacht, und wenn ich in die Comödien mich nicht attendrirte und touchirt fände, würde ich keine Lust davon haben." Auch die geistlichen Comödien Racine's haben ihren Beifall. „Zu St. Cire hat Mad. de Maintenon etliche geistliche Comödien durch Monsieur Racine machen lassen, als Esther und Attalia, die seindt über die Maßen schön und keine Quackeleien drin."

II.

Wenn unsere Liselotte einmal an Amelise schreibt: „Ihr seydt wohl glücklich noch lachen zu können. Mir ist es ganz vergangen, ob ich zwar vor diesem mehr als Jemandes gelacht habe. Wer das Lachen vertreiben will, mag sich nur in Frankreich heurathen. Es wird einem bäldt genung vergehen", so bedürfen wir wohl weiter kein Zeugniß darüber, daß ihre Ehe eine unglückliche war, und sie tröstete sich hauptsächlich damit, daß die Verheirathung, besonders in den fürstlichen Ständen, nicht vom freien Willen sondern vom Schicksal abhänge. „Es ist wohl wahr", schreibt sie an Luise, „daß der ledige Stand der beste ist, und der beste Mann taugt den Teufel nicht. Ame-

liſe's Reflectionen haben mich von Herzen lachen machen und die wären wohl gut, wenn es bei uns ſtände nicht geheurathet zu werden und wir unſern freien Willen hätten. Allein ich bin perſuadirt, daß Alles deorin iſt, und es gar nicht bei uns ſtehet zu thun, was man gerne wollte. Liebe in dem Eheſtande iſt die Mode gar nicht mehr. Die einander recht lieb haben, paſſiren vor ridicüle. Die Katholiſchen hir laſſen den Heurath vor ein Sacrament paſſiren. In der That aber leben ſie mit ihre Weiber wie die, ſo nicht glauben, daß es ein Sacrament ſey, undt was noch ärger, nichts wird mehr approbirt, als daß die Männer Galanterien haben und ihre Weiber verachten; aber um nicht zu weit in dieſem Text zu kommen, ſo will ich lieber von meinem Arm ſprechen." „Seine Frau zu lieben", ſchreibt ſie noch im Jahre 1721 an Luiſe, iſt ganz aus der Moden: da findt man hir im Lande kein Exempel von; die Moden iſt ganz ebkommen, aber à bon chat bon rat, die Weiber machens den Männern nicht beſſer. Es iſt zu verwundern wie Alles hir lebt. Man findt wohl noch unter den gemeinen Leuten Perſonen, ſo ihre Weiber lieben, als zum Exempel einer von meinen Cammerknechten, der hat eine von den häßlichſten Weibern, ſo man in der Welt haben kann, undt will der arme Mann verzweifeln, daß ſie vor acht Tagen geſtorben iſt. Aber unter den Leuten von Qualität kenne ich kein einziges Paar, ſo einander lieb hat und treu iſt." Deßhalb ſpricht ſie denn mehr als einmal es aus, um eine nur einigermaßen erträgliche Ehe zu führen, ſei es durchaus nothwendig, daß die Frauen jede Eiferſucht verbannten und die Ausſchweifungen der Männer geduldig ertrügen. Und dieſen Rath befolgte ſie ſelbſt, denn jedes Ankämpfen gegen dergleichen würde ſie nur lächerlich gemacht haben und doch umſonſt geweſen ſein. Ihrem tiefen und redlichen Gemüthe konnte aber natürlich ein ſolches Verhältniß nicht genügen, und dazu kam noch, daß der Herzog, ihr Gemahl, nach franzöſiſchem Geſetz volle Gewalt über ihr Vermögen hatte und es ihr verthat. Wer wollte es ihr daher verübeln, wenn ſie beim Tode des Gatten

war in großen Schrecken fiel, aber weniger um des Verlustes willen als um der ängstigenden Aussicht willen, die sich ihr dadurch öffnete. Sie mag uns dies selbst erzählen.

Versailles, 15. Jul. 1701.

„Herzliebste Luise, heute ist es erst acht Tag, daß mich das Fieber quittirt hat. Habe nach meinem Unglück noch achtzehn Acces vom Fieber bekommen, hoffte schier, daß mein elendes Leben einmal endigen würde. Es ist aber Gottes Wille nicht gewesen, bin ohne Remedien curirt. Es ist mir aber noch eine gar große Mattigkeit geblieben und Schwachheit in den Schenkeln, welches mir gar spanisch vorkommt. Denn Niemandts am Hof ist, so besser gehen konnte als ich. Ich glaube, das mir noch so wehe in den Schenkeln thut ist, daß der abscheuliche Schrecken, so mir Monsieur's Sel. so schleuniger Todesfall verursachet, in den Schenkeln gefallen, welche mir 24 Stunden gezittert haben, als wenn man im stärksten Frost im Fieber liegt. Man kannt auch nichts Erschrecklicheres sehen. Um 9 Uhr Abends geht Monsi. in voller Gesundheit lustig und lachend aus meiner Cammer, umb ½10 Uhr ruft man mir, da findt ich J. Liebden schon ohne Sprach, kannte mich aber doch noch und sagte etliche Wort mit großer Mühe. Die ganze Nacht bis andern Morgen umb 6 brachte ich da zu bis gar keine Hoffnung mehr war. Da wurde ich wie ohnmächtig und man trug mich weg. — Der König thut mir viel Gnaden, davon werde ich hinfüro blos leben müssen, undt ist Amelise wohl übel berichtet, daß ich so wohl versorgt sein solle. Weillen aber lamentiren meine Sache gantz und gar nicht ist, so will ich hir von schweigen, nur das sagen, daß es mir des Jahrs an 80,000 Fr. fehlen wird, daß mein Haus nicht haben kann, was nöthig ist, will geschweigen, daß was zu meiner Lust und Vergnügen überbleiben sollte." Diese Besorgnisse waren jedoch zu groß, wie ihr Verhältniß zum König später uns zeigen wird.

Von ihren beiden Kindern machte ihr der Sohn viel Freude aber auch viel Leid. „Kaum war er", sagt ein gleichzeitiger

Lebensbeschreiber des Prinzen von Orleans, ein Franzose, nach zurückgelegten Kinderjahren einigen Unterrichts fähig geworden, als sich an ihm ein ungemeiner Verstand blicken ließ, welcher mit Hülfe der Auferziehung Andere ohnfehlbar übertreffen müßte. Er begriff Alles ganz leicht, was man ihm vorlegte und ging auch in der Erlernung der Wissenschaften weiter als man wünschte. Von dieser Zeit an hatte er schon eine leichte Fassungskraft, ein gutes und dauerhaftes Gedächtniß, ein richtiges Judizium und einen vortrefflichen Geschmack. Er bedurfte bald keines Lehrmeisters mehr, denn er trieb sich selbst an und machte durch nützliche Anwendung des empfangenen Unterrichts ganz erstaunliche Progressen. Die Musik, die Malerei, die Baukunst und die Bildhauerei waren für ihn kein Geheimniß mehr. Vornehmlich ließ er sich angelegen sein, die Geheimnisse der Natur zu ergründen und wenig Chymisten können sich rühmen, daß sie mehr sollten entdeckt haben, denn er." Außerdem stimmen alle Nachrichten darin überein, daß Elisabetha Charlotte's Sohn Philipp, Herzog von Chartres, nicht blos von guter, wenn gleich kleiner, Gestalt und höchst einnehmendem Wesen, sondern auch von großen geistigen Fähigkeiten war. Mit 17 Jahren wußte er schon seine Soldaten zu begeistern und in die Schlacht zu führen. Mehr als einen Sieg errang er, und wenn er bei Turin später von Prinz Eugen hart geschlagen ward, so trug er weniger die Schuld als der Neid, welcher ihn verfolgte. Er wurde in dieser Schlacht an der rechten Hand verwundet und es war Gefahr, daß sie lahm bleiben möchte. Das machte der Mutter viel Kummer und Sorge. Ebenso verdroß es sie, daß er nie ordentlich deutsch sprechen lernte. Unglücklicherweise fiel dieser fähige Prinz in die Hände eines Dubois, jenes verrufenen Priesters, der, ein Ausbund aller Liederlichkeit und jeglicher List, als Erzieher seinen Zögling in jede Ausschweifung einweihte und das kindliche Herz sogar der Mutter zu entwenden suchte. „Glaubt mir", schreibt die Herzogin im Jahre 1701 an Amelise, „daß es viel ist, daß mein Sohn mich lieb hat, denn dazu ist er

wahrlich nicht erzogen worden. Denn man hat von seiner zarten Jugend an mit Fleiß gearbeitet, ihn von mir abzuziehen, jedoch so hat sein gut Naturel die Oberhand genommen. Aber hir von wär noch viel zu sagen, derowegen besser zu schweigen." Elisabeth schweigt hauptsächlich, weil der Oberpostmeister Torcy und Dubois es waren, die ihre Briefe öffneten und lasen, um irgendetwas zu finden, was man gegen sie anwenden könnte. Zeitweis scheint es auch gelungen zu sein, Kälte zwischen Sohn und Mutterr herbeizuführen, denn im Jahre 1714 schreibt sie: „Mein Sohn ist in seiner Familien occupirt; Frau und Dochter da ist sein einzig Vertrauen auf; mich sieht er nur von ½10 Uhr bis 10 Uhr Abends. Scheint als wenn er nur kommt, wenn am meisten Leute bei mir seyn oder ich am meisten zu schreiben habe, expreß umb nicht vertraulich mit mir zu reden. Mein Partie ist gantz gefaßt. Ich werfe ihm nichts vor von Indifferentz gegen mir, ich laß ihn und seine Familie schalten und walten, wie sie wollen und misch mich in gar nichts. Ich besuche seine Gemahlin, seine Dochter, als wenn's blutsfrembte Fürstinen wären." Diese gespannten Verhältnisse dürfen wir aber nicht als immer feiend ansehen. Die Herzogin erzählt auch zu andrer Zeit, wie sie ihrer Schwiegertochter in ihren vielen Kindbetten mütterlich zur Seite stand, und im Jahre 1721 sagt sie uns von ihrem Sohne: „Die Wahrheit zu sagen, so lebt mein Sohn gar wohl mit mir, mit großer amitié. War auch bang, daß ich sterben würde und froh, wie er mich hat genesen sehen. Seine Visiten seyndt mir gesunder als das Quinquina, sie thun mir nicht wehe im Magen und erfreuen mir das Herz. Er verzählt mir als etwas Possirliches, so mich lachen macht; er hat Verstandt und verzählt gar artig. Er ist von Natur eloquent. Nutz bin ich meinem Sohne nicht, aber ich habe ihn als eine treue Mutter wohl herzlich lieb. Wenn Ihr ihn kennen solltet, würdet Ihr bald sehen, daß kein Geitz noch Bosheit bei ihm ist. Ach Gott, er ist nur gar zu gut und verzeihet gleich, was man gegen ihn thut und lacht nur darüber. Wenn er ein

wenig besser die Zähne an seine bösen Vettern weisen könnte, würden sie ihn mehr fürchten und weniger gegen ihn entreprenniren." Diese bösen Vettern sind die Söhne Ludwigs von der Montespan. Der älteste davon, Herzog von Maine, war vom König im Testament zum Vormund des unmündigen Dauphin und zum Regenten eingesetzt worden. Beim Tode des Königs wußte sich aber der Herzog von Orleans durch das Parlament zum Regenten machen zu lassen, weil ihn der König auf dem Todtenbette dazu ernannt habe, was man ihm jedoch nicht glauben wollte. Ein Brief seiner Mutter wird uns später die Sache aber bewahrheiten. Daher der haß und unaufhörliche Umtriebe, welche unsere Charlotte in immerwährender Sorge um das Leben ihres Sohnes erhielten.

Die Söhne Ludwigs waren zugleich mit dem Sohne unsrer Herzogin verschwägert, denn er hatte nach dem Willen des Königs die jüngste seiner Töchter, jene schöne aber träge Herzogin von Valois heirathen müssen, eine Heirath, über welche des Herzogs Mutter, als er ihr dieselbe erklärte, so erboste, daß sie ihn schlug. Daraus mußte freilich Anfangs Spannung zwischen Mutter, Sohn und Schwiegertochter entstehen, doch, wie wir schon früher bemerkt, nicht für immer.

Als Regent, erzählt uns die Mutter, hatte ihr Sohn Tag und Nacht keine Ruhe, um die ungeheuern Schulden des Königs zu zahlen, und die Geschichte erzählt uns, daß er sich unglücklicherweise mit den Schwindeleien des Engländers Law einließ, der mit Papier alle Welt reich zu machen versprach und die thörigte Menge so lange in einem künstlichen Taumel erhielt, bis das Wahngebilde zusammenbrach und das ganze Land ins tiefste Elend gestürzt war. Um dieses Law'schen Schwindels willen ist der Herzog Philipp, Regent von Frankreich, besonders verrufen und als Anbahner der künftigen Revolution bekannt. Fast hätte die Mutter noch seinen Tod erlebt; sie starb nur Ein Jahr vorher. Durch diesen Sohn ward unsere Elisabetha Charlotte Urgroßmutter des bekannten Philipp Egalité, der in den

französischen Umwälzung den Jakobiner spielte und endlich doch enthauptet ward, und Urgroßmutter Ludwig Philipp's, des letzten Königs von Frankreich.

An ihrer Tochter, auch Elisabetha Charlotte genannt, erlebte unsere Herzogin ganz unerwartete Freuden. Die Prinzessin, eine schöne hochgewachsene Gestalt ward dem Herzog Karl von Lothringen vermählt, und diese beiden Eheleute lebten viele Jahre lang in herzlicher Liebe miteinander, wie uns die Mutter selbst ganz verwundert erzählt. Der Abschied von der Tochter aber fiel ihr freilich sehr schwer. Kurz vor der Hochzeit schreibt sie im Jahre 1698 aus Fontainebleau: „Ihr könnt leicht gedenken, liebe Amelise, daß mir das Herz jetzt schwer ist und daß ich näher bei dem Weinen als bei dem Lachen bin, denn meine Dochter und ich haben einander nie quittirt, werden nun aber wohl vor langer Zeit geschieden sein, welches denn ein wenig zu Herzen geht. Kann also vor diesmal nichts Lustiges sagen. Ich habe die Augen all Augenblick voller Thränen. Muß es doch immer verbeißen um nicht ausgelacht zu werden, denn die Seinigen recht lieb haben verstehet man in diesem Lande nicht. Ich weiß, daß wenn Ihr recht wissen solltet, wie mir's umb Herz ist, würde ich Euch recht jammern." Mit Freuden erzählt sie hingegen im Jahre 1699, wie ihre Tochter eine so schöne Fastnacht gehalten: „Meine Dochter ist ein wenig besser als sie seither gewesen. Sie haben eine artige Fastnacht gehalten von Turquen, Mohren, alten Deutschen und Spaniern und seyndt in Triomphwagen durch die Stadt gefahren in Nancy, und haben Wägen mit verkleydeten Musicanten bei sich gehabt. Die Damen saßen in Wagen und die Cavalier zu Pferd, jede Quadrille um ihre Nation Damen herumb. Die ganze Stadt war mit Lichter vor den Fenstern beleucht." Und im Jahre 1700: „Meine Dochter ist nun wohl herzlich betrübt über den Verlust ihres Söhngens und sie ist wohl zu beklagen. Das erweist, daß man in diesem Leben nicht vollkommen glückselig sein kann. Denn im Uebrigen ist sie, Gott sey Dank, das glückseligste und vergnügteste

Menſch von der Welt. Meine Dochter hat gar nichts von mir, bin aber Monſieur Müller obligirt, mir zuzumeſſen, was am beſten an mein Dochter iſt.“ Im Jahre 1702 ſind dieſe Tochter und ihr Herr noch ſo „kindiſch und kalberiſch“, daß der Mutter ganz bang darüber wird, und im Jahre 1706 haben ſie ſchon acht Kinder. Freilich nahmen die Maſern in kurzer Zeit einmal mehrere hinweg zu tiefer Trauer der Großmutter, aber das eheliche Glück der Tochter war ihr ein reicher Troſt.

Was das Verhältniß unſrer Herzogin zum König Ludwig XIV. betrifft, ſo wiſſen wir ſchon, daß derſelbe ſie hochachtete und nach dem Tode ihres Gemahls nicht ſorgen ließ. Sie mußte fleißig bei ihm Abends in Geſellſchaft erſcheinen, obgleich dieſe Abendcirkel ſehr langweilig waren nach ihren eigenen Worten. Doch das beſte Zeugniß über die Achtung, die ſie beim König genoß, gibt uns der Brief, welchen ſie im Jahre 1715 den 27. Aug. nach dem Tode des Königs ſchrieb: „Herzallerliebſte Luiſe! Ob ich zwar in einer ſolchen abſcheulichen Betrübniß bin, daß nicht weiß, was ich thue oder rede, ſo will ich doch auf Euer liebes Schreiben antworten, ſoviel mir möglich wird ſein; muß aber vorher ſagen, daß wir geſtern das betrübte und touchante spectacle geſehen haben, ſo man ſein Leben ſehen wirdt. Unſer lieber König, nachdem er ſich zum Todt bereit und, wie es hir der Brauch, ſeine letzten Sacramenten empfangen vorgeſtern um 8 Uhr, und Alles ordonnirt, wie er es nach ſeinem Todt will gehalten haben, hat den jungen Dauphin holen laſſen, ihm ſeinen Segen geben und zugeſprochen. Hernach hat er die Düchese de Berry, mich und alle ſeine andern Döchter und Enkels kommen laſſen. Er hat mir mit ſolchen tendren Worten adieu geſagt, daß ich mich noch ſelber verwundere, wie ich nicht tack ohnmächtig worden bin. Er hat mich verſichert, daß er mich allezeit geliebt hätte und mehr als ich ſelber gemeint, daß es ihm leyd ſei, daß er mir jemalen chagrin gegeben. Er bäte, ich ſollte mich doch ſeiner etlichemal erinnern, welches er glaubte, daß ich thun würde, weillen er perſuadirt ſey, daß ich ihn

allezeit lieb gehabt hätte; daß er mir im Sterben Glück und Segen wünsche und daß ich all mein Leben möge vergnügt zubringen. Ich warf mich auf die Knie, nahm seine Hand und küßte sie. Er umbraſſirte mich, hernach sprach er an die andern. Er sagte, er recommandire ihnen die Einigkeit. Ich meinte, er sagte es zu mir. Ich sagte, daß ich E. M. in dieß und all mein Leben gehorsamen würde. Er drehete sich herum und lachelte und sagte: Ich sage euch dieß nicht, ich weiß, daß Ihr es nicht von Rohten habt und zu raisonable dazu seyd:; ich sage es an die andern Prinzessinen. — Ihr könnt leicht gedenken, in welchen Stand mich dieses Alles gesetzt hat: Der König hat eine fermeté, die nicht auszusprechen ist, gibt alle Augenblick ordre, als wenn er nur eine Reise thäte. Er hat an alle seine Leute gesprochen und adieu gesagt. Meinem Sohn hat er Alles anbefohlen und ihn zum Regenten gemacht mit solcher tendresse, daß es durch die Seele dringt. Ich glaube, daß ich die erste vom Königlichen Haus seyn werde, die den König folgen wird." — „Stirbt der Herr, wie nicht zu zweifeln steht, so ist ein größer Unglück vor mich, als Ihr euch immer einbilden könnt, aus vielen Ursachen, die sich nicht schreiben lassen. Ich kann und weiß nichts vor mir zu sehen als Elend und Unglück; ohne Verdruß, Ungemach und Langweil kann ich zu Paris nicht leben." Diese schlichte Erzählung von den Vorgängen am Todtenbette des Königs ist gewiß ein treffliches Zeugniß für unsere Herzogin aus dem Munde Ludwigs XIV. selbst, und zeigt zugleich, daß die Beschuldigung gegen ihren Sohn, als habe er sich der Regentschaft angemaßt, falsch ist. Daß jedoch die Mutter zugleich mit schwer zu leiden hatte unter den Ränken, welche von der Gegenpartei, dem Herzog von Maine und der Maintenon, gegen den Sohn getrieben wurden, ist begreiflich. Uebrigens überlebte Elisabetha Charlotte den betrauerten König noch um sieben Jahre.

Neben allem Kummer aber, den sie in Frankreich in reichem Maaße tragen mußte, war gewiß einen der schwersten derjenige,

welchen sie um ihre geliebte Pfalz duldete. Als ihr Bruder Karl, Kurfürst von der Pfalz, 1683 ohne Nachkommen gestorben war, machte der raubsüchtige Ludwig XIV., der bereits schon einen Theil der spanischen Niederlande unter ähnlichem Vorwand und viele Besitzungen deutscher Fürsten im Elsaß mit grenzenlosem Uebermuth an sich gerissen hatte, auch Anspruch an mehrere Grafschaften in der Pfalz als Erbtheil seiner Schwägerin Elisabetha Charlotte, obgleich diese bei ihrer Verheirathung feierlichst darauf verzichtet hatte. Um seinen Raub alsbald zu erhaschen, sandte der König schon im Jahre 1688 seinen Sohn mit einem Heere in die Pfalz, nahm sie ein, ließ allenthalben plündern und zerstören, und selbst das Heidelberger Schloß ward dazumal schon zum Theil in die Luft gesprengt, besonders der dicke Thurm, der heute noch in seinen Trümmern Erstaunen erregt. Als nun aber Kaiser und Reich sich aufmachten, den Franzosen den Raub wieder abzunehmen und der König daran verzweifelte, ihn festhalten zu können, da begann jene unerhörte Verwüstung der Pfalz unter Monclas und Melac auf Befehl des Ministers Louvois, um zwischen Frankreich und Deutschland eine Wüste zu schaffen. Hören wir eine Schilderung dieser Vorgänge aus der deutschen Geschichte von Wirth.

„Das Zeichen dazu gab die Verwüstung der Ortschaften um Heidelberg, indem acht Dörfer in Brand gesteckt wurden. Als die Einwohner sich bemühten, den Flammen Einhalt zu thun, fielen die Franzosen wie ächte Barbaren über sie her und trieben sie gewaltsam von dannen. Unbarmherzig wüthete der Mord in dem wehrlosen Haufen der Unglücklichen und schadenfroh wurden noch die Leichen nackt ausgezogen und zur Schau gestellt. Nach der Ausplünderung der weiten Umgegend stürzte sich die wüthende Räuberbande auf Heidelberg selbst. Das Schloß wurde geplündert, dann niederzureißen versucht und endlich durch Pulverminen größtentheils zerstört, die Stadt dagegen an mehreren Orten in Brand gesteckt. Nur durch Zufall ward ein Theil derselben gerettet. Nunmehr kam die Reihe an Mannheim. Louvois hatte

befahlen, diese bedeutende Stadt im buchstäblichen Sinne des Worts zu zerstören d. h. für Menschen ganz unbewohnbar zu machen. Mit Hast begannen denn die französischen Soldaten das Niederreißen der Häuser; dann legten sie an allen Orten Feuer an, um keine Spur einer menschlichen Wohnung übrig zu lassen. Trostlos entflohen die unglücklichen Einwohner. Zu beharrlicher Verfolgung der Barbarei kündigten die Franzosen den Einwohnern von Speier an, daß ihre Stadt dem Boden gleichgemacht werden soll, und daß der Bevölkerung eine Frist von sechs Tagen zur Auswanderung nach Elsaß, Burgund oder Lothringen gestattet. Nachdem man die Flucht an das rechte Rheinufer bei Todesstrafe verboten hatte, begann das Kannibalengeschäft auch in Speier. Viele Einwohner retteten ihre Habe in den Dom, weil die Verschonung dieses Kunstwerks zugesagt worden war. Als aber das Innere dir Kirche sich füllte, ließ der General Monclas dieselbe anzünden. So gesellte sich Hohn und Schadenfreude noch zum Greuel der Zerstörung. Hiernächst wurde auch die Stadt an allen Enden in Brand gesteckt und den fliehenden Einwohnern sogar auf dem Wege noch ihre Habe von den räuberischen Franzosen entrissen. Gleiches Schicksal wie Speier erfuhren auch Worms, Frankenthal, Wachenheim, Neustadt an der Haardt und andere Orte. Es hatte sich erfüllt, was Louvois wollte: Die verheerte Pfalz lag als eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland."

Und diese verheerte Pfalz war das Vaterland unserer Herzogin, war das Erbe ihres Geschlechtes, und Heidelberg mit seinem prachtvollen Schloß der Ort, wo ihre Wiege stand. Fassen wir, was sie leiden mußte, während man zugleich von ihr verlangte als Herzogin von Orleans sich zu freuen? „Ich glaube", schreibt sie im Jahre 1718, „wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wieder sehen sollte, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte. Denn als alles Unglück dort geschehen, bin ich länger wie 6 Monat gewesen, daß, sobald ich die Augen zugethan, umb zu schlafen, habe ich die

Dexter in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als eine Stunde geweint, daß ich geschluchzt habe. Was würde es denn sein, wenn ich mit meinen Augen sehen sollte und gedenken, daß unser Herr Vater und Bruder nicht mehr sind, wie auch meine treue Mutter?" Fassen wir aber auch, wie erbärmlich Deutschland sein mußte, daß es nicht wie Ein Mann sich erhob, um eine solche Schandthat blutig zu rächen! Ach, noch sechs Jahre lang frechteten die Franzosen das arme Land, bis endlich 1697 der Ryswyker Friede sie abziehen machte. Die Entschädigung, welche unsres Herzogin gezahlt wurde, verthat gar bald der Herr Gemahl.

Und in das Land jenes Ludwig's mit seinem Louvois, Monclas und Melac, zu jenem Volke, das also gegen Deutschland gehaust hatte, da zogen in Schaaren damals die deutschen Fürsten und Herren, lernten seine Sprache und Sitten und kamen dann zurück in's Vaterland, um Alles nachzumachen, was sie dort gesehen, und Alles zu verachten und zu verspotten, was daheim sich fand; mietheten sich Soldaten, wie Ludwig; frechteten das Volk und den Adel, wie er; hielten Mätressen, bauten Schlösser à la Versailles und Wasserkünste, machten Steuern und Schulden, trugen Perrücken, beschnitten Bäume und Hecken und lasen, sprachen und schrieben nichts als Französisch. Daran müssen wir gedenken, wenn wir ermessen wollen, was Elisabetha Charlotte gethan, daß sie 46 Jahre lang mit ihren Anverwandten lauter deutsche Briefe wechselte und dessen sich rühmte; daß sie in einem solchen Deutsch bei ihrer ungeheuren Schreibseligkeit ihre Briefe zu schreiben vermochte; daß sie deutsche Sitte lobte vor der französischen; daß sie trauerte, als sie zu Grunde ging; daß sie sogar das deutsche Essen nicht vergessen wollte und Sauerkraut ihr bis an ihr Ende ein köstliches Gericht; daß ihr ein einziger ehrlicher Deutscher lieber war, als auch das ganze englische Volk. Kurz muß sie in jenen Fluten fremden Lebens weder ihr deutsches Herz, noch ihren Sinn und ihre Sprache verloren gehen ließ, während die ganze Welt im französischen

Huber sammelte. Wie armselig und klein erscheinen in dieser Hinsicht alle jene verfranzosten Fürsten Deutschlands gegen unsere Elisabeth! Wie empörend hört es sich, wenn ein Friedrich der Große die deutsche Sprache „eine Sprache für Viecher“ nennt, und sein Prinz Heinrich den Herrn von Behrenhorst gebietet, Französisch zu lernen, damit er nicht ein deutsches Beest sei!!. Gepriesen sei für ihren starken und deutschen Muth diese deutsche Frau, die gewiß besser französisch sprach als alle jene Franzosenaffen, und die mit Unwillen von der Königin von Preußen schreibt: „Ich gestehe, l. Luise, ich kann nicht vertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprach so verachten, daß sie nie mit Andern teutsch reden oder schreiben wollen. Das ärgert mich recht, was die Königin in Preußen, wenn ich sie nicht Jedermann loben hörte als eine gar tugendsame Fürstin, sonsten sollte ich fürchten, daß sie mit fremden Sprachen auch der fremden Länder Fehler approbiren sollte und nicht mehr an unser teutschen Mägdlinen gedenken, so doch wahrlich nicht zu verwerfen sehn. — Und wohl französisch zu schreiben, muß man die Sprach gar wohl können, sonsten kömmts voll heraus. Ich habe französische Briefe von Teutschen gesehen, so nichts als ein Teutsch übersetzt waren, welches wunderlich auf französisch laut, insonderheit wenn man Titel drin setzt, welches gar nicht brauchlich ist.“ Ein köstlich Wort, das uns zugleich zeigt, wie der Deutsche von jeher mit seiner Ausländerei sich nur lächerlich und verächtlich machte, während er, wenn er treu seiner Natur bleibt, endlich selbst einen stolzen Ludwig zur Ehrenerklärung zwingt. Alle Herrlichkeit und aller Glanz des französischen Hofes machte unsre Herzogin ihr Vaterland nimmer vergessen. „Könnte ich mit Ehren“, schreibt sie 1706 an Amelise, „nach Teutschland zurück, würdet ihr mich bald sehen. Teutschland war mir lieber und unser es nach meinem Sinn viel angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hätte. Nach Pracht frag ich nichts, nur nach Redlichkeit und Aufrichtigkeit und Wahrheit. Es fehlet mir leyder nicht, daß ich wieder in Deutschland soll. Man

hat mich, unter uns geredt, wider meinen guten Willen hieher gesteckt, hir muß ich leben undt auch sterben, ich mag wohl oder übel sein, und wohl kein aparentz, daß wir einander in diesem Leben widersehen."

Ihre Sehnsucht wurde auch nicht gestillt. Sie sah ihr geliebtes Vaterland nicht mehr und starb im Jahre 1722 siebenzig Jahre alt; ich bin aber nicht im Stande, Näheres über ihr Lebensende anzugeben. Ihr Leben könnte sicherlich der Inhalt eines anziehenden Romans werden, und Sternberg hat es auch dazu in neuester Zeit erwählt. Aber dieser Roman erscheint mir unsrer Herzogin nicht würdig und des Lesens nicht werth. Anders verhält es sich mit dem Schauspiel Paul Heyse's, das ohne Zweifel viel Schönes und Ergreifendes hat, und mit dessen Worten ich auch meinen Vortrag schließen will. Elisabetha Charlotte sagt zum Grafen Wied, den pfälzischen Gesandten, nachdem der Friede geschlossen: „Und Ihr, mein theurer Jugendfreund, Ihr kehrt, die Palme vor Euch tragend, heim. O grüßet mir mein Heidelberg, grüßt mir den Neckarstrom, die Stätten meiner Jugend. Sagt es Allen, Elisabeth Charlotte, ob sie auch Euch niemals wiedersieht, trägt Euch im Herzen und dieses Herz ist fröhlich. So geht denn hin und grüßt mein Vaterland im Strahl des Friedens. Verkündigt ihm, die pfälzische Elisabeth Charlotte rufe der fernen Heimath Heil und Segen zu und bitte, wie sie Deutschland nie vergißt, daß man auch ihrer denken möge."

Landleben und Landleute auf Cuba.

Tagebuchblätter.

Von Friedrich Knapp.

Kleine bei Jur.

Beschattet von einem riesigen Caña brava-Strauche, der die schon halb stürzende Wand der mich beherbergenden Hütte in ihrem frevelnden Beginnen mit kräftigem Arme aufhält, schreibe ich diese Zeilen für meine Landsleute in der lieben Heimath nieder. Ich hatte meine Absicht zur Reise gebracht, entflohen aus der staubenden und lärmenden Hauptstadt, deren auf buntfarbige Cigarrenkistchen in allen Größen gebrannter und gemalter Namen den Kleinen und Großen der ganzen Welt geläufig wird, zog ich leicht gerüstet ins Innere der Insel und ruhe nun nach dem Besuche einer Masse westindischer Erepläße auf trockenem Lande einmal hier in schattiger Wildniß aus.

Betrachten wir vor Allem das Land, welches mit allen Reizen der Tropen geschmückt vor dem entzückten Ange ausgebreitet daliegt: rauschende Zuckerfelder, smaragdene Kaffeewälder von stolzen Reihen hundertjähriger Königspalmen eingefaßt; dort über der sanften Anhöhe ein ganzer Hain silberstämmiger Fächer- und Kokospalmen, während zerstreute Gruppen von westindischem Bambus den Lauf eines sich durch wogende Malojastrecken hinwindenden Baches bezeichnen. Weile ich auch jetzt in einem frischen, kühlen Paradies mit der Aussicht auf die sonnigsten Bilder,

— vor wenigen Tagen ermüdeten mich noch unübersehbare graue Landflächen oder gräulichschillerndes Moor, weit umher kein schützendes Laubdach, kein gastlicher Heerd; der unfreundliche Zapatasumpf, der meilenlang die Südküste umgürtet und nur Flamingo's, Alligatoren, Schildkröten und Krabben eine willkommene Heimath bietet, bewies mir, wie nahe hier die größten Gegensätze sind. Nach derartigen Reisemühen ist solche Rast erquickend, namentlich wenn sich angenehme Erinnerungen an eben Genossenes drängen. So mein heutiger Morgenritt nach einer benachbarten Pflanzung mit einem lieben Freund, einem deutschen Maler. Der frühe Morgen fand uns schon im Sattel, wir durcheilten entzückende Gegenden, hie und da standen Lokanden, vor denen müde Saumzüge rasteten oder nackte Kinder mit dem grunzenden schwarzborstigem Geschlecht gesellt umherpurzelten. Dann setzten wir über kleine Flüsse, blaue Wasser durchleuchtet und gewärmt von der cubanischen Sonne, klar bis zum Grunde über bunten Kies oder wogende Gesträuche rauschend — nur zögernd verließen wir solche Punkte, um noch schönere zu treffen. Landleute in ihrer romantischen Tracht auf kleinen unermüdlichen Creolenpferden, die Pistole im Halfter, breite Schwerter (machetes) in Lederscheiden über dem Rücken und silberne Pfundsporen an den Fersen, ritten grüßend an uns vorüber, oft von 10 und mehr mit Gemüse, Tabak oder Reis belasteten Pferden und Maulthieren gefolgt, deren Zaum je am Schweif ihrer Vorgänger befestigt ist. Und nun zu den Palmen! welch' majestätische, poetische Bäume sind sie, die Bevorzugten ihres Geschlechts ragen sie stolz in die sie schmeichelnden Lüfte hinein und der Hauch der Natur geht im erhabenen Rauschen durch ihre herrlichen Wipfel, die sie wiegen und neigen in anmuthiger Würde. — Bald führte der Pfad, der jetzt lieblich idyllisch, bald felsig romantisch wurde, an mehreren Kaffeepflanzungen vorbei, deren Blüthen und Duft zugleich ergötzten; mit starken Umfassungen von Kalkstein oder stachelbewehrten undurchdringlichen Aloehecken umgeben, dehnten sich in beträchtlicher Ferne hin, von starken Trupps arbeitender Feldneger

belebt, in deren Mitte berittene und bewaffnete Aufseher (moyorales) hielten. Brotfruchtbäume und Dattelpalmen ragten allerorts und von Weiten konnte man nach ihren in Linien gereihten Wipfeln auf Alleen schließen, die sich nach den Wohnhäusern der Pflanzer hinzogen. Dazwischen blickte schelmisch das Maigrün der Pacame (indischen Nuß) oder der Toronjas, einer Orangenart durch, mit blitzenden Streiflichtern überstreut. — Auf dem Heimwege gieng es durch waldige Gegend; die Luft kühlte sich, die Landschaft wurde ernster, dumpf hallten die Hufe auf dem mit Gräsermatten überzogenen Boden; Artschläge klingen aus weiter Ferne, wunderliebe Vogelstimmen, — von Geierkrächzer (der condorartigen Aura tiñosa) unterbrochen; und bald darauf belebte Räderkuarren einer von zwei mächtigen Stieren am Doppeljoch gezogenen Carrette und das eintönige Leitwort des mit spitziger Lanze bewehrten Wagenlenkers des Haines Schweigen.

Mannichfach wechseln die Bilder des frischesten Regens, der lachendsten Gegenden mit den ödesten Flächen und wildesten Gebirgszügen. Daß eine dichtumbüschte Bucht, die ferne See oder der mit silberner Brandung umschäumte Strand, die einsame Klippe mit Leuchtthurm als wachsamer Vorposten gegen die mexikanische oder caraibische See hin, das Inselnlabyrinth der Gärten des Königs und der Königin, der Zwölf Meilen-Archipel und andere Gruppen und Scenerieen, jede für sich ein abgeschlossenes höchst interessantes Ganzes bildet, ist begreiflich. — Nur der fünfte Theil der Inseln ist bebaut, meist mit Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Mais und Gemüse, große Strecken dienen als Viehweiden; Gebirge, Wälder, Sümpfe füllen den bei weitem größeren Rest aus. Darüber hin leben neben einer halben Million Neger etwa hunderttausend eingeborene Weiße zerstreut, welche unter dem Namen Guajiros vielleicht jenen Stand bilden, den man bei uns Bauer nennt. Aber welch ein Unterschied zwischen Paul Dorn von Kleinreuth und meinen Nachbarn hier im Busch! — Dies sind ganz merkwürdige Gesellen; ich habe ihrer ein Dutzend kennen lernen, da ist Don Antonio, Don Pepe el chato (auf

gut deutsch Seppel Plattnase), Don Silvestro und was weiß ich, wie diese ritterlichen Bauern, diese Caballeros andantes nennen soll, welche ebenso freizüngig wie verschlagen, ebenso großsprecherisch als muthig und abergläubischen als ein altes Weib sind, obgleich weniger aus Frömmigkeit als weil es so hergebracht ist, und gerade der letztere Grund richtet auf Cuba in Cultur, Gewerbe und Industrie so großen Schaden an. Und ihre Lebensart! sie ist eigenthümlich, wie ihre Leidenschaften, unter denen das Spiel, namentlich das Unzen verschlingende Monte (Häufeln), die hervorragendste ist; — ärgere und verwegenere Spieler habe ich noch nie gesehen, dabei und beim Hahnenkampf muß man sie beobachten, die alles vergessenden Wagehälse, die sich vielleicht selbst als Sklaven zu Markte bringen würden, nur um ihrer Spielwuth Genüge zu leisten. — Der Guajiro liebt die Marcha real (Königshymne, sein God save the Queen) und den Kaffee, den er zu jeder Stunde trinkt, er liebt das Schweinefleisch und gebratene Bananen (Musa paradisiaca) über alle Maßen. Er ist patriotisch als Spanisch-Creole, herber Feind aller Invasionsgelüste, doch nur deßhalb, weil das Fremdenthum ihm ein Dorn im Auge ist: er fürchtet, es möge ihn aus dem alten Schlendrian des Großvaterbrauches herausreißen, wenn gleich das Land um Tausende von Thalern mehr ergeben würde. Originell ist seine Tracht, das größtentheils nicht sehr weiße Hemd über der Drillhose, das über die Brust gekreuzte buntgeblumte Tuch, der Basthut und die Schuhe von ungefärbtem Wildleder mit Silbersporen bilden mit der gewichtigen Machete ein merkwürdiges Ganzes. — Wenn der Norder aus vollen Backen ungastlich über Busch und Ebene pfeift, wirft Don Pancho, mein Nachbar das Modell eines westindischen Landmanns, über diesen Aufzug, namentlich wenn er zu Markt reitet, einen wollenen Mantel. — Im Fall der Guajiro arbeitet (und das pflegt denn gerade nicht oft das Jahr hindurch sich zu ereignen) ist er allein, als schämte er sich, hiebei Zeugen zu haben, und bei Vielen scheint auch diese Maßregel gerechtfertigt; er bequemt sich hie und da zum Pflüge,

was er jedoch über den Negern überläßt, gefällt sich als Beschützer der Rindvieh- und Pferdezucht und ist eben auch als Landmann so seltsam, wie als Arbeiter.

Da ist Don Canuto, der mir gegenüber in seiner zerfallenen Hütte, aber so stolz wie ein verjagter sizilischer Tyrann lebt, auch ein Guajirooriginal und mehr Wipper, Händler, Trödler und Negotiant, als Landmann. Er speculirt, pachtet, um an Afterpächter wieder abgeben zu können, kauft Pferde und Rinder, um sie als geriebener Roßkamm und Ochsenhändler mit gutem Nutzen wieder zu verkaufen; er säet und pflanzt, um das Korn noch unter der Scholle und die Frucht hinter der Knospe verkaufen zu können. Wie oft auf meinen Ausflügen, wenn ich eine sädelnde Palmenflur anstaunte und ganz Gefühl war inmitten der herrlichen Natur, erregte es meine ganze Heiterkeit, wenn ein gravitätischer hagerer Don Quisote über den Weg ritt, einen unternehmlichen Regenschirm in die Seite stemmend, wie es vielleicht der sinnreiche Held der Mancha mit seiner Lanze zu thun pflegte. Und dann fragt einmal solch einen Caballero, was er mit seiner hochfahrenden Wichtigkeit den Tag über im Lande umher verrichtet und es sind zehn gegen eins zu wetten, daß er in allen Fondas am Wege eingesprochen und lange Stunden hindurch mit seinen Cameraden über Frucht und Thiere, Hähne und Pferde (gallos y caballos) geplaudert, ein Gesprächstoff, der von Mündhanfladen, Liebschaften und Reiterstücklein wimmelt.

Wollt Ihr nun den Typus einer ächten und gerechten Guajira kennen lernen? ihn zu schildern brauche ich nur das Conterfei meiner gastfreundlichen Wirthin, der netten runden Donna Rosita zu geben. Nothdürftig erzogen und nicht gebildet, als Mädchen hübsch, als Frau artig, ist Don Pedros würdige Ehehälfte eine vollblütige Creolin; im reichen schwarzen Haar einen Büschel flimmernder Glasperlen und bunte Bänder weiß sie ihrem Anzuge, welcher einfach aus dem langen Camisole (saya) dem (tunica) und einem quergestreiften Seidentuche lose um den Hals geknüpft, besteht einen ihr selbst unbewußten Anflug von Coetterie

zu geben, denn Donna Rosita, wüßte sie meine Bemerkung über sie, würde es sich nicht verzeihen, sie ist eine sehr treue Gattin und dies will hier zu Lande viel sagen. Gegen Fremde ist sie sehr zurückhaltend, obgleich sie es an (in ihrem Sinne) großer Höflichkeit nicht fehlen läßt. Als ich neulich auf meiner grauen Jaca vorritt und Gastrecht heischte, stand sie von ihrem mit Kalbfell überzogenen Stuhle auf, ging mir steif ceremoniös entgegen, indem sie mir auf das Förmlichste Haus und Hof anbot. Die gute Rosita! und mit einigen Granatschnüren, ihr mit Erlaubniß des gestreugen Eheherrn überreicht, welche Freude hatte ich ihr doch an ihrem Santo (Namenstag) bereitet! Werktags geht sie barfuß und behauptet, wenn sie Schuhe trage, wüßte sie den Sonntag gar nicht von den übrigen Tagen zu unterscheiden, an dem sie zur Messe und Tanzlust ein Paar feine Schuhe und Strümpfe trägt. Sie ist auch flink zu Pferde, reitet jedoch selten allein, meist von ihrem Manne begleitet nach einem benachbarten Hofgute (Finca), wo sie eine Jugendfreundin oder Gevatterin besucht; sie sitzt dabei fast auf dem Halse ihres Pferdes und lehnt sich gegen ihres Gatten Brust, der sie seinerseits mit dem linken Arm um die schlanke Hüfte faßt und mit der Rechten die Zügel führt. —

Eigenthümlich ist auch die Hof- und Hauseinrichtung; die meisten Wohnungen haben Wände aus Pfahlwerk, mit Kalk roh überworfen und getüncht und Palmbastdächern. Die innere Ausstattung ist nicht besonders verschwenderisch; einige Holzsessel mit Lederfitz und Rücklehne, ein Tisch von Cedernholz, Wasserständer, ein Bretterbord für Küchengeschirre, aufgespannte Seile, welche die Kleiderschränke sehr ökonomisch ersetzen, und endlich die nöthigen Bettgestelle mit Seegraspolster und Fliegennetz — dies ist das ganze Mobiliar. Freilich gibt es Ausnahmen und Don Severin an dem Puente bravo, der ein Viertel vom großen Loos gewonnen, hat kostspieliges Hausgeräthe, Schränke und Schreibtische in seinem an sich bescheidenen Häuschen. Auf Reinlichkeit wird eben nicht viel besonders gehalten.

Hinsichtlich leiblicher Nahrung essen die Guajiros zwei Mal des Tags, Morgens gebratenes Schweinefleisch mit weichem Reis und Ajiaco des Mittags und dies sind sammt gebratenen oder getrockneten Bananen, welche oft die Stelle des Brotes versehen, die beiden Hauptgerichte auf dem Lande. Der weiche weiße Reis ist in Salzwasser gekocht und wird ohne andere Zuthat als ein wenig geschmolzener Butter aufgetragen. Der Ajiaco ist hier das, was in Spanien die Olla podrida und besteht aus frischem und getrocknetem Kuh- und Schweinfleisch, allen Arten von Gemüse, zartem Mais und grünen Bananen, darüber wird ziemlich Fleischbrühe gegossen und das Ganze mit Malango (Arum sagittaefolium) eingedickt. — Dieses Gericht ist gut, nahrhaft, wohlfeil und manch anderem Mengelmuße der cubanischen Fonda vorzuziehen. Bei allen Mahlzeiten ist übrigens der Kaffee unvermeidlich, gleichwie bei allen übrigen Tageszeiten. Aeußerst rühmenswerth ist hiebei die ausgedehnte Gastfreundschaft des Guajiro gegen Reisende und Fremde. Man mag anreiten, wann und wo man will, so ist es unerläßlich Kaffee oder in größeren Gehöften (Kneas) Bier und Wein zu nehmen; kommt man gerade zur Essenszeit, so thut man wohl, keine förmliche Einladung zu erwarten; es versteht sich von selbst, sich während des Mahles als zum Tisch gehörig zu betrachten. Weise aber ja keiner eine auch noch so unbedeutende Einladung ab, ohne ganz triftige Gründe zu haben, da dies sonst als Geringschätzung und Beleidigung betrachtet wird. Die Tugend wahrer, aufrichtiger Gastlichkeit, wenn auch sonst alle andern bei den Guajiros im Argen lägen, wird auf Cuba nie in Mißcredit kommen.

Als mich Don Pedro in sein Haus einführte und versprach, zu allem beizutragen, was mir von Interesse sein könnte, da dachte ich, es sei mehr spanische Höflichkeit, ich täuschte mich jedoch glücklicher Weise und sah, daß er hinsichtlich seines Gelöbnisses nichts halb that. Da war kein Hahnenkampf, Entenlauf oder Ball, wozu ich nicht gezogen wurde und ich hütete mich

wohl, die freundlichen Einladungeu zu dieſen Feſten auszuſchlagen — auf dieſe Weiſe lernte ich ſo recht des Guajiro Weſen kennen und ſeine Tiple-Arien verſtehen, in ihnen fand ich den Schlüſſel zu ihrer Minne, ihren Balladen und Romanzen. —

Am Tage von Nuestra Señora de las nieves (unſerer lieben Frau im Schnee) war großer Hahnenkampf und natürlich zogen wir nach der Valla, dem Hahnentheater. Ueberflattert vom allgegenwärtigen nationalen Rothgelb ſahen wir ein kegelrundes Holzgebäude, ſauber mit Kalkblau getüncht und von der Nachbarſchaft auf drei Stunden im Umkreis, nebſt braunen, weißen und ſchwarzen, äußerſt bequem coſtumirten Jungen umſchwärmt. Hier waren auch die holden Hahnenjünglinge zu ſehen, ihre Lieblinge auf dem Arm; da ſtanden ſie entweder ſtumm, in ſich gekehrt, oder mit ihren Hähnen plaudernd und koſend, ſo unausſtehlich proſaiſch inmitten poetiſcher Naturreize, daß man nicht begreifen kann, wie es auch ſolche Käuze gibt; indeſſen unſer Herrgott hat gar vielerlei Koſtgänger, ſonderlich auf dieſem geſegneten Eilande. —

Wir traten in das Innere des Theaters, einem Kunſtreitercircus auf's Haar (nur verkleinert) gleichend. Die mit Sägeſpähnen beſtreute Bühne iſt mit Menſchen und Hähnen bedeckt, die Zweikämpfer werden bereits abgezählt, engagirt, gemeſſen und gewogen. Ein verwirrtes Bilder- und Tongemenge bietet ſich namentlich dem Laien dar, dem es unfaßlich iſt, wie eines ſo armſeligen Schauſpiels halber ſo leidenſchaftliche Erörterungen gepflogen werden können. In der obern Gallerie über der Bühne thront der Ortsrichter mit ſeinem Adjunkten und ein Paar benachbarte Pflanzer. Erſterer gibt das Zeichen zum Beginn der Kämpfe und auf den Ruf: Afuera de la Valla! leert ſich die Bühne, alles ſtürzt im bunten Durcheinander nach den ringsum aufgeſtellten Bänken, nur die menſchlichen Sekundanten zweier Hähne bleiben mit dieſen und einer Branntweinflaſche auf der Arena zurück. Vor der Thüre ſitzt eine Art Kampfrichter, maestro gallero, der in zweifelhaften Fällen zu entſcheiden hat.

Die Galleros halten die Streithähne in den Händen, machen noch eine leichte Probe und lassen sie aufeinander losgehen. Die Gefiederten sind abscheulich zusammengerupft und, da es eine Pelea de navaja (Rasiermesserkampf), ist jedem eine kurze zweischneidige Klinge an den Sporen gebunden, mit dem sich die aufgehetzten armen Thiere schauderhaft zerfleischen.

Es war eine häßliche Scene, die kaum durch die außerordentliche Theilnahme der bunten Menge erträglich ward. Welch ein Lärm! welch wirres Geschrei! ich kannte meinen ehrenhaften Hauswirth gar nicht mehr, als er mit rothem Kopf und verzweifelten Armbewegungen dem Ortsrichter zurief: „Fünfzig Thaler gegen den Indier!“ und dieser mit einer Donnerstimme erwiderte: „Drei Unzen für den Indier!“ — Eine Menagerie vor der großen Fütterung kann unmöglich mehr Getöse machen, als diese Zuschauermasse. Dort, der zerlumpte Tabuletkrämer eifert sich mit Don Felipe, des Alkalden Neffen ab und dieser geht eben seinerseits eine Wette von zwei Unzen mit Juanillo, des Sägemüllers 80jährigen Großvater ein, während der pensionirte Hauptmann einem Guajiro den Sieg seines gestutzten Lieblings streitig macht. „Ich zahle 12 gegen 8!“ — „Andere 12 gegen 8!“ — und so tönt, rauscht, quickt, schreit, brüllt und tobt es, daß man im Hofe des Bedlam zu sein glaubt. Jeder unerwartete Wechsel, Vortheil oder Mißgeschick des einen oder andern Hahnes vermehrt das Getöse und so mußte ich (Don Pedro that es nicht anders) an 12 Paare der Streitlustigen kämpfen und fallen sehen, bald mit Messern, bald mit ihren natürlichen Waffen, Schnabel und Krallen gegen einander wüthend. Widerlich ist es, wenn die Hähne des Zerzausens müde, sich gegenseitig gern verschonten, jedoch von den Galleros unaufhörlich gegeneinander gehetzt werden. Es gehört in der That etwas dazu, diese Unmenschen die todtwunden Thiere mit Branntwein bespritzen und mit Allem Möglichen anfeuern zu sehen, bis endlich ein Hahn den Todesstoß erhält oder vor Erschöpfung verendet und der Sieger, selbst sterbend sich auf des Gegners Brust ankrallend,

ein mattes Triumphgekrächze ausstößt. — Nach diesem abscheulichen Zeitvertreib, der durchaus nicht dazu beitrug, mir eine hohe Meinung von der Gesittung meiner Gastfreunde einzuflößen, dünkte mir das blutigste Stiergefecht, wo rohe Kraft gegen List und Kaltblütigkeit kämpft, fast erhaben. Als wir die Arena verließen, disputirte ich nicht wenig mit Don Pedro, der sich aber leidenschaftlich der pelea de Gallos annahm: es sei ein aufregendes, aber keineswegs grausames Spiel, mit den kleinen Teufeln sei es bald aus, ja sie hätten keine Ahnung von Schmerz, da sie die Kampfbegierde nicht zur Besinnung kommen ließe u. s. w.

In neuerer Zeit sucht man doch etwas Poesie in diese Spiele zu bringen. Bei höheren Kirchen- und Volksfesten werden große Hahnenkämpfe ausgeschrieben und jeder Theilnehmer muß sich für eine nach Farben benannte Partei entscheiden. Jeder Bando (Partei) wählt aus den anmuthigsten Mädchen des Orts seine Königin (Reina), welche aus ihren Vasallen einen zahlreichen Hofstaat unter den launigsten Titeln ernennt, etwa einen Duque del Real Agrade (Herzog des königlichen Wohlgefallens) einen Conde del Prado Real (Grafen von der Königswiese) u. s. f. Diese Aemter werden mittelst humoristisch abgefaßter Diplome an bevorzugte Ortsnachbarn ertheilt und diese suchen durch metallische und poetische Beiträge sich ihrer Herrscherin dankbar zu beweisen. Zwischen beiden Bandos beginnt nun lang vor dem eigentlichen Kampfspiele ein Wetteifer in Gesängen, Dichtungen und Aufzügen, die blauen Barden preisen ihre Herrin und alles was blau ist, während die purpurne Monarchin von gleichfarbigen Minnesängern in die Wolken erhoben werden. An gegenseitigen Ueberschwänglichkeiten und Plaudereien fehlt es nicht und da die Guajiros auf Cuba ihre Décimas eben so rasch als unsere Oberländer die Schnadahupfeln improvisiren, so fehlt es nicht an pikanten, unter blühender Mangos Schatten beim Guitarrenklang abgehaltenen Gefechten, die ihren Weg selbst in die gelesenen Tagblätter der Hauptstadt finden. — So kommt endlich der Tag der Entscheidung; nach

der Valla ziehen mit bezüglichen Fahnen, Farben und Bändern die Bandos, auf blumengeschmückter Karette die Königinnen, unter deren Vorsitz und dem Getöse irgend einer Musikbande die blauen und purpurnen Hähne wüthend aufeinander losgehen; der Fall des Purpurnen erklärt den blauen Bando zum Sieger, dessen Königin schließlich ihrer überwundenen Gegnerin ein fröhliches Tanz- und Versöhnungsfest veranstaltet. — Merkwürdiger Weise findet sich hier zu Lande inmitten der ländlichen Spiele das ebenso gräßliche als grausame Entenreiten (corrida de patos), unser veraltetes Entenziehen, das Entenspringen der Niederländer. In entsprechender Höhe wird ein Bastseil über den Rennweg gespannt und daran eine lebende Ente bei den Füßen aufgehangen. Der Hals der Bedauernswerthen ist mit Oel bestrichen und wird nun das jammervolle Ziel der darunter wegjagenden Landleute, deren Behendester nach oft lange vergeblichen Versuchen den Kopf der Ente vom zuckenden Rumpfe reißt und mit ihm den Braten selbst erringt. — Das Schauspiel wird um so abstoßender, je häufiger die vor Aufregung glühenden Reiter, Gewand und Sattel mit Blut getüncht, das Ziel verfehlen und je lauter die krampfhaften Flügelschläge des gequälten Opfers beklatscht werden. Und dies Alles unter säuselnden Palmen und wogenden Bambussträuchen! —

Anmuthiger, wenn gleich in hohem Grade eigenthümlich, sind die Loas, größeren Festen vorhergehende Prozessionen, die sich zur wirklichen Feier wie der Prolog zum Schauspiel verhalten. Am Vorabend der Kirchenweihe, Amtseinsetzung oder Königsfeier bricht dieselbe gewöhnlich von der Kirche aus unter Glockengeläute auf, an der Spitze ein als Engel geschmücktes Mädchen auf blumenbekränzten zweiräderigem Karren, welchen berittene Mohren und Indianer als Ehrenwache umgeben. Die seltsame Zusammenstellung der letzteren ist wohl eine Anspielung auf die in den spanischen Reichen durch die Religion unterjochten Mauren und Cubaner. In zwanglosen Gruppen, rauchend und plaudernd folgt die gesammte Ortsbevölkerung; auf dem Haupt-

platz hält der Zug, der Engel erhebt sich und deklamirt die Loa, auf die Bedeutung des Festes bezügliche Worte in Versen, worauf sich die Prozession zerstreut. Natürlich beschließt, wie alle anderen Feste, ein Ball diese Vorfeier! —

Ein originelles Fest bilden auch die Altares de Cruz, Kreuz-Altäre, welche man in südkatholischen Ländern vom 3. bis 12. Mai zur Erinnerung an die Kreuz-Auffindung in den Wohnhäusern errichtet, ursprünglich um sich vor ihnen zur Familien-Andacht zu vereinigen. Die Guajiros und andere auf dem Lande wohnende Cubaner vereinigen nun ihre Ansichten über Religion und Behaglichkeit, Erbauung und Vergnügen, Seelen- und Leibes-Erquickung auf sehr naive Art, wie ich mich zum Oefteren überzeugt, aber zuvor noch nie gesehen habe. Freundliche Einladungen, die ich während eines längeren Aufenthalts in dem Binnenstädtchen Güines nicht abweisen konnte noch wollte, führten mich an einem schönen Maimond-Abend in den Familienkreis eines begüterten Oekonomen, dessen schlichte Wohnhalle ich bereits mit einem Kreuz-Altare, Lichtern und Blumen geschmückt und von der heitersten Gesellschaft belebt traf. Man plauderte, lachte und scherzte und unterhielt sich von Allem, nur nicht von der Kreuzauffindung und die heilige Helena wird, (wenn je Heilige sich ärgern) über die Unbefangenheit entrüstet gewesen sein, mit der Klein-Cuba sich über die eigentliche Feier hinwegzusetzen für gut fand. — Da an hübschen Mädchen kein Mangel und zufällig ein Tiple (die cubanische siebensaitige Zither) vorhanden war, so machte sich ein Tänzchen wie von selbst; Zuckerwasser, Limonade und Garapiña aus Ananassaft wurde umhergeboten, fabelhaft geraucht und um Mitternacht trennte man sich in der besten Stimmung nicht ohne daß der Hauswirth seinem Nachbarn, dem Kaffeepflanzer Don Domingo Caricariburu einen riesigen Blumenstrauß eingehändigt und hiemit zur Errichtung eines Kreuzaltares in dessen Wohnung verpflichtete. In der That verlief auf diese zweite, auch in kulinarischer Hinsicht vermehrte und verbesserte Auflage des Maifestes in derselben annu-

thigen Art zu Aller Theilhaber Nutz und Frommen. Um Sie nicht zu ermüden, berichte ich Ihnen in Kürze, daß ich neun höchst vergnügt aufeinanderfolgende Abende in ähnlicher Weise verlebte, daß achtmal der bedeutungsvolle Blumenstrauß ausgewechselt wurde, jedoch in der letzten Nacht im Hause des reichen Don Dionisio Goecoechea (dessen Großvater in Folge kleiner Abstecher zur See auf eigene Faust, seinen Enkeln, die Guajiros wie ihr Ahne blieben, eine Million hinterließ), der ländliche Imbiß nnd die einfache Zither einer reichbesetzten Tafel mit Porter, Ale, Stout und Champagner und dem famosen Orchester „Zum neunzehnten Jahrhundert", bestehend aus 20 Professoren der Musik, wie sie sich nannten, den Platz räumen mußten.

Nicht zu übergehen sind die sogenannten Asaltos, Mamarrachos oder Moharrachos, auch Máscaras genannt, deren Auftreten in gleicher Energie außerhalb Cuba wohl schwerlich statt haben dürfte. Angenommen, wir sitzen zur Zeit des cubanischen Carneval (Ende Juli) nach Einbruch der Nacht bei traulicher Lampe oder noch traulicherem Mondschein in der hohen Wohnhalle bei friedlicher Beobachtung schalkhaft schwärmender Moskiten oder eines von der Hauskatze verfolgten Scorpions, wenn nicht gerade die Familie des Hausherrn den letzten Ball, die vorletzte Hinrichtung oder den heutigen Schiffbruch an der Nordküste glossirt —

Da plötzlich trifft ein Lärmen unser Ohr,
Von Stimmen, Tritten und verworr'nem Drang,
Wir glauben einen Aufstand zu erleben —
Und näher braust's, es öffnet sich das Thor:
Der Diener ist's, der uns verkündet, daß —

ein Asalto im Anzuge sei. Zehn, zwölf, zwanzig junge und ältere, bekannte und unbekannte, maskirte und unmaskirte Männlein und Fräulein dringen lachend, schreiend, singend und hüpfend über die Schwelle, nehmen die Saala ein, die wir ihnen schleunigst räumen, und beginnen nach einer mitgebrachten, oft ganz

barbarischen Musik zu tanzen, ohne sich lange nach der Hausnummer und dem Befinden der Familie zu erkundigen. Ganz besonders gefährliche Anziehungspunkte dieser tanzlustigen Meteore sind Pianos, auf welchen sofort virtuosenhaft umhergepaukt wird, im Uebrigen sind diese Jünger Terpsichorens harmlos und verweigern nie rasch herbeigeholte Erfrischungen, Eis, Confekte und Cigarren. So dauert denn die Unterhaltung, ad libitum fortgesetzt und von den Insassen unbehelligt, bis in einem Nu — der lustige Spuck entschwunden und nur geleerte Eisbecher, Cigarrenstummel und eine bedenklich staubigte Atmosphäre an ihn erinnert. Rühmenswerth erschien mir stets bei solch erlebten Asaltos gastfreies Zuvorkommen auf der einen — und bescheidener Gebrauch desselben auf der andern Seite. —

Und nun nur noch wenige Worte über die Tanzlust der Guajiros. Nicht des Hüonshornes bedarf es, um das leichterregte und leichtfüßige Geschlecht zum Tanzen zu bringen; es genügt ein Lied, etwas Geklimper, ein Nichts, um sofort einen Zapateo zu rechtfertigen, welch schwer zu beschreibende Reigen spezifisch cubanisch ist. Man tanzt ihn zu allen Jahres- und Tageszeiten und Rückerts zwölfte Veranlassung zum Weintrinken, nämlich „um jeglicher Ursach' willen" gilt vorzüglich hier dem Tanze. Weniger die s. g. Musikbälle, mit Orchester und Walzer, Mazurka und Redówas als die altklassischen Changüis oder Guateques, Familien-Kränzchen wo nur nach dem Tiple und dem Gesang eines oder des andern liederfertigen Gesellen der Zapateo geübt wird, verdienen Erwähnung. Da tanzt man punktirten, gebürsteten und gestürmten Zapateo und wie die besondern Touren genannt werden und namentlich der gebürstete ist gegenwärtig die Lieblingsmode, obgleich er massenhaften Staub aufwirbelt und eine Hauptnahrungsquelle der dortigen Schuhmacher ist. Die monotone, reizlose Musikbegleitung zum Zapateo nennt man den Punkt oder die Harfenweise. Der begleitende Gesang wird in den Llanto und den Ay eingetheilt, Ausrufen, die jeder Strofe vorausgehen. Diese bestehen aus fast

immer von den Guajiros ſelbſt improviſirten Décimas, Zehnzeilen und haben Liebesluſt und Leid meiſtens zum Gegenſtand.

Die Weiſe des Ay ertönt allenthalben und jederzeit, mit ihr beginnt und endet die Guajira ihr Tagewerk, treibt der Mann die Heerde ein und trabt von fonda zu fonda; bei den geſelligen Zuſammenkünften bildet dieſe Tonart die Krone des Feſtes, jeder ächte Guajiro macht in ihr ſeinen Gefühlen Luft und dichtet nach ihr Décimas zu Hunderten, denen weder Witz noch Schärfe abgeht. — Während des Geſangs umſteht das Auditorium den Improviſator und belohnt jeden guten Einfall mit Jauchzen und Beifallsrufen.

So verfließen in enggezogenen Gränzen, deren Erweiterung nicht zu ſeinen Lieblingsgedanken gehört, dem weſtindiſchen Landmanne, zufrieden mit dem was ihm von den Großältern überkommen, ſein Leben, ein ſeltſames Gemiſch von Vorzügen und Fehlern, Nüchternheit und Poeſie. Nach der ſtarr vorgezeichneten Routine folgt der Enkel der vorangegangenen Generation, deren Gräber dieſelben Palmen beſchatten, unter welchen die weſtindiſche Leier Klein-Cuba zum Tanze ruft.

Reise durch Ober- und Mittelitalien.

Von J. F. Hoffmann.

Am 9. August 1861, Morgens nach 7 Uhr, wanderten wir zwischen Lauferthor und Bahnhof, von Freund und Freundin begleitet, mit Süßigkeiten reichlich beschenkt — meine Frau hatte sich in der Voraussicht dieser Freundesgüte einen besondern Beutel gemacht. Auf dem Bahnhof wurden wir von einer liebenswürdigen und herzensguten Dame überrascht, welche, eine alte Bekannte und Mitglied unseres Vereins, sich mit ihrer aufblühenden Tochter bis Rorschach als Gesellschaft anbietet. Große Freude und Gesprächigkeit; der Tochter war die ganze Reise neu; ich rufe die Stationen aus und zeige den Hesselberg und Haarburg und was es neben Nördlinger Würsten und Donauwörther Dampfboot auf dem langweiligen Wege noch Interessantes gab. Von den übrigen Insassen des Wagens beschäftigte mich zumeist ein großer breitschultriger Mann mit dunkelrothem Gesicht und langem weißem Barte, schwer zu classificiren, bis er sich als Menageriebesitzer auswies, der seine Thiere in Nürnberg zu zeigen die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte. Er schaute besonders interessant in die Welt, wenn er Bonbons aß, welche meine Frau an alle Inhaber des Coupé's auszutheilen nicht eher abließ, bis ihre Düte geleert war. Ich machte mich literarisch nützlich und colportirte Probebögen von Professor Klingenfeld's neuem Gewerbeblättchen in allen Wartsälen, das ich auch bei dieser Gelegenheit allen Metall- und Holzarbeitern, die ihre Wurst in

gegenwärtiges Stück Papier eingewickelt erhalten, auf's beste empfehle. So kam der Abend; die scheidende Sonne lag mit ihren letzten Strahlen auf dem Grinten, blauer Duft ruhte über dem Alpsee, die neue Kirche und die Lichter von Oberstaufen schimmerten durch die Nacht; müde von 12stündigem Wagengerassel nahm uns um 10 Uhr das selber schläfrige Lindau in seine Arme.

Ein reizend heiterer Morgen breitete sich über die grüne Fläche des Sees und zeigte unverhüllt die Scheitel der gegenüberliegenden Berge hinter der Sammtdecke der Höhen. Der Bodensee, wie alles wahrhaft Schöne, gefällt immer von neuem, und der Eindruck, den er auf das liebe junge Mädchen machte, spiegelte sich in meiner eigenen Seele. Wenige Minuten nach der Ankunft ging ihr Zug nach St. Gallen, zwei Stunden später erst der unsrige nach Chur ab. Ich hatte Zeit nach dem Abschied noch bis Horn zu spazieren und im See zu baden. — Die Bahn nach Chur, durch's großartige Rheinthal geführt, weckte manche Erinnerung an frühere Zeiten. Da waren wir einst über die Antonikapelle bei sinkender Nacht nach Altstetten herabgestiegen, dort drüben durch Lustenau und das breite Ried nach Dornbirn gewandert. Schon rollten wir am Komor und Hohkasten vorüber; wie säumig weilten ehedem diese Berge zur Seite der Fußgänger! Drüben in Gams gewannen wir einst ein Wägelein, das meine Frau bis Wardenberg mitnahm. Da steht ja schon die stattliche Reihe der Churfirsten und jenseits blinkt das weiße Schloß von Vaduz herüber, der Hauptstadt des deutschen Großstaates, der einen einzigen Berg umfaßt. Hier von Sargans erreicht die Seitenbahn in wenig Minuten den Wallenstädter See, zu dem ich ehedem mühsam in drei Stunden hinüberlief. Da steigt Militär aus zu den Herbstübungen auf dem Luzienſteig, wie wir sie dort vor Jahren gesehen. Nun das schmucke Ragatz und das angebräunte Mayenfeld. Von ersterem waren wir einst nach Pfäffers und dann dem Calanda entlang auf Bergpfaden über den Kunkels gegangen, von Mayenfeld seitwärts ins Prättigau

gestiegen — nun flogen wir im Sturm bei allen diesen Punkten vorüber, an welche die Erinnerung ihre Silberfäden gesponnen.

In Ragatz verließ uns eine Gesellschaft, die der Zufall in denselben Wagen geworfen, Leute aus Norddeutschland, alt und jung, gelehrt und ungelehrt, ein Jüngling auch etwas vorlaut und vordrängend, begabt mit einer schrillen Pfennigstimme, im ganzen Wesen der reinste Abdruck eines reisenden Berliners. Sonst waren es lauter liebenswürdige Menschen, namentlich auch die Damen, die ich mir durch Zeigen der wichtigern Landschaftspunkte zu verbinden suchte. Ein kleiner Herr im Vollbart führte meinen seltenen Namen; als Besitzer einer großen jungen Frau trug er hohe Stöckchen an den Schuhen. Ich meinte damals, das wäre auch gut für mich, damit ich die meinige leichter übersehen könnte.

Norddeutschland war verschwunden, um Pfäffers zu verarbeiten; mein einziger Trost im stillen Wagen blieb ein schönes, bescheidenes Mädchen, welches einer meiner hiesigen Freundinnen glich. So erreichten wir am frühen Nachmittag das alte Chur und waren von da, der Eisenbahnvortheile und Nachtheile enthoben, für lange Zeit auf eigene Füße gestellt. Das Städtchen hatte uns schon öfter zu Gaste gehabt; wir besahen seine wenigen Merkwürdigkeiten mit Kennermiene; aber ewig frisch weht hier die Bergluft das Rheinthal auf und nieder, und auf dem Rosenhügel neben der Landstraße genossen wir mit derselben Freude wie sonst das ernste Panorama. In Chur spielte mir meine Kurzsichtigkeit einen seltsamen Streich, der es verdient in dieser unsterblichen Reisebeschreibung auf die Nachwelt zu kommen. Ich war eine Strecke weit gelaufen, den Schaden zu besichtigen, den das Bergwasser angerichtet. Als ich wieder umwandte, stand in der Ferne ein Pferd und wedelte mit dem Schweife; da eilte ich; denn ich glaubte, es sei meine Frau und winke mit dem Sonnenschirm. —

Fünf Uhr Morgens; die Trennungsstunde schlägt. Ich trug den Reisesack auf die Post, mit welchem ich Luisen als Frachtgut aufgab, und trabte allein zum Städtchen hinaus in der

Sonntagsfrühe. Wolkenloser Himmel, Aussicht auf große Hitze. Kaum habe ich die letzten Häuser hinter mir, so begegnet mir ein altes gesprächiges Männlein in Gesellschaft zweier Mädchen, die hinauf nach Malix wollen, heute den Gesundbrunnen zu trinken. Das Männlein erleichterte mir den steilen Fußpfad im Walde durch mancherlei Geschichten und Betrachtungen: von Eulenspiegel und dem dicken Könige von Würtemberg, vom Nutzen des Straßenbaues und dem Schlendrian der Bauern; auch sprach sich der Freiheitssinn des Republikaners unumwunden aus gegen den stumpfen Gehorsam der östreichischen Nachbarn. Wenn der Kaiser den Leuten von Montafun und Vorarlberg, sagte das Männlein, heute die Haut abziehe, gäben sie ihm morgen das Fleisch. — Hinter Churwalden liegt rechts oben der faule Berg, auf dessen höchstem Grad ich einst Schnee zu Schinken und Brot verspeiste. Von da an schritt mein Fuß ins ungesehene Weite. Hinauf nach dem freundlichen Dörfchen Parpan und der Paßhöhe, hinab dann, bei schöner neuer Aussicht aufs Lanzerhorn zur Linken und den grünen Heinzenberg mit seinen Ortschaften zur Rechten; vorn in der Ferne der Schynpaß, der nach Thusis führt; auf steilem Pfad über Lenz herab nach Tiefenkasten, wo die Albula mit dem Oberhalbsteiner Rhein sich verbindet. Es war gerade jener Sonntag Mittag, an welchem der Gesammtausschuß des Sängerfestes hier beim schwelgerischen Mahle saß, indeß ich einsam und erschöpft von der Mittagshitze in der Wirthsstube von Tiefenkasten meinen Käs hinunterwürgte. Sehnsüchtig gedachte ich der Fische und Kapaune in Nürnberg, und hätte gern, obwohl nicht ohne Neid, meinen Genossen telegraphisch guten Appetit gewünscht.

Doch zu längerer Betrachtung über die verschieden vertheilten Lebensgüter reichte die Zeit nicht aus. Noch ist erst die Hälfte meiner heutigen Laufbahn zurückgelegt; noch sind sechs Stunden bis Mühlen. Also hinan im Schweiße des Angesichts die Höhe gegenüber, unter welcher tief unten der Rhein schäumt, dann allmählich und sanft die weitere Thalstufe hinauf durch die

Dörfer Burvein, Counters, Schweiningen, Tinzen, indeß das Auge über zahlreiche Ortschaften zu deren Rechten hinflog. Denn diese Berglehnen sind ergiebig an Gras, Getreide und Baumfrucht, und gar malerisch spielen die Farben der Natur und Menschenarbeit in einander. Endlich lange ich mit sinkender Sonne oben in Mühlen an, einem Gebirgsdorfe 4500 Fuß über dem Meere, von schroffem Gestein umstellt, von rauschendem Wasser umflutet.

Meine Frau kam mir beim Eintreten aus der Kirche entgegen, entzückt über den romanischen Gesang der Landleute, wenig erbaut von der Wirthschaft, die ihrer gar nicht geachtet, bis auf den Hausknecht, der ihr in seiner Artigkeit den Stiel des Sonnenschirms zerbrochen hatte. Freilich wie konnte sie als einzelne Passagierin besondere Freundlichkeit in einem Hause erwarten, wo erst Tags vorher eine solche Glücksritterin entsprungen war? Eine stattliche Dame war vom Landjäger hergebracht worden, weil sie im Bade von St. Moritz gestohlen; in einem unbewachten Augenblick hatte sie durch das Fenster des obern Stockwerks das Weite gefunden. Mußten nicht die einfachen Leute — mit Schauder denke ichs noch heute — am Ende meine theure Gattin, wie sie so allein ankam, im einsamen Dorfe Nachtquartier zu suchen, auch mit einigem Mißtrauen betrachten?

Der nächste herrlich klare Morgen sah mich bereits um 5 Uhr wieder auf der Landstraße, die das enge wildromantische Thal durchzieht. Rasch genug flog unter mir der Weg hin; denn mein Begleiter ragte über meine Person zwei Köpfe empor, und seine langen Beine schritten so weit aus, daß ich kaum noch nachfußeln konnte. Und doch ging er mir zu Ehren mit bis Stalla; er hätte einen weit nähern Weg über die Alp des Herrn Nationalraths von Planta gehabt, über die er als Verwalter gesetzt ist. Aber die angenehme Unterhaltung, wie er sagte, lockte ihn weiter, und auch mir gefiel dieser echte Gebirgssohn. Einmal war er draußen in der Ebene gewesen; aber da kam es ihm so ängstlich vor, daß die Sonne Morgens mühsam aus dem Boden herauszuwachsen schien, indeß sie hier lustig hinter

dem Berg hervortrete. Von Stalla steigt man rasch empor zur Paßhöhe des Juliers, die Krümmungen der Chaussee vielfach abkürzend. Oben stehen zur Rechten und Linken an der Straße zwei uralte Steinsäulen, ob römischen oder celtischen Ursprungs? noch streiten die Gelehrten. Ich warf mich unter die eine nieder, nachsinnend über den geschichtlich berühmten Heerweg und in der Phantasie die Scharen belebend, welche schon in grauen Jahrhunderten von der Römerzeit bis Conradin da hinübergezogen sein mögen.

Bald wird auch für den Abwärtsschreitenden der Blick freier, nachdem er eine Zeit lang zwischen ödem Gesteine gewandelt; rechts und vorwärts schöngezackte Eisberge des Bernina, zu den Füßen der smaragdgrüne See von Silvaplana, dem wohlgebauten Dorfe des Oberengadin, das ich schon einmal in Regen und Schnee durchzogen hatte. Heute schimmerte die Himmelsdecke lasurblau, und das Silberweiß der Berge hob sich wunderbar von dem blauen Grunde, und See, Anger und dunkles Waldesgrün mischten sich zum erfreulichsten Landschaftsbilde. Nur allzubald hatte ich St. Moritz, mein vorläufiges Ziel, erreicht, wohin der Postwagen gegen Abend meine Frau bringen sollte. Ich ging hinunter ins Bad, kostete die starke Eisenquelle, trank guten Kaffee, las alle Zeitungen, kehrte ins Dorf zurück, aß Brot und Schinken, trank schlechtes Bier, plauderte mit der Wirthin, und noch immer weilte die lange unendliche Zeit. Endlich um 6¾ Uhr kommt der Eilwagen. Rasch nehme ich Frau und Reisesack, noch vor Nacht nach Pontresina zu kommen. Wir hatten den Weg schon einmal rückwärts bei Tage gemacht, und ich dünkte mich sicher. Dem See von St. Moritz entlang, an einer Meierei vorbei. Nun soll ein Wegweiser kommen. Richtig. Der Wegweiser zeigt den breiten Weg dem Berge zu: der wird sich schon bald nach links wenden. Wir steigen und steigen, und der Weg biegt sich nicht; am Ende ist's gar ein Holzweg. Schon tiefe Dämmerung. Kehren wir nach St. Moritz um, eh' uns die Nacht ereilt! Da sehen wir nach angetretenem Rückweg hinter dem

ersten Wegweiser einen zweiten, auf dem ich mit Mühe „Pontresina“ lese. Also diesem nach: der Pfad ist gut betreten; aber er führt durch dichten Wald, wo das spärliche Licht bald kaum mehr die Spur verräth; wir tappen hin und her und stolpern über manch einen ungefügen Stein. Das Gehölz weicht sumpfigem Rasen, auf welchem sich der Gangsteig völlig verloren hat; zwar schimmern in weiter Ferne die Lichter des Dorfes; aber zwischen ihnen und uns rauscht ein mächtiger Waldstrom, die Bernina. Da sank auch mir, ich gestehe es, ein wenig der Muth. Pfadlos auf feuchter Wiese mit Sack und Pack und Frau bei dunkler Nacht in solcher Gegend zu stehen ist keine angenehme Lage. Wir gehen stromaufwärts; endlich entdecken wir einen Fahrweg und eine Brücke und gelangen um 9¼ Uhr ans Ziel, eine gute Stunde später, als wir es hätten erreichen sollen.

Daß wir im Kreuz großen Lärm gemacht von unserem Abenteuer, versteht sich von selbst; wir wollten wenigstens interessant werden bei der Gesellschaft zum Ersatz für das, was wir ausgestanden. Der Grund, warum ich noch am späten Abend nach Pontresina getrachtet hatte, war die Absicht, morgen den Piz Languard zu besteigen, einen der großartigsten Aussichtspunkte Europas. Bei guter Witterung gehen von Pontresina täglich Leute hinauf, selbst Damen, obschon der Berg zu einer Höhe von mehr als 10,000 Fuß sich erhebt, von welchen freilich die sechsthalbtausend, auf denen Pontresina selbst liegt, in Abzug kommen. Ich hatte es sehr gut getroffen. Ein Oberstlieutenant in den Fünfzigern und ein dicker Domänenrath, welche unsern Gastwirth Enderlin, der zugleich Schullehrer ist, einen gar unterrichteten und besorgten Mann, zum Führer genommen, gingen behaglichen Schrittes, der dem Münchner Rechtspraktikanten, einem langen, sehnigen Windhund, viel zu langsam war, indeß der sächsische Oberlieutenant, der erst das kalte Fieber gehabt, von Anstrengung fast krank wurde. Wir stiegen beim Morgengrauen erst steil den Lärchenwald hinan, dann an den Hürden bergamaskischer Schäfer vorüber, allmählich über Weideland höher, bis

an den Fuß der Steinpyramide, die von Felsblöcken aufgethürmt und nur auf mancherlei Umwegen erklimmbar ist; ein beschwerlicher, anstrengender Pfad, mit Vorsicht zu wandeln, führt zuletzt auf die Höhe, welche für etwa 20 Menschen nothdürftig Platz zum Aufenthalt bietet. Die Führer von Pontresina haben einen Tisch hinaufgeschafft, um welchen Steine zu Sitzen bereit liegen. Völlige Windstille herrschte auf dieser Höhe; die Sonne schien so lieblich warm; es war ein höchst behaglicher Aufenthalt. Enderlin versicherte, er habe in allem hier nur zweimal Wind gehabt.

Es ist unmöglich, die umfassende Aussicht zu schildern, die sich rings um diesen Adlerhorst ausbreitet. Unmittelbar vor uns der ganze imposante Berninastock in voller Majestät, bis tief herab in seinen Mantel von Schnee und Eis gehüllt; links davon schimmert der schwarze und weiße See des Berninapasses; nun thürmen sich auf der Adamellostock, der Ortler und die Oetzthaler Ferner, und das Auge schweift über zahllose Häupter der Tiroler Alpen hin. Nach der andern Seite geben die Berner Gebirge einen Ruhepunkt, und Monte Rosa ragt in der Ferne, ja bei reinem Himmel ist Mont Blanc noch sichtbar. Ein erhabenes Panorama, in allen Einzelnheiten ob seiner Größe und Fülle unfaßbar; man spricht von etwa 1500 Bergspitzen. Aber nichts als Berge; die Wohnplätze vieler Millionen sind alle verschwunden bis auf St. Moritz, Cresta und Campfer, drei bescheidene Dörfchen im nahen Thale, und einige Flecken Grases neben dem grünen Moritzer See, auf daß man über der starren Natur die liebliche nicht ganz vergesse. Wir hatten auf unserer Hochwarte Lebensmittel im Ueberfluß; aber niemand wollten sie munden; die Magennerven waren durchs Steigen allzusehr angegriffen. Nur unser Enderlin und ein anderer Führer, der einen hannoverschen Justizrath brachte, sprachen zu, wie sichs gehörte. Der Justizrath selbst, ein feiner Mann, behauptete auch hier oben seine Würde und brachte die reinen gelben Handschuhe nicht von den Fingern. Am liebsten war uns Wein und Wasser, welches Enderlin aus dem Schnee gewann, indem er diesen in leere

Flaschen füllte und an der Sonne schmelzen ließ. So weilten wir, theils dem Schauen der weiten Welt, theils heiterer Geselligkeit hingegeben, bis 11 Uhr und stiegen dann bedachtsam hernieder ins Thal; schwindligen Leuten mag der Rückweg noch saurer sein als das Emporsteigen, da jeder Fehltritt einen Sturz in den Abgrund zur Folge haben kann. Herzlich froh, den Bergkegel hinter uns zu haben, erquickten wir uns auf der Matte an einer Quelle, aus dem Reste Wein mit Zucker und Wasser eine Art Limonade bereitend, und langten dann nach 2 Uhr wieder in unserem Gasthaus an.

Da waren inzwischen noch andere Fremde erschienen; alles wurde bald bekannt und plauderte vertraulich; denn es herrschte ein gar gemüthlicher Ton in diesem Hause, und selbst Kellnerin und Wirthin trugen dazu bei, daß jedes sich heimisch fühlte. Unser Rechtspraktikant lief, kaum angekommen, noch sechs Stunden hin und zurück nach dem Rosetschgletscher; ich besichtigte diesen am andern Vormittage. Nachmittags darauf ging ich hinunter nach Samaden, meiner Frau einen Platz im Postwagen zu besorgen; denn in Pontresina ist keine unbedingte Aufnahme. Samaden ist unter den Dörfern des Engadin das vornehmste und stattlichste, und manches Haus darin gleicht einem Edelsitz. Auf dem Rückwege nach Pontresina begegnete mir ein freundliches Abenteuer. Ein Zweispänner fuhr vorüber, aus welchem eine schöne Frau verbindlich grüßte. Dann hielt der Wagen; man rief mir zu: Sind Sie nicht Richter, Professor Richter aus Dresden? fragte die Dame. „Der geniale gemüthvolle Zeichner"? Ja eben der; mein Mann hier ist Buchhändler Vieweg aus Braunschweig. Die Sache klärte sich zu meinem Nachtheil auf; aber eitel, wie ich einmal bin, versetzte mich diese Verwechslung meiner Person mit der eines Mannes, dessen Bildchen ich von je geliebt, in so freudige Ekstase, daß ich im Gehen aufjauchzte und meinen Hut in die Luft warf. So hebt ein Schatten, ein Nichts den Menschen oft über sich selbst empor.

Am andern Tage hatte ich noch den äußersten Winkel der

Schweiz zu passiren, um gegen Abend in Italien zu sein. Wiewohl schon um Pontresina die Worte „nix deutsch“ vielfach zu vernehmen sind und das ganze Puschlav, der jenseitige Abhang des Bernina, zwar der politischen Grenze nach schweizerisch, aber an Sprache und Art bereits italienisch ist. Am schmutzigen Morteratgletscher, am Berninawirthshaus vorüber, lasse ich, angekommen auf der Paßhöhe, den weißen See zur Linken und schlage den Fußpfad nach Poschiavo ein. Den vom Cambrenagletscher herabkommenden Bach überschreite ich nicht ohne seiltänzerische Künste und müßte bei meinem kindlichen Versuche die Balance zu halten einen höchst lächerlichen Anblick gewährt haben. Da lag ein schmaler Balken als Brücke über den brausenden Bergstrom. Ueber den mußte ich hinüber. Ich versuche es rittlings; da hingen meine Beine ins Wasser; ich setze die Füße die Quere; da macht der Wellensturz mir Schwindel; nun übe ich mich förmlich ein, ein Stückchen vorwärts gehend, dann wieder zurück, bis ich mich an die Passage gewöhnt habe. Glücklicherweise war die einzige Zeugin meiner Zaghaftigkeit eine Kuh, an deren Beifall mir wenig gelegen war.

So unwirthlich auf der von Bergriesen überragten Fläche des Berninapasses die Natur ist, so reich ist sie doch an Romantik, und der weiße See, der sich, in kleine Busen ausgezackt, zuletzt schmal entlang dem Saumpfad windet, beschäftigt angenehm das Auge, bis auf einmal plötzlich und unerwartet die jenseitige Tiefe mit Bäumen, Fluren und Wiesen, sammt dem Flecken Poschiavo und seinem See vor den staunenden Blicken steht. Du trittst an eine Felsplatte: da liegt die Herrlichkeit der südlichen Alpenabhänge ganz unvermittelt unter dir, selbst dem ein Staune nabnöthigend, der den Uebergang vom Norden nach dem Süden schon öfters durchgemacht hat. Ich erinnere mich wenigstens noch nirgends einem so schnellen Wechsel von äußerster Dürftigkeit und reicher Fülle begegnet zu sein. Man stieg in ein paar Stunden mehr als 4000 Fuß herab, mühselig genug auf steinigem Pfad, aber lohnend. Erst am Palügletscher vorbei, einem

der schönsten, die ich gesehen, weiß und blau und bis zum frischen Grasboden hernieder gesenkt, ganz ausgebreitet dem Beschauer, der zur Hälfte über ihm steht; dann auf die Matte eines Dörfchens hinab, dem Gletscherbach Cavagliasco entlang und endlich steil hernieder die rebentragenden Höhen. Ohne Aufenthalt in Puschlav gehe ich noch weiter bis zum Posthaus in le Prese, dem ziemlich verödeten Curort. Da aber lechzt mein Gaumen von unauslöschlichem Durste nach Bier, wie der des Löwen nach Blut, wenn er es einmal erschaut hat. Dabei war das Gespräch mit einem Pfarrer, der das Deutsche nothdürftig zu reden verstand, dem Herzen so erquicklich als dem vertrockneten Schlunde der bitrere Saft. Ich hatte acht Stunden ohne einzukehren zurückgelegt, und spürte überdies die zunehmende Hitze; ich hatte bis Puschlav keine lebende Seele gesehen, uud so waren mir meine Mutterlaute aus fremdem Munde doppelt erquicklich.

Bald naht auch meine Frau mit der Post und wird weiter spedirt nach Tirano, indeß ich selbst dem See entlang im engen zwischen Kastanienwaldungen tief geneigten Thale rüstig ihren Spuren folge. Man taumelt heut zu Tage nach Italien ganz bewußtlos hinein; ehemals nahte man mit heiliger Scheu der östreichischen Finanzwache und wurde gar zurückgeschickt, wenn das gesandtschaftliche Visum fehlte. Jetzt fuhr meine Frau ohne Paß unangefochten vorüber, und auch an mich, der zu Fuß nachkam, richtete an der Grenze niemand eine Frage; wie ich denn gleich bemerken will, daß ich in Italien nirgends einen Ausweis vorzuzeigen hatte, bis zum östreichischen Peschiera auf dem Rückweg.

Der Wirth in Tirano, wo wir Nachtquartier nahmen, hätte uns gern betrogen; aber ich handelte an seiner Rechnung 2½ Franken herunter. Darüber war er inzwischen gar nicht ungehalten; denn er ging eine Strecke mit, uns den Weg zu zeigen. Es war ein schweres Unternehmen, was wir vorhatten. Da wir die größern oberitalienischen Seen schon alle mehrmals befahren hatten, so wollten wir diesmal über den Iseosee, der zwischen

dem Comer- und Gardasee gelegen ist und schon ob der Seltenheit seines Besuches für uns einen eigenthümlichen Reiz hatte. Zu dem Ende war ein neuer Bergpaß zu überschreiten, der aus dem Veltlin in das Thal des Oglio führt, zwar keine 4000 Fuß hoch — und Tirano liegt schon 1400 — aber wegen der Steilheit des Monte Aprica, über den die Straße in vielen Windungen geht, lang und umständlich. Die Summe, um welche nach des Wirthes Versicherung ein Einspänner zu haben war, kam uns zu hoch vor; so faßten wir den Entschluß, die 8 Stunden zu Fuß zu gehen und sollten wir auch 2 Tage brauchen; das Abenteuer von St. Moritz machte mir Muth, selbst den Reisesack zu tragen. Aber schon am Morgen spürte man gar sehr den Unterschied zwischen der Temperatur des Engadin und der des Veltlin. Schweißtriefend saßen wir in la Motta unter dem Schatten eines alten Kastanienbaumes. Da kommt ein Weinbauer und ladet uns in den kühlen untern Raum seines Hauses, wo die plumpe Weinpresse und sonstigen Geräthe noch an die patriarchalische Urzeit erinnerten. Er bringt uns sauern Wein, der gewiß nicht gefälscht war, und hartes Brot und Käse, und beredet uns ein ländliches Gefährte zu nehmen, das er selbst besorgen will.

Es war ein einfacher, gutmüthiger Mann und hatte nichts von der Verschmitztheit des Italieners. Weil meine Frau keinen Ring am Finger trug, glaubte er nicht, daß wir verheirathet seien, sondern nahm uns für Geschwister, auch schon um des Alters willen: denn ich sähe aus wie 38 und sie wie 50, und damit wir diese Zahlen nicht mißverstehen sollten, schrieb er sie noch mit Kreide auf den Tisch. Damals ging mir zum ersten Male die Ueberzeugung auf, daß meine Luise ein großer Geist sei, weil diese höchste Beleidigung, die man einer Dame anthun kann, 13 Jahre ihrem Alter zuzusetzen, bei ihr nicht verfing. Wir trieben auf unserem Wägelein lange Scherz über den galanten Weinbauern und waren froh eine lustige Notiz für den literarischen Verein zu haben. Die Straße drehte sich bald rechts,

bald links und gewährte einen weiten Blick herab aufs Veltlin. In St. Pietro auf der Höhe trafen wir eine deutsche Wirthin, aus Malz in Tirol gebürtig, die um so größere Freude mit uns hatte, je seltener ihr seit Vertreibung der Oestreicher das Glück wird, einen Landsmann zu sehen. Ob denn die Deutschen nicht bald wieder kämen? fragte sie; alles sei hier zu Land unzufrieden mit der piemontesischen Herrschaft. Wir rollten herab ins schöne Thal Camonica und kamen beim Einbruch der Nacht in den zwei Mohren des reizend gelegenen Edolo an. Es war ein geräumiges altes Gasthaus; der Wirth sprach deutsch und seine schöne Tochter servirte. Ich war ihm nachher dankbar im Herzen, daß er mich vom Vorsatze der Fußwanderung abgebracht. Morgens 4 Uhr beim Abfahren des Stellwagens wehte zwar eine herrliche Luft; aber die Wärme steigerte sich nach Sonnenaufgang bald zum Bedenklichen und hätte auf der staubigen Landstraße, unerträglich sein müssen. Bis Breno fuhr ein Offizier mit, welcher deutsch sprach. Das Militär, das seit Abtretung der Lombardei an Sardinien überging, ist selten ganz unbekannt mit unserer Sprache; die Offiziere lernten früher deutsch in den Schulen, die Gemeinen in den deutschen Garnisonen. Auch ein junger Priester neben mir, dem seine lange Nase das Ansehen eines Storches gab, wußte sich nothdürftig deutsch auszudrücken. Sein Geburtsort lag am Comer See. Als nun meine Frau sagte, er habe eine schöne Heimath, verstand er: ein schönes Amt, und erwiederte seufzend: O ich bin ein armer Mann! Wer da hätte lesen können in seiner Seele! ob ihn der Gedanke an ein Mädchen oder der Zweifel an seinen Glaubenssätzen zu diesem Stoßseufzer brachte?

Um 12 Uhr waren wir in Pisogne, an der Spitze des Iseosees. Dieses bei uns kaum dem Namen nach bekannte Gewässer ist wie die berühmten Seen Italiens von Bergen umschlossen, und nirgends mit einem Male sichtbar; die Berge streben steil empor, und die Straße am linken Ufer war nur mühsam durch Kunst zu ertrotzen. Von Lovere aus, Pisogne gegenüber,

wohin wir gegen Abend überfuhren, erinnerte er mich sehr an den Gardasee bei Riva; sogar den Monte Baldo glaubte ich in dem Berge zu gewahren, der sich hinter Pisogne erhob. Wir ließen uns vom Fährmann in die goldne Kanone bringen, ein Gasthaus mit weitläufigen Räumen und von so alterthümlichem Gepräge, wie mir nie ein zweites vorgekommen ist. Ueber dem Thore hing die Kanone und darüber schwebte ein Engel mit der Posaune; wir traten ein zwischen zwei Reihen obeliskenartiger Pfeiler, hinter denen zu beiden Seiten Reben ihr Laubdach über Gärtchen breiteten; neben der Stiege war ein Kettenhund angemalt. Im ersten Stockwerk war ein großer sehr breiter und hoher Säulengang; da saßen die alte Wirthin und ihre bildschöne, schlanke, bräunliche Tochter bei der Arbeit. Auf der Brüstung standen Blumen und in geräumigen von der Decke herabhängenden Bauern schmetterten zwei Vögel. An der Wand sah man das Gemälde eines Ritters im Hofkleid mit der Unterschrift:

Tempore felici multi numerantur amici.

d. i. „Zur Zeit des Glückes sind viel gute Freunde dein", und diesem zur Seite denselben Mann in gebückter Stellung mit dem Spaten in der Hand und darunter die Worte:

Si fortuna perit, nullus amicus erit.

d. i. „Schlägt um das Glück, so stehst du wieder ganz allein". Gegenüber an einer andern Wand war der Spruch zu lesen:

Non dir di me, fin che di me non sai,
Pensa di te e poi di me dirai.

d. i. „Sprich nicht von mir, bevor du mich erkannt!
Denk erst an dich, dann sei auch ich genannt!"

So empfangen den Fremden in dem wunderlichen Riesengebäude beim Eintritt Lehren der Weisheit. Man dünkt sich in ein anderes Zeitalter versetzt. Wir wandelten Abends noch hin

und her auf dem Quai, der zwischen dem lebhaften wohlgebauten Handelsstädtchen und dem See sich hinzieht, und darüber hinaus auf der Landstraße. Der Vollmond kam hinter dem Berge herauf und spiegelte sich in den Wellen. Wir fühlten uns so glücklich in dieser fremden Welt. Da die Rechnung billig war, beschlossen wir, einen Tag zu rasten, zumal es ein Sonntag war. Ich besteige noch vor dem Frühstück eine steile Höhe mit einem Kirchlein hinter dem Städtchen, mühsam genug, weil ich den rechten Weg verfehlte und die Sonne schon von Morgens 6 Uhr an sengende Strahlen herniederschoß. Die Tage am Iseosee waren von allen die heißesten. Sehnen und Muskeln erschlafften; wie aufgelöst warf ich mich bereits am Morgen auf das versengte Gras des Hügels nieder und hätte den Tag verträumen mögen, indeß die Hühner der Bauernhütte neben mir ganz unempfindlich und gemüthlich herumtrippelten. Uebrigens gewährte dieser Standpunkt eine prächtige Rundschau auf Stadt und See und Gebirge. Im Kaffeehaus trafen wir einen Herrn, der das Deutsche geläufig redete, einen Sprachlehrer. Seit vier Jahren versicherte er keinen Deutschen gesehen zu habe, beklagte übrigens den unseligen Gegensatz zwischen Deutschen und Italienern. Sein bester Freund sei ein Deutscher und wohne in Wien, und er möchte ihn gar gern einmal besuchen. Sonst warnte er uns, die Reise weiter nach Italien auszudehnen; denn die Hitze habe dort bereits Seuchen verursacht; in Mailand und andern Städten, so viel er wisse, auch in Florenz, herrsche der Typhus. Von jeher gewohnt, die gute Seite der Dinge hervorzukehren, ließ ich mich nicht einschüchtern, und Reiselust lockte auch meine Frau stärker, als seine Mahnung sie schreckte. Ich habe an diesen zwei Tagen viermal im See gebadet; denn man suchte der Sonnenglut wie immer zu entrinnen; aber kaum war ich einige Schritte gegangen, so strömte wieder der Schweiß von der Stirn.

Wir gehen auf Reisen am liebsten mit Leuten der untern Stände um, weil sie durch Natur mehr als ersetzen, was ihnen an Bildung abgeht. So saß Abends mit uns am Tisch ein

junger Steinmetz, ein bildschöner Mensch von edlen feurigen Zügen, wie sie bei italienischen Männern gewöhnlich sind; er hatte die Welt gesehen, im südlichen Frankreich gearbeitet, und wir unterhielten uns mit ihm gar gut über Lyon und Marseille; die etwas melancholische Wirthstochter setzte sich auch zu uns und zeigte uns ihre Ringe; wer weiß, ob nicht an einen davon ein stilles Leid sich knüpft? Der helle Mond, der Zauberer, mischte sein magisches Licht mit dem Helldunkel des Saales. Das Mädchen stand sinnend im hohen Fenster von seinem Lichte beleuchtet, vom Weinlaub umspielt, als wir nicht ohne Bewegung Abschied nahmen. Sollen wir noch einen Tag zugeben? Schon schwankt der Entschluß. Doch nein, wir sind ja nicht auf Reisen gegangen, unsere Tage in Lovere zu verträumen. Was kann uns dieses Landstädtchen, diese Menschen gewähren? Und doch hat mich nirgend wieder eine gleich poetische Stimmung beherrscht.

Um 3½ Uhr Morgens fuhr das Dampfboot nach Iseo ab. Schon um 3 Uhr bekamen wir ein Frühstück im Kaffeehaus. Die Kaffeewirthe Italiens sind die Genien der Fremden. Vom Morgengrauen bis Mitternacht mit ihren wohlbereiteten Gaben zur Hand, nehmen sie ihm für jede Erfrischung nur wenige Kupfermünzen ab, gewähren auf weichen Polstern Ruhe seinen müden Gliedern, so lang es ihm behagt, und stillen mit vielen Zeitungen seinen Wissensdurst.

Diesmal aber galt es nicht Ruhe, sondern Eile. Im Dunkel schlief der See und wie schwarze starre Wächter standen umher die Berge. Doch nicht lange mehr, so naht die Dämmerung und das schöne Grünblau der Wasser leuchtet im Frühduft. Man möchte die Sonne gar nicht herauf wünschen über den Horizont, die Quälerin von Menschen und Pflanzen; wäre es nur einmal möglich, diese erquickend lauliche Luft des ersten Morgens einen Tag lang zu trinken. Nun steigt schon zur Linken der Berg auf, der auf dem See eine Insel bildet; dann erweitert sich die Landschaft und breiten sich die Fluten und am linken Ausgang schimmert das Städtchen Iseo, bei welchem nach 1½stündiger

Fahrt das Boot landet. Wir hatten nur wenig Mitreisende; vermuthlich ist der Waarentransport die Hauptsache. Längere Zeit unterhielt ich mich mit einem der Matrosen, welcher gebrochen deutsch sprach. Er drückte die Hoffnung aus, daß die Oestreicher wieder nach Brescia kämen; denn „dieser Imperatore ist ein schlechter Mann als unser Kaiſ'", sagte er, als den wahren Herrscher Italiens Napoleon bezeichnend, wie es vor der Hand noch wirklich der Fall ist. Die Wirthstochter in Lovere dagegen, welche selbst den vorbedeutenden Namen Libera trug, hatte für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes geschwärmt. Hier oben an Italiens Alpenthoren, wo die Strömung der neuen Ideen nur schwach ist, mag die Stimmung für und wider Oestreich in der Bevölkerung noch ziemlich getheilt sein.

Schon wartete der Omnibus am Ufer, der uns um 8 Uhr nach Brescia und somit an den Anfang der lombardischen Ebene brachte. Wir hatten diese eben so malerisch an dem Saum des Gebirgs gelehnte, als durch Gewerb und Verkehr belebte Stadt schon früher einmal besucht. So glaubten wir, der Aufenthalt bis Nachmittags 3 Uhr, wo ein Stellwagen nach Cremona ging, würde zur flüchtigen Umschau genügen.

Brescia ist eine wohlgebaute Stadt. Auf dem länglichen Hauptplatze steht neben dem ehrwürdigen Broletto oder ehemaligem Stadthaus der neue Dom und die Rotunde des alten. Interessanter aber als die Kirchen, deren wir im Vorübergehen manche besuchten, war uns das vaterländische Museum. Die Ueberreste eines Herculestempels am Berge sind zur Aufbewahrung von Alterthümern benützt, die man in der Umgegend ausgrub. Durch eine gewöhnliche Thüre tritt man in ein Gärtchen und steigt dann auf alten Treppen zwischen Säulenstumpfen empor in die noch übrigen Zellen des Heiligthums, welches neben mancherlei Antiquitäten aus Römerzeit und Mittelalter auch den wunderbar schönen Erzguß einer Victoria enthält. Die schlanke geflügelte Göttin tritt mit dem linken Fuß auf einen Helm und stützt den Schild, auf den sie mit einem Griffel schreibt, auf die

linke Hüfte. Leicht wallt das Gewand am schönen Leib, und man vergißt über dem Anblick, daß schweres Erz das Material der luftigen Erscheinung ist. Berühmt ist hier auch der Campo santo oder Gottesacker. Vier Cypressenreihen führen nach dem vorne offenen Begräbnißplatz, den auf drei Seiten Arcaden umgeben. Hinter diesen umschließen wieder neue Arcaden einen weit größern Raum, und wie die erstern zum Mittelpunkt ein Kapelle haben, so stehen in der Mitte des großen Raumes zwei Grabkapellen, die eine in eine hohe von innen ersteigbare Säule auslaufend. Kapellen und Arcaden enthalten die Grabstätten der Reichen und geistlichen Corporationen und manch ein schönes Marmordenkmal thut Meldung von den Tugenden der Entschlafenen; aber namenlos verschwinden in der Mitte die Armen, und eine Rasendecke breitet sich über die Gebeine derer, die schon überm Rasen das Elend verschwistert hatte. Weit stattlicher noch sind die Campi santi in Bologna und Pisa; aber so bequem für den Beschauer sich da Denkmal an Denkmal reiht, ich lobe mir die Sitte, Vornehm und Gering neben einander zu betten und auch dem Bettler sein Kreuzlein zu gönnen.

Die Sonne brannte gewaltig, doch strich dazwischen ein kühlendes Lüftchen über die Fläche, indeß man im Thale des Iseosees beinahe verschmachtete.

Zwischen Brescia und Cremona ist wenig zu schauen, einige Flußübergänge, einige größere Ortschaften ohne besondern Charakter. Ein Schmuck des deutschen Landes sind seine Dörfer, in deren Bauart sich der schlichte Charakter eines einfachen und doch wohlhäbigen Standes zu erkennen gibt. Italien kennt keine Bauern; die Landleute sind arme Pächter der Gutsbesitzer, denen sie noch heute frohnen. Ihrer Tracht wie ihren Häusern fehlt der eigene Typus; ein Dorf gleicht einem Stadtviertel armer Leute. Was aber die Fahrt durch die lombardische Ebene ganz unerquicklich macht, sind außer den geraden Chausseen die einförmigen Akazienhecken, welche die Felder allerdings vor dem Staube schützen, aber zugleich dem Aug entziehen und

ihre langen Zweige völlig eingepudert emporstrecken. Auf dem Bock des Stellwagens sitzend, um die Gegend zu schauen, hatte ich so wenig Anregung, daß ich trotz der Furcht vor einem Schicksale gleich dem des Phaethon, den Schlaf nicht abwehren konnte. Halb 9 Uhr waren wir in Cremona.

Am andern Morgen durchwanderten wir die geräumige, freundliche Stadt nach allen Seiten und besahen ihre Kirchen; am liebsten weilten wir auf dem Platz vor dem stattlichen Dom und dem hohen Thurm, der als Wahrzeichen von Cremona weithin sichtbar ist. Dort aß ich auch mit Bettlern Gefrorenes, das ein Mann auf einem Karren führte; aber es war nicht sonderlich wohlschmeckend. Um 11 Uhr fuhren wir ab nach Piacenza. Der Staub namentlich in der Nähe des Po war beispiellos. Man gelangt über den breiten, völlig reizlosen Strom auf einer Fähre. Denn die Schiffbrücke wurde im letzten Kriege halb zerstört und noch nicht wieder hergestellt. Doch ging die Ueberfahrt hier ziemlich schnell von Statten; um 3 Uhr fuhren wir im stattlichen, wenn auch etwas rußig und verfallen aussehenden Piacenza ein. Es ist eine weitläufige Stadt mit hohen Häusern, großen Palästen, merkwürdigen alten Kirchen und besonders einem imposanten Rathhaus, vor welchem die colossalen alten Reiterstatuen zweier Herzoge stehen. Unten eine offene Halle mit Marmorpfeilern und fünf großen Bögen, die Fenster darüber mit Säulchen und 6 halbkreisförmigen Rundbögen, oben Thürme und Schartenkrönungen — doch was nützt meine Beschreibung des ehrwürdigen Baues? Man müßte ihn sehen oder zeichnen. Auf dem Hauptplatz war viel Leben von Verkäufern und müßigen Menschen, namentlich am Abend bis in die Nacht hinein; aber die entlegenern Gassen fanden wir allerdings sehr öde. Mehr Lärm als anderswo machte das zahlreiche Militär; man sah Truppenabtheilungen bald da bald dort marschiren und exerciren mit einem Eifer, als gälte es morgen Venetien zu erobern. Von den interessanten Kirchen will ich nur S. Sisto erwähnen, weil sich hier ehedem Raphaels berühmte

sixtinische Madonna befand, die jetzt der Hauptschmuck der Gallerie in Dresden ist. Um 20,000 Ducaten wurde das Bild verkauft und an seiner Statt in den Hochaltar eine Kopie eingesetzt.

Gegen Abend saßen wir außen auf dem Wall, der eine weite Aussicht auf die Apenninen bietet, für uns aber doppelt erfreulich, da wir, aus der Schweiz in die trostlose Ebene geworfen, uns nach Bergen sehnten. Der Abend verging fröhlich beim guten Schmause; denn wir hatten ein Gasthaus nach unserem Herzen, so von dem bürgerlichen Schlage, das die Gäste mit wohlbereiteten Speisen und gutem Wein erquickte und ihrer Börse nicht wehe that. Da saßen auch an allen Tischen Gäste von unserem Schlag aus der Stadt und genossen ihre Mahlzeit.

Von Piacenzaan war aufs neue die Bequemlichkeit der Eisenbahn gegeben, wiewohl wir uns auch seit Chur, eine kurze Strecke zwischen Tirano und Edolo ausgenommen, über mangelhafte Reisegelegenheit nicht zu beklagen gehabt. In der Schweiz geht überall die Post, in Italien rasch fahrende Diligencen. Die Zeit der prellerischen Vetturini ist ziemlich vorüber. Ueberhaupt bemüht sich Italien in guter Sitte den andern civilisirten Nationen nachzukommen. Die alten Klagen über Unreinlichkeit passen nicht mehr auf die Gegenwart; die Straßen in Städten sind sauber gekehrt, und wird auch hin und wieder in Gasthäusern nicht jedes Stäubchen von den Möbeln gewischt, so ist doch grobe Ungebühr beseitigt; und namentlich auch jene Geschöpfe, über welche vor einem Menschenalter Nicolai viele Beschwerde geführt, haben wir nirgends getroffen. Wichen sie nur dem Haß meiner Frau aus Scheu und Furcht, oder sind sie wirklich vertilgt durch das berühmte Pulver von Zacherl aus Tiflis in Asien — ich kann es nicht untersuchen.

Der Bahnzug fuhr um 12 Uhr 35 Minuten ab; es war eine glühende Hitze. Alles sehnte sich seit lange nach Regen. „Der Himmel ist von Eisen“ hatte schon neulich ein Pfarrer im Omnibus umsonst geklagt; das Gras war verschwunden, nur

die Weinstöcke und Ulmen hatten ihr Grün behalten und tanzten in Reih und Glied auf der braungelben Ebene lustig an uns vorüber,

Nach etwa zweistündiger Fahrt marschirten wir mit unserem Sack einem Gasthaus zu durch die Via Aemilia, welche in fast schnurgerader Richtung die Mitte von Parma durchschneidet. Diese uralte Römerstraße geht von Piacenza durch Parma, Modena, Bologna bis nach Rimini am adriatischen Meer und hat der Landschaft den Namen gegeben, mit welchem diese in neuester Zeit sich an Sardinien anschloß. Sonst aber zeigt weder Parma noch eine andere der genannten Städte eine Spur des Römerthums. Parma zumal verleihen seine freundlichen Plätze, Häuser und Gassen eher etwas Modernes, und große heitere Paläste verrathen die langjährige Residenz, die es ferner zu sein freiwillig, und sicher zu seinem Schaden, aufgehört hat. Eine mittlere Stadt von 40,000 Einwohnern ohne Industrie und sonstige Hilfsquellen muß, des Hofes beraubt, in einigen Jahrzehenten an Wohlstand abnehmen, und es fragt sich, ob die Begeisterung für den Gesammtstaat in den ehemaligen Herzogssitzen so nachhaltig wirkt, um alle Sehnsucht nach der versiechten Quelle des Einkommens zu verbannen. Ich wünsche diesen Städten auch fernerhin das beste Gedeihen; aber ich konnte mich beim Anschauen der verödeten Schlösser meines Bedenkens nie ganz entschlagen.

Man hatte uns nach einem falschen Quartier gewiesen; im großen Gasthof saßen wir Abends ganz allein und bezahlten dann das Lichtstümpfchen, das sie mit ins Zimmer gaben, mit ½ Franken. Doch bei der Ankunft war es noch hoch am Tage, und keine Viertelstunde sollte ungenützt vorübergehen. Parma genießt hohen Ruhm durch Coreggio, der von 1518 an daselbst seinen Wohnsitz hatte. In ein Zimmer des ehemaligen Nonnenklosters St. Paolo malte er heitere mythologische Scenen, in die Kuppel der Johanniskirche Christus in einer Glorie von den auf Wolken sitzenden Aposteln umgeben; auch von seinem

Frescobilde der Krönung Mariä in der abgebrochenen Halbkuppel des Chores derselben Kirche wird die Hauptgruppe, Christus und Maria, noch in der Bibliothek aufbewahrt; die Kuppel des Domes endlich prangt mit seiner Himmelfahrt Mariä, von der ich übrigens, obwol mit Brille und Operngucker zugleich bewaffnet, nicht mehr viel zu erkennen vermochte. Dazu kommen noch viele schöne Bilder von ihm in der Akademie der schönen Künste. Aber auch sonst verleihen die Kirchen der Stadt reichen Glanz, unter den genannten Madonna della Staccata, das Baptisterium u. m. a. Das letztere, eine der ältesten und merkwürdigsten Taufkapellen Italiens, fesselte ganz besonders unsere Aufmerksamkeit. Achteckig, aus weißem Marmor, der aber schon ganz braun aussieht, steigt es thurmartig empor; seine Wände sind mit fünf Stockwerken kleiner Säulchen geschmückt, das Innere ist ganz ausgemalt mit Fresken aus dem 13. Jahrhundert; sie gehören also zu den ersten Anfängen der Wandmalerei im Mittelalter. Füge ich zu diesen Merkwürdigkeiten noch das farnesische Theater, das Alterthumsmuseum und den hübschen herzoglichen Garten, so habe ich so ziemlich genannt, was uns bis zum nächsten Nachmittag belehrt und unterhalten hat.

Wir fuhren weiter nach Modena. Auch diese Stadt macht durch die Höhe ihrer Häuser und Länge ihrer Straßen einen bedeutenden Eindruck; die vielen engen Gassen geben ihr aber alterthümliches Gepräge. Vor dem massenhaften Herzogspalast ist ein schöner freier Platz, hinter diesem eine sehr breite Straße; man muß sich wundern, wie es jener Regierung gar so sehr an Licht fehlte. In Modena war freilich seit lange vieles schief, sogar der wunderliche Dom, der nach hinten hängt, und sein Glockenthurm, der nach der Seite nickt. Uebrigens beschäftigt dieser Bau, der so recht das Gepräge des Alters trägt, trotz seinem Mangel an eigentlich schönen Formen gar sehr den Beschauer, also daß ich ihn abzuzeichnen versuchte. So oft ich nun den Bleistift ansetzte, kam eine neue Bettelfrau, die an mir den Fremden erkannte. Wiewol es nicht einmal solches Lockmittels

bedurfte. Diese Leute haben ein so geübtes Auge, daß sie augenblicklich ihr Wild erspähen. Dazu zog meine Frau durch ihren runden Hut und einen ganz eigenthümlichen Fächer, mit welchem sie immer wie eine Häringsbraterin wedelte, alle Augen auf sich. Dieser fatale Platzdeckel aus einem amerikanischen Palmblatt, mit dunkelblauem Bande garnirt, lenkte auf uns die Aufmerksamkeit aller jener Herren und Damen, die dienstbeflissen die Merkwürdigkeiten zeigen, oder auch ganz einfach mein Portemonnais von Kupfermünze erleichtern wollten, eine Plage gleich den Stechfliegen, von denen die Sage geht, daß sie die Einheimischen verschonen. In Oberitalien tritt dies müssiggängerische Gesindel nur vereinzelt auf; aber je näher man dem Süden kommt, desto unangenehmer wird man umschwärmt, so daß auch das mitleidigste Herz sich allmählich gegen die Bitten der Armuth verhärtet.

In Modena wurde ich auch zum erstenmale mit ganz fremden Münzen überrascht. Wol hat das Königreich Italien den französischen Münzfuß angenommen, und eine Lira italica ist gleich einem Franken; damit ist aber die alte Verwirrung noch lange nicht beseitigt. Im Norden curirt fast lauter östreichisches Silbergeld, und wo man nicht mehr nach Zwanzigern rechnet, hat der Fremde die Mühe, diese auf Centesimi zurückzuführen. Nun kommen dazwischen die schlechten piemontesischen Mutte und halben Mutte, die päbstlichen Paoli und Bajocci, die Francesconi, die toscanische Rechnung nach Crazie und Lire Toscanese, dann nach Soldi, bald nach leichten, bald nach schweren oder Palanche. Dazwischen sind diese und jene Münzen herabgesetzt oder ganz verschlagen, so daß es großer Umsicht und Gewandtheit bedarf, sich auszukennen, zumal den Kellnern gegenüber, die sich gern verrechnen oder verzählen. Gewissenhafter sind die Obstverkäuferinnen, die höchstens einmal das Pfund auf ihrer Schnellwage zu leicht nehmen. In Modena kauften wir am 22. August die ersten süßen Trauben; Pfirsiche und Feigen, deren es in diesem Jahre die Menge gibt, hatten wir schon

seither in reichem Maße genossen, letztere zumal, deren man an wohlfeilen Orten 2 für einen Centesimo bekam.

Die Eisenbahn entführte uns am andern Morgen nach Bologna, einer imposanten, großen Stadt, mittelalterlichen Ansehens, menschenbelebt, voll von Geschrei und rasselndem Fuhrwerk, aber auch voll von Priestern und Mönchen. Mögen immerhin unter den 130 Kirchen, die man hier zählt, manche unbedeutende Kapellen mit eingerechnet sein, doch würden diese Gotteshäuser, neben einander gestellt, den Flächenraum einer Mittelstadt einnehmen. Dazu kommen noch 20 Klöster mit weitläufigen Räumen und eine Masse ansehnlicher mittelalterlicher und neuerer Paläste mit großen Höfen. Vor allem springt dem Fremden in dieser ehrwürdigen Stadt die Menge von Säulen und Pfeilern ins Auge, auf denen straßenlang der Oberbau der Häuser ruht, und hinter denen die Fußgänger als durch Arcaden wandeln. Noch nirgends habe ich diese auch sonst oft vorkommende Bauart in gleicher Ausdehnung getroffen. In jeder etwas bedeutenden Straße finden Sie diese Säulengänge oft hoch über dem Pflaster, und dahinter dann die Läden und Hausthüren. Wir quartirten uns ziemlich im Mittelpunkte der Stadt ein, in unmittelbarer Nähe des Hauptplatzes, und waren nach schnell eingenommenem Mittagessen bald auf der Wanderschaft.

Natürlich zog es uns vor allem nach dem großen Marktplatz, der einen überaus ernsten Eindruck macht. Zur Linken die breite und hohe Petroniuskirche, ein Riesenwerk, wenn sie ausgebaut wäre; aber auch in ihrer heutigen Ausdehnung, die kaum die Hälfte der beabsichtigten Größe beträgt, eine der ansehnlichsten Kirchen; zur Rechten der Palazzo del Podesta, gerade gegenüber der Palazzo publico, gleichfalls ein Bauwerk von gewaltigen Verhältnissen, dessen Größe wir bald näher prüfen lernten, als wir seine prächtige Treppe hinauf stiegen und seine weitläufigen mit alten Gemälden und Sculpturen reich geschmückten Säle bewunderten. Davor steht etwas zur Seite der Brunnen mit der großen Neptunsstatue von Johann von Bologna. Leider gab

dieſer Brunnen wie die übrigen koloſſalen Kunſtwerke der Art in andern Städten faſt gar kein Waſſer; die lange Dürre hatte allenthalben auch ſonſt ergiebige Quellen vertrocknet.

Bologna beſitzt unter ſeinen vielen merkwürdigen Baulichkeiten zwei ſchiefe Thürme, Aſinelli und Gariſenda, benannt nach ihren Baumeiſtern. Auf einem ziemlich engen, aber ſehr frequenten Platz, in welchen 8 Straßen münden, ſtehen ſie neben einander, ein paar taumelnden Bauern ähnlich, ein rohes, viereckiges, aus Backſteinen aufgethürmtes Mauerwerk. Vom erſteren Thurm genoß ich Abends eine prächtige Ausſicht über die weite Stadt und unendlich ſcheinende Ebene, wie über die lieblichen Hügel der rebentragenden Apenninen, die unmittelbar neben Bologna ihren Anfang nehmen. Höchſtens ſtörte mich in meiner Freude ein wenig das faſt ununterbrochene Glockengebimmel, welches unten in den Gaſſen vom weltlichen Geräuſch überſtimmt wird, hier oben aber aus allen Theilen der Stadt zugleich mir widerlich in die Ohren ſchallte. Nur in Florenz habe ich eigentliches Glockengeläute vernommen; überall ſonſt in Italien thaten ſie einzelne regelloſe Schläge an die Glocken, oft in langen Pauſen, oft in ſchneller Aufeinanderfolge, ohne Takt und Schick. Dieſes völlig unſchöne Durcheinanderklingeln möchte den Hörer zur Verzweiflung bringen.

Die Höhen gewähren manchen ſchönen Ausſichtspunkt; ja man braucht nur auf einen kleinen Hügel Montagnola noch innerhalb der Stadtmauer zu ſteigen, um einen großen Theil von Stadt und Gebirge zu überblicken. Uns war es in der Mittagsglut noch mehr um Schatten und freie Luft zu thun. Dieſe Anhöhe iſt nemlich mit vielen Platanen bepflanzt und mit allerlei Buſchwerk geziert. Dort lagen Arbeiter umher auf dem verbrannten Gras und ſchliefen; auch meine Frau verſuchte ein Gleiches; wie ihr dieſes nicht gelingen wollte, gingen wir herab in das Gärtchen eines Bräuhauſes. Zu freudiger Ueberraſchung treffen wir in dem Werkführer einen Tiroler aus Bruneck. Auf unſere Frage nach den politiſchen Zuſtänden gab er den

Italienern kein sonderlich günstiges Zeugniß. Die Hälfte von denen, die Victor Emanuel gewollt, sagte er, schimpften jetzt über ihn. Doch müsse man der Regierung nachsagen, daß sie besser für Reinlichkeit und Ordnung sorge als die päbstliche; im übrigen sei für den Gewerbsmann das eine Regiment wie das andere. Es seien in Bologna viele Deutsche, doch ohne Zusammenhalt, der auch nicht gern gesehen werde. Ein Gerücht von der Absicht der Deutschen, draußen im Reich ein neues Kaiserthum mit Preußen an der Spitze zu gründen, war auch zu unserem Braumeister gedrungen. — Man hatte uns früher schon in Nürnberg vor Räubern Angst zu machen gesucht, die in den Apenninen hausten und namentlich auch die Strecke zwischen Bologna und Florenz unsicher machten. So fragte meine Frau, sich das Herz zu erleichtern, wie es sich denn mit diesem Gerüchte verhalte. Und der Mann versetzte ganz unbefangen: manchmal käme schon so etwas vor; doch nähmen sie den Reisenden meist nur ihr Geld; allein daran müsse man eben nicht denken. Eine wenig tröstliche Aussicht für meine mit Phantasie überreich gesegnete Gattin, die in jedem wild aussehenden Gesellen des Marktes gleich einen verkappten Räuber gewahren mochte, zumal das Geschrei der Verkäufer und des übrigen Straßenpublikums uns recht widerlich bis in die späte Nacht verfolgte. Ich setzte mir, als mich das Getümmel von unten nicht schlafen ließ, zur Unterhaltung aus den unverständlichen Lauten allerlei deutsche Sätze zusammen; da schien einer mit Stentorstimme zu rufen: „Thu 's Bärbala brenna!“ dort kreischte eine Alte: „Do kummt dieser Sack.“

Die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag brachte endlich nach langem Harren erquickenden Regen, welcher die Luft etwas kühlte und die schmachtende Pflanzenwelt erfrischte. Nachmittags spazierte ich hinauf zur Madonna di St. Luca, einer berühmten Wallfahrtskirche auf einer Höhe, welche das Militär in Besitz genommen und mit Schanzen versehen hat. Von der Vorliebe der Bologneser für Arcaden gibt besonders der Weg dahin

ein sprechendes Zeugniß; denn vom Stadtthor an bis hinauf zur Kirche, die volle Stunde, kann man unter einem Säulengang gehen, der neben der Fahrstraße den Berg hinan läuft. Während ich oben die Aussicht über Ebene, Stadt und Gebirg bewundere, begann ein Soldat, der neben mir am Eingang der Schanze Wache hielt und in mir nach einigen italienisch gesprochenen Worten alsbald den Deutschen erkannte, ein deutsches Gespräch mit mir. Er hätte bereits 6 Jahre Oestreich gedient und sollte nun eigentlich frei sein, weil Piemont eine 6jährige Dienstzeit habe; aber man lasse ihn nicht los, weil Oestreich unter den Waffen stehe. Er hatte die Kämpfe von Messina bis Gaeta mitgemacht und sprach von dem Muthe der neapolitanischen Königin mit Achtung, von dem des Königs mit Geringschätzung. Von Bayern, die unter des Königs Truppen gekämpft, wußte er nichts; die Bayern hätten alles vollauf im Lande und brauchten nicht fortzugehen. Er fragte mit Theilnahme, wie es in Oestreich stehe. In Prag sei er gewesen, auch in Ulm; beim Durchmarsch durch Bayern aber hätten sie so viel bekommen, daß sie ganz betrunken geworden seien. Italiener, die selbst in Deutschland gewesen, zeigen, wie ich überall bemerkte, eine starke Vorliebe für unser Volk und unsere Zustände, besonders für Bayern, das sie als ein Canaan verehren, wo Milch und Honig fleußt. — Gegen Abend wohnte ich einer seltsamen und für mich ziemlich langweiligen Volksbelustigung bei. Im Ginoco di Pallone, einem zum Ballspiele bestimmten Amphitheater, waren zwei hohe Kletterbäume aufgerichtet, an deren Spitze lebendige Hühner, Würste, Weinflaschen und andere Victualien angebracht waren. Ein zahlreiches Publikum saß und stand, je nach dem Preise der Plätze. Militärmusik spielte, 24 Burschе traten herein, die eine Hälfte in rothen Jacken und grauen Beinkleidern, die andere in blauen und braunen. Zwölf und zwölf theilten sie sich in die Kletterbäume. Mir kam es vor, als hätte ein guter deutscher Turner den Preis allein erobert. Diese aber halfen alle zwölf zusammen, einander auf die Schultern tretend, so daß zuweilen

sechs Mann über einander standen und der höchste erst von da das eigentliche Klettern begann, nachdem er die Hände mit Mehl gerieben und die Beinkleider eingestaubt hatte. Und doch war bei meinem Fortgehen mit Einbruch der Nacht erst der eine Baum seines Preises beraubt. Neben den Lebensmitteln waren dem Sieger 20 Fr. in Aussicht gestellt; dazu ging er herum, beim Publikum Almosen zu sammeln. Dieses aber harrte geduldig, ohne Trank und Speise, und belohnte jeden, der dem Ziele nahe kam, mit rauschendem Beifall. Die Italiener sind eben ein genügsames, harmloses Völklein; wollte man uns Deutschen solche Künste vorführen, ohne Maßkrug würden sie keine Zuschauer finden.

Den nächsten Morgen besuchte ich unter andern das Gebäude, in welchem sich seit 1803 die Universität befindet. Es waren Ferien; so mußte ich mich mit der Besichtigung des Aeußern begnügen. Bologna, eine der ältesten und im Mittelalter berühmtesten Universitäten, ist lange von seinem hohen Ehrensitz herabgestiegen; wie konnte auch die neue Wissenschaft gedeihen unter päbstlicher Herrschaft? Ich glaubte der Inschrift unter einer Büste Victor Emanuels, wenn sie ihn als den Wiederhersteller der Lehrfreiheit rühmte. Uebrigens sind auch die neuen am schwarzen Brett angeschlagenen Vorschriften noch ziemlich schulmäßig. Sie verweisen den Studenten auffallende Kleidung, untersagen das Lärmen vor und nach den Vorlesungen, verbieten ihnen, sich nur auf kurze Strecken ohne Erlaubniß von Bologna zu entfernen. Jede Uebertretung ist mit Demission bedroht.

So interessant die große Stadt Bologna dem Beschauer ist, so hat sie doch nichts Einladendes zum längern Verweilen. Vier Tage genügten vollkommen. Es liegt etwas Rauhes, Hartes in seiner Bauart wie in seiner Bevölkerung; man würde sich nicht wundern, wenn auf einmal wieder die Raufbolde der alten Zeiten aus diesen Burgen hervorträten, mit Schwert und Dolch einander zu befehden.

Noch funkelten die Sterne der Nacht am dunklen Himmel

und die Sichel des abnehmenden Mondes warf ein geisterhaftes Licht auf den Markt, über den wir Morgens 3½ Uhr mit unserem Reisesack schritten; aber schon stellten fleißige Männer Stühle und Bänke für die Verkäufer. Wol schmählt der Müssiggänger, wenn er am hellen Mittag über die Plätze schreitet, auf das herumlungernde Gesindel, das er da und dort auf Kirchenstufen und Steinen hingestreckt sieht, ohne zu bedenken, daß die armen Menschen vielleicht vier Stunden, ehe er unter seiner Decke hervorschlüpfte, ihr Tagewerk begonnen haben.

Wir saßen in einem Cabriolette der Diligence über dem Kutscher, neben dem Conducteure, auf einem so erhabenen Platze, daß meine Frau mit einer Leiter hatte hinaufsteigen müssen. Ein frischer Morgenwind wehte uns entgegen. In Pianoro bekamen wir vor unsern Postzug von vier Pferden noch einen Vorspann von vier großgehörnten starken Ochsen; denn die Straße stieg steil den Apennin empor. Dieses Vorspannen wiederholte sich dann den ganzen Tag. Obgleich an den Hauptstationen die Pferde gewechselt wurden, so wurden doch zwischen Bologna und Florenz nach und nach 32 Ochsen und 4 Pferde vorgespannt. Die Ochsen waren beschlagen und mußten, wo es thunlich war, manchmal auch im Trabe laufen. Sie warteten immer schon pünktlich auf die Ankunft des Wagens, mitunter weit entfernt von ihrem Dorf am Fuße eines Berges — schöne Thiere von blaßgelber Farbe, den ungarischen ähnlich.

So ging es den ganzen Tag auf und ab auf beschwerlichen Wegen über das schroffe, kahle, sonnenverbrannte Gebirg, auf dessen Höhen kein grüner Grashalm mehr sichtbar war. Nirgends beschränkte ein Thaleinschnitt die Aussicht, außer spät gegen Abend; weit umher schweifte der Blick über Kuppen und Bergzüge; ja man sagt, daß man bei Lojano Mittel- und Adriameer zugleich sehen könne, was uns indeß nicht geglückt ist. Der Grasboden sah überall braungelb, das Gestein meist dunkelgelb und ins Rothe spielend. Vielen Scherz trieb ich im Fahren über die Räuber; begegnete uns ein altes Mütterlein, so erklärte

ich es als die Großmutter des Hauptmanns. Wenn nicht die Bewohner der zahlreichen Dörfer selbst sich am Raube betheiligen, so weiß ich in der That nicht, wo sich das Gesindel bergen soll. Da ist sehr selten ein kleines Wäldchen, ja kaum eine Hecke oder ein Busch zu finden; Fels und Rasen von Ziegenherden beweidet, und der Blick frei nach allen Seiten viele Meilen weit. Ich möchte den Apennin einmal im April überschreiten; da muß es ein lustiger Anblick sein, den grünen buntgestickten Teppich zu den Füßen, den blauen Himmel über dem Haupte, zwischen beiden die Schaar lustiger Sänger. Jetzt ließ sich kein Vogel mehr hören, kein Blümlein hob sein Köpfchen am Wege; und über den Himmel hätte man ein graues Tuch gewünscht, die Sonne zu verbergen, die nach den kurzen kühlen Morgenstunden wieder eben so kräftige Strahlen als vor dem Regen herniederschoß. Dazu gab es nirgends etwas zu essen noch zu trinken. Früh um 2½ Uhr hatten wir Chocolade gekocht; gegen 11 Uhr bekamen wir in Filigare ein theures Mittagessen und außerdem nichts bis an den späten Abend; im Nu war immer wieder umgespannt; ehe Luise hätte von ihrem Königsthron steigen können, rollte das Fuhrwerk weiter.

Endlich senkte sich das Gebirg tief hernieder und eine reiche Fülle von Weinstöcken, Feigen- und Oelbäumen kündete die gesegnete Landschaft an, die das Ziel unsres Verlangens war. Doch dachten wir uns Florenz, über seine Lage im Ungewissen, weit näher. Erst mußten wir noch ein enges Thal entlang, dann einen langen steilen Berg hinan; da auf einmal thut sich eine vorher gar nicht geahnte weite Landschaft auf. Die Sonne neigte sich zum Untergang und tauchte den Himmel weit herein in röthliches Gold, die kahlen Bergzüge aber zur Rechten in Violett, indeß ein dunkles Grün üppigen Baumwuchses die Höhen zur Linken umzog und die letzten Strahlen des scheidenden Tages aus den Fenstern vieler Häuser wiederglänzten. Vor uns aber lag tief unten ein weites tiefes That, im Hintergrunde die Stadt, umsäumt von jenseitigen Höhen; zwischen uns und der

Stadt eine scheinbare grüne Wildniß, aus welcher unzählige Landhäuser, auf kleine Hügel gestellt, hervorragten. Man konnte das alles im Fahren bald nicht mehr recht unterscheiden; denn der Abend begann seine dunklern Schatten zu werfen, und nicht lange, so sanken wir immer mehr hinein zwischen die Oelbäume, Ulmen, Cypressen und Weinranken, so daß der Wagen um und um im Grünen war. Diese mir ewig unvergeßliche Einfahrt ins reizende Arnothal ließ uns alsbald den Reichthum ahnen, in welchen Natur und Menschenhand die schöne Stadt mitten hineingestellt hat.

Es war völlige Nacht, nur durch die Gaslaternen erhellt, als wir unserem weitern Schicksale preisgegeben am Bureau der Diligence vom Wagen stiegen. Ein Privatlogie aufzusuchen, ist es heute offenbar zu spät, sage ich; wir müssen die erste Nacht irgendwo in einem Gasthaus bleiben, und biege in ein benachbartes Gäßchen ein, weil die Hotels unseres Schlages zuweilen in Gäßchen zu finden sind. Spärliche Lampen brannten in offenen Gewölben schwarzer hoher Häuser. Nachdenklich bleibe ich stehen, unentschlossen, ob wir uns nicht nach der Hauptstraße zurück wenden sollen. Was suchen Sie? fragte unter der offenen Thür einer Wirthschaft ein Männlein, dessen weiße Jacke und Mütze alsbald einen Koch verriethen. „Ein Logis.“ Ich habe eines gegenüber im ersten Stock, wenn Sie es ansehen wollen. Meine Frau, in ihrer Angst vor Dieben, Mördern und Wanzen, wollte sich zurückziehen; ich aber tapfer dem Manne nach, und so mußte sie, wenn auch widerstrebend, uns folgen. Oben begrüßte uns ein Mädchen von etwa 13 Jahren mit einschmeichelndem Wesen. „Was kostet das Zimmer den Tag?“ Vier Franken, sagte der Mann. „Das ist zu viel.“ Nun warten Sie nur ein bißchen; nehmen Sie gefälligst Platz! die Mutter wird gleich kommen, bat das bleiche Kind, und wir setzten uns nieder. Nach wenigen Minuten kam mit einem jüngern Mädchen an der Hand eine schöne Frau von blühender Farbe, mit schwarzen Augen und Haaren, rasch und gewandt in Manieren,

und augenblicklich war um 2 Franken für den Tag die Miethe abgeschlossen. So bescherte uns das Glück ohne langes Suchen eine passende Wohnung, die wir nun 15 Tage inne hatten.

Sie lag mitten in der Stadt, und der Besitzer war zugleich Speisewirth; wir kamen jeden Mittag und Abend nach Hause und führten ein regelmäßiges Leben. In dieser Wirthschaft wurde uns die Stimmung der Bewegungspartei klar, da unsere Tischgenossen, von denen einer des Deutschen vollkommen mächtig war, östreichische Flüchtlinge aus Triest und Venedig und verabschiedete Soldaten Garibaldi's, von ihren Gedanken gegen uns kein Hehl machten. Am schlechtesten waren sie zu sprechen auf die Priester, von welchen sie nur in Schimpfwörtern redeten. Der faule Hause, der um bloßes Kirchengeschrei viel Gut zu verzehren habe und die Reaktion schüre in Rom und Neapel und wo er nur der Dummheit sich nahen könne, war ihnen ein Gräuel. Man brauche keinen Pabst, und wenn man einen haben solle, warum müsse er gerade in Italien wohnen? die Christenheit sei groß; am besten wäre es, er ginge nach Jerusalem, von wo die Kirche ihren Anfang genommen. Gegen Pabst und Priesterschaft wiederholten sie ganz dieselben Sätze, welche vor fast viert halbhundert Jahren der Reformation in Deutschland den Eingang verschafften; ja sie sprachen geradezu die Forderung aus, Italien müsse protestantisch werden; dann könne der Pabst hingehen, wohin er wolle. Für diesen Standpunkt ist nun freilich die große Masse der Bevölkerung lange nicht reif, und während die Fortschrittsmänner in Wirthshäusern und Tagesblättern gegen die Klerisei deklamiren, kniet die stumpfe Masse vor jedem Heiligenbilde.

Nächst Pabst und Geistlichkeit war Napoleon, der falsche Freund, Gegenstand des allgemeinen Hasses, obschon wir bei festlichen Gelegenheiten häufig genug die französischen Farben neben den italienischen prangen sahen. Er allein, hieß es, mache es durch die Anwesenheit seiner Truppen in Rom unmöglich, dem Feuer die Luft abzusperren, welches in Neapel brenne; von Rom gehe die

Organisation der dortigen Räuberbanden aus, und wenn die Franzosen heute Italiens natürliche Hauptstadt verließen, sei morgen der ganze Aufstand gegen die gute Sache unterdrückt. Victor Emanuel dagegen wird mit Achtung und Liebe genannt wegen seiner Tapferkeit, Hochherzigkeit und freien Gesinnung; der rechte Volksheld freilich ist und bleibt Garibaldi, an dessen Römercharakter eben auch gar kein Flecken haftet, diese uneigennützige, thatkräftige Natur, der alle Ränke und Schleichwege von Grund aus verhaßt sind. Ich war Zeuge eines Aufzuges, der am 7. Sept., dem Jahrestag der Einnahme Neapels, Abends durch die Straßen von Florenz zog. Die Musik der Nationalgarde voran, trug man unter Fackelbegleitung das gemalte Bild des Volkshelden wie eine Prozessionsfahne unter endlosem Jubel der Menge durch die Stadt; auch liefen allenthalben Kinder umher, mit kleinen Papierlaternen an Stangen wie an hohen Kirchenfesten. — Im Ganzen fand ich in Florenz und wo ich sonst in Italien auf die gegenwärtigen Zustände zu sprechen kam, die Stimmung gehoben und vertrauensvoll; man betrachtete die Aufstandsversuche der überwundenen Gegenpartei als machtlos und war des endlichen Sieges der Nation gewiß.

Diese und ähnliche Themata kamen schon am ersten Abend zwischen den Garibaldianern und mir zur Sprache, und es war mir erfreulich wahrzunehmen, wie diese Leute unterrichtet genug wären, um den blinden Haß gegen die Deutschen zu verpönen. Die Deutschen seien ein großer Völkerbund, allerdings schwerfällig in seiner Gliederung und zum Handeln ungeschickt, sprach belehrend der eine; aber Oestreich sei nur ein Theil des Bundes und die andern Glieder mit seinen Grundsätzen keineswegs immer einverstanden, vielmehr gebe es unter den Deutschen sehr viele freisinnige Leute.

Unsere Wirthin allerdings, eine praktische Frau, bei der die Freiheitsmänner mitunter ziemliche Zechen auf dem Kerbholz haben mochten, war nicht so ganz mit ihren Gästen einverstanden. Sie hielt uns noch auf dem Zimmer eine lebhafte

Rede gegen die Garibaldianer, die der Regierung zur Last fielen, welche sie durch einen Sold von täglich 1½ Fr. ernähren müsse, indeß sie selbst lieber schwätzten als arbeiteten. Die meisten wüßten nicht, was sie wollten. Die erste Pflicht sei, sein Hab und Gut beschirmen und demnach das Vaterland. Auch sie liebe ihr Vaterland; sie sei eine Römerin; aber diese aus allen Ländern zusammengelaufenen Leute hätten kein Vaterland, für das sie kämpften. Solche Gedanken trug die schöne Frau, die weder lesen noch schreiben konnte, mit einem Feuer der Stimme und einer graziösen Leidenschaft vor, die unwillkürlich für die Sprecherin einnahm, indeß ihr Mann, welcher vermuthlich fürchtete, wir möchten ihre Aeußerungen seinen Gästen verrathen, vergebens sie zum Schweigen zu bringen suchte mit der Behauptung, daß uns diese Sachen nicht interessiren würden. — Weil man der Politik in Italien sich nicht entschlagen kann, las ich regelmäßig in Vitals Kaffeehaus die allgemeine Zeitung. Daß man sich nicht scheut in einem starkbesuchten schweizerischen Kaffeehaus ein Blatt zu halten, das der Sache Italiens so abhold ist, mag zum Beweise dienen, wie die Unduldsamkeit der herrschenden Partei keineswegs so groß ist, als man sich bei uns vorstellt. Des Sieges ihrer Ideen gewiß, lassen sie auch die entgegenstehenden Meinungen gewähren, die sie aus Priestermunde täglich zu vernehmen gewohnt sind. Gegen thatsächliches Auflehnen freilich, wie in Neapel, üben sie den Terrorismus der Nothwehr.

Am ersten Morgen in Florenz, bevor uns die Hausfrau über die Preise belehrte, wurden wir richtig in einem Kaffeehause geprellt; man nahm uns 70 C. statt 42 ab. Der wahre Preis ist nämlich 14 C. oder 2 Crazien die Tasse und 7 C. für das Brot. Ich erwähne diese Kleinigkeit nur deshalb, um nachzuweisen, wie man in Italien überall auf seiner Hut sein muß. Als wir von dem Frühstück weg auf Entdeckungen ausgingen, stießen wir, von der schönen Dreifaltigkeitsbrücke die belebteste Straße hinunterwandelnd und dann nach rechts gewendet, auf Baptisterium, Dom und Glockenthurm. Wie angewurzelt standen

wir, in Staunen und Ueberraschung. Schon die bunten Marmormassen dicht neben einander zwangen eine Art Ehrfurcht ab. Wir gingen um den Dom herum, das Riesenwerk mit seiner ungeheuern achteckigen Kuppel, seinem mächtigem Querschiff und seinen vorspringenden Kapellen von allen Seiten zu betrachten; wir freuten uns auch der Sorgfalt, mit welcher es in seinen schadhaften Theilen ausgebessert wird; nur wünschten wir ihm natürlich auch eine Marmorfaçade, die es wol endlich noch erhalten wird. Dieser Bau, eines der größten und imposantesten Gotteshäuser der Christenheit (Stahr nennt ihn ein Prachtstück, das wenig seines Gleichen auf Erden hat), überwältigt von außen den Beschauer; nicht eigentlich Schönheit ist es, was hier so ergreift, sondern Erhabenheit, Würde, Größe, ja wol auch Seltsamkeit. Dazu wirkten am Dom und dem eleganten Glockenthurm die verschiedenen Farben, zumal bei blauem Himmel, wie wir ihn täglich hatten, äußerst freundlich und heiter. Als wir nun aber eintraten, wie ganz anders der Eindruck! Die wenigen hohen Pfeiler des Hauptschiffes mit ihrer weiten Sprengung, die Dunkelheit in Kapellen und Querschiff, die kahle Strenge aller Verzierungen stimmen so ernst, daß man erst nach und nach ein Wohlgefallen empfindet. Von der Größe dieses Baues können Sie aus folgendem Beispiele sich eine ungefähre Einbildung machen. Wir gingen einmal in den Dom, uns das Innere von neuem einzuprägen. Als wir etwa die Hälfte des Hauptschiffes durchschritten hatten, sahen wir unter der Menge von Leuten, die beständig dort hin und wieder gehen, nach dem vordern Ende zu auch einen Menschenknäuel, der beisammen blieb. Was mag es wol dort geben? fragte meine Frau. Dort predigt ein Pfarrer, sagte ich; denn mein Gehör ist so fein, als mein Gesicht stumpf ist; aber sie bestritt mir meine Behauptung, bis wir näher kamen. Einen andern Maßstab bietet Ihnen die hiesige Sängerhalle; sie war 145 Schritt lang und 70 Schritt breit; der Dom von Florenz mißt in der Länge 160, in der Breite am Portal 64, am Querschiff mindestens 130 Schritt. Es ist nächst

der Peterskirche in Rom und dem Dom zu Mailand dem Flächeninhalt nach die größte Kirche Italiens. Ein wahres Schatzkästlein an Kunst ist die Taufkapelle, von Ghiberti's berühmten Bronzethüren an bis zu der Goldmosaik der Decke und den plastischen Figuren im Innern. Unter den Bildsäulen, die um die Wände herum stehen, beschäftigten mich mehr noch als die Apostel zwei Frauenstatuen dem Hochaltar gegenüber, die eine starr und mit schwerer Gewandung, die andere leicht und fast nackt zum Himmel deutend — Lex scripta und Lex naturae steht auf den Sockeln. Wie kommt die lustige Lex naturae in ein Baptisterium? Ich trage keine Archäologie vor und würde mit Beschreibungen ohne Abbildung auch zu wenig verständlich sein. So will ich von Dom, Campanile und Baptisterium rascher weiter gehen, als ich eigentlich Lust hätte.

In einer Seitengasse war viel Geschrei von Verkäufern, die ihre Schnittwaaren ausboten; auch der Domplatz stand mit allerlei verkäuflichen Gegenständen bedeckt. Denn es war gerade Jahrmarkt. Wir folgten der Strömung und kamen über einen schönen Platz zur besuchtesten und beliebtesten Kirche von Florenz, der Annunziata, welcher die Bewohner ausschließlich das Beiwort santissima geben, vermuthlich weil ihnen Pracht und Reichthum des Schmuckes vor dieser Kirche größere Ehrfurcht abnöthigt. Die berühmten Fresken der Vorhalle, das viereckige Kirchenschiff von weißem Marmor, die rothen seidenen Vorhänge an den Bögen der zahlreichen Kapellen, die starke Vergoldung, wo sich nur Gold anbringen ließ, die weite, nicht allzuhohe, reichbemalte Kuppel des runden Hinterbaues, die vielen Altäre und schönen Bilder und Sculpturen in den Kapellen, die großen silbernen Leuchter, alles dieses nebst der hellen Beleuchtung leiht dieser Kirche einen gar eigenen Reiz; sie erscheint wohnlicher als jede andere. Darum waren zu jeder Tageszeit hier Betende die Menge, und knieten vor dem silbernen Heiligthum, das während des Kirchenfestes in überreicher Beleuchtung prangte.

Fürchten Sie nicht, daß ich Sie durch die 172 Kirchen der

Stadt Florenz der Reihe nach führe, ein so eifriger Kirchenbesucher ich selbst bin; aber einige derselben werde ich gelegentlich noch anführen müssen; denn die Stadt der Mediceer hat ja einen Reichthum an Kunstwerken wie keine andere mit Ausnahme des einzigen Rom; die Kunst aber verherrlichte am liebsten die Kirchen. Vor der Hand kehren Sie mit mir gefälligst zurück nach Haus in unsere Wirthschaft zu den „antiken Bädern" — der Name könnte für einen Schulmann nicht passender sein: antik, also klassisch, Bäder, also gut zum abwaschen des Schulstaubes.

Unsere Trattoria gehörte nicht zu den nobeln; man aß nur mit zinnernen Löffeln; aber Suppe, Huhn, Salat, Wein und Wasser war alles wohlschmeckend; wir lobten unsern Wirth ob seiner Geschicklichkeit, auf die er sich etwas einzubilden schien. Es war ein immer rühriger Mann vom besten Humor. Mochte er kochen oder servizen, Wasser holen oder Gemüse einkaufen, ich sah ihn nur mit lustigem Gesichte. Seine Frau, neben der er einem Kobold glich, pflegte zu sagen, er sei matto, ein Narr; aber ein guter Koch, setzte sie hinzu, und habe in dieser Eigenschaft zu Venedig 14 Jahre lang bei Grafen gedient. Ich muß gestehen, daß ich im Lauf der Zeit von seiner Kunst gar wenig verspürte. Wie er merkte, daß uns die Hühner schmeckten, brachte er täglich Hühner, Mittags und Abends, und mir kam es vor, als schrumpften diese immer mehr, bis zur Niedlichkeit der Tauben, zusammen, so daß ich endlich gegen die pulli protestirte. Nun kamen die sogenannten bisteki an die Reihe, die von den wirklichen Beefsteaks nur den Namen trugen; dann Hammelfleisch in der Sauce, nemlich kleine zusammengeschnittene Brocken mit vielem Gebein. Das Beste blieb immer die Suppe, welche die Italiener leidenschaftlich lieben. Man bekommt in einer Speisewirthschaft neben einem Ueberfluß an Brot eine dicke Suppe von Nudeln oder anders geformtem Teig oder von Reis, mit Bohnen, Erbsen und allerlei Grünem, gehackter Leber, Mägen, Herzen u. s. w. von Geflügeln, dazu geriebenen Käs, und diese nahrhafte minestra in solcher Fülle, daß sich ein

Mensch von mäßiger Eßlust daran sättigen könnte, dabei äußerst wohlfeil, für 12—15 C. Fleisch ist dagegen entweder schlecht, oder in sehr kleine Portionen vertheilt, theuer und auch nicht nach unserem Geschmacke. — Nach Tisch blieben wir immer einige Stunden zu Hause. Da überraschte uns gleich am ersten Nachmittag das zehnjährige Mädchen mit ihren feinen Künsten. Sie soll eine Ballettänzerin werden, und hatte jeden Vormittag, wenn wir nicht zu Hause waren, Tanzstunde in unserem Zimmer. Nun kam sie auf einmal in ihrem weißen Röckchen herein und machte uns die Schritte und Stellungen vor, die sie bereits gelernt hatte, ein lieblicher Anblick; denn sie hing mit der vollen Naivetät eines Kindes an ihrer Kunst; eine prima ballerina zu werden schien ihr der höchste Lebenszweck. Das größere Mädchen besuchte eine Schule, wo man Stroh flechten lernt, die Hauptfabrikation der Florentiner; alle Bauernmädchen flechten im Gehen und Stehen Strohbänder, wie sie anderswo stricken und spinnen, vor den Häusern und auf der Landstraße.

Das Stroh zu den Florentinerhüten zu gewinnen, säet man Weizen, so dicht, daß die Halme schwach bleiben, schneidet diese grün ab und läßt sie einen Monat lang bleichen; dann bringt man das Stroh in Stückchen von Handlänge büschelweise zu Markte; das feinere nach der Aehre zu gibt natürlich die feinsten Bänder. Es ist ein hoher Ausfuhrzoll auf das Stroh gelegt, damit dem Lande das Material erhalten bleibt. Wöchentlich zweimal ist Strohmarkt, von rohem und geflochtenem; da wimmelt es auf einigen Plätzen von Landleuten.

Weiße runde Strohhüte sind Landestracht; aber die Mädchen befestigen den Hutkopf am Haarnest und schlagen die breite vordere Krämpe nach hinten, so daß das ganze Gesicht der Sonne ausgesetzt bleibt und der Hut über den Nacken herab hängt. Städtische Damen haben die geschmacklosen französischen Hüte; elegantere tragen weiße aufgekrämpte Strohbarette mit Federn; schwarze oder braune Strohhüte in Form der Käsnäpfe wie bei uns sieht man weder hier noch sonst in Italien, es sei denn an

Fremden. Die Italienerinnen zeigen das volle Gesicht; ihre Mittel erlauben ihnen das.

Wir hofften auf der Post einen Empfehlungsbrief von einer Freundin vorzufinden, die in Florenz einst schöne Jahre blühender Jugend verlebt, dann in Nürnberg durch holde Anmuth bezaubert hatte, jetzt aber leider aus unserer Mitte durchs Meer wol für immer geschieden ist. Wir erwarteten viel von diesem Briefe; denn wenn das Gleiche und Gleiche sich anzieht, so mußten ja wol die hiesigen Personen ihrer Bekanntschaft ihr ähnlich sein; aber bittere Täuschung: kein Brief war vorhanden. Doch unsere Umgebung ließ keine gedrückte Stimmung bei uns aufkommen. Standen wir ja dem alten Palast und seinem phantastischen Thurme gegenüber auf dem berühmten Platze, der rechts die Loggia, daneben die Uffizien zeigt und durch die Kunstwerke, die hier auf offenem Markte vor's Auge treten, das Ansehen eines Museums gewinnt. Von allem, was ich je architektonisch Mächtiges gesehen, hat mich nur der Marcusplatz in Venedig in gleichem Grad überwältigt. Arnolfo, der erste Baumeister des Domes, hat auch den Palazzo vecchio entworfen. Die einfache Größe und burgartige Höhe mit dem merkwürdigen hervorspringenden obern Gesimse, in ihrer Wirkung gesteigert durch die gleichen Verhältnisse des stolzen, kühnen Thurmes, der vielleicht so einzig dasteht wie die vier runden Thürme Nürnbergs, erinnert unmittelbar an den Geist jenes ernsten Zeitalters, das in eben dieser Stadt einen Dante schuf. Vor dem Eingang zur Linken steht neben andern Bildwerken David als Knabe, eine nackte Kolossalfigur von Michel Angelo, aus einem Marmorblock. Welch ein kühner Trotz spielt um die Lippen des Knaben, derselbe Trotz der aus dem Palaste spricht und aus seinem kecken Thurme! — Zur Rechten des Palastes Orcagnas Loggia de' Lanzi, „der Ort, wo die Obrigkeit ihre feierlichsten Functionen vollzog, wo sie vor dem Volk auftrat und mit ihm redete, in einer Zeit, da die Florentiner sich als das erste Volk der Welt fühlten." Sie kennen die Feldherrnhalle an der Ludwigsstraße

in München, ein kleineres Abbild des „schönsten gothischen Profangebäudes von Florenz“; ich habe sie nachher wieder in Augenschein genommen und mich wenig davon erbaut gefühlt, vielleicht eben weil sie pure Nachahmung in kleinern Verhältnissen und dazu zwecklos ist. Die beiden kleinen Erzfiguren zweier Männer von zweifelhaftem Werthe sind ein gar zu dürftiger Inhalt. Die Loggia zu Florenz dagegen was stellt sie für Schätze aus! An der Hinterwand sechs antike weibliche Gewandfiguren, vor diesen Aiax mit dem Leichnam des Patroclus, eine herrliche Gruppe aus dem Alterthum, und Hercules mit dem Centauren kämpfend von Johann von Bologna, im Vordergrunde der Raub der Sabinerinnen von eben diesem Meister, der berühmte Perseus von Benvenuto Cellini und gegen die Uffizien hin eine Judith von Donatello. Dazu noch zwei Löwen am mittleren Aufgang!

Zwischen Loggia und Palast ziehen sich die beiden Flügelbauten der Uffizien hin und finden am schmalen gegenüberstehenden Querbau nach dem Arno zu ihren Abschluß. Die weltberühmten Kunstwerke, die der oberste Stock dieses Gebäudes enthält, auf andere Tage versparend, überließ ich mich vorläufig nur dem Anschauen des Aeußern und betrachtete die modernen Marmorbilder, mit welchen es geziert ist. Es sind lauter Söhne des geist-, kunst- und thatenreichen Toscana, 28 an der Zahl, von denen ich nur die gefeiertsten nennen will. Da führen Cosmo, pater patriae, und Lorenzo il Magnifico, die Pfleger der Künste, wie billig den Reigen der Baumeister, Bildhauer, Maler, Erzgießer, Dichter, Entdecker, Staats- und Kriegsmänner; es folgen Andrea Orcagna, Nicola Pisano, Giotto, Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini, Michel Angelo, Dante, Petrarca, Boccaccio, Machiavelli, Amerigo Vespucci, Galileo Galilei, welche Namen auf schmalem Raum, die mit ihrem Ruhm die Erde füllten! Die Erinnerung an das alles, was sie geschaffen und gewirkt, stürmte mit solcher Macht auf mich ein, daß ich meiner Frau zurief: Ja begreifst du denn eigentlich, auf welch klassischem Boden du hier stehst? worauf sie mir kühl erwiederte: Ei warum

denn nicht? ich mache nur kein so großes Geschrei davon. — Den Brunnen zur andern Seite des Palastes mit Neptun im Rossegespann und Nereiden am Rande des Beckens, so wie die kolossale Reiterstatue des Cosmo von Medici daneben will ich beiläufig erwähnen und nur die eine Notiz hinzufügen, daß eine gleiche Statue des Victor Emanuel, deren Modell ich in Pisa sah, auf eben diesem Markte aufgestellt werden wird.

Wäre Florenz nur ein Sammelplatz großer Kunstwerke, der Besucher würde zeitig ermüden; aber man kann streiten, was hier mehr anzieht, die Kunstwerke oder die Stadt, und wiederum, ob die Stadt oder ihre unvergleichliche Umgebung. Es ist, als ob alles zum Bilde des Harmonischen und Schönen sich vereinige, Kirchen und Paläste, Plätze und Straßen, ja auch die Wohnungen der Privatleute und die Menschen selbst, alles gefällig und freundlich, daß es die Seele zum innersten Behagen stimmt. Die Straßen zumeist gerade, doch ohne soldatisches Linienmaß, lang genug, um weder zu ermüden noch den Anschein des Zerstückelten zu tragen, gepflastert mit großen Platten, welche alles Wagengerassel verhüten, natürlich auch mit Trottoirs für die Fußgänger, was ich unerwähnt ließe, wenn wir nicht in Nürnberg wohnten. Die Häuser hoch, doch bei der gehörigen Straßenbreite nicht beängstigend, massiv, mit vorspringenden Dächern, vielfach auch alterthümlich, dabei heiter durch frischen Anstrich oder grüne Läden, häufig unterbrochen durch Kirchen und andere große öffentliche Bauten und geräumige Plätze. Der Arno, welcher die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt, gibt malerische Prospecte, zumal sich die linke Stadtseite an steile Höhen lehnt. Damals allerdings war der Fluß, was seit Menschengedenken unerhört, bis auf ein Viertel in seinem Bette eingetrocknet. Wenn wir Abends auf dem Quai, Lungarno genannt, auf- und niederwandelten, und die geräuschlose elegante Bevölkerung an uns vorüberschwebte oder unsere Schritte begleitete, da zog ein so inneres Behagen in unsere Seele ein, wie es noch keine Stadt erweckt hatte. Florenz gleicht einer schönen Statue

aus der besten griechischen Zeit: Ruhe ohne Steifheit, Bewegung ohne Gewaltsamkeit; kein Lärmen und Schreien und doch eine stete Circulation in allen Straßen. Sicherlich trägt auch die reine wohlklingende Sprache dazu bei, den Aufenthalt dem Fremden zu verschönern. Ich verstand die Leute so ziemlich, wenn sie mit mir redeten, während ich nachher in Genua kaum Italienisch zu hören glaubte. Auch die Größe der Stadt entspricht gerade einem 14tägigen Aufenthalt. Zehntausend Häuser; man lernt sich orientiren und beobachtet doch täglich wieder Neues. Mit einem Worte, von welcher Seite ich „la bella Firenze“ noch heute betrachte, immer steigt von neuem in mir das Gefühl seliger Befriedigung auf.

Sehr viel trägt zu dieser Empfindung die reizende Lage bei; Berge und Hügel nach allen Seiten, und je kahler die erstern zum Theil aus der Ferne ihre Scheitel erheben, desto lieblicher umschattet die letztern Weinlaub, Oelbaum, Cypresse, Lorbeer und was noch sonst die südliche Natur für gesättigtes Grün erzeugt. Nicht einmal das zartere Laub der Platanen hatte die Sonne zu dörren vermocht. Da gibt es Hügel auf und ab Hunderte von Spazirgängen, und immer lockt den Wanderer aus der Ferne wieder ein hübsches Landhaus, ein stattliches Kloster, eine schmucke Kirche, ein altes Gemäuer. Könnte man erst die Gärten alle besuchen, die mit Laubgängen und Bildsäulen, mit duftenden Blumen und goldnen Orangen prangen! Der größte, der Boboligarten am Palaste Pitti, ist zweimal in der Woche dem Publikum geöffnet. Mit stolzen Gängen aus hochstrebenden, dichtschattigen Bäumen, mit langen Lauben und verschlungenen Wegen steigt er bergan und senkt sich nieder zu einem kleinen mit hunderttausend Fischlein bevölkerten See, der eine mit Orangen bepflanzte Insel umschließt. Hunderte von hübschen Statuen aus dem Alterthum und der Renaissancezeit beleben mit ihrem weißen Lichte das Grün der Hecken und Wände, und die Stadt mit ihren Thürmen und Kuppeln schaut lustig herein über die Bäume. — Wir haben diesen großen vielbesuchten Garten

dreimal stundenlang durchwandert und uns seiner reizenden Anlagen recht von Herzen gefreut.

Der Garten-Boboli umschließt die hintere Seite des Palastes Pitti, eines Gebäudes, über welches sich Burckhardt (Cicerone S. 177), ein feiner Kritiker, der eher zu viel als zu wenig tadelt, folgendermaßen ausläßt: „Vor allen Profangebäuden der Erde, auch viel größern, hat dieser Palast den höchsten bis jetzt erreichten Eindruck des Erhabenen voraus. Seine Lage auf einem ansteigenden Erdreich und seine wirklich großen Dimensionen begünstigen diese Wirkung, im Wesentlichen aber beruht sie auf dem Verhältniß der mit weniger Abwechslung sich wiederholenden Formen zu diesen Dimensionen. Man fragt sich, wer denn der weltverachtende Gewaltmensch sei, der mit solchen Mitteln versehen allem bloß Hübschen und Gefälligen so aus dem Wege gehen mochte." Die Münchener Residenz nach dem Theater zu ist eine schwächliche Nachbildung dieses Cyclopenbaues, der aus rohen Riesenquadern sich aufthürmt, indeß man in München die Steine fein säuberlich behauen und zugespitzt hat; der Palast Pitti hat eine Länge von 290 Schritten, — die zwei Seitenvorsprünge mit eingerechnet — die Münchener Residenz oon 170 Schritten; jener steht auf der Höhe, so daß schon das Parterre ansehnlich emporragt, diese scheint ihr Obergeschoß in den Boden hinein zu drücken.

Der Palast Pitti enthält nun eine große Gallerie von Meisterwerken, fast lauter Italienern der besten Zeit, darunter Hauptbilder Raphaels, z. B. die bekannte Madonna della Seggiola, in großen schönen Sälen mit Deckengemälden und in Cabinetten, auch die berühmte Venus von Canova, welche jedoch gegen die unschuldige naive Mediceerin der Uffizien gar sehr im Schatten steht. Gemälde zu beschreiben müßte ich mir selbst dann versagen, wenn so ein Versuch gelingen könnte, weil ich dafür kein Ende wüßte. Was bieten der Palast Pitti, was erst die Uffizien für Schätze! dann die Academie der schönen Künste, die vielen Kirchen und die große Anzahl von Privatgallerien!

Die Uffizien enthalten zugleich eine sehr große Sammlung von Antiken, auch mehrere wunderschöne Bildwerke aus dem Mittelalter und der Renaissancezeit, in Corridore und Säle vertheilt; ich konnte aber bei deren Betrachtung dem geistreichen Stahr nicht beistimmen, daß die Farben der Gemälde die alten Marmorstatuen beeinträchtigten. Im Gegentheil, das Auge schweift gern von den einen zu den andern und ruht von der Anstrengung, die ihm die Bilder kosten, behaglich auf dem Marmor aus. Die Richtigkeit dieser Behauptung erprobte ich vor allem in der sogenannten Tribune, einem Salon mit lauter vorzüglichen Bildern und Statuen. Man blickte immer gern von den Madonnen zur mediceischen Venus, dem Apollino, dem Satyr, dem Schleifer und den Ringern. Gallerien ohne plastische Figuren erscheinen leer; die überreichen Wände stechen allzusehr ab gegen den kahlen Fußboden. Zudem erhöht die Weihe des Alterthums den Eindruck des angebräunten Gesteins, und die besten Figuren sind auch so gut erhalten oder restaurirt, daß das Auge keinen Anstoß findet. Ja es kommt vor, daß man über den Bildsäulen die Gemälde vergißt, wie im Niobidensaal, wo uns der Gedanke vollständig in Anspruch nahm, wie wol die schönen Figuren zur Gruppe mögen vereinigt gewesen sein. Sie machen sich keine Vorstellung von den in den Uffizien angehäuften Reichthümern; zwei große Säle bis an die Decke hinauf allein mit Portraits berühmter Maler, eine Sammlung, die ganz einzig in der Welt ist. Doch ich muß mir über diese Dinge, welche uns Tage lang beschäftigten, ernstlich Schweigen auferlegen, weil das Lesen davon eben so viel Unlust macht, als Freude ihr Beschauen.

Die Vormittage wurden meist auf die Gallerien verwandt, die Nachmittage auf das Besichtigen der Kirchen oder auf Spazirgänge. Von den Kirchen will ich noch S. Croce hervorheben, „die gewaltigste aller Bettelordenkirchen", einen großen ehrwürdigen Tempel, dessen Façade eben mit Marmor belegt wird, das Westminster der Florentiner. Denkmal reiht sich hier zu Denkmal an Wänden und Kapellen. Da ruhen, um nur

einige allbekannte Namen zu erwähnen, Galilei, Macchiavelli, Michel Angelo, Alfieri. Dem großen Dante, der in Ravenna schläft, haben sie ein Cenotaphium errichtet, das Unrecht zu sühnen, das die Florentiner dem Lebenden angethan. Den neulich verstorbenen Dichter Niccolini, der im hohen Alter noch begeistert für Italiens Einheit wirkte, haben sie gleichfalls hieher gebettet.

Bei Nennung dieses Namens will ich mich eines Auftrags entledigen. Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes erfuhren wir Mittags, eine Frau mit einem jungen Mädchen habe nach uns gefragt und werde wiederkommen. Wer mag wol in unserem Gäßchen, wo wir uns völlig verborgen wähnten, unserer begehren? Sie löste ihr Wort und — bot uns ein Quartier an. Wir dankten höflich und begleiteten sie nach Hause; denn es war eine deutsche Schweizerin, die uns über die Sehenswürdigkeiten von Stadt und Umgebung mancherlei Aufschluß gab. Wir gingen mit ihr durch die Via larga, jetzt Via Cavour genannt, wo der todtkranke Dichter wohnte, mit welchem sie sich rühmte genau bekannt zu sein. Einige Tage darauf kam sie wieder und bot mir, da ich als Literaturfreund jedenfalls an so etwas Freude hätte, eine Handschrift des berühmten Niccolini an. Auf die Frage nach dem Preis lud sie mich ein, nur zu kommen und die Papiere einzusehen. Ich laufe in der Mittagshitze den weiten Weg hinaus; da zeigt sie mir ein vergilbtes Octavblättchen mit einem Sonett von 1810 und einen neueren Bogen mit einer Canzone, und verlangt für jenes 300, für diesen 200 Franken. Ich versicherte ihr, ich besäße keine Autographensammlung, hätte aber Freunde in Nürnberg, denen ich beides anbieten wolle. Sie meinte, bis dahin wäre ihr verehrter Freund Niccolini gestorben und dadurch seine Handschriften an Werth noch gestiegen. Seitdem hat sie mir schon einen unfrankirten Brief geschickt, in welchem sie mich an mein Versprechen erinnerte. Verehrteste Millionäre, schießen Sie doch den Spottpreis zusammen! Sonst habe ich nächstens einen zweiten Mahnbrief zu zahlen!

Stolz auf den von der guten Frau mir zugedachten Reichthum, wie ich bereits war, gibt mir wenige Tage nachher ein Brief eines Grafen Galvani noch einen höhern Begriff von meinen Schätzen. In elegantem Französisch setzte dieser Nachkomme des berühmten Entdeckers mir auseinander, wie ihm meine geräuschlose Wohlthätigkeit bekannt sei. Schriftsteller und Mitglied von 42 Academien (es lag ein Diplom der Academie von Viterbo bei), sei er durch die ihm feindliche Partei an den Rand des äußersten Elendes gebracht und bitte mich also, einen bekannten Freund der verschämten Armuth, um eine Unterstützung. Am nächsten Morgen ein abermaliger Bettelbrief, nur nicht mit so interessanten Nebenumständen. Himmel! was sind wir in Florenz für bedeutende Leute! Ich schloß die Einlagen der Bittsteller mit Siegellack, nahm einen Franken, drückte das Bild des großen allverehrten Victor Emanuel als Siegel auf und steckte den Franken wieder in die Tasche. Hätte nur meine Frau die Napoleons nicht in ein Säcklein eingenäht und die Schere nicht verlegt gehabt, mit der sie die Naht auftrennen wollte, wissen Sie, daß ich jedem 100 Fr. geschenkt hätte? Ich weiß es nicht.

Es dämmerte bereits und die Abendröthe beleuchtete nur noch die obersten Glasgemälde der herrlichen Kirche St. Croce, als wir vom Küster gemahnt durch den Klosterhof hinaus ins Freie traten. Der weite Platz, jetzt Piazza della independenza genannt, vor einer Stunde wie ausgekehrt, wimmelte nun von spielenden Kindern. Auch in den andern Straßen, zumal in der Nähe des Domes, war es beim Schein der Laternen dreimal so lebendig geworden als in der Glühhitze des Tages, und die Büchertrödler, welche ihre Schätze um ein paar Crazien ausriefen, machten jetzt erst Geschäfte.

Für mich, der ich immer mehr Neues zu sehen Verlangen trug, war übrigens das Promeniren am frühen Morgen angenehmer noch als am Abend. Während meine Frau ihre große Toilette machte, schweifte ich am liebsten vor der Stadt auf den

Höhen. Einmal ging ich die Cypressenallee nach der schönen Kirche San Miniato hinauf, von da nach Porte Sante hinüber und auf und ab die Hügel, bis ich in ein hübsch gepflastertes Dorf Piantejulai kam. Da gewahre ich ein kleines Haus mit einem Brustbild und einer kurzen italienischen und langen lateinischen Aufschrift. Die letztere lautet in deutscher Sprache also: „Das Haus, das du Wanderer betrachtest, obschon unansehnlich, bewohnte der göttliche Galilei, der größte Beobachter des Himmels und Wiederhersteller oder vielmehr Vater der Naturphilosophie, gezwungen durch die Ränke der falschen Weisen (pseudosophistarum malis artibus) vom 1. Nov. 1631 (?), bis zum 8. Jan. 1642. Hier zahlte er der Natur den Tribut. Verehre den heiligen Genius des Ortes und beachte die von Johann Baptist Clemens Nelli, Ritter des Stephansordens, Senator und Patrizier zu Florenz, für die Ewigkeit bestimmte Aufschrift." Hier also war der gezwungene Aufenthaltsort des berühmten Mannes; hier gestattete die Inquisition dem Greis nach schmählichem Widerruf seiner Lehre die verhängte ewige Kerkerhaft zu verbüßen. Und sie bewegt sich doch! Ja sie bewegt sich auch in Italien vorwärts, die Kraft des Menschengeistes, und Galileis Name strahlt hell unter den Märtyrern der neuen Ideen. Sein bescheidenes Wohnhaus in der Stadt ist gleichfalls an einer Inschrift kenntlich, und zu dem Thurm auf der Höhe, seiner Sternwarte, einem der reizendsten Aussichtspunkte, wallen die Fremden.

Ein anderer Spazirgang, durch die Porta Romana hinaus, führte mich nach der Certosa oder dem Karthäuserkloster. Welch ein Contrast: Galilei und die Karthäuser! Dort das Losringen aus dem Gefängnisse des Buchstabens, hier die sclavische Demüthigung bis zur Verläugnung der Menschenwürde. Kein Mönchsorden macht einen so widerlichen Eindruck, als die grämlichen weißen Gestalten der Karthäuser. Da kniete, dort lag einer betend vor dem Altar, dort zeigte mir einer mit stummer Geberde den Weg nach einer Kapelle. Das einzige, was wir sinnlich vor dem Thiere voraus haben, die Sprache, ist ihnen

an 5 Tagen der Woche verwehrt; das zweite, was wir mit manchen edlen Thiergattungen theilen, der Trieb zur Geselligkeit, bleibt in diesem Orden möglichst beschränkt; jeder wohnt und ißt für sich in einem der Häuschen, welche um den Kirchhof hergehaut sind; Speise und Trank wird ihm durch eine Oeffnung gereicht. Fleischgenuß ist verboten. Mich beschlich, als ich hier und nachher bei Pavia die Karthause betrat, ein Gefühl, wie in einem Irrenhaus.

Ich will nicht eben sagen, daß andere Klöster eine lustige Stimmung hervorrufen; Strick und Kutte haben an sich etwas Abschreckendes, doch schauen die wohlgenährten Kapuziner meist behaglich in die Welt und lassen sichs wohl sein. Die Besuche dreier anderer Klöster bei Florenz außer der Certosa gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Weltberühmt ist die Lage des Städtchens Fiesole und die weiteste Umsicht gewährt hinwieder das Franziskanerkloster. Die Mönche sind auch stolz auf ihre Lage und haben in einer lateinischen Inschrift am Thore die Thatsache verewigt, daß am 21. Jun. 1775 Kaiser Joseph II. und sein Bruder Peter Leopold, Herzog von Toscana, mit seiner Gattin das Kloster durch ihre Gegenwart geehrt, seine Zimmer genau besichtigt und nachdem sie die Aussicht auf die Hügel von Fiesole vom hintern Theil des Hauses genossen, die Anmuth des Ortes gelobt hätten. Wie weltlich! Eine für das Seelenheil so gleichgiltige Thatsache in Stein zu graben! Man kann sich aber in der That nichts Reizenderes denken, als diesen Blick ins Arnothal und weit herum auf die Höhen. Die Stadt 4 Miglien entfernt, eben die rechte Entfernung, um ohne Detail zu imponiren, die Höhen vor und hinter derselben meist zu den Füßen, so daß aus dem dunklen Grün die schmucken Villen, mit denen die Gegend übersäet ist, wie Edelsteine schimmern, ganz in der Nähe die vielgestaltigen Berge — ein Panorama so eigenthümlich schön und großartig, daß es sich mit Worten nicht schildern läßt.

Weit höher noch ist der Standpunkt und umfassender die

Aussicht auf dem Monte Senario; der Hinundherweg mit dem Besuch des Pratolino verbunden nahm nahezu einen Tag in Anspruch. Um 5½ Uhr ging ich weg vom Hause und hinter der Porta S. Gallo immer aufwärts bis zum prächtigen Park Pratolino. Ich ließ mir öffnen und wanderte ein paar Stunden hin und her zwischen hohen Bäumen, Wiese, Teich und hinauf nach dem Gartenhäuschen, wo der Blick am freiesten ist. Nachdem ich mit Mühe den Ausgang gefunden, laufe ich weiter den Berg hinauf, an Einöden vorbei dem Kloster zu. Bei einer Hitze zum Umfallen komme ich zuletzt in ein Wäldchen, das sich bis zur Spitze zieht. Welche Labsal! dichter Schatten! Waldeskühle im hohen Nadelholz! Aber droben am Eingang ins Kloster gleich wieder ein Bettler mit einer Bittschrift. Verwünscht! ich kann ihm nichts geben; denn ich habe auch keinen Centesimo klein Geld, und die Napoleons sind ja eingenäht. Der Mann vergällte mir den Aufenthalt; denn wo ich mich niedersetzte, gesellte er sich zu mir und klagte mir seine Noth vor. Ich eile herab und lege mich eine Stunde schlafen in den Wald. O das war ein süßer Schlummer, nach welchem ich neubelebt wieder hinaus in die Sonnenglut trat. Den weiten kahlen Apennin mit seinen Flächen und Gipfeln tauchte die Mittagsglut in geisterhaften Schimmer. Alles umher röthlich und bräunlich, aber so, als betrachtete man es durch einen Flor; nur einige Brombeersträucher, Weinstöcke und Bäumchen um die Bauerngütchen am Wege lachten mit grünem Laub in die vertrocknete Welt hinaus. Mein Durst war dergestalt gestiegen, daß ich nicht im Stande war die Semmel in den Schlund hinabzuschlucken, die ich als Mittagsmahl in der Tasche trug. Vor den Häusern der Landleute bettelte ich mir Wasser in meine Blechtasse; die Menschen waren froh — ich las es aus ihren Mienen — daß ich nichts weiter wollte. So habe ich wohl 20 Tassen Wasser getrunken, bis ich herniederkam.

Weit anstrengender war die Tour nach Vallombrosa, aber von all meinen Ausflügen am lohnendsten. Ich fuhr Morgens

6 Uhr das bald sich verengende Arnothal mit dem Stellwagen aufwärts 10 Miglien bis Pontassieve, einem wohlgebauten Städtchen, hinter welchem sich das Gebirg erhebt, und steige alsbald rüstig hinauf nach Pelago, einem alterthümlichen Flecken auf einem ringsum abgeschlossenen Hügel, begleitet von einem Knaben, der weder Vater noch Mutter haben will und mir meine kupferne Baarschaft abjagt. Auf dem steinigen Weg nach Paterno hinauf folgt mir ein gesprächiger Weinbauer, der über die gute Weinernte nach 10 Mißjahren seine Befriedigung ausdrückt; die beschwerlichsten letzten 3 Miglien mußte ich allein zurücklegen. Wol ist der Berg mit Kastanien bepflanzt, aber die weit auseinanderstehenden Bäume lassen zu viel Sonne durch; es war mir, als müßte ich verschmachten. Im darauffolgenden dichten Nadelwald warf ich mich von Zeit zu Zeit nieder und schlummerte ein wenig. Um halb ein Uhr erreichte ich die grasige Matte, durch welche eine breite Lärchenallee nach dem Kloster führt, das mit seiner schloßähnlichen Fronte, im Halbkreis von bewaldeten Bergkuppen umgeben, gar ernst her über die Fläche schaut.

Ich hatte seit gestern Mittag nichts gegessen als Morgens zum Kaffee ein Brötchen; denn Abends war ich bei Zeiten ins Theater Pagliano gegangen, die neue Oper Judith von Peri zu sehen. Die Vorstellung war erst 11½ Uhr zu Ende; so hatte ich keine Lust mehr gehabt zu speisen. Um zwischen Pontassieve und Vallombrosa einzukehren, war mir die Zeit zu kostbar; so meldete sich jetzt aufdringlich genug der Magen. Außerhalb des Klosters steht ein einziges Wohnhaus; hier mußte doch wol etwas zu haben sein; denn es pilgern hier herauf viele Fremde. Aber weder Rufen noch Pochen öffnet die Thür; offenbar ist niemand zu Hause. Von der Tafel der Mönche wird schon ein Ueberrest für einen Fremden vorhanden sein, denke ich, und klingle am eisernen Gatter. Der öffnende Pförtner fragt nach meinem Begehren; ich möchte das Kloster sehen und, wenn es sein könne, etwas zu essen haben, war meine Antwort. Ich kam mir vor wie ein fechtender Handwerksbursch. Er holt den Forestajo, einen

eigens zum Empfange der Fremden bestimmten gar stattlichen Geistlichen. Wie dieser hört, ich sei ein Bavareſe, strahlte vor Freude sein Angesicht; denn die Bayern, wußte er, halten es mit der Kirche. Er deckte mir den Tisch, brachte gute Suppe und Rindfleisch, Bohnen und Braten, Käs und Butter und eine Flasche Landwein, den besten, den ich noch in Italien getrunken.

Die großen Portionen verschwanden alle hinter meinen Zähnen als in einer unersättlichen Höhle. Der Pater mußte denken, er bewirthe einen Cyclopen. Dabei leistete er mir mit Rede gar freundliche Gesellschaft. Nachdem er nun schließlich die Größe der Bezahlung von meiner bona grazia abhängig gemacht, war er mit einem Zweifrankstück — und für so viel Geld mochte ich auch wirklich verzehrt haben — so überaus zufrieden, daß er sogleich den Führer holte, der mit mir hinauf ins Paradies gehen sollte. Es war ein kleines dickes humoristisches Männlein, das mir mit einem mächtigen Bergstock mehr nachkeuchte, als zum Führer diente. Denn gestärkt durch den göttlichen Klosterwein, rannte ich bergan wie ein Turner. Das Paradies ist so zu sagen ein Lusthäuslein des Klosters, ein Klösterlein mit Zellen und Kapellen und schönen Bilderchen, einige hundert Fuß über Vallombrosa auf einen Felsen gestellt. Die Hauptaussicht von da geht gerade herab auf Florenz. Aber ungeachtet des tiefblauen Himmels lag ein so starker Dunst der Mittagsbeleuchtung über der Stadt, daß ich diese aus solcher Höhe weder mit Brille noch mit Operngucker zu sehen vermochte. Eine arge mir plötzlich entgegentretende Verlegenheit löste das freundliche Männlein mit unerkünsteltem Gleichmuth. Nachdem er mich überall herumgeführt hatte, brachte er mich plötzlich heraus auf einen Weg, der nach der Straße ging, und grüßte mich zum Abschied. Nun hatte ich keine Münze, die ich als Trinkgeld geben konnte; mein einziges Silberstück war ein Francescone, etwa ein Kronenthaler. Ich fragte also meinen gefälligen Führer, ob er mir den vielleicht wechseln könne. Ich kann nicht wechseln, entgegnete er; aber ich achte auch ein Trinkgeld nicht höher als eine Prise Tabak;

und die wollen mir mit einander nehmen. Er präsentirte mir die Dose, reichte freundlich die Hand und empfahl sich — der wohlfeilste Cicerone, der mir im Leben vorgekommen. War es ein Küster oder ein Geistlicher gewesen? ich weiß es nicht. Entzückt über den Mann und noch elektrisirt vom Wein beflügelte ich meine Schritte, um bis 5 Uhr herab nach Pontassieve zu kommen — dennoch wurde es $5^1/_2$ Uhr; der Omnibus, mit dem ich zurückzukehren hoffte, war bereits nach Florenz gefahren. Was thun? Im Städtchen übernachten und meine Frau, die immer von Banditen träumte, in Sorgen lassen? Ich trinke schnell eine Tasse schwarzen Kaffee und entschließe mich, die 10 Miglien noch vollens zu Fuß zu machen. Bis 7 Uhr war es hell; dann warf die Mondsichel einen Dämmerschein auf die Straße, und als auch dieses schwache Licht verschwunden war, leuchteten doch die Sterne. Zudem kam Fuhrwerk auf Fuhrwerk (denn die Italiener meiden die Hitze des Tages) und Dorf auf Dorf; die Leute schwatzten vor den Häusern und die Lampen der offenen Tabernen warfen manchen freundlichen Schein auf die Landstraße. Endlich um 9 Uhr sah ich das Gaslicht der Vorstadt schimmern, und kam eben noch recht hinein, ehe Luise den ermordeten Gatten wirklich beweinte.

Sollte ich durch Räuberhand fallen, so wollte sie lieber mit mir sterben, und ging wirklich zweimal mit hinaus in die Cascine, weil dort eine gute Kaffeewirthschaft ist. Diese vor dem Thore beginnende und $^3/_4$ Stunden sich längs dem Arno hinziehende mit hohen Bäumen bepflanzte, mit wohlgepflegten Hecken umsäumte, von Wiesengrund unterbrochene Anlage ist völlig dem Wiener Prater vergleichbar und gegen Abend reichbelebt von Vergnügungsfuhrwerk. Die Chausseen zu beiden Seiten bis zum Lustschloß und Kaffeehaus werden täglich mehrmals besprengt, daß kein Staub entsteht, und reitendes Militär hält Abends Wache, jede Unordnung durch die Kutscher zu verhüten. Es war eine Lust, bei einer Tasse Kaffee all die Equipagen zu mustern, die dort Umfahrt hielten. Da kommt eine Carosse mit Livree-

bedienten und weißgekleideten weithauschigen jungen Damen, nun ein Chaischen mit ein paar zierlichen Ponys bespannt, hier fliegt eine Amazone dahin und hält selbst die Zügel; alle vorüber, und auf der andern Allee nach der Stadt zurück, wenn nicht etwa einmal einige Frauen schnell im Wagen Eis und Confect nehmen. Dazwischen steigt aus Omnibussen, die alle Viertelstunden hin und wieder gehen, ein Wirthschaftspublikum, saures schäumendes Flaschenbier hinabzustürzen, und darunter ein altes Weib, als Blumenmädchen ihre Sträußchen anzubieten. Sonst sind diese Blumenmädchen, die von Morgen bis Abend, wohlgekleidet und zierlich, die Kaffeehäuser durchstreifen und kleine Bouquets mit den drei Farben dem Fremden, ehe er sichs versieht, vor die Hand legen, ein gar pikanter kleiner Bestandtheil der florentinischen Gesellschaft. Aber das alte Weib mit fliegendem Strohhut oder gar der Blumenmann auf der Treppe der Uffizien waren mir gar zu lächerlich. Die ebene Lage der Caseine ist jedenfalls die Ursache ihres starken Besuches; denn auf den Höhen um die Stadt begegnet man wenig Lustwandelnden; die Italiener sind zu bequem sich zu erhitzen. Für uns aber war natürlich die Aussicht von solchen Punkten ein Hauptgenuß. Wenn man z. B. von der Porta Romana hinauf nach Bello Squardo, d. i. schöne Aussicht, steigt, welch ein Blick auf Florenz und seine Umgebung! Wir saßen wol über eine Stunde auf der niedrigen Mauer, bis die Sonne untergegangen war und Stadt und Land, Fluß, Hügel und Berge in ein romantisches Halbdunkel traten, bis die ersten Sterne zitterten und drunten die Glocken den Tag zur Ruhe läuteten. Oder wir gingen nach der Imperiale Poggio, die dichte Cypressenallee hinauf, und nachdem wir den kleinen Garten mit seinen vielen Orangen beschaut, wandten wir uns hinüber nach dem Thurm des Galilei, um von da auf abschüssigem Pfad herab und über die mit Häuschen bedeckte alte Brücke heimzukehren. Noch näher hat man eine schöne Umschau vom Belvedere aus, nur daß die albernen Wachen der kleinen Festung, welche die Stadt beherrscht, mit ihren Verboten den Wanderer

beschränken. Denn Florenz hat wie fast alle Städte Italiens Mauer und Citadelle, und man muß oft weite Umwege machen, um hinaus oder herein zu kommen.

Ein wunderschöner Aussichtspunkt war endlich die Terrasse vor dem königlichen Lustschloß Petraja, 3 Miglien vor der Stadt. Es liegt in einem prächtigen Garten auf einer Anhöhe am Fuße des Apennin. Hätte uns nur der Gärtnerbursche nicht auf Tritt und Schritt begleitet! und hätten wir nur Zeit gehabt uns auch im dunklen Park zu ergehen, der sich hinter dem Schloß hinzieht! Aber die Sonne begann sich zu neigen, und ich wollte noch Abends in die Pergola, das Haupttheater für die in Florenz mit herrlichen Kräften ausgestattete Oper. Florenz hat 7 Theater; das größte ist das Pagliano, welches der Scala in Mailand wenig nachsteht; die aristokratische Pergola, in der fast alle Herren mit dem Cylinder erschienen, ist klein, aber in ihrer Leistung vorzüglich. In beiden Theatern waren die Parterresitze mit rothem Sammt gepolstert, die der Pergola bestanden sogar aus Lehnstühlen. Schade daß ich hier nur eine ganz mittelmäßige Oper: Un ballo in maschera von Donizetti, zu hören bekam.

Aber inzwischen war nun der erwartete Brief aus Nürnberg angekommen, der uns einführen sollte bei den liebenswürdigen Damen. Wahrhaft glücklich in meinem Herzen las ich die begleitenden Zeilen neben dem David Michel Angelos. Die schöne Freundin hatte eine Photographie von sich an die Damen beigelegt; die mußte uns warm empfehlen; denn auf das Empfehlende unserer eigenen Persönlichkeit habe ich nie viel gegeben. Wir mögen ein paar Edelsteine sein; aber die Fassung rührt von keinem sonderlichen Künstler her; vielleicht daß die Steine selbst nicht viel taugen. Dazu hatte ich im vorliegenden Falle keine rechte Zuversicht zu meinem Italienisch, zumal seinen Damen gegenüber, deren holder Anblick mich von jeher befangen machte. Doch drängte ich meine Frau, augenblicklich mit heimzugehen, daß wir uns in Staatskleider werfen und den Glücksbrief

übergeben. Hochgetragen von Hoffnung schweben wir — und Sie können sich denken, wie ich schwebte — über die Brücke der Dreifaltigkeit. Meine Frau unterließ sogar diesmal den alten Streit, den sie sonst regelmäßig bei dieser Brücke begann, indem sie zu behaupten pflegte, daß Platen dieselbe mit Unrecht als schön und breit gerühmt habe. Wir treten in den Salon des bewußten Hauses; aber o Unstern! ein Fräulein sagt, die Mutter liege zu Bette. Da war gleich meine einstudirte französische Anrede zu nichte; denn die Mutter (das wußte ich) spricht französisch. Doch der Tapfere verzagt nicht; ich werfe dem Fräulein meinen ganzen italienischen Wortschatz an den Kopf; o ich hätte ihr ja gern mein Lexicon, das ich stets als Amulet in der Tasche trug, zu Füßen gelegt, daß sie sich selbst die parfümirtesten Redensarten daraus zusammensetze. Wie ich mich aus der Affaire gezogen? ich weiß es selbst nicht; jedenfalls bewegte sich meine Zunge so geläufig wie ein Bauer auf einem Parkettboden. Nach zweien Tagen machte uns das Fräulein und ihre Schwester einen Gegenbesuch, bis ans Haus geführt und wieder abgeholt von einer bejahrten Dienerin. Denn in Italien dürfen Mädchen von Stand auch bei Tage nicht allein über die Straße gehen. Die Wangen der jüngern Schwester blühten wie Pfirsichblüthen und ihre schwarzen Augen leuchteten wie Karfunkel. Die brachte mir nun erst mein ganzes Gedächtniß in Verwirrung. Ich schämte mich meiner Unbeholfenheit; denn der Deutsche ist schuldig alle Sprachen zu kennen. Glücklicher Weise erschien die Kammerfrau, ehe mein Kopf gänzlich ausgepumpt war. Der Besuch war fort, der uns bei unsern Hauswirthen erst ein rechtes Relief gab, — und alsbald gaukelten vor uns, wie Huris vor dem gläubigen Muselmann im Paradiese, die Gedanken an die Freuden, die uns diese Familie bereiten würde. Die Mutter ist wieder gesund; es wird eine Einladung zum Diner kommen; oder nur zum Kaffee? nein das ist offenbar zu wenig; Diner und darauf eine Spazierfahrt nach den Cascine. Was hindert, daß wir nachher auch ungeladen zum Kaffee erscheinen? Dann

werden wir auch von Merkwürdigkeiten, z. B. Privatgallerien, erfahren, vielleicht auch beim Durchblättern schöner Stadtansichten auf manches aufmerksam werden. So eine Verbindung ist doch etwas werth, sage ich, und Luise fügt die Versicherung bei, daß sie bei ihrem Unwohlsein in Bologna den Wunsch gehabt, wenigstens nach Florenz zu kommen, um, wenn sie weiter erkranke, von dieser Familie Rath und Beistand zu haben.

Nun sei froh, daß du gesund bist! entgegne ich; so kannst du doch die italienische Küche versuchen, wie sie in guten Privathäusern ist. Aber „was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?“ Es ging uns wie dem am Strande versammelten Publikum in Schillers Taucher. Wie dort die Wasser, so rauschten hier die Tage auf und nieder, und keiner brachte die Einladung. Wenn dich die fremden Menschen so wenig ehren, um derentwillen du dein grausames Kleid bis Florenz schafftest, sprach ich am vorletzten Morgen zu meiner theuern Gattin, nun so empfange du von mir die Beweise meiner Hochschätzung! und ließ ihr zum Kaffee statt der gewöhnlichen Semmel ein mürbes Weckle geben. Die Frau aber, die ich noch einmal aufsuchte, mich zu erkundigen, ob sie nichts an ihre Fremde mitzugeben habe, fragte mich ganz unbefangen, wann ich wieder nach England zurückkehren würde. So wenig wichtig nahm sie mein Erscheinen in ihrem Hause, daß sie mich bis zum Fortgehen für einen Engländer hielt.

Himmlischen Trost für solche irdische Unbill zu empfangen, besuchten wir desto häufiger die Kirchen. Maria Novella, welche mit den weiten Klosterräumen zwischen zwei großen Plätzen liegt, war uns außer den früher genannten eine Lieblingskirche. Hoch und weit hebt sich der leichte gothische Bau, dessen zahlreiche Altäre mit Gemälden guter Meister prangen, während äußerst unwürdige alte Fresken die Wände einzelner Kapellen bedecken. Um so auffallender war mir in einer Nische hinter einem Fenster eine Madonna in reichgesticktem Kleide, mit einer goldenen Krone auf dem Haupt, dabei ein Joseph und ein Wickelkind in der Wiege

nebst ein paar andern Kindern, alles wirkliche Puppen, welche sichtlich die höchste Verehrung genossen. Aber neben dem Ernsten, Ehrwürdigen und Heiligen geht gern das Lächerliche einher. So sahen wir an einem Sonntag Nachmittag eine Prozession aus S. Spirito von Nationalgarde und ihrer Musik begleitet an uns vorüberziehen. Die Straßen, durch welche der Zug ging, wimmelten von Menschen, die Fenster waren mit Fahnen und rothen, grünen, gelben Teppichen behangen, Geistlichkeit und Brüderschaften kamen mit Kränzen und Fahnen; kein Mensch bezeugte seine Verehrung, bis auf einer Bahre eine reichgekleidete Madonna einhergetragen wurde: da flogen die Hüte von allen Köpfen. Der Zug ging mit Wachsfackeln; das hätte sich recht feierlich ausgenommen; aber neben jedem Fackelträger lief noch heute wie damals, als Stahr dieselbe Beobachtung machte, ein Knabe oder ein erwachsener Bursche mit einer riesengroßen Papierdüte, das herabträufelnde Wachs aufzufangen, und die Mitglieder der Brüderschaften hielten absichtlich die Fackeln recht krumm, daß die Beigänger viel Wachs bekamen. — Sehr komisch wirkte auf mich auch ein Auftritt in der Kirche S. Marco; Mönche mit dem hochwürdigen Gut kamen herein, das man vermuthlich zu einem Kranken gebracht hatte; einer hielt einen rothen baumwollenen Regenschirm als Baldachin über den Träger, und als derselbe zum Gebet vor dem Altare kniete, wölbte sich noch immer der Regenschirm über seinem Haupte. Das Kloster S. Marco, ein schöner Bau mit werthvollen Fresken in Gängen und Kapellen, zählte unter seinen Mitgliedern einst drei berühmte Namen: die großen Maler Fra Angelico, gewöhnlich Fiesole genannt, und Fra Bartolomeo, der erstere bekanntlich der seelenvollste unter allen, die vor Rafael den Pinsel geführt, der Heilige und Engel auf Holz und Mauern zauberte von einer Lieblichkeit, die auch dem Ungläubigen Sehnsucht nach dem Himmel entlockt. Aber der berühmteste dieser Dominicaner war Savonarola, der große Bußprediger, Prophet und Dictator des Volkes, der Demokrat und Gegner des schändlichen Pabstes Alexan-

der VI. Ich sah seine Zelle, welche ihm zum ewigen Gedächtnisse leer bleibt; ich sah auch das etwa 6 Fuß lange und 4 Fuß breite Gefängniß auf dem Thurm des alten Palastes, aus welchem der Reformator der öffentlichen Sittlichkeit nur frei wurde, um nach vielen Folterqualen als Ketzer auf dem Holzstoße zu enden. Es geht ein wilder Zug durch die Geschichte dieser Städte und der ganzen italienischen Halbinsel: was die politischen Parteien verschonten, verdarben die Häupter der Kirche, oder die weltlichen Machthaber. Jener Thurm enthält auch ein allerdings geräumigeres Gefängniß, in welchem Cosmus von Medicis saß, der Vater des Vaterlandes, der Beschützer von Kunst und Handel, der Perieles seines Zeitalters, dessen Gebeine in der reichen Kapelle von S. Lorenzo ruhen. Da diese schöne Kirche eben restaurirt wurde, hatten wir viele Mühe die Zeit zu erspähen, um welche die große Kapelle der Mediceer, berühmt durch die Namen derer, die hier schlafen, und die kleine, bekannt durch Michel Angelos Figuren; Nacht und Tag, Morgen- und Abenddämmerung, geöffnet wurde.

Doch die Tage unseres Aufenthaltes im schönen Florenz neigten sich dem Ende zu. In der Nacht vor unserer Abfahrt entlud sich ein prächtiges Gewitter mit vielem Regen; die Luft war Morgens wundervoll, der Himmel wieder heiter wie immer.

Mit vielem Antheil sagten uns die Wirthsleute ein Lebewohl; meine Frau wollte die Bemerkung machen, daß sie seit gestern Abend, wo sie 30 Fr. für das Logis auf einmal in die Hände bekommen, doppelt so freundlich gewesen. Da sie von den Garibaldianern her ans schlechte Zahlen gewöhnt waren, mochten sie am Ende auch von uns zuletzt befürchten, daß die Vögel eines schönen Morgens aus dem Neste seien. Gar herzlichen Abschied nahmen die Kinder; sie hatten von meiner Frau manche Kleinigkeiten zum Geschenk und manchen Pfirsich zum Essen bekommen und waren für die kleinste Gabe unendlich dankbar.

Die Eisenbahn nach Pisa führt am Arno hin durch liebliche Gegenden vergleichbar den Elbufern in Sachsen; zuweilen nahen

sich auch höhere Züge der Apenninen. Es war ein unbeschreiblicher Andrang von Gepäckträgern, der uns am Bahnhof empfing; der Eintritt ist ihnen verboten; so harren sie außen wie hungrige Wölfe, fallen den Fremdling an, ihm das Gepäck aus den Händen zu reißen, und begleiten ihn weit in die Stadt hinein, auf jedem Schritt ihr Ansuchen wiederholend. Auch Fiaker standen da die Menge und boten ihre Vettura an. Wir aber kämpften uns wacker durch den gierigen Schwarm, dessen Ungestüm gleich die Vermuthung weckt, daß man sich hier an einem nahrungslosen Platze befindet. Pisa ist eine schöne Stadt; der Prospect der Paläste am Lungarno ist wahrhaft großartig; auch keine äußere Spur von Verfall, weder an Häusern, noch an Kirchen, noch an dem prächtigen Pflaster, wie wir es schon von Florenz her gewohnt waren; aber die Bevölkerung ist viel zu gering, die sich durch die reinlichen Straßen bewegt. Nur auf dem Markt scholl ein wackerer Lärm und in der Hauptstraße nach der Eisenbahn war ein Laufen und Fahren; die übrigen Straßen belebten die Bettler, welche namentlich nach dem Dom hin eine Ausstellung menschlichen Elends bildeten.

All unser Wandern von Morgens 9 $/_2$ bis Nachmittags gegen 3 Uhr, das nur durch das Mittagessen eine Unterbrechung erfuhr, bezweckte eigentlich die Auffindung des Domes. Wir besahen gelegentlich sämmtliche andere Hauptkirchen, und die wichtigste allein vermochten wir nicht zu finden. Planlos wie wir waren, und zu stolz, um zu fragen, unwissend zugleich, ob der Haupttheil der Stadt sich rechts oder links am Arno befinde, spähten wir immer nach einem Platz in der Mitte, bis uns zuletzt durch eine geschlängelte breite Straße die Menge der hier postirten Bettler die Richtung wies. Da standen wir auf einmal den vier Wunderwerken Pisas am äußersten Ende der Stadt gegenüber. Sie erheben sich auf grünem Rasen, hinter ihnen nur noch die hohe Ringmauer. In der Mitte präsentirt der Dom seine Langseite, zur Linken wölbt sich das zierliche Baptisterium empor, rechts steigt der schiefe Glockenthurm mit seinen Säulengallerien

auf, zu abweichend von dem Geſetz der Schwerkraft, um nicht ein lebhaftes Bedauern zu erwecken, daß der gute Geſchmack, der nicht allein in den Gebäuden daneben, ſondern auch in dieſem lieblichen Kunſtwerke herrſcht, ſich hinſichtlich der Stellung ſo ſehr hatte verirren können. Ein Thurm, der 12 Fuß weit nach der Seite hängt! Er gemahnte mich an ein ſchönes Gedicht von Heine mit frivoler Pointe. Hinter dieſen drei Bauten zieht ſich die Mauer des berühmteſten Friedhofs der Welt, des Campo santo. Bewunderung durchſchauerte uns beim erſten Anblick dieſer Werke. Es iſt der weißgelbe Marmor, es ſind die zierlichen Säulen, Stockwerk auf Stockwerk gethürmt, es iſt das ganze vielgliederige Detail, in welches die Steinmaſſen ſich hier zertheilen und auseinander gehen, was beim Anblick der drei Bauten ein unendliches Wohlgefallen erweckt. Und hinwieder alles umher ſo friedlich auf dem weiten Platze, wo dieſe Kunſtwerke der Architectur wie in einem Muſeum nebeneinander ſtehen. Und alle drei aus einem Guſſe: ſo harmoniſch, mit Säulen und Bogen ſo fein gegliedert; was waren jene Rainaldus, Diotiſalvi, Wilhelm von Innsbruck und Bonannus für Baumeiſter! was war aber auch Piſa für eine Stadt, als ſie im Hochgefühl des Sieges über die Sicilianer (1063) ſolch einen Dom zu gründen unternahm! So vollendet und reizend wie das Aeußere iſt auch das Innere. Vierundſiebenzig meiſt antike Säulen theilen die fünf Schiffe der prachtvollen Baſilika von weißem und ſchwarzem Marmor, deren goldne in Caſſetten zerſchnittene, mit Farben durchwirkte Decke den Mangel der Wölbung vergeſſen läßt; und oben hinter dem Hochaltar welche Moſaiken! Chriſtus und Maria und Johannes an ſeiner Seite beherrſchen in Majeſtät die ganze Kirche! Am Portal ſtatt der Roſetten 3 Reihen kleiner Fenſter, 20 an der Zahl, jedes mit dem Glasgemälde eines Heiligen. Und nun die Bilder, Sculpturen, Holzmoſaiken — mit einem Worte der Dom zu Piſa mit all ſeinem Reichthum und ſeiner Kunſtfülle iſt eines der wundervollſten Gotteshäuſer. Damals konnte man die Gewalt des Chriſtenthums über die

Herzen rühmen, als man solche Kirchen zu erfinden und aus den Mitteln einer einzigen Stadt zu vollenden im Stande war. — Und nun der Campo santo, ein Gottesacker, dessen Erde die reiche Stadt aus dem heiligen Lande holte, umgeben mit einem hohen 16 Schritte breiten Kreuzgang, einem länglichen Viereck, dessen Langseiten je 104 Schritte betragen. Die Wand desselben ist mit hochberühmten, leider vielfach verwitterten Fresken aus der ältesten Zeit der aufblühenden christlichen Kunst geschmückt; neben den Denkmälern berühmter Pisaner, zu deren Verherrlichung der Bau aufgeführt wurde, antike Sarkophage und andere Reste des Alterthums in Menge, eine wahre Kunstsammlung. Da hängen auch zwei Ketten herab, zur Erinnerung an Italiens raufstustige Zeit und zur Warnung für seine Gegenwart und Zukunft. Die eine hatten die Genueser im Jahre 1362 den Pisanern geraubt und den Florentinern geschenkt, diese aber 1848 den rechtmäßigen Herren zurückgegeben; die andere, gleichfalls von Genua erbeutet, kam 1860 als Geschenk an Pisa selbst zurück, damit sie im Jahre der Wiedergeburt Italiens Zeugniß gebe von den unseligen Kämpfen der sich befehdenden Städte, durch welche die Kraft des Vaterlandes vergeudet wurde. Nicht ohne Rührung liest man die lange Inschrift, eingegeben von Begeisterung für wieder aufblühende bessere Tage. Es liegt viel Schwärmerei in solchen monumentalen Kundgebungen; aber ein Volk, das für seine schönere Zukunft noch schwärmen kann, ist schon auf dem Wege sie zu erreichen. Auch Cavour hat seit seinem Tode bereits in einer Büste an der Mauer hier sein Monument gefunden.

Die Pisaner, heut zu Tage so leicht in der Wage, die Italiens Geschicke wägt, sprechen um so lauter ihre Sympathien und Wünsche aus. Si vuole il funerale di Cavour al duomo o fuori il cardinale! las ich sogar an Kirchen angeschrieben; nur war die Drohung an manchen Häusern wieder mit schwarzer Farbe überstrichen; das Viva Vittorio Emanuele nostro re! war überall angebracht, sogar an Brunnen.

Ob der verarmten Stadt unter der neuen Regierung größeres

Heil erblühen wird? Wol schwerlich, da ihr die mächtige Nachbarin Livorno die Nahrung nimmt. Vom Glockenthurm herab gesehen macht sie einen betrübenden Eindruck; denn die Straßen verlaufen sich so seltsam und unregelmäßig zwischen den vielen Gärten, daß augenblicklich die Vermuthung aufsteigt: hier, wo jetzt das Feld sich eingedrängt hat, standen sonst überall Häuser. Die Gegend umher verräth gesegneten Wachsthum; nirgends traf ich süßeres Obst; auch das Malerische fehlt ihr nicht; denn von einer Seite steigt das Gebirg auf in der Nähe, von der andern blaut es in der Ferne. Aber bei alledem lockt das heruntergekommene Pisa zu keinem längern Aufenthalt. Wir besahen am andern Morgen noch die köstlichen alten Bilder in der Academie und fuhren um 1 Uhr durch Gebüsch und öde Fläche weiter gen Livorno.

Zum erstenmal, seit wir die Schweiz verlassen, trafen wir im Wagen zusammen mit einem Deutschen, und dieser wohnte in Constantinopel. Unsere Landsleute meiden jetzt Italien aus ungegründeter Furcht. In einer halben Stunde war die Fahrt zurückgelegt und wir schritten, von dienstfertigem Gesindel auch da bedrängt genug, mitten hinein in die Stadt des regsten Treibens. Wie ganz anders sieht doch Livorno aus als seine bemitleidenswerthe Schwester! ja wie ganz anders als jede Stadt italienischer Zunge, man müßte denn Triest zum Vergleich herbeiziehen! Breite geradlinige Straßen mit hohen Häusern, nicht wie in Turin, wo sie sich palastartig ausnehmen, sondern schmucklos und einförmig, weite Plätze, ein paar moderne Denkmäler ausgenommen, ohne jede künstlerische Zier, Docks zum Ein- und Ausladen mitten in der Stadt, starke Befestigungswerke, die fast überall die Aussicht aufs Meer verschließen, in den Hauptadern des Verkehrs ein Hinundherwogen wie auf einem Jahrmarkt. Für den ersten Moment schwammen wir ganz behaglich in diesem Weltstrom; denn als gesellige Naturen, wie wir einmal sind, muthete uns die Stille von Pisa fast unheimlich an; bald aber wollte es uns bedünken, als wehe auch in Livorno nicht die

gesunde Lebensluft. Der Kaufmannsgeist, aller Poesie baar und nur auf Erwerb bedacht, sitzt da in seiner ganzen Phantasielosigkeit auf dem Throne, und die Unfähigkeit dieses Gemeinwesens etwas Schönes zu schaffen hat sich sogar auf die öffentlichen Anlagen erstreckt. Schwerlich existirt auf Erden noch eine zweite Promenade von gleicher Geschmacklosigkeit wie die Ardenza. Wie leicht war es doch, das Ufer des rauschenden Meeres mit allerlei Grün zu verzieren, dem Auge zu erfreulicher Abwechslung! Aber die Livorneser machten lauter Hecken von blaugrünen cypressenartigen Bäumchen und eine Allee von den nemlichen Bäumchen, als gäbe es nur eine Pflanzenart unter der Sonne; die Hecken führten sie im Quadrat um Rasenplätze, hin und wieder auch um Blumengärtchen vom kleinlichsten Maßstabe, und so fast eine Stunde weit. Dies ist der Hauptspazirgang von Livorno, und dessen berühmen sie sich.

Bei solchem Mangel an Kunstsinn, der sich ganz der italienischen Art entgegen in dieser reichen und großen Seestadt kundgibt, imponirt dieselbe doch als Ganzes durch Großartigkeit. Wir wohnten in der Hauptstraße, die jetzt den Namen Victor Emanuels trägt und in zwei weite regelmäßige Plätze mündet. Sah man da zwischen den hohen Häusern das Gewimmel der Menge, so vergaß man leicht über dem Treiben, daß hier alle höhern Motive des Lebens fehlen. Verlor man sich vollens in die engern schmutzigen Gassen der Judenstadt, so wähnte man etwa in einem ähnlichen Viertel von Amsterdam zu sein. Hier befindet sich auch die Synagoge; wir waren so glücklich sie nach Eingang des Sabbaths strahlend in einem Lichtermeer zu sehen, ein altes, würdiges Gebäude mit zwei Emporen, das übrigens der neuen Synagoge von Pesth bedeutend nachsteht. Seltsam war mir's, daß mich ein Glied der Gemeinde während des Gottesdienstes aufforderte, doch herumzugehen und nicht immer auf einem Platze stehen zu bleiben. Und in der That bewegte sich eine ganze Schaar fortwährend rund um den Gang zwischen den Sitzen — ein Bild des wandernden Juden. In den Händen

der Juden liegt natürlich der Hausirhandel; selbst in die Kaffeehäuser tragen sie Tuch und Flanell, und kaum waren wir eingetreten, so bot uns einer nach dem andern die wunderlichsten Artikel an. Einem dieser Händler, der mir durchaus noch einen Opernglucker aufschwatzen wollte, hatten wir unsere recht artige Wohnung zu danken, im Giardinetto oder Gärtchen. Zweierlei Gastwirthschaften waren hier in einem Hause; unserem Wirth gehörte das kleine allerliebste Gärtchen, in dessen Lorbeerlauben auch wir am Abend zu tafeln wagten. Mächtige Gasflammen beleuchteten die Silberbestecke; man aß nach der Karte; ich hätte den halben Speisezettel wol aufzehren mögen. So saßen wir da im einsamen glänzenden Elend. Wir ließen uns auch am nächsten Mittag die kärgliche Kost gefallen; dann aber, als uns obendrein der Kellner noch beim Wechseln betrügen wollte, ermannten wir uns und kehrten zu unsern alten Freunden Schinken, Wurst und Käse zurück, die wir im Laden kauften.

Das Wichtigste, was Livorno bietet, ist der Hafen; eigentlich drei Häfen hinter einander: im innersten werden die alten Schiffe ausgebessert; ein Molo scheidet den äußeren, in welchem die Wachtschiffe aufgetakelt liegen, von dem mittlern. So bedeutend übrigens der Verkehr sein mag, so macht der Hafen doch nicht den großartigen Eindruck des Hafens von Marseille. — Victor Emanuel sollte am nächsten Mittag mit einer Fregatte hier einlaufen; da er aber augenblicklich mit der Eisenbahn nach Florenz wollte, so begnügte ich mich mit dem Anblick der dreifarbigen Fahnen, welche hin und wieder mit französischen gemischt, übrigens bei weitem nicht in der Größe, wie es bei uns gewöhnlich ist, von den Häusern wehten. Seit das trügerische Spiel Napoleons offenkundig daliegt, ist der Kaiser den Italienern gründlich verhaßt; aber dennoch setzen sie das Schauspiel der Bundesgenossenschaft immer wieder in Scene. So wechselten auch zu Lucca in der Arena, wo der Magistrat ein Wettrennen zum Besten gab, französische Fahnen mit italienischen. Vive Venezia libera, vive Roma capitale d'Italia! war an

den Häusern von Livorno zu lesen: und der Mann, der die Erfüllung des letztern Wunsches unmöglich macht, ist Italiens heuchlerischer Freund, mit dessen Farben man prunken muß. Eine Lüge, unerträglich für eine Nation, die irgend auf Ehre hält. Der Italiener liebt sein Vaterland, und heutzutage nimmt in den gebildeten Klassen der Patriotismus die Stelle der Religion ein; in Livorno sind die Büsten von Victor Emanuel, Cavour und Garibaldi sogar am Portal einer Kirche angebracht; anderwärts hingen Tafeln im Innern der Tempel zum Ruhme des erstern, der ein Gebannter ist. Wie elastisch sind doch hier die Religionsbegriffe; wie scheint der Koloß der Kirche auf thönernen Füßen zu stehen!

Und dennoch hält sich neben solch geflissentlicher Verhöhnung des päbstlichen Ansehens die Kirche da, wo ihre Gebräuche in der alten Sitte Wurzel haben, noch in ungeschmälerter Herrlichkeit, wie wir gleich am nächsten Tag in Lucca uns überzeugen konnten. Weil wir nach Genua den Landweg über Spezzia zu nehmen beabsichtigten, so mußten wir die kleine Strecke nach Pisa wieder zurückfahren. Hier hätte mir etwas höchst Lächerliches passiren können. Zwischen Ankunft von Livorno und Abgang nach Lucca lag eine volle Stunde. Nun setzte ich mich mit meiner Frau auf einen Stein am Bahnhof und gedachte so den Sturm der Gepäckträger in aller Gemüthsruhe zu bestehen. Auf einmal höre ich von einem andern Bahnhof sprechen und erfahre zum guten Glück noch, daß dieser auf der entgegengesetzten Seite der Stadt ist. Also auf und schnell hinüber, am Dom vorbei und durchs neue Thor, dann durch eine Allee hochstämmiger Platanen. Es war ein Weg von einer guten halben Stunde.

Bald geht der Zug hinein zwischen die reizenden Höhen und Berge, die das liebliche Lucca im weiten Kranz umziehen. Hinter dem romantischen Ripafratta mit seinem alten Thurm und seiner gebrochenen Burg naht sich schon die Hauptstadt des ehemaligen kleinen Herzogthums. Es war Sonnabend vor Mittag, und doch strömten uns Städter und Landvolk im Festputze ent-

gegen. In den Straßen sah man Vorbereitungen zu einer Illumination; immer 3—5 große Glaslampen beisammen mit je zwei Dochten hingen büschelweise an den Häusern. Was ist denn heute hier? frage ich eine Gruppe Menschen. Die sahen mich mit strafenden Blicken an, gleich als wäre es Sünde, nicht zu wissen, daß man in Lucca das Fest des Kreuzes feiert. Wir eilen nach dem Dom, wo es pauckt und singt und von Lichtern funkelt. Den Hauptgang hielt die Nationalgarde frei, sonst aber stand das große Gebäude Kopf an Kopf voll Menschen. Es war die erste Kirchenmusik, die wir in Italien hörten; in Bologna, in Florenz vernahmen wir überall nur den unschönen Singsang, ja man kann wohl sagen das Geplärre der Priester und Mönche. Weil die Kirchenmusik sich allzusehr verweltlicht habe, ließen wir uns später von einem Geistlichen belehren, seien viele Bischöfe derselben abhold. Hier aber in Lucca erkannte man es recht, wie den Jubel der triumphirenden Kirche nur Instrumentalmusik würdig ausdrücken kann. Das größte Gedränge fand Statt um ein im linken Seitenschiff der Kirche stehendes in einem Flammenmeer funkelndes Tempelchen, welches während des Hauptgottesdienstes wieder seinen eigenen Kultus hatte. Theils kniete da die andächtige Menge, theils strömte sie durch die Thüren ein und aus; drinnen aber vor dem Crucifix weihte ein Priester Rosenkränze, neben ihm stand ein Polizeibeamter zur Aufrechthaltung der Ordnung. Das Crucifix, Luccas höchstes Heiligthum, hat folgendes seltsame Aussehen: ein schwarzer Christus hängt in schwarzem Aermelrock, der reich mit Edelsteinen besetzt ist, am Kreuze. Nachmittags war die plastische Figur schon wieder versteckt und an ihrer Statt ein Gemälde. Das alte Bildwerk hängt zusammen mit Luccas Gründung, wie es auch auf einem Bilde dargestellt ist; wo dieser Christus aufgefunden wurde, sollte nach einem göttlichen Orakel sich die Stadt erheben.

Alle Straßen wimmelten heut von Menschen, namentlich auch von Landleuten, die dann am späten Abend,

nach gesehener Illumination immer 9 auf einem zweirädrigen Karren von dannen fuhren. Zur kirchlichen Feier gesellte sich auf den Plätzen ein Jahrmarkt, zumeist von Spielwaaren, mit denen die beglückten Kinder durch die Gassen liefen. Denn das Fest della Croce ist ein Freudentag; darum schließt es auch mit reicher Beleuchtung der Hauptstraßen und Kirchen. Es war ein feenhafter Anblick, als Vollmond und Lampen auf dem großen von Platanen umschlossenen Platz vor dem Herzogsschlosse sich stritten, wer heute das Recht habe die festlich geputzte Menge zu beleuchten, welche beim Schall der Militärmusik hier auf und nieder wogte. So lange das Gnadenbild von Lucca seine Wunder wirkt, ist Italien noch weit vom Protestantismus, welchen die vorgeschrittene Partei als Heilmittel gegen die päbstliche Herrschaft in Aussicht stellt. Und bei alledem las man hier wieder die Aufschrift: Abasso il potere temporale del Papa! Wunderliche Begriffe! Als verlöre der Papst nicht mit der weltlichen Macht auch sein geistliches Ansehen! als wäre es dasselbe, noch keinen Wohlstand besessen zu haben und des alten Reichthums von den eigenen Kindern beraubt einherzugehen! So liegen heute in Italien die Widersprüche unvermittelt in denselben Köpfen bei einander. Denn ich kann mir wohl denken, daß mancher gute Katholik für die alte Hauptstadt Italiens schwärmen mag. Aber wie dem Dilemma auszuweichen, daß entweder das Reich oder die Kirche zu Schaden kommt, ist nicht abzusehen. Ich denke, die Idee der mächtigen nationalen Partei wird trotz Frankreich und Kirche den Sieg gewinnen, dann aber schließlich nicht der Protestantismus, sondern Moleschott und nicht die Unione alla monarchia constitutionale del Re Vittorio Emanuele, sondern Mazzini triumphiren.

Lucca ist eine engzusammengebaute alterthümliche Stadt mit vielen schönen Kirchen, von einem hohen Walle rings umgeben, der mit den prächtigsten Bäumen bepflanzt ist. Von da genießt man die Aussicht zugleich auf die interessante Stadt und über diese hinaus auf die schöne Landschaft. Der Boden prangte trotz

der diesjährigen Dürre in frischem Grün; denn es ist wohlangebautes Gartenland, und die vielgestaltigen Berge, die im Kreise den Horizont umsäumen, geben der Gegend einen höchst malerischen Charakter.

Die Eisenbahn war in Lucca zu Ende und, wie es schien, auch der regelmäßige Verkehr. Wenigstens weiß ich heute noch nicht sicher, ob nach Spezzia hin ein Stellwagen geht. Daß die Kutscher das leugneten, ist nicht zu verwundern; daß mein Gastwirth mit ihnen stimmte, finde ich begreiflich; warum aber ein Specereihändler mir die Wahrheit verschweigen haben soll, kann ich nicht absehen, und doch hatte eine Frau von einem solchen gesprochen. In diesen Gauen ist die italienische Prellerei noch in voller Blüthe. Da übernahm mich der Kellner, und als ich ihn überführte, ließ er sich nicht weiter sehen; bei seinem Nachfolger kosteten die Speisen die Hälfte. Da übernahm uns auch der Kutscher nach Spezzia; denn sein Reisewagen war ein einfacher zweirädriger Karren; aber der schöne junge Mann sprach so treuherzig und bescheiden und stellte in so rührendem Ton seine Armuth vor, daß er mein weiches Herz beschwatzte. Froh für morgen ein Fuhrwerk zu haben, schlenderten wir den Sonntag bald da bald dort herum, besahen die Kirchen, spazirten auf dem Wall, besichtigten die Piazza nuova, wo aus einer römischen Arena ein ganzer Markt mit Häusern und Läden unter Benützung der alten Mauerüberreste geschaffen ist. Die heutige Arena ist ein bloßes Brettergerüste, an den Stadtwall gelehnt. Die Stadt gab gerade ein Wettrennen zum Besten, als Nachfeier des gestrigen Festes. Die Rennbahn war mit vielen Fähnchen aufgeputzt, und damit auch der Schein der Plastik nicht fehle, hatte man Gypsköpfe auf Tücher gesteckt, die wie Mäntel geworfen waren, daß sie antike Gewandfiguren vorstellten. In wenig Minuten war der Spaß vorüber, auf welchem Alt und Jung, Geistlich und Weltlich Stunden lang harrte; die Nationalgarde marschirte nach Hause und das Publikum zertheilte sich in die stark besuchten Kaffeehäuser.

Es war ein wunderschöner Morgen, als wir auf unserem Karren zum Thore hinaus rollten. Ich hatte mit dem Kutscher ausgemacht, daß das Fuhrwerk unser sein und daß wir außer 20 Fr. nichts zu zahlen haben sollten. Nun packte er uns gleich am Stadtthor zwei Gesellschafter auf; wir würden ja wol nichts dagegen haben; es wäre so unterhaltender; und in der That waren es angenehme Leute, die uns die Merkwürdigkeiten der Landschaft zeigten und mit freundlicher Nachsicht aufnahmen, was unsere stammelnde Zunge nur halbverständlich zu Tage brachte. Wir hörten viel von dem neuen Umschwung der Dinge: es herrsche ein alter Haß zwischen Lucca und Toscana; aber nun habe man alles vergessen im Gefühle der höhern Einheit. Der eine unserer Mitreisenden, ein behäbiger alter Mann, entblößte sein graues Haupt und sprach wie betend mit zum Himmel gerichteten Augen: O daß ich noch jung genug wäre, um Italiens Glück zu schauen! Ein besonderer Triumph war es für beide, uns die verödeten Mauthhäuser zu zeigen, wenn wir bald durch ein Stück Modena, bald durch ein Stück Toscana kamen. Hier habe man überall sonst einen Paß gebraucht und sei mit Untersuchen aufgehalten worden, und sei doch alles ein Volk von Brüdern.

Anfangs eben und durch fruchtbares Gefild, hebt sich die Straße bald über Waldgebirg, auf dessen Scheitel in der Ferne das Meer sich zeigt, und fällt dann steil ab vor dem Städtchen Pietra santa. Wir gingen vom Gasthaus am Wege die paar Schritte hinein in den Ort und besahen die zwei Kirchen. In der zweiten plauderte uns ein wohlgekleideter Mann an; wir achteten seiner nicht; denn wir ahnten einen Führer; allein der Mann ging uns nach auf die Straße und belehrte uns, daß das mit Brettern überdeckte Monument ein Denkmal Leopolds sei, das man mit diesem Verschlag schütze gegen die Unbill der Straßenjugend. Was kümmerte uns das unsichtbare Denkmal? Wir gingen weiter; der hübsche Mann uns immer nach bis ans Gasthaus, und nun wollte er einen Lohn für das Zeigen der

Merkwürdigkeiten. Ich wies ihm zur Belohnung mein heiterstes Gesicht; denn ich konnte mich nicht enthalten ihn geradezu auszulachen.

Unser Karren hielt hier volle 2 Stunden; es ließ sich dem Mittagessen nicht ausweichen; der Kutscher aber setzte sich ohne Umstände mit uns zu Tische und fragte, nachdem er gegessen: Soll ich denn meinen Theil bezahlen? Er hatte schon Morgens auf unsere Rechnung Kaffee getrunken; wir hielten den guten Menschen natürlich frei. Aber die Wirthschaft forderte in Bausch und Bogen ein paar Franken zu viel. Gegen übertriebene Anmuthungen haben die Italiener das Mittel, eine Rechnung zu verlangen; ja ehrliche Wirthe machen eine solche bei jedem Essen von selbst auf ein Stückchen abgerissenen Papiers in der Größe von zwei Quadratzoll. Die Gäste prüfen jeden Ansatz genau und handeln, wo es ihnen zu hoch dünkt; wenn nun die Fremden den Brauch des Landes nicht kennen oder verschmähen, werden sie natürlich oft übervortheilt. Gleichwie man bei uns um Zeuge in den Läden handelt, so dort um Speisen in den Wirthshäusern. Durch den langen Aufenthalt in Pietra santa wurde mir mein ursprünglicher Plan vereitelt. Ich wäre gern von Massa hinauf nach Carrara gegangen, die Marmorbrüche, welche weithin wie Gletscher leuchten, und die Arbeiten der dortigen Bildhauer zu schauen, wäre aber nun dem eilenden Fuhrwerke nicht mehr nachgekommen. Carrara liegt nemlich auf dem Gebirg seitwärts zur Rechten zwischen Massa und dem durch Ausgrabungen von Antiquitäten bekannten Avenza. Fuhrwerke vermeiden den beschwerlichen Umweg und fahren gerade durchs Thal hin. — War den ganzen Tag über die Landschaft reich an malerischen Ansichten über gesegnete Hügel und Auen und besonders durch die Fülle großer Oelbäume belebt, so steigerte sich ihre Fruchtbarkeit wie ihr Reiz, je näher man Spezzia kam.

In der freundlichen wohlgebauten Stadt Sarzana mußten wir wieder länger halten, als uns lieb war. Unser Vetturin führte sein Rößlein in den Stall und machte Miene es nicht

wieder herauszuholen. Er hätte uns gern an einen der heimischen Kutscher verhandelt und rückte mit dem Verlangen heraus, wir sollten noch zwei Franken aufgeben, so erhielten wir einen schönen Wagen. Wir hörten zu, wie er seinen Collegen einen niedrigern Preis vorlog, als den wir bezahlten, so daß sie auf uns mit spöttischen Blicken sahen und einer halblaut rief: Poveri Tedesci! Aber als sie uns mit vielem höhnenden Geschrei nöthigen wollten auf ihr Verlangen einzugehen, ja sogar mit Grobheit uns zusetzten, erklärte ich entschieden, ich ließe mich nun gar nicht verhandeln: der Kutscher sei mir recht und mein Karren sei mir auch recht, und wenn er mich nicht nach Spezzia brächte, würde ich keinen Soldo bezahlen. Dabei hielt ich mich ruhig ohne Leidenschaft wie ein Engländer und ließ es geschehen, daß sie mich nachäfften — ein ungeschlachtes Volk: man merkte, daß man in Ligurien war.

Es begann schon zu dämmern, als wir noch zwischen den üppig bewachsenen Bergen fuhren, auf deren Höhen manche schmucke Ortschaft thronte und von deren Fuße aus der Ferne der Busen von Spezzia heraufleuchtete. Die stark abfallende Straße bog bald nach rechts, bald nach links, und die Stadt selbst blieb dem Auge verborgen, bis man daran war. Da wir in dem von Engländern vielbesuchten Ort einem Hotel auswichen, so führte uns der Kutscher in ein kleines Wirthshaus unfern dem Hafen. Es war gerade noch Zeit mit dem Dampfschiff nach Genua zu fahren; aber Spezzia und den weitern Landweg mochte ich nicht daran geben, und so blieb ich, vom guten Glück eine weitere Reisegelegenheit erwartend. Unsere Osteria sah sehr ärmlich aus; eine schwache Lampe erhellte spärlich den Raum, in welchem wir die einzigen Fremden waren, bis unser Kutscher sich richtig wieder uns gegenüber setzte und mit unwiderstehlicher Freundlichkeit bat, ihn eben nochmals statt des Trinkgeldes als Tischgenossen anzunehmen. Das Essen war gut und reichlich, das Obst zum Nachtisch vortrefflich; namentlich erhielten wir Aepfel von einem Wohlschmack, wie wir noch niemals welche

gegessen hatten; der Preis beispiellos billig: wir bezahlten an Abendessen für drei Personen und Schlafgeld für uns beide 3½ Fr. Am ersten Abend nemlich mochte uns der mehr gutmüthig als pfiffig dareinschauende alte Padrone noch für arme Schlucker halten, an denen er nicht mehr gewinnen wollte, als recht ist; am andern Tag aber stieg unser Werth in seinen Augen, als er sah, daß wir nichts als spaziren gingen, und so mußten wir den nächsten Abend ohne Kutscher, das einfache Mittagessen eingeschlossen, 6 Fr. entrichten. Ich ließ dem Mann seine gewiß seltene Freude einen Fremden ein wenig übers Ohr hauen zu können, und bezahlte ohne Widerrede, da er uns ohnehin durch Auffinden einer billigen Retourgelegenheit förderlich gewesen war. Gleich am Morgen sagte er, wir hätten dem Kutscher von gestern viel zu viel bezahlt; bis Chiavari, ungefähr die gleiche Entfernung, würden wir um den halben Preis kommen; denn täglich seien Retouren zu haben; wir sollten nur ihn gewähren lassen. Es war schon finstere Nacht, als eine Kutsche hereinfuhr. Nun trieb der Wirth uns zum Hause hinaus; denn würde der Kutscher inne, daß fremde Herrschaften reisen wollten, so würde er seine Forderung steigern. Er wolle thun, als fahre er selbst mit einem Freunde. Als wir nun unsere Rechnung bezahlten, bat er uns um ein Trinkgeld für das Mädchen, welches die Chaise zuerst habe hereinfahren sehen, und nachdem ich dieser das Verlangte gegeben, berichtigte er mich dahin, daß es seine Tochter gewesen, die das Fuhrwerk zuerst bemerkt habe. So mußte ich die Börse auch noch für die Tochter öffnen. Mit einem Worte, der Mann benützte die Gelegenheit einmal Fremde zu haben als ein echter Italiener. Bei mir aber, der ich am ersten Abende den braven Wirth bis zum Himmel erhob, sanken tief die Actien der Menschheit. Auch du, auch du! sprach ich mit Tasso, an der Redlichkeit unseres ganzen Geschlechtes verzweifelnd, und lange hielt mich die Frage wach, ob ich recht daran gethan, dem Alten seine Ungebühr nicht zu verweisen.

Doch ich will über dem Wirth das liebliche Spezzia nicht vergessen. Gleich einem stillen See zieht sich die schmale Meeresbucht zwischen Bergen herein, von Ortschaften belebt zu beiden Seiten, am Ende aber umkränzt von dem Städtchen, das ihr den Namen gab. Man geht damit um die versandete Bai zu einem Kriegshafen auszugraben; dann wird der mehr berühmte als belebte Ort sich heben und in den Weltverkehr eintreten. In den großen Gasthäusern am Ufer sahen wir wenig Einkehr; die Villen zur Rechten ein Viertelstündchen von der Stadt schienen von Engländern bewohnt. Zwischen Stadt und Meer ist eine wohlgehaltene Anlage; da sah ich blühende Oleanderbäume und manche andere Kinder des Südens, für die ich keinen Namen wußte. Die vielen Höhen umher sind mit Reben und Oelbäumen bedeckt; hinter ihnen nah und fern ragen noch kahle Berge; auch den Marmorberg von Carrara sah man schimmern. Es war so reizend an dieser stillen Bucht zu wandeln und dem leisen Geplätscher der kleinen Wellen zu lauschen, besonders Abends beim Vollmond, der als Leuchte mitten am dunkeln Himmel über dem Meeresspiegel hing. Stadt und Lage von Nizza sind bedeutender, ohne Frage; Spezzia ist eine süße, liebliche Idylle, ein Stück Eden, noch wenig entweiht von unheiligen Füßen, abseits von der Heerstraße der Gäste. Nur zweimal wöchentlich fährt ein Schiff von Genua hieher; aber ein Thor, wer hier nicht zu Lande reist. Denn alle Zauber landschaftlicher Schönheit, die sich die Phantasie ersinnen mag, hat die Natur an diesem Wege verschwenderisch ausgegossen.

Die Abfahrt war auf 4 Uhr festgesetzt. Auf dem Bock neben dem Kutscher sitzend blickte ich fröhlich über die Welt im dämmernden Morgen. Wir fuhren lange aufwärts und hatten von der Höhe noch einen schönen Rückblick auf Spezzia und seine freundliche Bucht; dann ging es abwärts bis Borghetto, wo das Fuhrwerk vor einem Grand Hôtel de l'Europe, das sehr verfallen aussah, ziemlich lange rastete, indeß die Passagiere ihre Glieder zu wärmen sich in der Sonne ergingen. Zum ersten Male

war auch mir auf meinem lustigen Aufenthalt die Morgenfrische empfindlich gewesen. Damals sahen wir auch eine seltsame Cur mit an: ein Hausknecht hatte Zahnweh; da trat zu ihm ein Kapuziner von den Reisegenossen und schlug ihn mit dem großen metallenen Kreuz an seinem Rosenkranz zu wiederholten Malen aus aller Kraft an den kranken Zahn, wie wenn ein Schmied ein Pferd beschlägt, und siehe da nach einer Viertelstunde waren die Schmerzen verschwunden: wol eher von den Opiumtropfen, die meine Frau dem Menschen auf Baumwolle reichte, als von der Execution des heiligen Bruders. Nachdem wir eine Zeit lang einem Flußbett entlang gefahren, stieg die Straße abermals, noch viel höher als das erste Mal; wir hatten einen zweiten Gebirgszug zu überschreiten. Weit hinauf reichte der Oelbaum; dann folgte der öde kahle Rücken, von welchem man einen weiten Rückblick über die Apenninen genoß. Auf einmal öffnet sich zur Linken — ich werde den Eindruck behalten mein Leben lang — das weite unermeßliche Meer, so plötzlich wie eine Theaterdecoration nach weggezogenem Vorhang. Es erschien beim ersten Anblick uns so nahe zu unsern Füßen, als könnte ein Taucher sich gleich hinunterstürzen. Tiefblau und silbern, je nachdem man sich wandte, lag es da im Sonnenglanze des Mittags mit Buchten und Felsen, mit Dörfern und Städtchen an seinem Rande, reben- und lorbeer-, oliven- und myrthenbekränzt, oder was an Grün die liebende Mutter Natur zusammenbrachte, dem Kind in der Wiege sein Bette mit lustigem Schmuck zu umgeben. Der Wagen fuhr eine Zeit lang ziemlich eben dahin auf der Schneide des nackten Gesteins, zu welchem von unten die blühende Welt lockend aufschaute. Als wollte sie uns necken mit ihrer Erscheinung, zeigte sie bald den erhabenen Wasserspiegel zur Linken, bald Berg und Thal zur Rechten; nur schmal war der Bergrücken, auf welchem wir hinrollten. Nun ging es abwärts im Schlangenweg, und immer näher und näher traten die grünen Höhen und die bewohnten Auen; das Meer aber blinkte noch lange unbeweglich wie eine blankgeschliffene Stahltafel; denn so hoch war

der Standpunkt, daß das Wellengekräusel lange Zeit dem Auge verborgen blieb, bis wir endlich näher dem Niveau kamen. Da ging es noch an mancher stattlichen Villa, an manchem schönen Flecken vorüber, ehe wir in Chiavari Halt machten. Denn reichbelebt von Werken der Menschenhand ist dieses Ufer, über welches eine segnende Gottheit ihre ganze Gnadenfülle ausströmte.

Chiavari, das wohlgebaute freundliche Städtchen, war erreicht, aber der Omnibus nach Genua leider schon vergeben. Wir spielen die Gleichgültigen und gehen in ein Kaffeehaus. Nun mußten die Kutscher, wollten sie mich haben, mir nachziehen, und ich konnte meine Bedingungen stellen. Man packte uns zusammen mit einigen Handlungsbeflissenen aus Genua und der Umgegend, ziemlich mürrischen Leuten. Der eine verstand ein bißchen Englisch und redete mich in dieser Sprache an, ohne übrigens an unsern Privatgesprächen den Unterschied von Deutsch und Englisch zu merken; nachdem ich aber meine Nationalität nicht verhehlte, gab es verwunderte Gesichter, daß wir, Italiens Feinde, in Italien reisten. Es war das erste und einzige Mal, daß jemand an uns Anstoß nahm. — Die Landschaft wechselte wunderbar mit Höhen, Tiefen und Buchten; bald trat das Meer heran, bald entzog es sich wieder dem Auge; denn ob auch der Weg im Allgemeinen am Ufer geht, so hat er doch manchen vorspringenden Fels zu überklimmen, da das Gebirg am Meere meist steil abfällt. In Recco, wo es eben dämmerte, stellte der Kutscher nur allzulange zum Füttern ein. Zwar beleuchtete nachher der klarste Mondschein die liebliche Nacht; aber die letzten Stunden vor Genua währten uns dennoch allzulange, und der Mond, der neckische Betrüger, spiegelte uns wol zehnmal Festungsmauern vor, während wir an irgend welchen Gehöften von Landbauern vorüberfuhren. Am Thore von Genua war es 11½ Uhr; der Kutscher hielt an einem Privathaus, ohne sich weiter um seine Passagiere zu kümmern, deren jeder seinen wohlbekannten Weg nahm. Da entsagte ich in der Noth meinem Stolz und klammerte mich an einen der bisherigen Brummbären. Wo sollen wir jetzt

um Mitternacht ein Gasthaus finden? Er verspricht uns sogar ein Privatlogis. Wir traten von ihm geführt in ein offenes Haus, steigen beim Schein eines Wachslichtleins, das meine Frau aus ihrer Tasche hervorholte, zwei Stiegen hinauf, der Mann läutet an; vergebens; alles in tiefem Schlafe. Wir gehen weiter in ein zweites Haus: wie bemüht sich um uns der Edle, der Verkannte! Da erscheint ein halbnackter Mann und ein uraltes Weib und gewähren uns Aufnahme; aber wir hätten nicht nöthig gehabt unserem Begleiter so dankbar zu sein; denn er bedurfte auch für sich ein Zimmer.

In Genua brauchten wir nach Merkwürdigkeiten nicht lange zu suchen; wir erneuerten nur alte Erinnerungen. Wohl mir, daß ich sie nicht von neuem zu loben habe, die vielgepriesene, stolze, auch jetzt noch stolz; denn sie allein verweigerte uns die Annahme der Zwanziger. Wir liefen vom Morgen bis zum Abend: die lange Straße hin und her, die unter verschiedenen Namen als Nova, Novissima, Balbi, von Palästen umsäumt, den Hauptverkehr vermittelt, nach Acqua Sola, dem Lieblingsspazirgang der Bevölkerung, nach der Annunziata, nach Lorenzo, Carignano und von dort herab dahin, wo der mit Kanonen bepflanzte Fels die Aussicht auf die See gewährt; hernieder auf den alten Molo, um den sich zu beiden Seiten die Stadt hinter den Masten der Schiffe und dem Spiegel des Meeres breitet und amphitheatralisch emporthürmt, überragt von wein- und öltragenden Höhen. Von hier bietet Genua einen wahrhaft majestätischen Anblick; dagegen vom Thurm der Kirche Carignano gesehen wird es durch die Größe des Meeres beeinträchtigt. Noch am späten Abend wandelten wir auf und ab die Hafenterrasse und schauten auf die Lichter um den Hafen und auf die ruhenden Schiffe und den über den Wassern flimmernden Mondschein, jedes von uns ein Stück Wurst in der Hand.

Die Sterne standen noch am Himmel und die Gassenkehrer schon auf der Erde, als wir der Eisenbahn zu schritten, die uns zwischen Bergeinschnitten und durch lange Tunnel nach Novi und

dann in der Ebene weiter nach Casteggio führte. Hier nahm uns ein wahrhaft lächerlich enger Omnibus auf; freilich konnte sein Erbauer nicht wissen, daß das Schicksal die Tücke üben würde, gar so korpulente Herren zusammenzuführen. Aber je dicker die Menschen, desto reicher sind sie an Gemüth, wie schon Shakespeare wußte. Was für wohlwollende Herzen, der Oekonom wie der Pfarrer, gleich wohlhäbigen Hopfenhändlern! Während wir so Erkundigung einziehen über ein Gasthaus in Pavia und den Weg zur Certosa, muß die Gesellschaft aussteigen zur Ueberfahrt über den Postrom. Eine gute Weile wateten wir in Staub und Sand, so ungeheuerlich, daß sich kaum ein Nürnberger einen Begriff machen kann; dann mußten wir warten, bis alle Wagen, Thiere und Menschen vom jenseitigen Ufer mit einem Male herübergeschafft waren, indeß auf unserer Seite schon eben so viel harrte, eine Beförderungsart, so unbeholfen, als schifften wir über den Gihon, der aus dem Paradiese floß. Hoffentlich wird in einigen Jahren die Eisenbahn diesem Elend ein Ende machen.

Pavia, am Ticino gelegen, über den eine 250 Schritt breite bedeckte Brücke führt, ist eine hübsche alterthümliche Stadt, die dem Fremden, so selten sich auch jemand hier zum Vergnügen aufhalten mag, gar wohl auf einen Nachmittag Beschäftigung bietet. Die Kirchen, besonders der fragmentarische Dom, dem Aachener ähnlich, und die ehrwürdigen Häuser, aus denen noch recht vernehmlich die Geschichte spricht, nahmen uns bis zum sinkenden Abend vollkommen in Anspruch. Ich erwähne nur im Vorbeigehen die allerdings in ihrem jetzigen Bau neuere Casa Malespina, wo Boethius unter König Theodorich gefangen saß und sein Buch über den Trost der Philosophie schrieb, wo auch später Petrarca wohnte und seinen kleinen Enkel verlor, wie die Inschriften am Eingang in den Hofraum unter den Büsten beider Männer verkündigen.

Der Zweck unserer Reise hieher war der Besuch der berühmten Certosa, zwei Stündchen vor der Stadt, einer Kirche, die zu den

reichsten und schönsten Gotteshäusern auf Erden gehört. Wir gingen zu Fuß hinaus, zum großen Skandal für die Kutscher. Die Façade im Renaissancestil, mit vielen Reliefs von feinster Arbeit, paßt allerdings nicht zum byzantinischen Bau der Kirche; doch wird das dem Beschauer nicht gleich sichtbar, weil man den Hinterbau erst vom Kreuzgang aus wahrnimmt. Die feinen Bildhauerarbeiten an der Vorderseite sind mit Drahtgittern geschützt, nachdem Muthwille oder Bosheit vielen Figuren Köpfe und Arme abgeschlagen hat. Die gewölbte Decke im Innern ist verschiedenfarbig, die Seitenwände mit Fresken bemalt, die Kapellen sammt dem ganzen hintern Theil der Kirche durch ein Eisengitter abgeschlossen, damit ja kein weibliches Wesen die frommen Karthäuser in Versuchung führe. Es war wirklich lächerlich, wie die Damen immer hinter dem Eisengitter harren mußten, gleich wilden Thieren, bis der Küster so gnädig war den Vorhang eines Bildes zu heben oder aus der Ferne eine Elfenbeinarbeit zu zeigen. Mich dauerte meine gute Frau, wenn ich bedachte, wie viel sie entbehre. Ich rede gar nicht von den Edelsteinen an den Altären, am Ende doch ein kahler Schmuck, der erst durch seinen materiellen Werth Bedeutung erhält; wol aber von den kunstreichen Mosaikarbeiten in Marmor und Holz, von den köstlichen Bronceleuchtern, dem Marmorgrab des Visconti, dem Altar mit unzähligen Figürchen aus dem Horne des Nilpferds, von der Sacristei mit einzelnen trefflichen Bildern, von den zwei zierlichen Kreuzgängen und den Wohnhäuschen der Karthäuser, von der Seitenansicht der Kirche mit zwei Säulenreihen übereinander und einer eleganten Kuppel. Alle diese Dinge bleiben den Frauen für immer unsichtbar. — In angenehmer Gesellschaft eines gebildeten Mailänders fuhren wir mit dem Stellwagen weiter und vergaßen über der anziehenden Unterhaltung die Einförmigkeit des Weges. Politik bildete wie überall das Hauptthema; auch dieser Reisegenosse hätte die schöne Halbinsel, in deren Preis er nicht müde ward, gern des Pabstes entledigt.

Nicht lange, so spazirten wir umher im großen Mailand

und bewunderten den Dom mit derselben Frische der Empfindung wie vor Jahren. Dieser Tempel trotzt jedem Maßstab; was wir auch seither Großes gesehen, nichts that ihm Eintrag, indeß die andern hiesigen Kirchen freilich weit hinter dem frühern Schätzungswerthe blieben, die kleine S. Maurizio mit ihren schönen Fresken ausgenommen. Als einen besonders glücklichen Zufall für mich betrachtete ich die Aufführung von „Robert der Teufel" in der Scala. Orchester, Decoration, Costüm, Gesang war natürlich ganz ausgezeichnet; aber das Publikum ziemlich gleichgültig; gar viele Herren im Parterre lasen ruhig die Zeitungen, welche colportirt wurden; andere verließen das Haus lange vor Beendigung des Stückes, und kaum rührten sich da und dort ein paar Hände zum Beifallklatschen.

Zwei Tage Aufenthalt genügten uns zum frischen Ueberblick des schon früher Gesehenen; war es doch schon der 23. Sept., als wir nach Bergamo fuhren. Diese Stadt verdient vor allen andern Mittelstädten Italiens einen Besuch der Touristen, der ihr doch selten zu Theil wird. Theils in der Ebene, theils auf einem steilen Hügel gelegen, sind die untere Stadt, die der Kaufleute und Handwerker, und die obere, die der Aristokratie, hier durch einen sanft ansteigenden Straßenzug, dort durch eine schöne Promenade verbunden. Von unten gesehen erscheint die obere Stadt wie Ofen vom linken Donauufer aus. Ein geräumiger Platz mit stehenden Verkaufslokalen verräth, daß in der untern bedeutende Messen abgehalten werden; große Paläste in engen Gäßchen, alte Kirchen und andere öffentliche Gebäude geben Kunde von der Bedeutung der obern im Mittelalter. Was dieser aber in den Augen des Fremdlings den höchsten Reiz verleiht, ist die Promenade, die sich auf dem Wall um deren größten Theil herumzieht. Ich stieg noch höher, bis auch die obere Stadt weit unter mir war. Eine lustige weintrinkende Gesellschaft lagerte auf Stufen und altem Gemäuer eines früheren Castells, und theilte wol das Gefühl, welches mir die weite freie Landschaft einflößte. Unabsehbar dehnte sich die üppig grüne Ebene auf der einen Seite,

indeß auf der andern das schöngeformte Hochgebirg, der Stadt ziemlich nahe, einen prächtigen Gegensatz bot. Man athmet hier zum ersten Mal wieder frische Alpenluft; man erquickt sich an den bewaldeten Bergen.

Wir verbrachten den ganzen Nachmittag in der obern Stadt, besahen die Kirche Maria maggiore sammt der stolzen Grabkapelle Coleoni daneben, den Dom und das Aeußere des alten und neuen Rathhauses, tranken vortrefflichen Kaffee, ärgerten uns über die zerlumpten Signori in Fräcken, welche uns die Merkwürdigkeiten zeigen wollten, die wir von selbst sahen, wandelten auf der Promenade und kehrten erst wieder heim, als die Straßenlaternen allein noch den Weg angaben. Ich rathe jedem Fremden, der die Eisenbahn zwischen Mailand und Venedig befährt, dieser höchst interessanten, durch Lage und Bauart gleich ausgezeichneten Stadt einen freien Tag zu gönnen.

Zwischen Bergamo und Verona begleiteten den Zug zur Linken die Häupter der Alpen; ganz reizend ist die Aussicht von Desenzano bis Peschiera, wo der Gardasee mit seinen schönen Ufern uns manche liebe Erinnerung auffrischte; zur Rechten freilich ruft die Ebene, unterbrochen von einzelnen Höhen, die Schreckbilder des grausen Tages von Solferino wach. Bald auch mahnen Wälle und Redouten, daß der Punkt sich naht, wo Oestreich dem freiheitsdurstigen Nachbar sein grimmiges Halt! entgegenruft. Man langweilte uns in Peschiera mit Mauth und Visiren über eine Stunde, und nahm die bereits unterschriebenen Pässe wieder am Thor von Verona ab, mit der Weisung, sie nach einer Stunde selbst auf der Polizei zu holen. Der Beamte ließ dort auf sich warten, kam dann mit der Cigarre im Mund, fragte in barschem Ton nach meinem weitern Reiseziel. Das waren meine ersten Eindrücke in östreichisch Italien. Indeß sollte uns hier bald heimlicher zu Muthe werden. Die 15,000 Mann starke Besatzung scheint zum größten Theil aus Deutschen zu bestehen; so summten um uns auf allen Straßen deutsche Laute; das Kaffeehaus auf der Piazza dei Signori war angefüllt mit deutschen

Offizieren, und Abends in Bauers Garten tranken wir zu trefflichem Kalbsbraten gutes steirisches Bier. Zwei gebildete Offiziere, die seit Jahren in Italien stehen, enthüllten uns die dortigen Zustände vom östreichischen Standpunkt. Man kann sich keinen schrofferen Gegensatz denken, als die Darstellung derselben Sache aus dem Munde eines Italieners und dem eines Oestreichers. Die Provinzen, behaupteten sie, welche früher zu Oestreich gehört, fühlten schon Reue über die Veränderung; die Unzufriedenheit erstrecke sich selbst aufs Militär; denn ein piemontesischer Soldat erhalte täglich außer seiner Menage nur 10 Cent., ein östreichischer 10 Soldi. Daher kämen auch täglich von dort Ueberläufer; auf den Vorposten bettelten die Piemontesen von den Oestreichern nicht selten Tabak und Lebensmittel. Während des Feldzugs hätten die piemontesischen Offiziere gewöhnlich nichts bezahlt und zu den Bewohnern gesagt, sie seien ja ihre Befreier u. dgl. m.

Verona erschien uns fast schon als deutsche Stadt, eine Täuschung, zu welcher auch unsere sonstige Umgebung ein Wesentliches beitrug. Wir waren hier mit einer deutschen Familie zusammengetroffen, mit der wir uns die Merkwürdigkeiten besichtigend in Scherz und Ernst vortrefflich unterhielten, eine große Seltenheit, weil im Durchschnitt die Deutschen zu den unliebenswürdigsten Reisenden gehören. Jeder will da mehr vorstellen, als er ist, will seinem unbekannten Nachbar Respekt einflößen, und so gehen beide neben einander her, ohne von einander einen Genuß zu haben. Ergötzlich war besonders das Anschauen der Kirche S. Zenone; es hatte bereits die Dunkelheit so überhand genommen, daß uns der Küster die Bilder und Fresken mit dem Lichte zeigte und selbst mitlachte, wenn wir nichts sahen. Gleichwol stiegen wir noch hinab in die kleine Gruft Pipins, des Karolingers. Ein steinerner Sarg unter einem von 4 Säulen getragenen Baldachin birgt statt der Asche ein wenig Wasser; vom Deckel haben die Fremden Stücke zur Erinnerung mitgenommen, und das Wasser träufelt zuweilen von der Decke in

den Sarg hinein. Das Ansehen Veronas ist noch sehr alterthümlich, man möchte sagen, etwas trübselig dabei; nur von der Arena aus gesehen, wo sich Stadt und Höhen verschmelzen, bietet es einen lieblichen Anblick.

Nach Botzen gehen täglich nur zwei Züge; daran scheiterte unser Vorsatz in Reverodo einen theuern Freund aufzusuchen. Die deutsche Nationalität hatte im Wagen bereits das Uebergewicht. Da saß unter andern in meiner Nähe eine Jungfer aus Botzen, die bei einem Grafen in Verona in Diensten ist. Die erzählte allerlei von italienischen Bräuchen, z. B. daß ihr Graf mit dem Koch auf den Markt gehe, sich auch seinen Käse selbst im Laden hole. Jetzt sei er krank in Meran, habe den Blutsturz gehabt; aber der Gräfin sei es dort zu langweilig; sie habe ihr telegraphirt, daß sie sie abhole.

Die Eisenbahn windet sich durchs schroffe und nackte Gebirg, das bei der berühmten Berner Klause nahezu den Weg versperrt. Wir kamen eben recht nach Botzen, um mit dem Stellwagen weiter zu fahren. Ich lief nur noch geschwind, Papiergeld einzuwechseln, indeß meine Frau einen Granatapfel und herrliche Trauben kaufte. Denn in diesem Garten Gottes gedeihen alle Früchte zur höchsten Vollkommenheit. Während der vollgepfropfte Wagen langsam genug nach Atzwang, Klausen und weiter nach Brixen fuhr, vertrieb sich die eingepferchte Schaar die lange Zeit mit lebhaften Gesprächen; zwar die Bauerndirnen waren stumm wie die Fische; aber ein langer Mann mit Vögeln in einem Käfig eiferte gegen den Wandel der Geistlichkeit und war mit dem Charakter dieses und jenes Bischofs oder Abtes gar wol bekannt. Ein junger Priester aus Padua, der nach Aufkirchen im Pusterthal reiste, dort seine erste Messe zu lesen, mochte von diesen Bemerkungen nicht sonderlich erbaut sein; doch ließ er sich das nicht merken und bestätigte die allgemeinen Beobachtungen des gescheiten Landsmanns. Allmählich aber rückte er immer unverhohlener heraus mit seinen Grundsätzen, die auf die Zeiten Gregors VII.

und Innozenz III. gar wohl gepaßt hätten. Ich gestehe, daß ich auf Reisen nicht immer ehrlich bin und durch scheinbares Eingehen in fremde Ansichten die Leute irre führe. Wie wäre es sonst auch möglich bei dem schnellen Wechsel der Gesellschaft sich zu unterrichten? Ich erzählte dem eifrigen Priester so manches, was ich Kirchenwidriges in Italien gesehen, z. B. von den Tafeln im Dom zu Pavia, die Victor Emanuel verherrlichen, von der Tafel mit dem italienischen Wappen an der Ambrosiuskirche in Mailand u. dgl. m. Nun erging er sich eifrig in der Geschichte des heiligen Ambrosius und seiner Stellung zum Kaiser. Wenn Ambrosius wieder aufstünde, wie würde schnell die Tafel von seiner Kirche verschwinden! Aber jetzt sei man in Italien bereits bei der schrecklichen Thatsache angelangt, daß man protestantische Bibeln vertheile, und das Unheil schleiche weiter und verwandle sich in höllische Gewalt, welche das gläubige Tirol zwingen wolle Protestanten bei sich aufzunehmen. Hier ließ mich mein Parteistandpunkt nicht länger schweigen. Müßten die andern Provinzen einmal die Protestanten haben, meinte ich, so könne eine einzige für sich keine Ausnahme begehren. Das wäre Tyrannei, entgegnete der Priester, und die konstitutionelle Freiheit bestehe darin, daß man jedes Volk bei seinem Rechte lasse und seinen Willen beachte. Wenn das Protestantengesetz in Wien durchgehe, so würde das Tiroler Volk es nicht annehmen, und wenn die Regierung Truppen schicke, so würden die Bauern sie zum Land hinaus prügeln. Siehe da, die alte Taktik der Geistlichkeit, der Regierung so lange zu gehorchen, als die beiderseitigen Interessen zusammengehen, und den Gehorsam aufzusagen, sobald jene es wagt einen eigenen Willen zu haben. Die Bauernweiber aber nickten dem Priester Beifall, und als der Gottesmann in Brixen ausstieg, nahm ein Mütterchen seine Hand und küßte sie. Sonst war der junge Herr gelehrt, gewandt und scharfsinnig und wußte tapfer und klug mit Beispielen aus Legende und Kirchengeschichte zu fechten, ein Abbild unserer jungen protestantischen Theologen, denen es gleichfalls weder an Kenntniß noch an Geist gebricht.

Der Stellwagen, der am nächsten Morgen nach Innsbruck fuhr, ging in Brixen ab von der „Sonne“, wo wir übernachteten. Wir hatten uns schon am Abend Plätze bestellt und den Reisesack übergeben. Während wir nun Morgens ganz gemüthlich beim Kaffee zweien Norddeutschen Anweisungen für Mailand gaben, kam der Wirth herein und sagte gemächlich: Sie sind noch hier? Der Stellwagen ist schon abgefahren. „Zur Stadt hinaus?“ Nein, er packt erst auf im „Elephanten;“ da werden Sie ihn wohl noch treffen. Wer war schneller als wir beide? Der Wirth sagte uns die Richtung nach dem genannten Gasthaus; aber o Jammer! der Weg theilte sich. „Wo ist der Elephant?“ schreie ich laufend immer von neuem durch die menschenleere und dunkle Straße. „Wo ist der Elephant?“ Faut! entgegnete spottend das Echo. Und unser Reisesack, unser Reisesäck! jammerte nachkeuchend die Gattin; dann zankten wir wieder unisono über den gleichgültigen Wirth, daß er uns niemand mitgegeben, den Elephanten zu zeigen. Glücklicherweise kamen wir mit dem Schreck davon; der Omnibus stand noch am genannten Gasthaus. So lästig es an sich war von Morgens 5 bis Abends 9 Uhr, noch obendrein bei Regenwetter, im Stellwagen zu sitzen, so hatten wir doch an einer Pfarrfamilie aus Hamburg äußerst angenehme Gesellschaft und priesen unser Geschick vor dem eines jungen Berliners, der in Schmutz und Nässe von Brixen bis Steinach lief, weil der Wagen keinen Platz frei hatte.

Als wir Abends an der wohlbesetzten Wirthstafel im Stern zu Innsbruck bei gutem Rehbraten saßen, da trat uns das Gefühl des Daheimseins nahe, und wir lobten in Gedanken wieder Deutschland vor Welschland. Hörten wir doch auch Solides statt der italienischen Freiheitsschwärmereien. Mein Nachbar zur Rechten, ein Bräuer aus München, sprach von Malzdarren, mein Nachbar zur Linken, ein Gerber aus Dornbirn, von Sohlhäuten, und damit Phantasie und Herz etwas habe, erzählte mein Vis-à-vis von seiner fünf Schuh und sieben Zoll langen Nichte, weiland

dem schönsten Mädchen in Innsbruck, das einen Besitzer von 25 Million Dollars in Philadelphia geheirathet, indeß er selbst, der Erzähler, seit dem Tod seiner Gattin aus Gram um 23 Pfund abgenommen habe.

Leider war es zu spät, diesen Abend noch meinen Freund ** aufzusuchen, den geistvollen, von der alten Beamtenhierarchie geflissentlich zurückgesetzten Kenner der Tiroler Berge und Tiroler Sitten, der mit seiner Heimath schmollt, wie etwa ein Liebhaber mit der Geliebten, wenn er sie tadeln muß und dennoch nicht lassen kann. So lange solche edle, kräftige Naturen von der Regierung unbeachtet bleiben, die sie offenbar kennen muß, ist trotz Schmerling noch manches faul im Staate Dänemark. Was ereiferte sich der Gute wieder, als wir am andern Tag mit ihm und seiner lieblichen Gattin auf seinem Zimmer bei einem Glas Weine saßen, über die Pfaffenwirthschaft und den unsinnigen Glaubenshaß! Die einzige Versicherung, aus seinem Munde doppelt glaubwürdig, nahm ich als Trost von Tirol mit heim, daß die Bauern, wenn sie auch Adressen unterschrieben, doch auf keine Weise mehr zum Handeln im Sinn der Adressen zu bringen seien. Die Protestanten, meinte mein Freund, möchten immerhin kommen; nicht leicht würde sich wider sie Hand oder Fuß rühren. Die Früchte jener Petitionen seien übrigens schon in diesem Sommer sichtbar geworden; die Reisenden aus dem Norden seien ausgeblieben, und mancher Wirth demonstrire seinen Bauern den Schaden, der aus solchem Ausfall dem Land erwachse.

Ein Händedruck beim Abschied dem Biedermanne! Könnten wir ihn mitnehmen aus seiner geistigen Drangsal, wo er mit einem halben Dutzend Leuten auf der Vorhut deutscher Bildung steht! Aber dreifache Ehre den Tapfern! Unter solchen Gedanken näherten wir uns, ohne etwas von Tiroler Bergen zu sehen, unserm heutigen Reiseziel. Ein grauer Schleier umzog die Hochwarten und hing hernieder bis aufs Mittelgebirg.

Von Kufstein ging es nach München, wo es mir ganz besondere Freude machte die Bauten Ludwigs mit denen, die ich

eben in Italien gesehen, im Geiste zusammenzustellen. Die neu hergestellte Frauenkirche gehört nun ebenfalls unter die ersten Zierden der Hauptstadt. Auch die Freundschaft gewann wieder ihr reiches Theil, zumal es ein günstiges Schicksal so fügte, daß eine meiner bewährtesten und treuesten Freundinnen mit ihrer liebenswürdigen Tochter fast in derselben Stunde wie wir nach München zurückkehrte.

So war auf dieser fast zwei Monate langen Reise so ziemlich alles gelungen; sogar in Ansbach, wo manche Stürme über einem mir besonders verbundenen Menschenkreis sich entladen hatten, traf ich gutes Wohlsein, und erschien eben recht, noch ein Stück Kuchen zu erhaschen von der heute gefeierten vierzigjährigen Hochzeit. Am 1. Oktober mit dem Abendzuge kamen wir in Gesellschaft unzähliger Beurlaubter nach Nürnberg. Das Spiel war aus; aber in den Ernst des Lebens führten uns gute Genien ein, die in Gestalt von lieben Freundinnen und Freunden unser am Bahnhof harrten. Alles ist gesund bis auf „die Moll“ herab; so mag denn morgen die Arbeit des Schulhaltens wieder beginnen.

Gedichte.

Salix lacrimosa.

Wo in Nacht das Waldthal endet,
Keines Menschen Schritt sich wendet,
In der Hütte Einsamkeit
Zwischen kahlen Felsenspalten
Wohnet bei dem grauen Alten
Salix, weit die schönste Maid.

Jahre waren hingeschwunden,
Seit der Fischer sie gefunden,
An dem Strom ein schlafend Kind,
Ob sie Menschenschoos entnommen, —
Dunkel blieb's — ob sie gekommen
Mit der Welle, mit dem Wind.

Aber wie die Bank der Müde,
Wie der Bach die erste Blüthe,
Wie den Flug die Lerche liebt,
Wie die Nacht des Mondes Helle,
Wie der Durstende die Quelle,
Hatte Salix er geliebt.

Doch ob Jahr um Jahr vergangen,
Ihren todesbleichen Wangen
War kein Lächeln je genaht,
Aufgelöst die dunkeln Flechten
Wandelt sie in lauen Nächten
Nur zum Strom auf stillem Pfad.

Dort auf moosigem Felsenhange
Sitzt sie Stunden, Nächte lange;

Wie es brauſet wie es ſchäumt,
Lauſchet ſie, wie aus dem Fluſſe
Nach des Schilfes flüchtigem Kuſſe
Kräuſelnd ſich die Welle bäumt.

Da bebt Ahnung durch die Glieder,
Von des Waldthals Felſen nieder
Tönet ihrer Sehnſucht Lied,
Tönt ſo hold und tönt ſo traurig,
Wie es oft in Nächten ſchaurig
Durch die bange Seele zieht.

Ihre langen Haare ſpielen
Mit den Wellen mit den kühlen,
Bis der Flußgott ſteigt herauf,
Und der Flußgott hat Erbarmen,
Nimmt in ſeinen weichen Armen
Salix die Geliebte auf. —

In der Hütte harrt der Alte,
An das Fenſter ſchlägt die kalte
Nachtluft und die Scheibe klirrt,
Unken rufen draus im Chore
Und die Dommel klagt im Rohre,
Durch das Laub der Falter ſchwirrt.

Salix! Salix! ruft er mahnend
Dort am Strom; wie unheilahnend
Uferwärts die Möve ſtreicht,
Irret er entlang dem Strande
An die Stelle die bekannte —
Sie iſt leer, das Echo ſchweigt.

Horch! aus mondumſäumten Wogen
Kommt ein ſüßer Laut gezogen:
„Vater! wende deinen Blick!
Bin vom Gatten feſt umſchlungen;
Dort am Fels, wo ich geſungen,
Ließ ich dir mein Bild zurück.“

Nach dem Stein in ſeinem Leide
Schwankt er: eine Trauerweide.

Senkt die Zweige sanft herab
Auf die Stirn die todesbleiche,
Und voll Mitleid seiner Leiche
Oeffnet sich das Felsengrab!

Darum seit in Stromes Armen
Salix ruht und auf des Armen
Grab ihr Bild erstanden war,
Spielt am Strome, auf den Grüften
Mit den Wellen, mit den Lüften
Noch der Trauerweide Haar.

K. Ebersberger.

Nach Jahren.

O Heimathsthal, du Thal voll Ruh,
Grab meiner Seligkeiten,
Willst einem müden Wandrer du
Ersehnte Rast bereiten,

So schlinge deine Wälder all
Und deine Hügelketten
Um meinen Schritt wie einen Wall,
Mich vor der Welt zu retten.

Laß mich, du tiefes Wellenreich,
An deinem Liede laben,
Hab' ich des eignen Wonne gleich
Vergessen und begraben.

Laßt Blüthen euren duftigen Hauch
Mir in die Seele fließen,
Und denket, daß an Gräbern auch
Noch frische Blumen sprießen. — —

Dort steht ein welker Strauch am Fluß,
Wo frische Weiden prangen;

Es iſt des Frühlings holder Kuß
An ihm vorbeigegangen.

Vorbei ging ihm der Welle Schlag
An ſeiner Wurzeln Reize,
Umſonſt bethaut des jungen Tag
Sein blätterlos Gezweige:

Wie er ſo ſteht mein eigen Bild
Am raſchen Strom der Zeiten,
Ein welker Strauch im Lenzgefild
Inmitten grüner Weiden.

Und klarer werd ich mirs bewußt:
Was ſoll ich noch auf Erden,
Wenns in der eignen leeren Bruſt
Soll nimmer Frühling werden?

K. Ebersberger.

Des Vaters Schrift.

Es ſteht ein Wald voll ſtarker Fichten,
Den keines Sommers Gluth gebleicht,
Den noch kein Winter kommt' vernichten,
Der keinem Sturme ſich geneigt —

Wie haben dich mit heißem Sehnen,
Der eignen Seele nur vertraut,
Des erſten Heimwehs ſtille Thränen
Du heiliger Wald ſo oft bethaut!

Wie hab ich, wenn der bunte Reigen
Des frohen Lebens mich berauſcht,
Dein Mahnungswort aus deinen Zweigen,
Du ſtiller ernſter Wald, gelauſcht!

Und wenn mir brohte zu ermatten
Die Bruſt in ihrem tiefſten Weh —
Ich flüchtete zu deinen Schatten,
Wie zu dem Born das müde Reh! —

Das ſind die ſchönen klaren Züge,
Mit denen er mirs angethan,
Die er ein felſenfeſt Gefüge
Ins Herz mir grub der alte Mann.

Du ſchöner Wald! o ſtreue immer
Dein friſches Laub mir auf den Pfad,
Bis meinem Aug der letzte Schimmer
Des matten Abendroths genaht.

Und wenn ich mich zum Jenſeits wende,
Daß ich den Weg zu finden weiß,
Legt in die todesſtarren Hände
Von jenem Walde mir ein Reis!

Und wenn ſich Geiſt und Körper trennen —
Ich brauch kein anderes Geleit —
Dort werden ſie die Handſchrift kennen,
Und öffnen mir die Seligkeit.

K. Ebersberger.

Trinklied.

Zwei Herzen und zwei Gläſer
Die geben guten Klang
Und bringen Luſt und Liebe
In unſern Lebensgang.

Zwei Herzen und zwei Gläſer
Sie ſeien friſch und voll,
Wenn eine durſtige Seele
Sich dran erlaben ſoll.

Zwei Herzen und zwei Gläser
Sie seien hell und rein,
Daß gern in ihre Tiefen
Ein Auge schaut hinein.

Zwei Herzen und zwei Gläser
Sie blühen im Verein,
Sich selbst nur liebt kein Braver;
Kein Braver trinkt allein.

Zwei Herzen und zwei Gläser
Die bergen deutsche Fluth,
Das Naß vom deutschen Rheine,
Fürs Vaterland die Gluth.

Zwei Herzen und zwei Gläser
Ihr Brüder lasset nicht!
Stoßt an! Doch ach bedenket,
Wie leicht, daß eines bricht!

K. Ebersberger.

Zwei Gräber.

I.

Annette Droste Hülshof.

Der Abend hat mit lichtem Strahl sich über Berg und See ergossen,
Die hohen Alpenhäupter stehn im Silberschein mit Gold umflossen,
Der Friedhof ländlich einsam still vom Berge spähend in die Lande,
Ein Hügel an den andern reiht sich aufgehäuft im leichten Sande,
Wo an die Mauer angeschmiegt
Annette Droste Hülshof liegt.

Es schläft der Heide Dichterin gebettet unterm Heidekraute,
Ihr Grab schaut zu den Bergen hin, wie einst ihr Blick vom Thurme schaute,
Und Nebel steigen aus der Flut und hängen an den Felsenklüften

Und tröpfeln thränend auf ihr Grab, es pfeift der Weih in blauen Lüften.
Natur, die stets sie treu gehegt,
Hat sie sich recht ans Herz gelegt.

Zwar schläft des Nordens blondes Kind so ferne dem geliebten Boden,
Dem braunen Moor, der luft'gen Jagd, Westphalens Erde fern der rothen
Mit Vogelherd, mit Unkenteich, mit Heiderauch und Hünenhügel,
Mit Krähenschaar und Geierpfiff, mit Mergelgrube, Seegeflügel,
Und wie das alles treu gemalt
Aus ihren Liedern wiederstrahlt.

Doch weht Romantik hier dein Hauch frisch von der alten Meersburg Hallen,
Drin bei des Mondes Geisterstrahl verschollne Sagen dämmernd wallen.
Dort träumte sie von Alp und Spuk, von Vorgesicht und von Gespenstern,
Wenn Sturm die Riesenharfe schlug, der See sich bäumte zu den Fenstern,
Sie seinen alten Kunden lauscht,
Wo feucht der Möve Fittich rauscht.

Es lag vor ihrem klaren Blick der Vorzeit Chronik aufgeschlagen,
Es zog ihr Kiel auf goldnen Grund so manche Mähr aus alten Tagen
So stramm, so kernig, bündig, derb, fast wie ein Holzschnitt früherer Zeiten,
So farbig wie im Niederland sich Teppiche gewirket breiten,
Und kühne Recken, süße Fraun
Aus den Romanzen lebend schaun.

Doch schlug ihr Herz so treu und fest zunächst dem theuern Vaterlande
Für des Altares Heiligthum und für des Bluts lebend'ge Bande.
Sie goß in reiner Form Krystall ein Lied, das hell wie Gold geklungen,
Es steigt in Tropfen perlend auf, und niemals ist das Glas zersprungen.
Den Adel echter Weiblichkeit
Sie hat ihn frevelnd nie entweiht.

Zwar sang sie nie ein Liebeslied, hat nie zum Schrecken aller Musen
„Lichtblonde Liederlein" gedacht, und trug die Liebe doch im Busen.
Für ernster Freundschaft Heiligthum war alle ihre Pulse schlagen,

Die Frauenherz mit Mannesgeist gepaart in ihrer Brust getragen,
Die sich zum Liebling auserkor
Den lächelnd weinenden Humor.

Schlaf wohl du adlig ernst Gebild! du gingst zur Ruh im Völkerlenze,
Es streute dir in deinen Sarg der Mai die ersten grünen Kränze; —
O schlaf in süßer Einsamkeit! der Nachruhm wacht an deinem Grabe.
Es brach dir meine Hand zum Strauß der Heideglocken letzte Gabe,
Die dir, der Kämpin ältrer Zeit,
Ein Sproß im Dienst der neuen weiht.

II.

Constanze P.

Mit scharfem Winterblasen
Haucht der Novemberwind,
Als sie in fahlen Rasen
Gelegt des Südens Kind
Im weiten ebnen Lande.
Am grauen Himmel wallt
Die nebeldüstre Flocke,
Und Sanct Johannis Glocke
Vom kleinen Kirchlein schallt.

Des Kindes Blicke suchten,
Sein erstes Lächeln sah
Die blauen Meeresbuchten
Der stolzen Adria
Im steilen Felsenkranze,
Begierig lauschte sie
Den Märchen der Levante
Von Smyrnas Vaterlande
An ihrer Mutter Knie.

O Land, wo Lorbeern sprießen,
Versunkne Tempel stehn,
Der Vorzeit Ströme fließen,
Der Helden Palmen wehn,
Du senktest in die Seele
Der Jungfrau einen Strahl

Vom Feuer deines Heros,
Des göttlichen Homeros,
Der Dichtkunst Wonn' und Qual.

Sie träumt von Sangessiegen,
Wo man den Kranz ihr flicht;
Seht ihr den Adler fliegen! --
Ein Pfeil, die Schwinge bricht,
Und die zum Kapitole
Apollos Kuß geweiht,
Wie fern ach dem Idole
Hing sich an ihre Sohle
Die rauhe Wirklichkeit!

O schmerzliches Erwachen
Aus Träumen voller Licht,
Wohl beugest du den Schwachen,
Den Starken brichst du nicht.
Fest steht er gleich der Eiche,
Stürmt Lebensnoth herein.
Es riefen ernste Pflichten,
Nun galt's nicht schön zu dichten,
Nun galt es groß zu sein.

Wohl über Länderweiten
Zog sie zum fernen Port,
Und Kinderseelen leiten
Ihr Beispiel und ihr Wort.
Ging Lieb und Glück zu Scheiter,
Und ob ihr Ruhm versagt,
Blieb heiter ihre Seele
Und hat nur, was sie quäle,
Der stillen Nacht geklagt.

Ein Sonnenblick im Grauen,
In schwerer Krankheitsnoth,
Ward ihr noch: zu erschauen
Der Freiheit Morgenroth.
Ein helles Seelenjauchzen
Rief Heil Italien zu;
Dann neigte sie voll Kummer

Ihr Haupt zum ew'gen Schlummer,
Zur langen Grabesruh.

O ruhe sanft Constanze!
Ward dir kein Lorbeerzweig,
Im weißen Rosenkranze
Geh' in des Hades Reich!
Gleich dir dort mancher wandelt,
Es kennt die Welt ihn nicht,
Er trägt geheim im Busen
Als Liebling aller Musen
Das herrlichste Gedicht.

Luise Hoffmann.

Täuschung.

Jüngst fühlte ich auf eine kurze Zeit
Von seinem Weh mein krankes Herz befreit.
Wer kennt mein Leid, der ist versucht zu fragen,
Wie solche Wandlung sich wohl zugetragen.

So hört! In einem reichgeschmückten Saal
Umgaben mich die Mädchen sonder Zahl;
Die Robe glänzt, es schimmert das Geschmeid,
Die Fiedel tönt, man ist zum Tanz bereit.

Nur mich allein umhüllet ein Gewand,
So schlicht und einfach wie man keines fand.
Aus wunder Brust preßt's mir die Worte schier:
„Wenn Pracht nur gilt, fühlst du verletzt dich hier."

Es lockt der Töne schmeichelnder Accord —
Umsonst, mich hält kein Blick, mich hält kein Wort.
Nichts fesselt mich, es zieht mich fort, so bang —
Und schwanken Tritts geh ich den Saal entlang.

Da plötzlich fühlt ich heftig mich umfaßt;
Es war dein Arm, der mich mit wilder Hast
An dich gepreßt, dein Blick, mir einst geraubt,
Du warst's, den ich verloren mir geglaubt.

O süßes Wort, o wohlbekannter Laut,
Was hast du eben leise mir vertraut?
„Mein liebes Kind, hast lang genug geweint,
„Sei ewig mir in treuer Lieb vereint!"

Du sprachst's, und auf den heißen Lippen glüht
Ein erster Kuß, der durch die Seele zieht.
Fahr wohl, mein Glück! erreicht, genossen kaum,
Du bist dahin, — mein Glück, es war ein Traum.

Emma Passing.

Die erste Rose.

Du Rose, bist der Freude,
Der heil'gen Liebe Pfand;
Ich grüßte dich von Herzen,
Kamst mir aus theurer Hand.

Laß mich an dir ergötzen,
Laß zarte Pfleg' dir weih'n,
Damit dein junges Lieben
Mög' blühen und gedeih'n.

Und, wenn dein kurzes Dasein
Hier dich verlassen sollt',
Ruhst du im schwarzen Sarge,
Verbrämt mit blankem Gold.

Da liegst du, eine Mumie;
Vertrocknet, doch geschaut,

Du meine liebe Rose,
Von ihm mir anvertraut.

Du liegst in dem Gebetbuch,
Aus dem ich Trost erfleht,
Das, wenn sie mich begraben,
Mit mir zu Grabe geht.

Emma Passing.

Epigramme von Adolph Pichler.

Stoff.

Nicht das ewige Rom mit seinen prunkenden Tempeln,
Welche mit Völkerraub Sieg und Triumphe gefüllt,
Ward mir zum Liede bestimmt; doch ragen die mächtigen Alpen,
Gletscher krönen das Haupt, Reben umwinden den Fuß.
Wie Horaz und Properz des Homeros Lieder vernahmen,
Stolz im Marmorpalast, hör' ich im Wald den Gesang.
Selbst die Vorzeit wird lebendig auf grünender Alpe,
Tritt Cumäos zu mir keck in des Sennens Gewand.
Keine der Musen bleibt mir fern, es lächelt die Liebe
Freundlich und hold, wie sie je nur dem Römer gelacht,
Lorbeer wächst und Jasmin auch hier, zum Kranze gewunden
Prangt er mit Edelweiß schön an der Stirne der Maid.
Sollt' ich wählen, ich nähm' nicht für Traminer Falerner,
Syrischer Salbe Gedüft spendet der nordische Speik.

Metamorphose.

Glaube mir Mädchen, gewiß! das sagen dir alle Gelehrten:
Oft in Blume und Thier wandelt sich Menschengestalt.
Wär' es schrecklich dir nicht, am Wege zu stehen als Klette,
Welche an jeden sich hängt, aber auch jeden zersticht?

Das Kloster.

Ja das war an der Zeit! Du drohtest mir mit dem Kloster:
Dieses schelmische Aug' in die Kapuze versteckt!

Zwar zu büßen iſt viel; gar manchen haſt du verwundet,
Selbſt das ſanfteſte Herz grimmig entzündet zur Wuth.
Fremde und eigene Schuld! doch werde dir beides verziehen,
Wenn mir die Liebe vergibt, was mir die Liebe geraubt.
Willſt du es thun? — „Nein, nein!“ — So geh du zur Strafe ins Kloſter!
Bald jagt Eros der Schalk dich zu der Zelle hinaus.

Ertappt.

Hab ich dich endlich ertappt! vergebens ſuchſt du zu läugnen:
Was dein Mund mir verſagt, kündet verrätheriſch der Blick.
Langſam gingſt du vorbei, geſenkt die ſeidene Wimper,
Doch nicht zähmt ſie das Aug, leuchtend ein Stern durch die Nacht.
Ja ich hab es geſehn! mir folgten die glühenden Blicke;
Hätt' ich es nicht geſehn, hätt' ich es dennoch gefühlt.
Leiſe zittert der Baum im Herbſt bei dem Wehen des Windes,
Welcher der goldenen Frucht ſchützende Blätter entführt.
Schütteln will ich ſie nicht, bald folgt ſie ſelber dem Winke
Und ſinkt ſchwellend und voll ſanft in des Harrenden Schooß.

Heiligenſchein.

Mädchen mit goldenem Haar! wärſt du nicht neckiſch und ſchalkhaft,
Würde dein goldenes Haar jetzt ſchon ein Heiligenſchein.

Vor Anker.

Mädchen mit goldenem Haar! die Schiffe hält man am Taue:
Mich zu halten genügt einzig ein Härchen von dir.

Der erſte Kuß.

Bringt mir Wein von Terlan, doch füllt den gediegenen Humpen!
Heute dem erſten Kuß gelte die wonnige Fei'r!
Wie ſie lang ſich geſträubt, das Köpfchen bog auf die Seite,
Bis die Locke des Haars ſich im Gezweige verfing!
Halb unwillig als Raub, ſo ſchien es, duldete den Kuß ſie,
Während Purpurglut über die Wangen ihr floß;
Schelten wollte ſie mich, da raubt' ich ſchon ihr den zweiten,
Und ſie lächelte ſanft, bot mir entgegen den Mund.
Eros liebliches Spiel wir lernten's in heißer Umarmung:
Dir o ſchützende Nacht weihe den Becher ich heut.

Guter Rath.

Mit dem Liede, o Freund, willſt du dir erobern das Mädchen,
Das voll Trotz dich verſchmäht ſpottend mit lieblichem Mund?
Ach vergebens beſingt die Nachtigall klagend die Roſe,
Während die muthige Hand raſch aus den Dornen ſie holt.
Selbſt den herrlichen Gott im Arm die goldene Leier
Floh verſchüchtert die Maid, ließ ihm den Lorbeer zurück.
Sei ſo reizend das Lied, wie's je die Liebe geſungen,
Singſt du nur, ſo gewinnſt ſchwerlich du Gruß je und Kuß.
Wirb mit feurigem Blick und nicht mit Thränen der Sehnſucht,
Wenn du die Blumen ihr beutſt, pflücke den Lohn ihr vom Mund!
Heißer im Süden rollt das Blut in ſchwellender Ader,
Was ſich der Norden erſeufzt, beut ſich dem Kühnen von ſelbſt.
Wo zur Ulme ſich ſchlingt die Rebe und bändigt die Zweige,
Schmiegt ſich das Mädchen gern, der ſie umfaſſet, dem Arm.
Wag es, o Freund! zahm ſchweigt der Trotz des italiſchen Mädchens,
Wie ſich Italien einſt deutſchen Cäſaren gebeugt.

Die Pappel.

Pappel am ſtaubigen Weg, du reckſt die Zweige ins Blaue
Recht wie ein Parvenü, Schatten doch ſpendeſt du nicht.

Die Tanne.

Hoch im Gebirg ſtand ich; ich hörte das Rauſchen des Stromes,
Und die Lawine glitt krachend vorüber an mir,
Donner ſangen mich ein, in dem Mondſchein tanzten die Elfen,
Bis mich frühe der Aar weckte mit heiſerem Schrei.
Tief in das Mark drang mir das Jauchzen des kräftigen Senners,
Fiel die Gemſe dem Schuß, bebte mir bang das Gezweig.
Endlich ſpäht' er mich aus der Meiſter; vom Beile getroffen
Fuhr ich ſauſend zu Thal, wo mich die Säge zerſchnitt,
Brettchen und Brettchen verband des Kundigen Hand dann zur Geige,
Wundern dürft ihr euch nicht, daß ſie ſo zauberiſch tönt.
Jauchzend im Todesſchmerz und weinend in zuckender Wonne:
Was die Tanne gelebt, tönt ſie hinaus in die Welt.

Die Eiche.

Deutſchlands Eiche du wärſt der herrlichſte unter den Bäumen,
Zehrte der Wurmfraß nicht Knospen und Blätter dir ab,

Die Eisenbahn.

Pindaros fasse kühn die mächtige dorische Leier!
Hörst du den gellenden Pfiff, siehst du den schwellenden Rauch?
Aetnas Krater ist hier, wo wild Titanen sich wälzen,
Hierons Rosse besiegt — siehst du's? — der treibende Dampf.

Die Hummel.

Brummend nahst du den Blumen und brummend saugst du den Honig,
Hummel! ein Rezensent ging uns verloren an dir.

Antik.

Kalt dem flüchtigen Blick erscheint die Antike zuweilen,
Doch wie der Edelstein strahlt sie von innerer Gluth.

Deutschland.

Gleich dem Ganzen bestimmt der Rechner die Summe der Theile:
Eine Summe bist du, aber ein Ganzes doch nicht.

Rezensenten.

„Sagt, gehört er zur Zunft?" — Er steht auf eigenen Füßen. —
„Tadeln können wir nicht, schweigen wir lieber von ihm!"

Der Denunziant.

Trägt das heilige Kreuz die giftige Spinne am Rücken,
Trägst du's keck an der Brust, giftiger Denunziant.

Der Hahn.

„Tödtet den Hahn!" so rief die Eule grimmig den Eulen,
„Weil er Aurora weckt, wenn er zu krähen beginnt!"
Und bald lag er zerzaust. Es mußt' entflieh'n das Gezüchte,
Als die Sonne sich doch leuchtend am Himmel erhob.

Reaction.

„Seht, ich habe gesiegt!" so ruft laut prahlend der Winter,
Hungriger Raben Schaar krächzt zu des Sturmes Gebraus.
Hast du gesiegt? Sieh her! das Veilchen keimt dir zu Füßen
Und mit Jubelgesang steigen die Lerchen ins Blau.

Glückwunsch.

Nicht ein seidenes Kleid gewebt auf fränkischem Webstuhl,
Oder goldenen Schmuck bieti ich zum heutigen Fest.
Wenn mich die Muse begrüßt, so meidet mich spröde der Reichthum,
Nur die fleißige Hand sichert des Tages Bedarf.

Wenig besitzen wir, das wenige segnet die Liebe,
Und des Tages Bemühn hebt uns mit ehrlichem Stolz.
Freue der Blumen dich, der Spende des üppigen Herbstes,
Welche die treue Hand pflanzte im scheidenden Jahr!
Schneesturm meldet sich schon am Scheitel der Berge, so laß uns
Kränzen den funkelnden Wein, ehe die Sonne versinkt!
Hoch und noch einmal hoch! so treffe der Frühling uns wieder,
Füge zum stillen Glück lächelnd den farbigen Schmuck.

Schneeflocken.

Alles vom Frost erstarrt, der Sturmwind pocht an die Fenster
Und im wirbelnden Kreis treiben die Flocken dahin.
Mich umschlingt dein Arm an dem heiligen Feuer des Herdes,
Küsse wie Flocken so viel spendet dein rosiger Mund
Und dein trauliches Wort tönt süß wie die Stimme der Vögel,
Wenn sie das Nestchen froh bauen im grünenden Laub.

Frühlingshoffen.

Schlummernd in dem Schooß der Erde
Ruht die Saat, die wir gestreut,
Harrend, daß es Frühling werde,
Träumend von der goldnen Zeit,
Die, begrüßt von Friedensklängen
Unter weißem Blüthenzelt,
Unter jubelnden Gesängen
Einzieht in die frohe Welt.

Wenn ihr Herold auf des Sturmes
Fittig durch die Lüfte saust,
Um den First des grauen Thurmes
Wild der Föhn der mächt'ge braust,
Wenn die Wasser von den Bergen
Rauschen in das stille Thal
Und hervor aus weißen Särgen
Sich der Keim der grüne stahl;

Wenn des Winters Frost dem Dränger
Dem gewalt'gen weichen muß,
Und das Heer der luft'gen Sänger
Bringt dem Lenz den ersten Gruß:
Welches Hoffen füllt die Seelen,
Welches Sehnen, welche Lust!
Jubel tönt aus allen Kehlen,
Freude lebt in jeder Brust!

Doch was mischt nun banges Zagen
Sich in's gottentstammte Glück?
Warum bebt vor deinen Tagen
Holder Lenz die Welt zurück?
Gehst du nicht auf Blumenwegen,
Folgst du nicht der Brüder Spur?
Willst versagen deinen Segen,
Deine Blüthen unsrer Flur?

Warum ist der Blick umdüstert,
Der nach deinen Freuden späht?
Weil ein banges Ahnen flüstert,
Daß sie Wettersturm verweht:
Einen Sämann sah ich gehen
Und mit vielgeschäft'ger Hand
Samen in die Furchen säen
In das aufgewühlte Land. —

Einen Sämann, der voll Wonne
Harrt auf die gelegte Saat,
Der da hofft, daß deine Sonne
Zeitigt sie zur reifen That;
Was er sät, sind Blut und Flammen:
Blut und Flammen kann allein
Aus der Saat des Fluches stammen;
Willst du ihr Erwecker sein? —

Süßer Frühling, deine Freuden
Sind des Friedens Kinder nur, —
Sollen Völkerhaß und Leiden
Blühen auf des Lenzes Flur?

Deiner milden Sonne Strahlen
Fallen auf ein Schreckensbild,
Das des Krieges Flammen malen,
Der die Welt mit Grauen füllt?

Höher schwellen schon die Wogen
Und die Luft ist dumpf und schwer;
Ja, der Herold kommt gezogen
Auf des Sturmes Fittig her:
Einen Frühling will er künden,
Doch das Wetter zieht voraus.
Wollt ihr Frühlingskränze winden,
Bebt nicht vor des Sturmes Graus!

J. Priem.

Die Theilung der Erde.

(Frei nach Schiller.)

Herr Zeus, der alte Griechengott,
Saß in der Sophaecke
Und seiner feinen Cuba Dampf
Flog ringelnd an die Decke;
Frau Juno war seit langer Zeit
So freundlich nicht als eben heut;
Drum war's ihm sehr gemüthlich.

Und weil er eine ganze Welt
Just hatte zu verschenken,
So gab er sie den Menschen hin
Heut ohne viel Bedenken
Und sprach: Nehmt, sie soll euer sein,
Doch theilt euch brüderlich darein,
Sonst fang ich an zu blitzen.

Da ward's lebendig auf der Welt,
Da kamen sie in Horden
Von Ost und West die Menschen her,

Von Süden und von Norden,
Da baute jeder sich sein Nest
Und setzte sich behaglich fest
Und fing an zu handthieren. —

Und als nun Alles fertig war
Und arrangirt auf's Beste,
Da kam auch der Poet herbei
Und sucht nach einem Neste,
Er suchte hier und suchte dort,
Doch nirgends fand er einen Hort
Für sich und für die Seinen.

Er lief die Straßen auf und ab
Bei Wettersturm und Regen,
Er klopft an alle Thüren an
Und fragt auf allen Wegen,
Er liest Plakat und Anzeigblatt,
Ob Niemand eine Wohnung hat:
Zwei Zimmer, Küch' und Kammer.

Doch was man sucht, das findet sich,
Er ist ja leicht zufrieden,
Und sieh', ein freundliches Quartier
Ist wohlfeil ihm beschieden —
Da tritt in fragender Gestalt
Des Schicksals finstere Gewalt
Zerstörend rasch dazwischen.

Verehrter, Sie entschuldigen —
Sie haben wohl Familie?
O ja, Franz, Hans und Eduard,
Luise und Ottilie,
Und dazu eine brave Frau,
Die nimmts in Allem recht genau
Und thut nur wenig zanken.

Verzeihen Sie, da thuts uns Leid:
Fünf Kinder! Gott im Himmel,
Da hört den ganzen Tag nicht auf
Das Schreien und Getümmel. —

Verblüfft zieht unser Miether ab,
Gestützt auf seinen Wanderstab
Geht er voll Sorgen weiter.

Er läuft durch viele Straßen noch,
Um ein Asyl zu finden.
Doch ach, wer kann des Schicksals Lauf
Erfassen und ergründen? —
Vergebens, wo er forscht und fragt,
Ist Alles, Alles schon versagt. —
Da fängt er an zu klagen:

So läßt du deinen treusten Sohn
In Noth und Kummer stecken,
O Zeus! Kannst du in keiner Brust
Für ihn Erbarmen wecken?
So wird dein Segen mir vergällt,
Und ich muß deine schöne Welt
Nun heimathlos durchwandern? —

Da sprach der Gott: Was ist zu thun?
Bei mir ist Platz im Himmel,
Wenn du ein rechter Dichter bist,
Dann flieh das Weltgetümmel!
Kannst auf Walpurgis zu mir ziehn,
Der Weg ist steil, doch findet ihn
Wer ihn versteht zu suchen.

Der Dichter steht getröstet auf,
Schlägt muthiger die Saiten;
Erhobnen Hauptes sieht man ihn
Auf seinem Wege schreiten,
Doch ach, bis zu dem Augenblick
Ließ ihn sein neckisches Geschick
Das Ziel noch nicht erreichen.

Ein wenig näher ist er wohl
Dem Ziele schon gekommen,
Den vierten Stock, gleich unterm Dach,

Den hat er schon erklommen.
Wenn's auch noch nicht der Himmel ist,
So denkt er doch: ein guter Christ
Der läßt nicht ab zu hoffen! —

J. Priem.

Haspingers Tod.

Was hör' ich? Wiederum ein Grab
Für einen von den Alten?
Der alte Rothbart stieg hinab,
Den Ruheschlaf zu halten.

So schlafe still! Die Salve kracht
Und die Gewehre klirren,
Doch mögen in der Todesnacht
Sie kaum dich noch beirren.

Es weint um dich dein Vaterland,
Die Trauerglocken schallen, —
Die Thräne doch verfließt im Sand,
Die Glocke muß verhallen.

Auf's frische Grab legt einen Kranz
Mit bebender Hand der Sänger —
Doch schnell verblaßt der Blumen Glanz
Und leuchtet nicht mehr länger.

Denn eitel Alles unter'm Licht
Der Sonne hier auf Erden. —
Doch Eines ist, bei Gott! es nicht
Und muß zur Wahrheit werden.

Dich, alter Rothbart treubewährt
Wird einst ein Rothbart wecken,
Mit Kaiserkron' und Kaiserschwert
Am Tag der blut'gen Schrecken!

Wenn Deutſchland fremder Völker Raub,
Dann muß der Held erſcheinen
Und wird es heben aus dem Staub,
Und feſt zum Kampf vereinen.

Dann Rothbart komm im Sturmgebraus
Und ſchwing im Sonnenlichte
Dein blitzend Schwert und zieh voraus
Zum ſchrecklichen Gerichte!

Und mit dir zieht dein altes Land
Wie einſt zum Siege wieder
Und wirft mit eiſenfeſter Hand
Die alten Schranken nieder.

Chr. Schneller.

Der Poeſie Abſchied von Tirol.

Es wandelt ſtill durchs nächtige Land
Die Poeſie in Thränen,
Den Wanderſtab in ihrer Hand,
Im Herzen Schmerz und Sehnen.

Die letzten Alpenroſen bricht
Sie von den Felſenwänden,
Und weinend hüllt ihr Angeſicht
Sie mit den zarten Händen.

Dort an dem dunkeln Felſenquell
Schöpft ſie zum letzten Male
Den Labetrunk ſo friſch und hell
In die kryſtallne Schale.

Und in die Kirche tritt ſie ein
Und netzt mit Thränen milde
Den kalten weißen Marmorſtein
Bei Hofers Heldenbilde.

Rings sind die Helden aufgewacht;
Mit wundervollen Tönen
Wird fragend laut die dunkle Nacht —
Doch Antwort sind die Thränen.

Sie tritt hinaus und schwingt in Hast
Empor sich zu den Sternen,
Bei der Frauhitt da hält sie Rast
Und blicket in die Fernen.

Und blickt ins stille Land herein,
Wo stumm mit hellem Blinken
Im prachtvoll milden Sternenschein
Die weißen Gletscher winken.

„Sie sind vorbei, an Glück so reich,
Die schönen alten Tage,
Es stürzt dein Wald, es stirbt zugleich
Mit ihm des Volkes Sage.

„Die draußen schritten vorwärts schnell
Vom Ruf der Zeit getrieben,
Doch du verschliefst den Morgen hell
Und bist zurückgeblieben.

„Da liegst du düster, öd und alt
Gleich bröckelnden Ruinen,
Bewachsen dicht vom Föhrenwald,
Vom Mondeslicht beschienen.

„Doch wo die Eulen flattern, kann
Die Poesie nicht singen,
Nur wo erglänzt der helle Tag,
Kann frei ihr Lied erklingen.

„Du stilles Land, so lebe wohl
Und nimm die letzten Grüße,
Und nimm von mir, mein Land Tirol,
Der Liebe letzte Küsse!“ —

Und nieder ſchleudert in die Kluft
Sie die kryſtallne Schale,
Da rauſcht ein Donner durch die Luft,
Durchzuckt vom Blitzesſtrahle.

Es ſinkt die Wetterwolke grau,
Verhüllt die lichten Sterne,
Doch ſie ſchwebt auf in's Himmelblau,
Verſchwindend in der Ferne. —

Chr. Schneller.

Sprüche für das deutſche Sängerfeſt in Nürnberg.

Daß zur Verſchönerung des Feſtes auch die Kunſt das Ihrige beitrage und Nürnberg in einem ſeiner geſchichtlichen Bedeutung würdigen Gewande vor den Gäſten erſcheine, beſchloß der Feſtausſchuß ſämmtliche Thore der Stadt in angemeſſener Weiſe zu verzieren und die hiſtoriſch wichtigſten Häuſer mit Bildern zu ſchmücken, welche deren Bedeutung ſinnbildlich darſtellen und die große Vergangenheit vor den Augen der Feſtgenoſſen wieder beleben möchten. Die Dichtkunſt ſollte der Malerei und Plaſtik dienend zur Seite ſtehen und in einfachen Sprüchen ergänzen, was die Kunſt beim erſten Anblick noch dunkel ließe. An Nebenthoren mußte der Spruch mit einigen Laubgewinden die Stelle der Decoration ſelbſt vertreten. Ferner wurde die Feſthalle am Eingang wie im Innern mit Sprüchen geſchmückt, die wie auf Bänder geſchrieben da und dort an Säulen und Wänden hingen. Viele derſelben ſind allerdings ſchon in Zeitſchriften oder ſonſt abgedruckt erſchienen; wir glauben indeß unſern Freunden mit einem Geſammtabdruck der Sängerfeſtſprüche keine unangenehme Gabe zu bieten, zumal jene Einzelabdrücke vielfach fehlerhaft waren. Einige Sprüche, deren Anheftung vom Feſtausſchuß beſchloſſen, aber aus Mangel an Raum unterblieben war, ſind ebenfalls hier mit aufgenommen:

I. Auf dem Feſtbanner.

Deutſches Banner, Lied und Wort
Eint in Liebe Süd und Nord.

Hoffmann und Priem.

II. An Thoren.

Frauenthor [1]).

Von ihrer Zinnen Höhe, von ihrer Thürme Kranz
Begrüßt die Stadt, die alte, des heutigen Tages Glanz.
Der Feste sah sie viele, ein solches nimmermehr:
Zieh ein in ihre Mauern, du fröhliches Sängerheer!

Priem.

Königsthor [2]).

Heil euch! und Heil der guten neuen Zeit,
Die herbrauft auf des Feuers Flügelroſſen!
Es endet ſich der Stände wirrer Streit,
Gewerb und Kunſt ſich einen zu Genoſſen,
Der Forſcher löſt der Satzung ſtarre Bande,
Und Lied und Wort frei ſchallen durch die Lande.

Hoffmann.

Marienthor [3]).

Mein Name iſt eine hohe Zier;
Mit Stolz kann ich ihn tragen,
Erhabne Frau, zu Ehren Dir,
Der unſre Herzen ſchlagen.

Priem.

Kaſematte [4]).

Wer nicht bei Tag kommt, bleibet drauß!
Ich halte Ordnung hier im Haus,
Geh mit den Hühnern ſchon zur Ruh
Und ſperr um Acht mein Thürlein zu.

Hoffmann.

Wöhrder Thor.

Singſt Fremdling du auch Baß nicht noch Tenor,
Haſt du ein treues Herz und offnes Ohr
Für deutſchen Bruderſanges vollen Chor,
Zieh ein durchs gaſtlich offne Wöhrder Thor!

Beeg.

Lauferthor [5]), a) von innen.

Du ſchmucke Schaar mit Bändern und mit Fahnen,
Dem Ziele nah umweht dich aus dem Stein,

Dem altersgrauen, noch vom Geiſt der Ahnen
Aus großer Zeit ein heller Wiederſchein.
Durch Eintracht, ruft er, wuchs auch dieſer Thurm
Zum Himmel an und trotzet jedem Sturm.

Hoffmann.

b) von außen.

Wie's mächtig doch zuſammenklingt,
Wenn Deutſchland treu zuſammenſingt,
Von einem Tacte getragen!
Und haltet ihr aus in feſtem Muth,
So eins wie heute mit Gut und Blut,
Bald ſchweigen die alten Klagen.

Hoffmann.

Maxthor.

Das alte Nürnberg rühmte gern
Wohl Kaiſer Max, den lieben Herrn;
Dem hing es an in Treue.
Doch König Max, ſein Ebenbild,
Der edlen Künſte Schirm und Schild,
Rühmt huldigend das neue.

Hoffmann.

Veſtner Thor.

Ich bin das alte Veſtner Thor;
Komme dir wohl gar trutzig vor.
Laß dich nicht trügen durch den Schein,
Zieh unverzagt und luſtig ein!
Ich weiß, gar bald bekennſt du gern:
Die rauhe Schal' hat ſüßen Kern.

Beeg.

Thiergärtner Thor.

Fürcht dich nicht lieber Geſelle mein!
Trittſt zwar in einen Garten ein,
Wo „wilde Thiere“ [6]) wohnen;
Doch ſingeſt du ein Liedlein fein,
Gleich werden ſie zahm und freundlich ſein
Und ſicher dein verſchonen.

Hoffmann.

Neues Thor.

Ein Gleichniß bin ich dieser Stadt,
Ein altes Thor und doch das neue:
Schon mancher Gast genossen hat
Als neu hier alte Lieb und Treue.
Komm guter Freund! sollst auch verstehn,
Wie neu und alt zusammengehn.

Hoffmann.

Haller Thürlein.

Wär' wie die andern ich groß und weit!
Möchte mich dehnen und recken.
Muß in Scham und Schüchternheit
Leider mich tief verstecken.
Stürmen die deutschen Sänger herein,
Haller-Thürlein ist viel zu klein.

Hoffmann.

Spittlerthor [7]), a) links unter der Figur Fürth.

Es nahet herzlich dir im Festgewand,
Nicht wie in Tagwerks mühevollem Jagen,
Die Schwester heut und reichet ihre Hand,
Zu rasten selbst an deinen Ehrentagen.
Sind wir in Fleiß und Sorge treu verbunden,
So laß uns theilen auch die guten Stunden.

Hoffmann.

b) rechts unter der Figur Nürnberg.

Du trägst mit uns des Jahres schwere Last,
O Schwesterstadt voll Arbeit und voll Plage,
Durcheilest dieses Thor in jäher Hast
Mit flüchtigem Fuß bei jedem Stundenschlage.
Drum sei willkommen auch am Freudenfeste,
O Nachbarin! wie alle deutschen Gäste!

Hoffmann.

Walchthor.

Weißt hier zu Land du einen bösen Schalken?
Hier ist das Walchthor: schaff ihn her zum Walken!

Hoffmann.

III. An Häusern.

Albrecht Dürers Geburtshaus.

Ich prange auch im Festesschmuck, weil hier des Meisters Wiege stand,
Der treu im Bilde wiedergab, was er im Herzen tief empfand.
Das Kind schon hat der Genius der Kunst mit seinem Kuß geweiht,
Drum grünt auch um des Mannes Haupt des Ruhmes Kranz für alle Zeit.

Priem.

Albrecht Dürers Wohnhaus.

Von diesem schlichten Bürgerhaus
Ging einstens eine Leuchte aus;
Die spendete klaren göttlichen Schein
Weit über alle die Lande hinein.
Das Licht strahlet hell und wird nimmer getrübt,
So lang eine Kunst, eine deutsche es gibt.

Weiß.

Hans Sachsen Haus.

Die ihr vor meinem Hause steht,
Laßt euch, bevor ihr fürbaß geht,
Noch sagen einen guten Spruch:
Singen ist fein, doch nicht genug.
Müßt fleißig das, was die Meister sagen
Auch heim in Städt' und Häuser tragen,
Daß Fried und Einigkeit erwachs
Durchs deutsche Land: das wünscht Hans Sachs.

Hoffmann.

Willibald Pirkheimers Haus.

Der Musen Schirm, der Kunst ein Freudenhort,
Dem Rath und Kaiser treu mit That und Wort,
Der Besten Freund durchs ganze deutsche Land,
Pirkheimer war's, ein Vorbild seinem Stand.
Daß Adel und Verdienst die Hand sich reichen:
Ihr Edlen gehet hin und thut desgleichen!

Hoffmann.

Peter Vischers Haus.

Was er in stiller Kammer hat ersonnen
Und in dem Kreis der Freunde reif bedacht,

Hat in der Werkstatt die Gestalt gewonnen,
Und Kunst und Fleiß hat es zu Tag gebracht.
Wenn sich Gewerb und Kunst die Hände reichen
Und eines Meisters Kraft das Bündniß weiht,
So wird, wie unsers Vischers Werke zeigen,
Das Herrlichste erzielt für alle Zeit.

Priem.

Haus Rieters von Kornburg [8]).

O Zeit voll Kraft und Herrlichkeit, wo Bürger gleich den Rittern
Turniren stolz auf hohem Roß, bis die starken Lanzen splittern!
Der Kaiser sitzt an Rieters Haus, schaut über den Markt, den weiten,
Nickt gnädig solchen Bürgern zu und solcher Gesellen Streiten.

Hoffmann.

Veit Stoß [9]).

Trug auch der fromme Künstler selbst, Veit Stoß,
Im engen Gäßchen sein bescheiden Loos,
Soll sein Gedächtniß doch im Lichte leben,
Und wie im Lorenzdom sein Engelsgruß
Weit sichtbar der Gemeinde, also muß
Auch vor der Nachwelt hell sein Name schweben.

Hoffmann.

Martin Behaim.

Den Erdball hab mit Wissensdrang
Durchforscht ich all mein Leben lang;
Doch zog es voll Begeistrung hin
Nach Westen mir zumeist den Sinn,
Und hab ich nicht mein Ziel erreicht,
Den Weg hab ich zuerst gezeigt.

Weiß.

Scheurls Haus.

Es ging hier in der Scheurl Bürgerhaus
Als Gast der Kaiser selber ein und aus,
Wollt' er der Hofburg stolzes Prangen meiden.
Drum bleibet Nürnberg, das den Fürsten ehrt,
Doch auch was hält auf eignen Bürgerwerth,
Sein „Kaiserstüblein" lieb für alle Zeiten.

Hoffmann.

Adam Krafft's Haus.

Ein Steinmetz war ich, mit Vergunst,
Hab treu geübet meine Kunst
Und für das heilige Sacrament
Geschafft bis an mein spätes End.
Sanct Lorenzkirch birgt mir zum Glück
Mein allerbestes Meisterstück.

Weiß.

Katharinenkirche [10]).

Ihr Sänger einer neuen Zeit,
Wir grüßen euch mit Freudigkeit,
Wir von der Kunst des Meistersangs,
Die sich befliß des reinen Klangs;
Und weil ihr auch zur Kunst gehört,
Seid doppelt ihr von uns geehrt.
Wir kehren im Geiste bei euch ein
Und wollen gute Merker sein.

Priem.

Grübels Haus,

Will aner wiss'n, wöis ba Reichsstadtzeit höi gwös'n,
Soll er ner döi Gedicht von unsern Grübl lös'n.
Der haut sei Burger kennt, nix glauss'n aus der Acht,
Und haut a no derzou Nörnberger Tröichter gmacht.

Weiß.

Bahnhof, a) bei der Ankunft.

Mit des Dampfes raschen Schwingen durch die Welt der Sänger zieht,
Doch noch rascher in die Herzen dringt sein liebes deutsches Lied.

Priem.

b) bei der Abfahrt.

Lebt wohl! Das ist das letzte Wort,
Wenn uns des Festes Freude schwindet.
Doch bleibt die Hoffnung unser Hort,
Daß uns ein Vaterland verbindet.
Wenn alles flieht und alles schwand:
Ein Vaterland! das deutsche Land!

Priem.

Dutzendteich [11]).

Empor auf hohen Säulen, von blauem Gewölb umspannt
Ragt hier ein luftig Gebäude mit frischer grüner Wand,
Und tausend kleine Sänger rufen euch zu mit Schalle:
Ei grüß euch Gott ihr Brüder in unserer lustigen Halle.

Hoffmann.

IV. An der Sängerhalle.

a) Am Eingang.

1.

Gezimmert steht die Halle dem vollen deutschen Gesang.
Aus vollen Herzen schalle der Einheit stolzer Klang!

2.

Ihr Deutsche aus allen Gauen zieht ein durchs offne Thor!
Hier tönt dem Vaterlande zum Preis ein mächtiger Chor.

3.

Zum Tempel hoher Freude ist diese Halle gebaut.
Drum strahlt sie so hell in Farben und klinget von Liedern so laut.

Hoffmann.

b) Im Innern.

Wie der immergrüne Epheu
Sich um Nürnbergs Mauern schlingt,
Schlingen sich um's Herz die Töne,
Wenn ein deutsches Lied erklingt.

Hektor.

Haltet auf dem Lebensgang
So in allen Dingen
Festen Takt und reinen Klang.
Wie in eurem Singen! [12])

Beeg.

Was des Menschen Herz erhebt
Preise eures Liedes Klang,
Doch dem heil'gen Vaterland
Gelte euer schönster Sang!

Beeg.

Wer hat fröhlich Herz zum Singen,
Starken Arm, ein Schwert zu schwingen,
Der hat Theil an guten Dingen.

Beeg.

Das Lied ist aller Zwietracht Feind
Und stärker als ein Heer;
Das Lied ist's, das uns einig macht
Zu Schutz und Trutz und Wehr.

Priem.

Des deutschen Liedes mächt'ger Schall
Dringt in die Herzen überall;
Es tönt am fernen Meeresstrand:
Am schönsten doch im Vaterland.

Priem.

Deutsches Lied erhebt den Muth,
Deutsche Kraft macht alles gut.

Priem.

Zum Licht durch Dunkelheit,
Zur Eintracht durch den Streit,
Zum Glück durch schwere Zeit.

Beeg.

Viel Farben eine Glut,
Viel Klänge eine Fluth,
Viel Stämme und ein Blut,
Viel Sänger und ein Muth.

Hoffmann.

Es strahlt der lichte Edelstein
In Gold gefaßt mit hellerm Schein:
So wird des Dichters Wort verschönt,
Wenn es als Sang zum Herzen tönt.

Beeg.

Gold — die deutsche Redlichkeit,
Roth — das Tagen schöner Zeit,
Schwarz — der tiefe Ernst der That:
Das bedenke früh und spat!

Beeg.

Was euer Herz Edles erstrebet und sucht:
Im Liede die Blüthe, in Thaten die Frucht!

Beeg.

Viel Aeste trägt der Eiche starker Schaft,
Aus tausend Stimmen schallt des Chores Kraft:
So wird des deutschen Volkes Macht erscheinen,
Wenn deutsche Herzen brüderlich sich einen.

Beeg.

Dein Panzer sei die Lieb zum Vaterland,
Die Treue waffne mit dem Schwert die Hand,
Die Einigkeit erhebe dein Panier,
Und deutscher Sang sei deine Lust und Zier!

Beeg.

Deutsches Lied, deutscher Muth,
Deutsches Schwert in Gottes Hut!

Seiler.

Stehst du fern in fremdem Lande
Freundlos und verlassen da:
Nur ein deutsches Lied gesungen!
Und die Heimath ist dir nah.

Hektor.

Was immer Land vom Lande
Und Volk vom Volke schied:
Die deutschen Herzen schlagen
Zusammen im deutschen Lied.

Hektor.

Andre Zeiten, andre Sitten, andre Ziele, andre Geister:
Wo geblüht die Meistersänger, glänzen heute Sangesmeister.

Priem.

Ein Lied im Leid,
Ein Schwert im Streit,
Vereint allzeit!

Hektor.

Wein, Liebe und Gesang:
Drei Töne und ein Klang;

Stolz, Einheit, Machtgewinn:
Drei Farben und ein Sinn.

Hektor.

Hoch das Banner, kühn voran!
Frisch das Lied und frei die Bahn!

Weiß.

Banner, Lied und scharfes Schwert
Halten deutsche Männer werth.

Weiß.

Aus dem Liede tönt
Was das Leben krönt.

R.

Ist aufwärts die Kehle gedrungen
Des Liedes sengende Glut,
So stürzet die Kehle hinunter
Des Bieres kühlende Fluth [13].

Hektor.

Beide Wolfgang bleiben doch
Liedes feste Säulen.
Müßt nach hundert Jahren noch
Mit den Wölfen heulen.

Hoffmann.

Ein Weber webte mit hellem Klang;
Das tönte wie liebliche Lieder
Und hallt noch heute wie süßer Sang
Von Berg zu Thale wieder.

Hoffmann.

Im Felsenthale preist den Herrn
Ein Bach mit der Orgel Rauschen.
Der Waller steht und staunt von fern
Und horcht mit andächtigem Lauschen.

Hoffmann.

Rühmt immer eure Kaiserstadt
Am schönen Donaustrand:
Mit Gunst, ihr Herrn! Bach-Händel hat
Doch auch das Sachsenland.

Hoffmann.

Der Sänger iſt kein leichtes Blut
Mit Schlemmen und Verzehren;
Zwar liebt er Scherz und frohen Muth:
Doch hält er den Kreutzer in Ehren.

Hoffmann.

Nicht bloß die Juriſten,
Auch Sänger ſind ſchlechte Chriſten:
Glauben, Schöpfung und Jahreszeiten
Stammen von einem alten Haydn.

Hoffmann.

Im Feuerwagen fliegeſt du empor,
Erhabner Mendelsſohn, zu früh den Deinen,
Zu dirigiren dort den Pſalmenchor
Der Sänger, welche vor dem Herrn erſcheinen.
Du ſtünd'ſt — o könnten wir zurück dich rufen! —
Mit deinem Taktſtock ſonſt auf dieſen Stufen.

Hoffmann.

Fort mit ini und etti:
Bellini, Donizetti!
Hoch deutſche Art:
Mozart!

Hoffmann.

Nicht braucht ihr für Franz Schubert noch
Den Immortellenkranz zu winden:
Schaut in der Sänger Herzen doch!
Da werdet ihr ihn lebend finden.

Hoffmann.

So lang ein deutſcher Sänger trinket vom goldnen Wein,
Wird von Zweien er ſingen und ſagen, die ſtehn zu Bonn am Rhein;
Der ſchuf die Harmonieen, der hat im Liede gewarnt:
Beethoven heißt der eine, der andre heißet Arndt.

Hoffmann.

Herrn Uhland wolle preiſen jedes neue Geſchlecht;
Der ſang die ſchönſten Weiſen von Vaterland und Recht,
Vom Dämmer der alten Zeiten, von der Liebe Maienglanz;
Kein Lebender ſoll ihm beſtreiten den vollen Lorbeerkranz.

Hoffmann.

Der deutſche Gluck gewann den Streit
Dem Welſchen ab in alter Zeit.
Drum hört man ihm, wo Deutſche ſingen,
Mit Gluck Gluck Gluck noch Vivat bringen[13]).

Hoffmann.

Anmerkungen.

1) Die Verzierung dieſes Thores war ganz alterthümlich gehalten.
2) An dieſem neugebauten Thore ſtellten plaſtiſche Figuren die Neuzeit und insbeſondere die Vereinigung von Kunſt und Gewerbe dar.
3) Der Königin von Bayern zu Ehren benannt.
4) Ein Thürchen, das mit Eintritt der Nacht verſperrt wird.
5) Durch dieſes Thor zog der Feſtzug hinaus in die Halle.
6) Anſpielung auf eine gehäſſige Aeußerung des „Volksboten“ über Nürnbergs Bewohner.
7) Es iſt dieſes Thor nahe der Fürther Eiſenbahn und war mit den ſymboliſchen Figuren von Nürnberg und Fürth verziert.
8) Ein großes Bild ſtellte ein „Geſellenſtechen“ dar, dem der Kaiſer als Zuſchauer beiwohnte.
9) Das Gäßchen, in welchem das Haus von Veit Stoß ſtand, iſt zu eng, als daß das Bild, welches die Befeſtigung ſeines „engliſchen Grußes“ in der Lorenzkirche darſtellte, füglich daſelbſt angebracht werden konnte. Man heftete es daher quer über das Gäßchen am Heumarkt an.
10) Hier verſammelten ſich die Meiſterſänger zu ihren Sangesübungen.
11) Nach dieſem anmuthigen Park wurde eine Landpartie gemacht. Der Spruch war für die Eingangspforte beſtimmt.
12) Am Dirigentenpult.
13) Ueber einer Reſtauration.

Das seltsame Frühstück.

Lustspiel in einem Act

von

Julius Hammer.

(Den Bühnen gegenüber Manuscript.)

Personen:

Lüddelbeck, ein reicher Blumenzwiebelhändler in Harlem.
Emma, seine Tochter.
De Bontemps, ein junger Franzose.
Stephan, dessen Reitknecht.

Wohlhäbig eingerichtetes Zimmer.

Erste Scene.

Lüddelbeck, (einen verzierten Teller, auf welchem zwei Blumenzwiebeln liegen, in der Hand haltend, tritt herein mit seiner Tochter) Emma, (die eine Flasche Wein auf den Tisch setzt).

Emma. Da, Vater! Ich wünsche guten Appetit.

Lüddelbeck. Danke, mein Kind, danke. Emma — weißt du auch, daß ich heute gerade mein fünfundzwanzigjähriges Hochzeitsfest feiern würde —

Emma. Heute?

Lüddelbeck. Wenn deine Mutter noch lebte. Ja, ja, die gute Frau ist nun beinahe fünfzehn Jahre todt. Sie war die theuerste Blume in meinem Geschäft; aber schön, — bildschön! Darum hat sie mir auch eine so liebliche Frucht getragen. Gott hab' sie selig!

Emma. Ich war bei ihrem Tode kaum drei Jahre auf der Welt.

Lüddelbeck. Emma!

Emma. Vater?

Lüddelbeck. Du zählst nächstens achtzehn Lenze.

Emma. Ich wünschte, ich hätte mich um einen zu viel verzählt. Seh' ich nicht schon recht alt aus, Vater?

Lüddelbeck. Schelm! Das ist just die Zeit, wo ein Mägdlein ans Heirathen denken kann.

Emma (abbrechend). Ach, Vater, das sind gewiß die seltenen Blumenzwiebeln?

Lüddelbeck. Was ganz Seltenes! Zwei Antediluvianae speciosae für sechsundzwanzigtausend Gulden! Sieh, die haben seit mindestens 10 Jahrtausenden in einer ägyptischen Pyramide gelegen, — in der Hand einer Mumie!

Emma. Schauerlich!

Lüddelbeck. Sechsundzwanzigtausend Gulden sind niemals schauerlich. Was meinst du?

Emma (sich bittend an ihn lehnend). Den schönen Shawl, Väterchen, — oder das Spitzenkleid, das Dir neulich zum Kauf —

Lüddelbeck (zurückfahrend). Emma!

Emma. Was, Vater?

Lüddelbeck. Welcher Geist des Leichtsinns und der Verschwendung spricht aus dir? Das ist nicht deines Vaters Geist, Mädchen, — ich höre deine selige Mutter und diese unselige Zeit des Luxus und der Eitelkeit aus dir sprechen! Wir armen Männer! Das weibliche Geschlecht ist unser Ruin!

Emma. Aber, Vater, du hast doch wirklich allzustrenge Begriffe von Sparsamkeit. Wir könnten weit besser leben!

Lüddelbeck. Besser leben? Was fehlt uns denn? Gönne ich mir nicht Sonntags ein Glas Chambertin zum Frühstück? Besser? Ist das Ding noch nicht schmuck genug herausgeputzt?

Emma (lächelnd). Gefall ich dir, Vater?

Lüddelbeck (barsch). Nein — — (einlenkend) das heißt, wenn du vernünftig wärest, — wenn du deine Schönheit mit meinen Grundsätzen in Einklang brächtest, — dann freilich — sage selbst, Kind: sollte ich gewissenlos mit dem Nothpfennig umgehn, den ich mir im Schweiße meines Angesichts zurückgelegt?

Emma. Nun, lieber Vater, wenn zwei Antediluvianae allein sechsundzwanzigtausend Gulden einbringen, so kann ich weder den Pfennig noch die Noth begreifen.

Lüddelbeck. Zwei Mumienzwiebeln! Glaubst du denn, daß die Mumien auf der Straße liegen?

Emma. Gott sei Dank, nein! Doch ich glaube, für die sechsundzwanzigtausend Gulden kann man bei deiner Leibesconstitution schon einige Schweißtropfen vergießen!

Lüddelbeck. Hähä, Schmeichelkatze, — du bist aufgeräumt. Aber sieh, wenn dieser Marquis de la Coste — riech' einmal, Emmchen! (er hält ihr eine Hyazinthe hin).

Emma. Ah!

Lüddelbeck. Ah! Ein Duft zum Entzücken!

Emma. Ah!

Lüddelbeck. Emma!

Emma. Vater?

Lüddelbeck. Wenn mir mein Marquis de la Coste-Vorrath, wie ich hoffe, seine tausend Gulden einträgt, so sollst du ein Spitzenkleid —

Emma (ihm lebhaft ins Wort fallend). Parole d'honneur, Vater?

Lüddelbeck (langsam betonend). Zu deiner — Hochzeit haben!

Emma (sich abwendend). Ach!

Lüddelbeck. Der reiche, elegante —

Emma (heftig). Ennuyante, abgeschmackte, unausstehliche Herr van Faltern etwa?

Lüddelbeck. Hält noch heute oder morgen um deine Hand an, und dann wollen wir sehn, ob du deinen Trotzkopf noch beibehältst!

Emma. Voyons! — Willst du jetzt nicht frühstücken, Vater? Ich muß in die Kirche.

Lüddelbeck. Recht, mein frommes Kind, — das ist der Besserung Anfang! Bitte nur den lieben Gott recht schön, daß er's uns gesegnet! Apropos, — ist der Buchhalter noch zu Hause?

Emma. Ich weiß nicht, Vater.

Lüddelbeck. Wart', mein Kind, — ich komme sogleich aus dem Comtoir wieder. Dann will ich frühstücken, und du magst in die Kirche gehn. Eine kleine Geduld, Emma, eine kleine Geduld! (Er geht seitwärts ab).

Zweite Scene.

Emma (allein). Eine kleine Geduld, Vater, — den windschiefen Faltern heirath' ich nicht! Glücklicherweise stamme ich von einer französischen Mutter und habe einen Theil ihres Temperamentes geerbt.

Ich bin verliebt, — in einen jungen Mann, der mir eben gefällt? Das find' ich so natürlich, als ich ein Mädchen bin. Daß er nur ein armer Künstler ist, soll mich nicht irre machen. Er kann ein zweiter Rubens werden. Ich habe mir nun einmal vorgenommen, dem Glück zu vertraun. In der Regel werden die Menschen unglücklich, nicht, weil sie von Glück verlassen werden, sondern weil sie das Glück verlassen. — Und heute? Ob er Wort hält? — Still, der Vater!

Dritte Scene.

Lüddelbeck (kommt zurück). Emma.

Lüddelbeck. Ist der Schlingel doch fortgelaufen, und ich hatt' ihm Aufträge zu geben! — Hab' ich dich lange warten lassen, Emma?

Emma. Nein, Vater, ich komme noch früh genug zur Predigt.

Lüddelbeck. Von der du mir erzählen sollst, wenn du nach Hause zurückkommst. Nicht?

Emma. Wenn mein Gedächtniß ausreicht. Auf Wiedersehn!

Lüddelbeck. Emma!

Emma. Vater?

Lüddelbeck. Bist du ein folgsames Kind?

Emma. Ich laufe nicht hinter die Kirche.

Lüddelbeck (ihr die Wange klopfend). Nun geh, geh, — ich will mich zu Tische setzen. — Emma!

Emma. Vater?

Lüddelbeck. Denk' an das Spitzenkleid!

Emma. Beim Gottesdienste?

Lüddelbeck. Der Ehestand ist der Kirche heilig.

Emma. Guten Morgen, Vater!

Lüddelbeck. — An das Spitzenkleid! Zur Hochzeit!

Emma. Reimt sich das auch?

Lüddelbeck (ihr immer folgend). Du verstehst mich!

Emma (entschlüpft lachend).

Vierte Scene.

Lüddelbeck (allein). Der Herr von Faltern ist nicht ganz nach Emma's Geschmack. Thut nichts. Meine Selige hatte auch keinen sonderlichen Geschmack an mir und hätte mich trotzdem wahrscheinlich

mit Haus und Hof aufgezehrt, wenn sie nicht so zeitig aus meinem Geschäft abgerufen worden wäre. Faltern hat erstens Geld, zweitens Geld vollauf, und drittens nichts als Geld, und darum soll er mein Schwiegersohn werden! Freu' dich, Alter, — ich möchte tanzen, so wohl und leicht ist mir ums Herz! Und wie weit hat sich mein Blumenzwiebelhandel verbreitet! Das macht die schöne Waare! Ja, ich stehe im besten Geruch! Tulpen, Hyazinthen, Jonquilien, weiße Lilien, Martagons, Iris, Fritillarien, Crocus, — alle Arten von Wohlgerüchen versend' ich. Neulich wieder der Passe non plus ultra! Ein fetter Bissen! — Jetzt zum Frühstück! (er setzt sich).

Fünfte Scene.

Lüddelbeck. Stephan (vor der Thür).

Stephan. He! Holla! Holla!

Lüddelbeck. Alle Wetter! Wer brüllt denn da draußen wie besessen?

Stephan. Wirthschaft! He! Holla!

Lüddelbeck. Gleich! Gleich! Soll ich denn heute nicht in Ruhe frühstücken?

Stephan (tritt ein). Endlich wird Licht! Und wie ich sehe, habe ich das rechte Zimmer nicht verfehlt.

Lüddelbeck. Nun, was solls?

Stephan. Entschuldigen Sie, daß ich mich etwas laut angemeldet. Der Gang draußen ist ein wahres Labyrinth voll ägyptischer Finsterniß. Da konnt' ich mir nicht anders helfen! Ganz ergebener Diener, Mynherr Lüddelbeck!

Lüddelbeck. Der bin ich. Aber was soll das heißen?

Stephan. Das soll heißen: auf Ihrem runden Schilde im Flur konnte ich Ihren werthen Namen nicht erkennen; um so deutlicher les' ich ihn auf dieser ehrwürdigen Firma!

Lüdeelbeck. Wollen Sie mir nicht sagen, wie ich eigentlich —

Stephan. Zu der Ehre komme, mich hier zu sehen? Ich hab' einen Brief an Sie. — Hier!

Lüddelbeck. Was? Von meinem Bruder aus Paris?

Stephan. Eine Art von Empfehlungsbrief, glaub' ich.

Lüddelbeck (hat den Brief erbrochen). Es scheint so. (Rückt einen Stuhl). Ich bitte, — lassen Sie sich nieder.

Stephan. Schon gut.

Lüddelbeck (lieſt). „Lieber Bruder, in der Hoffnung, daß Dirs wohlgehe, empfehle ich dir einen meiner Bekannten“ — (Stephan zum Sitzen nöthigend). Wollen Sie nicht ſo gut ſein —?

Stephan (ſetzt ſich).

Lüddelbeck (lieſt fort) „einen meiner Bekannten, Namens de Montemps, einen jungen Mann aus Paris von guter Geburt und feiner Bildung“ — (Lüddelbeck ſieht auf Stephan, welcher eben gähnt) „welcher im Begriff ſteht, ſich im Auslande eine Frau zu ſuchen, weil ihm ſeine Landsmänninnen nicht mehr gefallen. Er beſitzt ein Vermögen — von ſechs Millionen Livres —“ (er hält erſtaunt inne und ſtürzt dann auf Stephan, welcher aufſteht). Sechs Millionen! Oh! — Freund! (er umarmt Stephan).

Stephan. Teufel! Laſſen Sie los! Sie zerbrechen mir die Rippen!

Lüddelbeck (gerührt). Sechs Millionen!

Stephan. Pah! Eher mehr als weniger hat mein Herr!

Lüddelbeck (überraſcht). Ihr — ja ſo — euer Herr!

Stephan. Ja, ja, der Meinige! Leſen Sie nur zu Ende. Er wird gleich ſelbſt hier ſein.

Lüddelbeck. Gleich ſelbſt — hier ſein? Sechs Millionen Livres — Wo war ich denn? Ja, — hier (lieſt weiter) „ein Vermögen von ſechs Millionen Livres, und da ich weiß, daß du eine ſchöne Tochter haſt, der du eine ſolide Parthie zugedenkſt —“ Guter Bruder! — ſo nehm' ich keinen Anſtand, meinen jungen Freund in dein Haus einzuführen.“ — Beſter Bruder!“ — „Bei Gelegenheit magſt du mir Nachricht zukommen laſſen, wann die Hochzeit gefeiert wird.“ — Einziger Bruder! — (er läßt den Brief ſinken). Bin ich noch, der ich war? Eine neue Welt erſteht vor meinen Augen, und an ihrer Pforte ſeh ich eine Inſchrift mit großen goldenen Buchſtaben, — ich leſe die Worte: „Lüddelbeck, du gehörſt zu den Auserwählten!“ Ich war immer ich, und jetzt bin ich erſt recht Ich!

Stephan. Herr, Sie ſind ja ganz außer ſich?

Lüddelbeck. Schwindel — ein Anfall von Schwindel!

Stephan. Dergleichen Anfälle ſind heutzutage keine Seltenheit!

Lüddelbeck (indem er den Brief einſteckt). Wackerer Diener eines edeln Herrn! Wann, ſagtet Ihr, wann wird er zu mir kommen?

Stephan. Er könnte ſchon hier ſein. Lange wird ers ohnehin nicht aushalten.

Lüddelbeck. Was? Aushalten?

Stephan. Denn er hat nachher noch ein Geſchäft abzumachen.

Lüddelbeck. So — ſo — (für ſich) Daß Emma gerade heute in der Kirche ſein muß! Das verwünſchte Auslaufen! — (laut) Nun,

wenn er mir die Ehre gibt, bei mir ein Frühstück einzunehmen, — pflegt euer Herr zu frühstücken?

Stephan. Am liebsten in Gesellschaft. Das kommt ihn oft theuer genug zu stehen.

Lüddelbeck. Desto besser — das heißt, ich wollte sagen, — was wollt' ich denn sagen? Seid so gut und geht meinem verehrten Freund entgegen — wart', hab' ich denn nichts bei mir? Bleibt einen Augenblick, ich bin sogleich wieder hier.

Stephan. Bitte gehorsamst. (Lüddelbeck ab).

Sechste Scene.

Stephan (allein). Die sechs Millionen Livres haben den Philister weich gemacht! Hielt mich der holländische Dickwanst doch für den Millionär selbst, und sogleich war meine Grobheit vergessen. Ja, diese Krämerseelen! Uebrigens wird sich mein Herr hier nicht sonderlich amusiren, zumal jetzt, wo er was auf dem Zuge hat, was ihm sehr ans Herz zu gehen scheint. Als ich neulich für mich das Lied sang:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß",

da wurde er ganz melancholisch, und ich mußt' es ihm wiederholen. Bei der Gelegenheit hab' ich mir vorgenommen, auch so zu brennen, — und das Dienstmädel, dem ich unten an der Hausthür begegnet bin, wäre mir gerade recht zu solcher heimlichen Brennung. Inzwischen möcht' ich hier — (er tritt an den Tisch) mein Lieblingsweinchen! Wenn ich wüßte, daß der Kerl noch ein wenig wegbliebe — (wie er einschenken will, hört man husten). Verflucht, — er kommt!

Siebente Scene.

Lüddelbeck (kommt; er trägt einen Teller, den er auf den Frühstückstisch setzt), Stephan.

Lüddelbeck (gibt Stephan ein Trinkgeld). Da, Freundchen! Für die Mühe. Und nun geht euerm lieben, guten Herrn entgegen und ladet ihn höflichst ein —

Stephan (am Fenster). Der Weg wird nicht weit sein. Dort seh' ich meinen Herrn kommen.

Lüddelbeck. Laufe, laufe, daß er nicht vorbei geht!

Stephan, Empfehle mich! (er gebt eilig, kehrt aber wieder um) Herr Lüddelbeck, — kennen Sie das Lied (singend): „Kein Feuer, keine Kohle —"

Lüddelbeck. Nur jetzt nicht, — ich stehe selbst wie auf Kohlen!

Stephan. 's ist ein gar schönes Lied aus meiner Heimath in Deutschland! Na, ich gehe schon! (ab).

Achte Scene.

Lüddelbeck (allein, tritt vor den Spiegel). Gott gebe, daß ich ihm imponire! Man mag gegen meine Gestalt einwenden, was man will — sie ist ein überzeugendes Sinnbild des Soliden, des Vertrauenerweckenden! Von einem Menschen ohne Werth und Würde sagt man: es ist nichts an ihm; — nun, an mir ist Etwas, das läßt sich nicht bestreiten. — Guter Herr van Falkern, ich bedaure Sie, aber unter den jetzigen Umständen muß ich doch meinem Töchterchen Recht geben: Sie sind keine passende Parthie für uns!

Neunte Scene.

Stephan (öffnet die Thür), De Bontemps (tritt ein) Lüddelbeck.

Stephan. Hier, gnädiger Herr!

Lüddelbeck. Ah, endlich! — Willkommen in meinem Hause, tausendmal willkommen!

De Bontemps*) Est-ce que c'est toujours le bien venu? Bin ich noch immer willkommen? Das Datum des Briefes, que j'ai eu l'honneur de vous faire parvenir, ist nicht mehr neu. Ihre Liebenswürdigkeit erspart mir ein Erröthen, mein Herr — Herr —

Lüddelbeck. Lüddelbeck. Oui — der glücklich ist — enchanté — Sie begrüßen zu dürfen — car — pourtant —

De Bontemps. Pourtant, wollen Sie sagen, es ist unverzeihlich von mir, daß ich schon über drei Wochen hier bin — Etienne!

Stephan. Zu Befehl!

De Bontemps. Tiens, mon fils! (er gibt ihm Hut und Reitgerte mit dem Zeichen zum Gehen; Stephan ab.) En effet, Sie hätten ein Recht, mir zu zürnen, et je crains, de vous apparaître sous un jour peu favorable, Monsieur Becklüddel.

*) Der Verf. nimmt an, daß Bontemps geläufig, wenn auch mit Accent, spricht.

Lüddelbeck. Lüddelbeck, s'il vous plaît. Auch nennt man mich in Betracht meines Geschäftes den wohlriechenden Lüddelbeck.

De Bontemps. Die Atmosphäre hier athmet Ihren Ruf!

Lüddelbeck. Allzugütig! (für sich) Ein feiner Mann! (laut) Unbezweifelt haben Sie sich in unserm Harlem schon gut unterhalten — amusé —?

De Bontemps. A merveille, quoique je n'ai pas vu grande chose, c'est à dire, ich will sagen, wenn ich auch nur noch wenig gesehen habe, um so mehr hat das, was ich gesehn, meine Erwartungen übertroffen und entzückt mich immer aufs Neue durch Anmuth und Lieblichkeit.

Lüddelbeck (sich verbeugend). O, von dieser Seite sollen Sie uns noch bewundern lernen, — und was ich meinerseits dazu beitragen kann, soll mit Vergnügen geschehn, Herr von Bontemps!

De Bantemps. Bien obligé d'avance, Herr Lüzbeddel!

Lüddelbeck, Lüddelbeck, mit Ihrer Erlaubniß, Lüddelbeck! Aber wir verplaudern die schöne Zeit, ohne unserm Magen etwas zu gönnen —

De Bontemps. Für den Sie, wie ich bemerke, schon aufs Beste gesorgt haben.

Lüddelbeck. Ganz frugal, — ein schlichtes bürgerliches Frühstück: Caviar, frisch und großkörnig; ein Glas Wein, — Sie müssen sich für diesmal begnügen. Haben Sie die Güte! (sie setzen sich)

De Bontemps. Excellent! Wer tränke nicht gern ein Glas, das die Gastfreundschaft so zuvorkommend kredenzt? Französischer?

Lüddelbeck. Zu dienen: Ein Landsmann; feurig und mild!

De Bontemps (hat gekostet). Mit dem ich mich befreunden könnte! Eh bien, Monsieur Bückeleck —

Lüddelbeck. Lüddelbeck! Aber geniren Sie sich nicht, machen Sie sichs ganz bequem!

De Bontemps (hält ihm sein Glas hin). Unsere neue Bekanntschaft verdients! (sie stoßen an).

Lüddelbeck. Möge sie blühen und Früchte tragen! (für sich) Ein herrlicher junger Mann!

De Bontemps (für sich). Drôle de corps!

Lüddelbeck. Wie befindet sich denn mein guter Bruder in Paris, dem ich die Freude verdanke —

De Bontemps. Wie man sich in Paris befinden kann, — es gibt nur ein Paris.

Lüddelbeck. Oui — an der Seine!

De Bontemps. Das Einem aber, im Vertrauen gesagt, zu Zei-

ten den Appetit zum Amüsement gründlich verderben kann. Qui sait? Je suis libre, et il se peut que je reste ici. Vielleicht bleib' ich hier.

Lüddelbeck. Wirklich, Goldmännchen? Haben Sie Lust? (für sich) Das paßt sich vortrefflich! (laut) Möchte ein so feiner, gewandter, gebildeter Cavalier ganz der Unsrige werden!

De Bontemps. Die gute Meinung eines Mannes von Ihrem Gewicht ist mir von großem Werth.

Lüddelbeck (bescheiden schmunzelnd). Meine Wenigkeit weiß sich zu bescheiden; aber vielleicht könnte Sie etwas Liebes fesseln, Herr von Bontemps?

De Bontemps. Wollen sehn. Ich habe die Damen fast aller Nationen kennen gelernt —

Lüddelbeck. Nun, da lassen Sie doch hören! Zuvörderst, wie finden Sie die Französinnen?

De Bontemps. Qu'elles vivent! Sie vertreten die sorglos lächelnde Grazie der Welt! Mais si j'osais me permettre une observation à l'égard de mes compatriotes, aber wenn ich mir einen Einwand gegen meine Landsmänninnen erlauben dürfte, so würde ich sagen: sie bestechen unser Herz durch die Phantasie und führen die Liebe ins Gebiet der schönen Künste. Man kann in eine Französin ein Leben lang verliebt sein, ohne sie zu lieben!

Lüddelbeck (nachdem er getrunken). Paßt ganz auf meine selige Frau, die auch eine Französin war! Welche Menschenkenntniß! Welcher Scharfblick! — Nun, die Deutschen!

De Bontemps. C'est justement le contraire!

Lüddelbeck. Das Conträre?

De Bontemps, Oui, Monsieur. Sie besitzen nicht jenen schnell gewinnenden Zauber, der freilich oft sehr trüglich ist, nichts, was plötzlich entflammen könnte. Man wird ihnen entweder mit dem wechselnden Mond untreu, — oder man fühlt sich mit ihnen eins für alle Ewigkeit! Mehr als irgendwo ist dort jedes Weib ein schönes Räthsel. Hat man das Glück, es zu errathen, so löst es sich in Liebe auf. Die Töchter Deutschlands scheinen mitunter unliebenswürdig vor lauter Liebe, wie die deutsche Nation oft undeutsch ist — vor lauter Deutschheit. Sie sind die halbverschlossenen Blüthen edler Weiblichkeit auf Erden, und gesegnet ist das Land, das solcher Frauen sich rühmen kann! (er trinkt.)

Lüddelbeck. Himmlisch! Erhaben! (für sich) Und wie das ihm von der Zunge fließt! O Gott, wenn Der Emma's Mann würde! (laut) Ich bewundere Sie immer mehr; ich stimme ganz mit Ihnen

überein. Vollkommen mein Gefühl! Was werden Sie jetzt von den Engländerinnen sagen?

De Bontemps. Ueber sie muß man die Engländer selbst urtheilen lassen. Das schöne Geschlecht Britanniens verlangt eine englische Liebe.

Lüddelbeck. Den Nagel auf den Kopf getroffen! Die Engländerinnen stammen gewiß unmittelbar von den Engeln ab, drum sind sie auch so fromm. Hatten Sie vielleicht auch Gelegenheit, Damen —

De Bontemps. Noch mehr? Après le déjeuner — ich bitte.

Lüddelbeck. Sehr wohl. Doch hatt' ich eigentlich eine holländische Absicht.

De Bontemps. Je vous demande mille pardons, Monsieur! Klingen Sie an! Alle Ihre schönen Mädchen! Und vor Allen Eins!

Lüddelbeck. (mit steigender Weinlaune) Hab' auch nur eins. Vivat! Eine Tochter von achtzehn Jahren. Ach, über die Jugend geht doch nichts im Leben!

De Bontemps. Und dabei seufzen Sie, als ob Sie die Ihrige verloren hätten?

Lüddelbbeck. Lassen Sie nur! Ich war einmal ein gar flotter Bursche; schlank, daß ich durch einen Zaun kriechen konnte. Und meine Ständchen — die waren berühmt! Ja! (er singt)

Im Garten wart' ich lange
Und locke mit Gesange
Die holde kleine Schlange:
O komm, o komm zu mir!
Was schleicht im Mondenscheine?
Sie ist's! — Doch nicht alleine —
Der Vetter ist bei ihr!

De Bontemps. Bravissimo! Ja, solche Mondscheinvettern sind sehr überflüssig!

Lüddelbeck. Nicht wahr, meine Stimme macht sich noch immer? Nun sollten Sie erst meine Tochter singen hören. Und wenn sie dazu am Pianoforte sitzt, — ich will mir nicht schmeicheln, — aber das ist ein äußerst lieblicher Anblick!

De Bontemps. Ist sie schön?

Lüddelbeck. Höchst! Mir wie aus den Augen geschnitten!

De Bontemps. A la bonheur! Heirathslustig?

Lüddelbeck. Und ob! Das heißt, wenn sie den Mann ihres Herzens findet!

De Bontemps. Nun, auf gutes Glück! Es ist die Reige.

Lüddelbeck. O pfui! Die Neige für die Gottlosen! Schnell eine neue Flasche!

De Bontemps. Genug! Genug!

Lüddelbeck. Eine stärkere Sorte! Keine Regel ohne Ausnahme!

De Bontemps. Ich muß übrigens bald fort.

Lüddelbeck (weich) Bitte, bitte, — werden mir doch das Leid nicht anthun! Sie sind ja erst gekommen

De Bontemps. Ich hab' etwas Wichtiges vor.

Lüddelbeck. Wer wird Sonntags Geschäfte vornehmen? Bleiben Sie, Freundchen — Sie sind doch mein Freund? He? (er umarmt und küßt ihn) Sie haben mein ganzes Herz! Aber bleiben müssen Sie!

De Bontemps. Nun, noch ein Weilchen.

Lüddelbeck (vergnügt) Hat ein Eilchen! (er geht wankend ab.)

Zehnte Scene.

De Bontemps (allein) Wenn dem wirklich seine Tochter ähnlich sieht, so wird sie eine alte Junger! Aber wäre sie auch ein Ausbund aller Schönheit und alles Liebreizes, sie würde mich doch kalt lassen, wie ein Marmorbild, seit ich weiß, was warme, lebendige Liebe ist! Und daß die Geliebte nur eine arme Waise ist, macht sie mir doppelt theuer. Nein, ich darf die Stunde nicht versäumen! Ist mein Bursch in der Nähe? Il devait me faire souvenir de l'heure. Er sollte mich an die Zeit erinnern. Etienne! Ist der Kerl fort? Etienne! Etienne!

Elfte Scene.

Stephan (kommt.) De Bontemps.

Stephan. Gnädiger Herr?

De Bontemps. Wo steckst du?

Stephan (sentimental) Es ist eine eigne Sache — ich weiß nicht, ob — und wie —

De Bontemps. Nun, was ist dir? Was machst Du für seltsame Geberden?

Stephan (die Hand auf dem Herzen, singend)

Kein Feuer, keine Kohle — kann brennen so heiß —

(er wischt sich die Augen.)

De Bontemps (lachend) Mais, mon gaillard, qu'est ce que cela veut dire? Was bedeutet das?

Stephan (fährt fort zu singen)

Als heimliche Liebe — von der Niemand nichts weiß.

De Bontemps. Bist Du etwa —?

Stephan (nickt traurig) Auch! — Seit einer Viertelstunde.

De Bontemps. Und hast schon den Kopf verloren?

Stephan. Nein, — das Herz!

De Bontemps. Du weißt, wo ich erwartet werde. Vergiß nicht, mich zur rechten Zeit abzuholen! Wenn das geschieht, so magst Du mit Deiner Grazie schwärmen, wie Du willst.

Stephan (vertraulich) Sehr wohl! Es ist doch schön, wenn so 'ne rechte Harmonie zwischen Herrn und Diener ist!

De Bontemps (streng) Va-t-en!

Stephan. Avec plaisir! (ab.)

Zwölfte Scene.

De Bontemps (allein). Ueber dem Trinken hab' ich den Caviar ganz vergessen. Mein Wirth vom dicken Bauche bleibt lange auf seiner Kelletreise. — Gibts denn hier keine Zwiebeln? Ah, c'est précisement ce que cherche! Da sind ja welche! (er nimmt vom Tische auf der andern Seite den Teller auf welchem die Blumenzwiebeln liegen) In Frankreich pflegt' ich den Caviar ohne Zwiebeln zu speisen Hier bin ich in Holland und richte mich nach dem Geschmack des Landes (er zerhackt eine Zwiebel und streut sie auf den Caviar) Die Dinger sind klein! (er zerschneidet die andere) Ein ächt holländisches Futter! (er fängt an zu essen.)

Dreizehnte Scene.

Lüddelbeck (kommt zurück.) De Bontemps.

Lüddelbeck (eine Flasche emporhaltend.) Neue Zufuhr! Das hat Mühe gemacht! Denken Sie sich, kaum bin ich aus dem Keller mit der Flasche herauf, so seh' ich zu meinem Entsetzen, daß ich Rum anstatt Rothwein ergriffen habe. Ich klettere noch einmal hinab, da löscht mir auf der Hälfte des Weges das Licht aus, und erst beim dritten Male gelingt mir's, die rechte Flasche zu finden und glücklich aus der

Unterwelt an die Tageshelle zu kommen. Das ist Malheur, — wenn es nur nichts Uebles zu bedeuten hat!

De Bontemps. M'achen Sie sich keine Sorgen. Sie seh'n, ich lasse mir's schmecken.

Lüddelbeck. Und haben sich hoffentlich der Gedanken entschlagen, mir zu entlaufen?

De Bontemps. Lange wirds in der That nicht mehr dauern.

Lüddelbeck. Schnell ein Glas! Wo waren wir steh'n geblieben? Ja, beim künftigen Eheglück meiner Tochter!

De Bontemps (für sich) Der Kerl will mir sein Ebenbild aufhängen! (laut) Prosit

Lüddelbeck (anstoßend) In der That, der Schwiegersohn, den ich mir wünschte, könnte schon so aussehen wie Sie! Haha!

De Bontemps (für sich) Ne l'avais je pas dit? (laut) Viel Ehre! Der Caviar ist exellent —

Lüddelbeck. Freut mich von Herzen, daß unsere Geschmäcke auch hierin übereinstimmen!

De Bontemps. Indessen merk' ich doch, daß ich ihn ein wenig zu stark gezwiebelt habe!

Lüddelbeck (frappirt) Gezwiebelt? Zwiebeln?

De Bontemps. Und Ihnen nicht einmal eine übrig zu lassen!

Lüddelbeck (springt auf) Zwiebeln?! (er nimmt den Teller, auf dem die Zwiebeln gelegen, stürzt dann nach dem Tische auf der andern Seite, darauf wieder nach dem Frühstückstisch zurück; die höchste Angst begleitet seine Geberde; er zittert, will reden und kann nicht, bis er endlich losbricht): Barmherzigkeit: Er hat meine sechs und zwanzigtausend Gulden gefressen!

De Bontemps. Quel délire!

Lüddelbeck (Bontemps anpackend) Ich bin ein ruinirter, zu Grunde gerichteter, geschlagener Mann! Geben Sie mir meine Zwiebeln heraus! Meine Zwiebeln!

De Bontemps. Sind Sie verrückt? Sie haben mich ja zum Frühstück eingeladen?

Lüddelbeck. Ein Frühstück von dreißigtausend Gulden! Unwissender Barbar! Warum schaffen Sie sich nicht die nöthigen Kenntnisse an, wenn Sie nach Holland kommen?

De Bontemps. Erklären Sie sich deutlicher!

Lüddelbeck. Hören Sie nicht, Menschenfresser? Sie haben meine besten Blumenzwiebeln verschlungen; zwei antediluvianische Mumien-

zwiebeln für vierzigtausend Gulden hat Ihr verfluchter Heißhunger vernichtet!

De Bontemps (mit dem Ausdruck des Ekels) Mumien? Mumienzwiebeln? Mais c'est affreux! (er schüttelt sich).

Lüddelbeck. Ja! Afrikanisch! habe sie eben erst aus dem Innern von Afrika bekommen. Ich fordere mein Eigenthum zurück! Fünfzigtausend Gulden, den Schreck noch nicht gerechnet! Sie können's tragen, Sie haben sechs Millionen Livres!

De Bontemps. Das wird Ihnen nichts helfen, mein Süßer! Wer heißt Sie so enorm theure Delikatessen hinlegen?

Lüddelbeck. Ich stelle eine Criminalklage an!

De Bontemps. Schön, Herr Leckbüddel!

Lüddelbeck (schreit) Lüddelbeck!! Wollen Sie mir nicht einmal meinen unglücklichen Namen lassen? O ihr entsetzlichen Franzosen! Eurem verderblichen Geschmack ist nichts heilig! — Noch gibts ein Mittel!

De Bontemps. Das wäre?

Lüddelbeck. Sie heirathen meine Tochter!

De Bontemps. Ihr schönes Ebenbild? Das ich noch nicht einmal gesehn?

Lüddelbeck. Sie sollens sehn!

De Bontemps. Wozu? Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich so gut wie verlobt bin!

Lüddelbeck (wild) Verlobt? Was? Verblendeter Jüngling! Sie haben sich anführen lassen! Ihre Geliebte taugt den Teufel!

De Bontemps. Herr, kein schlimmes Wort gegen meine Braut!

Lüddelbeck (sinkt in einen Stuhl) Braut! Das ist mein Ende!

Vierzehnte Scene.

Stephan (eilt herein.) Die Vorigen.

Stephan. Gnädiger Herr, es ist hohe Zeit!

Lüddelbeck (springt auf und hält Bontemps) Wohin? Nicht von der Stelle!

De Bontemps. Was geht Sie mein Rendezvous an?

Lüddelbeck. Sie haben jetzt nur mit mir Rendezvous!

De Bontemps. Etienne! Mon chapeau!

Lüddelbeck. Nicht Chapeau! Sie bleiben! (er reißt dem Diener Bontemps Hut weg und setzt sich ihn auf.)

Stephan. Soll ich Hand anlegen?

De Bontemps. Laisse moi, j'en viendrai bien à bout, moi! Wollen Sie mich im Guten forklassen?

Lüddelbeck (fällt auf die Kniee) Haben Sie Menschenliebe, Herr von Bontemps! Warten Sie nur noch ein Viertelstündchen, bis meine Tochter aus der Kirche zurückkehrt! Sie müssen, — Sie müssen sie sehn! Retten Sie mich vor Verzweiflung! Willigen Sie ein, großmüthigster aller Franzosen!

De Bontemps (mit dem Fuße stampfend) Nun, so sei's denn! Stehn Sie nur auf.

Lüddelbeck. Triumph! Ich will selbst zur Kirche laufen und meine Tochter holen.

De Bontemps. Doch sie wird mich nicht treulos machen, das sag' ich Ihnen im Voraus!

Lüddelbeck. O, seitdem Sie diese Zwiebeln im Leibe haben, gehören Ihre Gefühle dem Hause Lüddelbeck und Compagnie! — Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn! (er rennt, Bontemps Hut auf dem Kopfe, fort.)

Fünfzehnte Scene.

De Bontemps. Stephan.

Stephan. Aber, gnädiger Herr —

De Bontemps (lachend) Ich lasse mir einfallen, Zwiebeln zum Caviar zu essen und mache dadurch einen Menschen wahnsinnig!

Stephan. Das ist's also? Ja, hier in Harlem werden die Zwiebeln bezahlt, wie die Edelsteine, das hat mir vorhin meine neue Bekanntschaft gesagt. Ach, gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, wie allerliebst sie ist, und wie prächtige Wafeln sie backen kann! Wenn sie so nett und reinlich in ihrer weißen Schürze am Heerde steht und ihr Gesicht vom Feuer glüht, — man möchte weinen vor lauter Vergnügen! — Aber was wird nun aus Ihrem Rendezvous, gnädiger Herr? Wär' ich an Ihrer Stelle, so —

De Bontemps. Du bist aber nicht an meiner Stelle, mein Junge. Deshalb bekümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten!

Stephan. Sehr wohl! Ich dachte nur so. (er geht ab.)

Sechszehnte Scene.

De Bontemps (allein.)

Er denkt übrigens ganz richtig. Ich hätte mir den Stubenarreſt nicht ſollen gefallen laſſen. Der Kerl ſoll ſeine Entſchädigung bekommen, aber zappeln ſoll er vorher, daß er ſich ein paar Dutzend Pfund vom Leibe ſchwitzt. (er iſt an's Fenſter getreten) Da ſteht der Kirchthurm drüben vor mir, wie ein großes vorwurfsvolles Ausrufungszeichen! Was wird das liebe Kind von mir denken, wenn ich nicht erſcheine? Ciel! Da kommt ſie die Straße herauf, gerade hierher! — Sie erblickt mich nicht! Und ich ſoll hier in Gefangenſchaft ſchmachten? Hol' dich der Teufel, alter Kuppler, — ich muß hinunter! — Que vois je? Sie geht auf die Thür zu; — ſie tritt ins Haus! Was ſoll das bedeuten? Schnell! Wo iſt denn mein Hut? Verwünſcht! Den hat wohl gar der Dickſchädel mitgenommen? Ich höre rauſchen — Oh, mon Dieu! Mes presentiments —

Siebzehnte Scene.

Emma (tritt ein.) De Bontemps.

De Bontemps. Sie iſt!

Emma (einen Schrei ausſtoßend) Ach!

De Bontemps. Emma!

Emma. Du hier, Henri?

De Bontemps. Et Toi, ici?

Emma. Wo iſt denn mein Vater?

De Bontemps. Dein Vater? Der reiche Blumenzwiebelhändler dein Vater? Dein wirklicher Vater, Emma? Das iſt luſtig! O Schickſal, deine Wege ſind wunderbar! — Du ſagteſt mir ja, du ſeiſt eine arme Waiſe? Alſo darum verboteſt Du mir immer, Dich nach Deiner Wohnung zu begleiten? Emma!

Emma. Vergib, Henri! Ich that's in guter Meinung. Du ſollteſt nicht wiſſen, daß ich ein vermögendes Mädchen ſei. Die Aechtheit deiner Liebe wollt' ich erproben, und dann, als es der Prüfung nicht mehr bedurfte, — dann, ja, dann ſchämt' ich mich, Dir zu geſtehn —

De Bontemps. Graces te soient rendues, gütiger Geiſt des Zufalls! Du ſtehſt mit Engeln im Bunde! Du wußteſt, daß ich einen von ihnen liebe, den ſchönſten, der im duftigen Garten Hollands umherwandelt, und lächelſt mir Beifall! Emma, ich bin wie trunken, — nicht von Deines Vaters Chambertin, aber von Glück!

Emma. Wie ist mir? Was soll ich glauben?

De Bontemps. C'est l'histoire la plus bizarre du monde!

Emma. Aber wo ist mein Vater? Weiß er von unserm Verhältniß?

De Bontemps. Pas un mot, — kein Wort! Doch so viel ist gewiß, daß er nach der Kirche gelaufen ist, um dich zu holen. Du sollst einen gewissen Herrn von Bontemps heirathen.

Emma? Was ist das wieder für eine neue Speculation? Ich hörte nie von einem Bontemps.

De Bontemps. Wie ich Dir sage! Er ist Deinem Vater von Paris aus empfohlen und soll sehr reich sein.

Emma. Dann ist er gewiß eben so langweilig!

De Bontemps. Meinst Du? Ich fand sie eben beide zusammen frühstücken, als mich der Zufall hierher führte. Dieser verwünschte Herr von Bontemps, der ein schrecklicher Gourmand ist und Tausende mit einem Bissen verschlingt, wollte durchaus fort, ohne Dich gesehn zu haben, bis er sich endlich mit Mühe bereden ließ, Dich zu erwarten. Mir wurde der liebenswürdige Auftrag, ihn zu bewachen; aber ich hab' ihn nicht halten können, — er hat sich aus dem Staube gemacht und ich bin, so zu sagen, als Pfand zurückgeblieben, — moi et son garçon.

Emma. Henri, bist Du denn wirklich ganz nüchtern? Was Du mir da sagst, klingt Alles so wunderlich!

De Bontemps. Erlaube, mein theures Herz, — jetzt muß so schnell als möglich Dein Vater wieder herbei. Etienne!

Achtzehnte Scene.

Stephan (kommt.) Die Vorige.

De Bontemps. Komm her, Etienne! Nimm Deine Sinne zusammen und merk' auf! (er spricht einige Worte heimlich zu ihm.)

Emma. Ich komme mir wie verzaubert vor!

De Bontemps (laut) Also rasch, Etienne! Lauf ihm entgegen! Sag' ihm, Herr von Bontemps sei entsprungen, aber das Fräulein sei hier und warte auf ihn. Versäume keinen Augenblick! Fort!

Stephan. Wie der Blitz! Ihr Diener, mein gnädiges Fräulein! (für sich) Donnerwetter, die ist noch hübscher, wie meine! (ab.)

Neunzehnte Scene.

De Bontemps und Emma.

De Bontemps. Und nun, geliebtes Kind, — nicht mehr die arme Waise Emma van der Beck, sondern Emma — nenne Du mir Deinen Vaternamen —

Emma. Lüddelbeck.

De Bontemps. O, aus Deinem Munde ist er Musik! Eh bien, mon ange, sei meine Fürbitterin bei Deinem Vater! Er wird sich sträuben, wenn er erfährt, daß Du einen armen Künstler gewählt. Gib nicht nach! Willst Du die Meine sein?

Emma (gibt ihm die Hand) Die Deine!

De Bontemps (umarmt sie) Emma, ich habe kein Maß, die Summe meiner Glückseligkeit zu nennen, aber ich fühle, daß ich nichts weiter bedarf!

Emma (aufhorchend) Der Vater! Ich höre seinen Tritt! Geh einstweilen in das Zimmer dort, Henri! Geh! Ich will mein Möglichstes thun. (Bontemps begibt sich ins Nebenzimmer).

Zwanzigste Scene.

Lüddelbeck (höchst erschöpft, den Hut in der Hand.) Emma.

Lüddelbeck. Entsprungen? — Wo ist er? Wo lebt er? Wo wohnt er? — Emma! — Ach Gott! — Ich bin ganz außer Athem, — ich regne, — meine Kniee zittern! — Hat er Dich noch gesehen, der Dämon, — der Vampyr?

Emma. Er selbst nicht, Vater, wenn ich Dich recht verstehe, aber sein Stellvertreter, den er zurückgelassen.

Lüddelbeck. Stellvertreter? Was soll ein Stellvertreter? Vertritt er eine Million?

Emma. Mehr als eine Million, auch wenn er kein Vermögen hat!

Lüddelbeck. Unsinn!

Emma. Er ist ein Künstler —

Lüddelbeck. Kein Vermögen und noch dazu ein Künstler, — das wäre mir der Rechte!

Emma. Guter, lieber Vater! Willst Du Deine Tochter unglücklich machen? Ich liebe diesen Künstler und kann ohne ihn nicht leben!

Lüddelbeck (aufgebracht) Und ich kann von keinem Künstler leben Was? Einen armen Schlucker wagst Du zu lieben? Ich sage Dir,

Du dummes Mädel: den kriegst Du nicht, so wahr ich hier stehe! Bontemps wird Dein Mann!

Einundzwanzigste Scene.

De Bontemps (hat unterdessen das Nebenzimmer geöffnet und bleibt an der Thür stehn.) Die Vorigen. Nachher Stephan.

De Bontemps. Bontemps wird Dein Mann!

Lüddelbeck. Alle guten Geister! Herr — von — Bontemps!

De Bontemps (auf Emma zueilend) Der bin ich, mein geliebtes Kind! Wie Du gethan, that auch ich. Ich verbarg Dir meinen wahren Namen und meine Verhältnisse, um Deine Liebe zu prüfen! Freilich kann ich mich nicht rühmen, ein Künstler zu sein, doch einer zu werden, ist mein eifrigstes Bestreben. Versuch es mit mir, wie weit ich es bringe!

Emma (an seinem Hals.) Henri! Henri!

De Bontemps (gibt ihr einen Zettel.) Et remets ce billet à ton père! Ich hab' es draußen im andern Zimmer geschrieben.

Lüddelbeck. Hab' ich denn Opium genossen? Herr von Bontemps, — Ihre Braut war also —

De Bontemps. Ihr schönes Töchterchen, ohne daß ich es wußte, Herr Lüddelbeck!

Lüddelbeck (lachend). Jetzt sprechen Sie ja auch meinen Namen richtig?

De Bontemps. Seit ich ihn von Emma gehört!

Lüddelbeck. Sieh mir einer, was so ein Mädel zu Wege bringt!

Emma. Hier, Vater! (gibt ihm das von Bontemps empfangene Billet).

Lüddelbeck (entfaltet und liest). „Der Unterzeichnete bekennt hiermit, Herrn Lüddelbeck 50,000 Gulden für zwei antediluvianische Mumienzwiebeln" —

Emma. Die beiden Mumienzwiebeln sind ja schon verkauft?

De Bontemps. Der Käufer mag sich nach andern umsehn; — auf diese hab ich mir ein heiliges Recht erworben! —

Lüddelbeck (liest weiter) „ingleichen 50,000 Gulden für andere Waaren schuldig zu sein. Henri de Bontemps." (wischt sich die Augen, dann zu Bontemps) Edler junger Mann! Sie sehn, wie tief ich ergriffen bin! Das Haus Lüddelbeck und Kompagnie florirt wieder!

Emma. Erkläre mir nur —

Lüddelbeck. Ein andermal! Es ist eine verzwiebelte Geschichte, aber sie hat einen guten Ausgang genommen. Seid glücklich, Kinderchen!

Emma. Mein Henri — Vater — mir ist, als träumt' ich.

De Bontemps. Es ist die schönste Wirklichkeit!

Stephan (der inzwischen, eine Schüssel mit Waffeln tragend, eingetreten, singt) „Kein Feuer, keine Kohle" — — wenns die Herrschaften nicht übel nehmen wollen —?

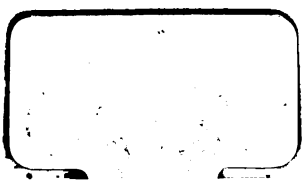
De Bontemps. Was bringst du da?

Stephan. Ein kleines Dessert von meiner heimlichen Liebe; — delicióse Waffeln nebst unseren ehrerbietigsten Glückwünschen!

De Bontemps. Die wir gern annehmen, mein Junge!

Lüddelbeck Her damit! (hat eine Waffel genommen und ißt). Liebe und Waffeln! Nicht wahr, Kinder — das Materielle ist doch auch nicht zu verachten? Freund! Sohn! Frühstücken Sie, so oft Sie wollen, bei mir! (er umarmt de Bontemps).

De Bontemps. Aber künftig ohne urweltliche Würze!

(Der Vorhang fällt.)

62634761